DIE KULTUR

VIERTEL-JAHRSCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST ·

HERAUSGEGEBEN VON DER

ÖSTERREICHISCHEN LEO GESELLSCHAFT

XI. JAHRG.

* 1910. *

·ARCHIT·R·W·03·

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6.

Inhalt des elften Jahrganges.

—o—

Aufsätze.

Belletristisches.

Gedichte.

Umschau.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Miszellen zur Bibelforschung.

Von **Alois Musil.**[1])

Die Vertreter der theologischen Wissenschaft teilen sich ebenso wie die anderer Fächer in zwei Gruppen. Die einen schöpfen nur aus altbekannten, schon lange vorhandenen Quellen, die anderen bemühen sich, neues oder verschollenes Material heranzuziehen. Die Arbeit der letzteren ist eine schwierigere, aber eben diese Schwierigkeit hat für den schaffenden Geist einen eigenen Reiz und der kleinste positive Erfolg verleiht neue Kraft zu neuen Anstrengungen. Auch die Erforschung der biblischen Länder hat Gottes Hand jenen soeben geschilderten, schwierigen Weg sich nehmen lassen.

Ende November 1895 hatte ich zum erstenmale Gelegenheit, verschiedene, in der hebräischen Bibel geschilderte Begebenheiten an jenen Orten zu lesen, an denen sie sich einst zugetragen haben. Es war mir, als ob der Schleier, der meine geistigen Augen bisher umgab und der durch manche Erklärungen der Heiligen Schrift fast noch dichter wurde, von einer unsichtbaren Hand nach und nach entfernt würde, und ich sah alles, was der heilige Autor erzählte, lebend an mir vorbeiziehen. — Dieser Eindruck war für mein Leben entscheidend. Ich nahm mir vor, womöglich die ganze Heilige Schrift am Schauplatz der Begebenheit selbst zu studieren und die Bibelerklärungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Wo die Orte der Geschehnisse unbekannt oder unsicher waren, drängte es mich, sie ausfindig zu machen oder sicher zu stellen.

Das Aufsuchen der biblischen Orte erforderte jedoch ziemlich viele Vorstudien. Der Topograph muß nicht nur die Heilige Schrift, die wichtigsten Übersetzungen und die ältesten Erklärungen im Originale studieren, er muß auch das hierauf bezügliche Material der profanen Geographie und Geschichte sowie das der Inschriften genau kennen, er muß imstande sein, eine Karte der durchforschten Landschaft zu entwerfen, Situationspläne aufzunehmen, die wichtigsten archäologischen Funde an Ort und Stelle zu skizzieren oder zu photographieren und dergleichen mehr. — Nebstdem ist eine vollkommene Kenntnis der in den zu erforschenden Gebieten gesprochenen Dialekte erforderlich, denn nur der wirkliche Topograph ist in der Lage, die einzelnen Ortsnamen genau wiederzugeben, und nur der genau wiedergegebene Name kann die

---

[1]) Vortrag gehalten in der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft am 23. November 1909. Die Bilder stammen aus dem Werke „Arabia Petrãa" des Verfassers und sind durch das dankenswerte Entgegenkommen der k. Akademie der Wissenschaften in Wien zugänglich gemacht worden.

Basis einer wahren wissenschaftlichen Untersuchung bilden. Die gründliche Beherrschung des gesprochenen Dialektes ist ferner auch die unbedingte Voraussetzung für das Studium des Volkslebens, weil der Forscher nur so direkt mit dem Volke verkehren und das Leben und Treiben desselben verstehen und begreifen kann. Die genaue Kenntnis des Volkslebens in den biblischen Ländern aber ist für den Bibelexegeten eine reiche Fundgrube und ein wichtiger Schlüssel für das Verständnis der Heiligen Schrift. Wie ja das Klima und somit die Lebensbedingungen die gleichen geblieben und die biblischen Länder von derselben Völkerfamilie — nämlich von den Semiten — bewohnt waren und bewohnt sind, so hat sich natürlich auch im Volksleben, in den Begriffen und in der Art der Vorstellung und Ausdrucksweise, in den Sitten und Gebräuchen vieles erhalten, was sich fast genau so in der Heiligen Schrift findet und dem, der mit diesen Dingen nicht vertraut ist, schwer verständlich oder unklar bleibt.

Aber die einfache Aufzeichnung der Sitten und Gebräuche des Volkes allein, dessen Kulturleben zu studieren man vor hat, genügt nicht. Die wissenschaftlich betriebenen ethnologischen Studien erheischen eine vertiefte Kenntnis auch des Kulturlebens der benachbarten Völker seit der ältesten Zeit, denn nur dann wird der Forscher zweckmäßig fragen und zielbewußt notieren und das oft weniger klar zutage Liegende richtig erfassen.

Als biblischer Topograph und Ethnologe durchquerte ich ganz Palästina und fast alle biblischen Länder, konzentrierte jedoch meine Forschungen auf die Südgrenze des Gelobten Landes und auf die Gebiete der alten Edomiten, Moabiter und Araber. Die Ergebnisse meiner Forschungen in den Jahren 1896—1902 sind in den mehrbändigen Publikationen niedergelegt, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien unter dem Titel „Kuṣejr ʿAmra“ und „Arabia Peträa“ herausgegeben hat. Die Resultate meiner letzten Reise nach Innerarabien dürften ebenfalls mehrere Bände umfassen. Auf diese Publikationen verweise ich diejenigen, welche auf dem Gebiete der Biblistik eingehendere Studien betreiben. Heute greife ich nur die markantesten und für Topographie und Ethnologie besonders wichtigen Punkte heraus.

Als reale, n i c h t ideale Südgrenze des Gelobten Landes gilt in der Heiligen Schrift der Bach Ägyptens. Auf unseren Bibelkarten und auch in den meisten exegetischen Handbüchern wird er mit dem trockenen Tale bei al-ʿArîš, dem alten Rhinocorura, identifiziert. Dem ist jedoch nicht so. Nicht das Tal al-ʿArîš, sondern der 70 Kilometer weiter nördlich fließende Bach ist der Bach Ägyptens (Fig. 1). Die Südgrenze von Palästina wird genau bestimmt durch folgende Orte: Das Südende des Toten oder Salz-Meeres, die Pässe Maʿlôt-ʿAḳrabîm, Ḳadeš Barneʿa, Ḥaṣerôt-Ader, ʿAṣmôn und den in Frage stehenden Bach Ägyptens. Nun fand ich die bisher unbekannten Pässe Maʿlôt-Aḳrabîm in den gleichbedeutenden Sujûl an-Nḳâb südwestlich vom Toten Meere, die Stadt Ḳadeš Barneʿa setze ich der Ruine Kornub gleich, Ḥaṣerôt-Ader ist identisch mit der Ruine Zejfîn im Gebel al-Ḥazîre, ʿAsmôn mit der Ruine Umm al-ʿAẓâm, und diese Punkte führen uns zu dem Bache Ägyptens, der auch heutzutage „der Bach“, κατ᾽ἐξοχήν, arabisch en-Nahr, genannt und von den Beduinen als Grenze zwischen Syrien (Palästina)

und Ägypten betrachtet wird. Ich kann hier nicht alle die Gründe angeben, welche für die Gleichsetzung sprechen, und verweise nur auf die assyrischen Quellen, die den Bach Ägyptens „Nahal von Muṣur" ebenfalls kennen und ihn nördlich von Rapiḫi suchen. Nun ist aber Rapiḫi gleich Refaḥ, und dementsprechend kann „Nahal-Muṣur" nur an-Nahar sein. Übrigens werden die Städte Gerar, Reḥobôt und selbst Refaḥ (Rafia) oft in der Heiligen Schrift genannt, aber nie in das Gelobte Land versetzt, müssen infolgedessen außerhalb der Grenze liegen, — und sie liegen wirklich alle südlich von dem Bache Ägyptens.

Die Bibel kennt aber auch andere, mehr allgemeine Bezeichnungen der Südgrenze. So bildet die Wüste Ṣin die Grenze zwischen Palästina und Edom. Nun hat sich der Name Ṣin erhalten in dem Toponymicon aṣ-Ṣini südlich von unserem Bache und die Wüste Sin bedeutet dann die wüste Landschaft südlich von dem Bache Ägyptens, der sie von den nördlichen angebauten oder anbaufähigen Gebieten Palästinas trennt.

Eine andere ebenfalls allgemeine Bezeichnung finden wir im Buche Josue 11^{17} und 12^{7}, wo als Südgrenze angegeben wird „das Gebirge Ḥalaḳ, das gegen Se'îr ansteigt". In unseren Bibelübersetzungen finden wir den Namen Ḥalaḳ nicht, da man ihn mit Ausdrücken „das glatte, das kahle Gebirge" (Vulgata: mons, cujus pars ascendit) übersetzt, und doch hat sich der Name Ḥalaḳ als Eigenname bis heute erhalten im Gebel al-Ḥalâḳ. Dieses Gebirge liegt am Anfange des in Rede stehenden Baches von Ägypten und südlich von ihm steigen die tafelförmigen Rücken des Se'îr an. Es ist oft überraschend, wie genau die Autoren der Heiligen Schrift über die Lage einzelner Orte unterrichtet waren und wie sich die alttestamentliche Nomenklatur auch bis jetzt richtig erhalten hat.

Auf diese Weise könnten wir auch den Patriarchen, die sich mit Vorliebe an der Südgrenze von Palästina aufhielten, auf ihren Wanderungen folgen, könnten ferner einzelne Städte der Stämme Juda und Simeon feststellen, doch würde uns dies hier zu weit führen und ich begnüge mich damit, nur die Tatsachen angedeutet zu haben. Interessanter dürfte es sein, uns den Israeliten auf ihrer Wanderung aus Ägypten nach dem Gelobten Lande anzuschließen.

Die Israeliten waren bestrebt, sobald als möglich die ägyptische Einflußsphäre zu verlassen. Nachdem dies geschehen war, mußten sie ihre Wanderungen nach den Weideplätzen und Tränkorten einrichten und dabei die Hauptrichtung nach ihrem Ziele einhalten. So gehen auch heute noch alle in Arabien auf Wanderung begriffenen Stämme vor. Der Marsch des Auszuges aus Ägypten fand also nicht in gerader Linie statt. Der Berg Sinai lag bereits außerhalb des ägyptischen Einflusses. Ich muß hier bemerken, daß ich auf Grund eingehender, literarischer Studien und meiner topographischen Untersuchungen mehr und mehr, und zwar — was ich ausdrücklich erkläre — gegen meinen Willen, gedrängt werde, in dem jetzigen Berge Sinai nicht den biblischen Berg Sinai zu sehen, sondern diesen im alten Madjan, südöstlich von Elat-'Aḳaba, zu suchen. Die Gründe dafür werde ich nach einer eingehenden Erforschung des alten Madjan ausführlich darlegen. Hier sei nur gesagt, daß bei Annahme des Berges

Sinai in Madjan die einzelnen Stationen des Auszuges aus Ägypten sich wie von selbst geben. Da finden wir Ḥarad im Gebirge Ḥarâd, Ḥašmôn in der Landschaft Ḥesma, Joṭbat in aṭ-Ṭâba, ʿEṣjôn-Geber in Raẓjân wa Gbêr (Fig. 2) und so fort. Dieses ʿEṣjôn-Geber ist im dritten Buche der Könige als Hafenplatz des Salomo erwähnt. Beide Namen, ʿEṣjôn und auch Geber, haben sich erhalten und das Rote Meer reichte noch zehn Kilometer weiter nördlich, folglich konnte ʿEṣjôn-Geber auch ein Hafen sein.

Die Israeliten folgten also auf ihrem Zuge vom Berge Sinai nach Palästina in ihrer Hauptrichtung der großen Handelsstraße, die von Südarabien nach Phönizien führte. Sie gelangten in die Wüste Pharan, welche der breiten Senke al-ʿAraba entspricht, und wollten vom Süden vom ʿArâd her in Palästina eindringen. Infolge der Auflehnung gegen die göttliche Führung mußten sie nahe an der Südgrenze von Palästina 38 Jahre lagern. — Die Hauptstation war Ḳadeš-Barneʿa, das man mit der heutigen Quelle ʿajn Ḳdejs identifizieren will (Fig. 3). Dies kann höchstens dann geschehen, wenn man annimmt, daß die Quelle nach der ganzen Landschaft benannt wurde. Durch die Identifikation entstehen dem Exegeten außerordentliche Schwierigkeiten, denn es wird uns erzählt, daß bei Ḳadeš-Barneʿa ein außergewöhnlicher Mangel an Wasser das Volk fast zur Verzweiflung trieb, und daß es aus dieser Lage nur durch ein Wunder gerettet wurde. Nun ist aber die nähere und weitere Umgebung von ʿajn Ḳdejs die wasserreichste auf der ganzen sinaitischen Halbinsel. Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daß nach der Bibel von Ḳadeš-Barneʿa oder von seiner nächsten Umgebung das Gebirge von Hebron sichtbar sein muß; der Lokalaugenschein aber zeigt die Unmöglichkeit dieser Voraussetzungen über alle Zweifel deutlich. Das biblische Ḳadeš-Barneʿa war eine Stadt, die nicht nur im alten Testamente, sondern auch bei christlichen und — wie ich glaube — selbst bei arabischen Schriftstellern erwähnt wird. Meine wiederholten und eingehenden Untersuchungen bei ʿajn Ḳdejs ließen mich jedoch auch nicht die geringste Spur einer Anlage feststellen. — Sowohl die Bibel als auch die christlichen Schriftsteller versetzten Ḳadeš-Barneʿa in die Nähe von ʿArâd, an die Grenze der Wüsten Ṣin und Pharan, und dementsprechend glaube ich, es in den Ruinen Kornûb (Fig. 4 und 5) suchen zu dürfen, wo es auch die übrigen Bestimmungen der Südgrenze verlangen.

Also hier bei Kornûb-Ḳadeš-Barneʿa, an der Grenze zwischen Edom und Palästina, weilte Moses mit der Bundeslade, während die übrigen Israeliten hauptsächlich in Pharan al-ʿAraba lagerten. Nachdem sie Buße getan, unternahmen sie einen Strafzug gegen ʿArâd, drangen jedoch vom Süden in das Gelobte Land nicht ein, denn die Pässe im Gebirge von Hebron waren alle befestigt und von Feinden besetzt. Da nun Moses die Nachricht erhielt, daß die stammesverwandten Moabiter von dem Könige der Amoriter, der Feinde Israels, bedrängt werden, beschloß er, den blutsverwandten Moabitern zu helfen und von Osten her in das Gelobte Land einzudringen. Von den folgenden Lagerplätzen konnte ich Phunon zweifellos sicher feststellen (Fig. 6). Es liegt nicht, wie auf unseren biblischen Karten gegen die Heilige Schrift und gegen die Tradition verzeichnet ist, südöstlich von Moab, sondern südlich vom Toten Meere im Pharan al-ʿAraba, wo ich es Anfang September 1896 gefunden habe. Dort entdeckte ich zwölf Kupfererzschächte, viele Schmelzöfen und eine befestigte

Arbeiterkolonie, in der einst Tausende und Tausende von Christen, ad metalla verurteilt, des erlösenden Todes harrten. — Nach Phunon lagerten die Israeliten bei Obôt-al-Wejbe, erstiegen auf dem bequemen Passe naḳb-ad-Daḫal die östliche Hochebene und gelangten durch das Land der Themaniter an die Ostgrenze von Moab, und zwar zum Tale Zared.

Zared wird auf unseren Karten der Südgrenze vor Moab gleichgestellt, was jedoch den ausdrücklichen Angaben der Bibel strikte widerspricht. Die Israeliten befinden sich nach dem vierten Buch Mosis 21 [11, 12] schon in der Steppe östlich von Moab, sollen nach dem fünften Buch Mosis 2 [13] die Karawanenstraße, welche von Moab ostwärts in die Steppe führt, benützen, um sich dem angebauten Gebiete ʿAr der Moabiter zu nähern. Dieser Darstellung entsprechend muß also Zared im Osten oder besser im Südosten Moabs die äußerste Grenze des angebauten Gebietes bilden und dürfte wohl mit dem w. es-Sulṭâni identifiziert werden können; denn dieses wird bis heute als die äußerste Ostgrenze des Gebietes von al-Kerak angesehen, und die Stadt al-Kerak ist die Nachfolgerin des biblischen ʿAr-Areopolis. Die ʿIjjê' ha-ʿAbârîm, wie diese Station ebenfalls genannt wird, sind niedrige Steinhaufen, welche in der flachen, von seichten aber bröckeligen Wasserrinnen durchquerten Umgebung des w. es-Sulṭâni die bequemsten Übergänge andeuten und von einigen Stämmen mit dem poetischen Namen šams-aṭ-ṭarîḳ, Sonne des Pfades, belegt werden.

Die nächste biblische Station am Bache Arnon-Môǵib ist äußerst interessant wegen der beigefügten, uralten, poetischen Schilderung der Seitentäler des Baches Arnon. Bisher hat man diese poetische Schilderung nicht verstanden und verschiedene Korrekturen vorgeschlagen, und doch entspricht sie vollkommen der geographischen Wirklichkeit.

Den folgenden Lagerplatz auf dem Zuge der Israeliten, Beer, habe ich mit al-Mdejjene am T̲amad identifiziert. Es ist dies der einzige Ort nördlich von Arnon, wo das Wasser auf die in der Bibel beschriebene Art zum Vorschein kommt. Der heilige Autor sagt nämlich (viertes Buch Mosis 21 [16] ff.): „Das ist der Brunnen, den Jahwe meinte, als er Moses befahl: Versammle das Volk, damit ich ihnen Wasser gebe." Damals sangen die Israeliten folgendes Lied:

> „Quelle auf, o Brunnen! Singt ihm zu!
> Brunnen, den Fürsten gruben,
> den die Edelsten des Volkes aushöhlten
> mit dem Szepter, mit ihren Stäben!"

Nun ist im Flußbett at-T̲amad unter dem Steingerölle in einer Tiefe von dreißig Zentimeter bis zu einem Meter fließendes Wasser zu finden. Die Beduinen nehmen, nachdem sie mit Stäben das Erdreich gelockert haben, an geeigneten Stellen mit den Händen die Steine heraus und schaffen dadurch größere, bis zwei Meter weite Öffnungen, in denen sich das Wasser ansammelt. Durch Regenwasser werden die verlassenen Wassergruben in der Folge wieder zugeschwemmt. Für jedes Zelt wird eine solche Wassergrube (bîr, bijâr) gegraben. Die für die Häuptlinge bestimmten Gruben werden mit besonderer Sorgfalt hergestellt. Obwohl die Häuptlinge selten selbst Hand anlegen, heißt es doch immer: Diesen

Brunnen hat der šêẖ oder der Fürst N. N. gegraben, ḥafar. Am Rande des Brunnens wird eine Vertiefung im Sande gemacht und mit einem Stück Leder so ausgelegt, daß sie Wasser hält. Ein nur mit einem Lendentuche bekleideter Mann steigt in die Grube und schöpft mit einem ledernen oder hölzernen Gefäß das Wasser auf das Leder, von welchem die Kamele trinken. Beim Wasserschöpfen singt der Beduine die sogenannten Ḥedâwi-Lieder, von denen manche an das oben angeführte biblische Lied direkt erinnern. So zum Beispiel:

„Tränken möge dich Allâh, o Brunnen,
mit Regen in Hülle und Fülle!"

„Quelle auf, o Wasser,
fließ in Fülle!"

„Trink, o Kamelin, verschmähe es nicht,
mit einem Stabe haben wir es ausgegraben."

Auf dem weiteren Zuge, dem wir ebenfalls genau folgen können, gelangten die Israeliten zum Jordan, den Moses nicht überschreiten sollte. Er stieg auf den Pisga genannten Ausläufer des ʻAbarîm-Šefa'-Rückens, ließ die von mir entdeckte Stadt Nebo rechts, betrachtete von dem isolierten Gipfel des Pisga, dem weltbekannten Nebo, das Gelobte Land, starb und wurde begraben im Tale ʻujûn-Mûsa, wo sein Grab im 5. Jahrhunderte in einem christlichen Kloster große Verehrung genoß.

Aus Arabia Peträa stammte auch der große Dulder Hiob. Er war ein Häuptling der Halbnomaden, die, an der Grenze der Wüste wohnend, die Regenmonate in festen Häusern, die trockene Jahreszeit unter den Zelten zubringen und sich dem Ackerbau und der Viehzucht widmen. Seine Heimat hieß ʻÛṣ (Hus); der Name hat sich bis heute erhalten in der Ruine ʻÎṣ in dem Gebiete al-Ǧebâl. Dorthin verlegte ihn auch der heilige Eusebius in seinem Onomasticon, aber man beachtete seine Angaben nicht. Und doch versetzt uns der Inhalt des ganzen Buches Hiob in dieses Grenzgebiet. So stammen seine Freunde aus der Umgebung von ʻÎṣ. Eliphas Themanites aus dem süd-östlich gelegenen aṭ-Ṭwâne, von dem Plinius Secundus schreibt: „Zu den Nabatäern rechneten die Alten die Themaniter, jetzt heißen sie Taveni." Die Ruine aṭ-Ṭwâne führt also ihren Namen von dem Stamme Taveni, Themaniter, dem auch Eliphas angehörte. Bildad Suhites stammte von den Šwêḥât, die nördlich von ʻÛṣ lagerten und lagern, wogegen Ṣophar Naʻamitites ein Häuptling der Naʻêmât war, welche der Handelsstraße, die Südarabien mit Phönizien verband, entlang lagerten und heute noch ebenfalls lagern. Ich will nicht sagen, daß die heutigen Šwêḥât und Naʻêmât Nachfolger der biblischen Šûḥiten und Naʻamititen seien, aber interessant ist es immerhin, daß diese uralten Namen noch heute in dieser Gegend gebräuchlich sind.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit noch auf einige Kleinigkeiten aufmerksam zu machen, welche die Glaubwürdigkeit der biblischen Überlieferung ebenfalls bestätigen. Die griechischen Septuaginta-Übersetzer

nennen den Ṣophar nicht Na'amatites, sondern „König der Minäer". Wie soeben erwähnt, wohnten die Na'êmât an der großen Handelsstraße, die hauptsächlich von den Minäern-Ma'ônitern benützt wurde. Die Minäer beherrschten die ganze Straße, gründeten überall Kolonien und machten die einheimischen Häuptlinge zu ihren Phylarchen oder Beamten, und so konnte Ṣophar der Na'amitites zugleich Phylarch oder Basiläus, König der Minäer, genannt werden. Die Richtigkeit dieser Ansicht lehren die neu aufgefundenen Inschriften und die topographischen und ethnologischen Forschungen.

Bekannt ist auch die plastische Schilderung des Bergbaues im Buche Hiob, die doch nur jemand geben konnte, der den Bergbau praktisch kennen gelernt hat oder in einer solchen Gegend sich längere Zeit aufhielt. Wie glänzend paßt dazu meine Entdeckung des Kupfererzbergwerkes Fênân etwa 25 km südwestlich von 'Iṣ, der Heimat des Hiob, ein Umstand, der umso beweiskräftiger ist, als sich im ganzen Ostjordanlande sonst nirgends eine Spur von einem Bergwerke findet.

Mit der Festlegung weiterer biblischer Namen will ich die Aufmerksamkeit der Leser nicht länger in Anspruch nehmen, sondern möchte mir nur erlauben, zunächst noch kurz den Nutzen zu skizzieren, den die Kirchengeschichte aus diesen Forschungen zieht.

Der erste, der das Mönchtum in Palästina nnd Syrien einführte, war der heilige Hilarion; bisher kannte man weder die Lage seines Geburtsortes, noch die des ersten und größten von ihm gestifteten Klosters. Beides mit Sicherheit festzustellen war ich in der glücklichen Lage. Sein Geburtsort Thabatha, Thawatha entspricht dem heutigen Umm at-Tût und das Kloster dem heutigen Dejr al-Belaḥ. Diese Identifikationen stimmen am besten mit den vom heiligen Hieronymus in der Biographie des heiligen Hilarion über diese Orte gemachten Angaben überein. Ein anderes großes Kloster, das in der Kirchengeschichte berühmte Betylium, fand ich in aš-šejẖ Nûrân und in dessen Nähe den verschollenen Bischofssitz Sykomazon im heutigen Sûḳ Mâzen.

Für die Ausbreitung des Christentums in diesem heute öden Landstriche zeigen die zahlreichen Überreste großer, monumentaler Kirchen, wie ich solche in Ruḥejbe, Sbejṭa, 'Abde, 'Awǧa und anderen Orten aufnehmen konnte.

Auch die Kreuzfahrer kamen in diese Gebiete, gründeten hier das mächtige Fürstentum Crac du Montreal und bauten viele Festungen. Die größte, das heutige Kerak, das biblische Ḳîr Moab, erregt heute noch unsere Bewunderung. Aber auch die Burg Vaïra, die ich im Jahre 1896 in dem Felsennest al-W'ejra fand, bezeugt die große fortifikatorische Technik der Kreuzfahrer. Kleiner waren die Festen: Sela', Ahamant-al-Ḥamâm, Hormuz und Dârûm, die ich alle nebst vielen Dependentien feststellen konnte. Interessant ist die kleine Burg Marescalkia, welche auf der Halbinsel Lisân im Toten Meere errichtet wurde und den trockenen Pfad, der bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts von Osten nach Westen durch das Tote Meer führte, verteidigte.

Nicht nur die biblische und kirchliche, auch die profane Topographie wurde bereichert. Ich kann die Hunderte von topographischen Angaben der alten Geographen und Historiker nicht nennen, deren Lage ich festlegte, respektive richtigstellte. Ich erwähne hier nur die großartige Römerstraße von

Damaskus nach Palmyra, die ich als erster Europäer im Oktober 1908, und diejenige von Damaskus (Syrien) zum Roten Meere, die ich in den Jahren 1896 und 1898 konstatieren konnte. Beide Straßen sind mit Meilensteinen versehen, auf denen lateinische Inschriften eingegraben sind, die für die römische Verwaltungsgeschichte große Bedeutung haben.

Doch nicht bloß für die Topographie, sondern auch für die Kulturgeschichte haben meine Forschungen wesentlich Neues ergeben und manche bisherige Anschauung als unhaltbar erwiesen.

Gleich anfangs erwähnte ich, daß die Ethnologie eine wahre Fundgrube für den Exegeten und Historiker bildet. Zur Illustration mögen folgende Beispiele angeführt werden: Bei dem einzigen Repräsentanten des echten Beduinentums, dem mächtigen Stamme der Rwala, bestimmt die Mutter — und nur sie — den Namen für das neugeborene Kind, ob Knabe oder Mädchen. Bei der Wahl des Namens richtet sie sich oft nach den Begleitumständen der Geburt. Ḥmâr abu ʿAwwâd schlug seine Frau, sie ärgerte sich deshalb sehr. Kurz darauf genas sie eines Knaben und nannte diesen: Zaʿal, der Ärger. Eine andere Frau hatte eine schwere Geburt — ʿaser — und nannte den Sohn ʿAsîr, der Schwergeborene. Eine dritte hat kein Kind, sie betet, raǧat, zu Allâh, er schenkt ihr einen Sprößling und sie nennt ihn „die Bitte“, Raǧa, Râǧi. Es regnet während der Geburt, es fällt Wasser vom Himmel, — die Mutter nennt den Sohn: Maʾas-samaʾ, Wasser vom Himmel, oder Maʾal-mizen, maṭar, = Regen. Wieder eine andere erblickt um die Zeit der Geburt einen Wolf und nennt den Sohn: Wolf, D̲îb, und ähnliches. — Vergleichen wir mit dieser Gepflogenheit die ältesten Kapitel der Bibel, wo wir lesen. (1. Buch Mosis 35, [17]): „Und als ihr (Rahel) die Geburt schwer wurde, sprach die Geburtshelferin zu ihr: Sei getrost, du hast auch diesmal einen Sohn. Als aber ihr Leben entfloh, denn sie mußte sterben, da nannte sie ihn Schmerzenskind, Benoni.“ — Oder es sagt Lea (29, [35]): „Nun aber will ich Jahwe preisen! Darum nannte sie ihn Juda.“ — Wenn man nun aus solchen Erzählungen der Bibel Beweise für das Matriarchat in der ältesten Zeit ableiten will, so widerspricht dem auf das schlagendste das Bestehen desselben Vorrechtes der Mutter bei den Rwala, ohne daß dort von einem Matriarchate gesprochen werden könnte. Ebenso unhaltbar ist das Vorgehen einzelner Gelehrter, die in Personennamen wie D̲îb, (Wolf), Ẓabʿa (Hyäne) usw. Hinweise für Totemismus erblicken, oder gar aus Namen wie Maʾas-samaʾ, Wasser des Himmels, neue Gottheiten ableiten wollen.

Eine auffallende Institution findet sich bei den Rwala, welche an die volkstümliche Bedeutung der biblischen Bundeslade erinnert. Es ist ein aus dünnen Holzstäben errichtetes, mit Straußfedern geschmücktes Gestell, das auf dem Lastsattel eines Kameles befestigt wird. Es heißt „Abu Ẓhûr al-markab“ und findet sich nur bei den Rwala. Kein anderer Stamm hat etwas Derartiges. Nach ihrer Überzeugung stammt der Abu Ẓhûr von Rwejl, dem Ahnherrn der Rwala, und wird Abu Ẓhûr (pater aeterni saeculi) genannt, weil es von Generation auf Generation sich forterbt. Abu Ẓhûr ist das sichtbare Zentrum, der Mittelpunkt aller Stämme Ẓana-Muslim, und wer ihn besitzt, ist Fürst all dieser Stämme, die verpflichtet sind, ihm Heeresfolge

zu leisten. Jedes Jahr muß vor dem Abu Ẓhûr eine weiße Kamelin als Opfer dargebracht werden mit den Worten: „Dies ist dein Opfer, o Abu Ẓhûr!" Mit dem Opferblute werden die Eckstangen des Gestelles bestrichen. In dem Abu Ẓhûr hält sich sehr gerne Allâh auf und gibt dem Stamme durch äußere Zeichen seinen Willen kund. Oft sollen die Straußfedern ohne jeden Lufthauch erzittern, zuweilen soll sich das Gestell selbst ununterbrochen nach rechts neigen, das bedeutet ḳudrat min allâh, die Macht Gottes, oder ʿenâjet min allâh, die Hilfe Gottes. Setzt sich das Kamel mit dem Abu Ẓhûr in Bewegung, dann folgt ihm der ganze Stamm; wo sich der Abu Ẓhûr niederläßt, dort wird das Lager aufgeschlagen. Wenn die Rwala von einem mächtigen Feinde hart bedrängt werden und eine Niederlage befürchten, dann, aber nur dann, holen sie den Abu Ẓhûr und mit ihm an der Spitze greifen sie den Feind an, und Allâh, der in dem Abu Ẓhûr mit ihnen ist, verleiht ihnen immer den Sieg.

Bei den Rwala finden wir auch das biblische Asylrecht wieder. Die Umgebung des Zeltes (Fig. 7), und zwar in der Ausdehnung einer Lanzenlänge von den Zeltpflöcken ab, bildet einen heiligen Bezirk, heißt al-Maḥârem und wird zum Zelte selbst gerechnet. Wenn der Verfolgte bis hieher gelangt und den Zeltpflock anfaßt oder ihn mit seiner Lanze berührt, ist er gerettet. Sollte im Zelte niemand anwesend sein, weder Kind noch Frau, so darf dem Verfolgten dennoch nichts geschehen, denn das Zelt schützt ihn. Ist ein Kind oder eine Frau anwesend, so legt der Verfolgte seine Hand an sie und ruft: „Daḫal ad-daḫîl wa silem — der des Schutzes Bedürftige hat sich unter Schutz gestellt und ist gerettet." Sofort ruft der Zeltinsasse: „Er ist unser Schützling, bleibt stehen! Vor euch ist das Zelt, das Zelt! Bleibt stehen!" — Sollte nun der Beschützte im Zeltbezirke dennoch getötet werden, so verlangt der Eigentümer des Zeltes den Preis der Entehrung des Zeltes. Es wird die Entfernung seines Zeltes von dem Zelte des Übeltäters in Schritten gemessen, und für jeden Schritt soll der Mörder ein Kamel geben.

Die mosaischen Verordnungen über die Asylstädte, in welche der Mörder, oder besser Totschläger, flüchten konnte, will man der nachexilischen Zeitperiode zuschreiben. Es war jedoch die Bestimmung der Asylstädte eine der ersten Vorbedingungen, wenn die bisher nomadisierenden israelitischen Stämme dauernd seßhaft werden sollten. Sonst hätten die mit dem Mörder oder Totschläger blutsverwandten Geschlechter das Land verlassen und bei fremden Stämmen Schutz suchen müssen, wie es heute noch bei den Halbnomaden (Fig. 8) der Fall ist. Jeder Beduine weiß genau, in welchem Stamme oder Gebiete er das Asyl finden kann, wenn er Blut vergoß und vor dem Bluträcher fliehen mußte. In diesem Falle wird ihm kein Zelt eines Stammesgenossen eine dauernde Sicherheit gewähren und sollte er sich in ein solches flüchten, so ist der Zeltherr mit seinem Geschlechte verpflichtet, den Schuldigen mit seiner Verwandtschaft in das von allen anerkannte Asylgebiet so rasch als möglich zu befördern.

Eine große Rolle im Leben des Arabers spielt das Gelübde. Es soll in Worten gemacht werden, aber es genügt auch, wenn jemand im Herzen das Gelübde formiert. Es muß so vollzogen werden, wie es gemeint war. Eben Fazil von den ʿEbede verlor durch Mord seinen Bruder. Der Mörder,

ein Angehöriger eines mächtigen Geschlechtes, wurde von seinen Verwandten umringt, die ihn bei einem anderen, zehn Tagreisen entfernt lagernden Stamme in Sicherheit brachten. Da schwor Eben Fazil, der Bluträcher: „Ich will keine Frau erkennen, solange ich nicht Rache für meinem Bruder genommen habe.“ Er verließ seinen Stamm und wanderte durch die Wüste bis zu den Lagerplätzen des Stammes, bei dem sich der Mörder in Sicherheit glaubte. Volle drei Monate hielt sich der Rächer in der Wüste versteckt, litt Durst und Hunger, bis es ihm endlich gelang, dem Mörder zu begegnen. Er schoß auf ihn, — die Kugel ging fehl. Rasch lud er wieder sein Gewehr, der Mörder jedoch kam ihm zuvor und verwundete ihn schwer. Nur die Schnelligkeit seiner Kamelin rettete ihm das Leben. Zwei Monate lag er schwer krank im Zelte eines befreundeten Arabers. Zu seinem eigenen Stamme zurückgekehrt, mußte er erklären, daß das Blut seines Bruders noch immer nach Rache rufe. Da erhob sich der zwölfjährige Sohn des Ermordeten und sprach: „Nun will ich das Blut meines Vaters holen.“ Er ritt zu den Arabern, bei denen im Asyl sich der Mörder aufhielt, und da er ihnen völlig unbekannt war, konnte er ruhig im Zelte des Häuptlings absteigen. Während des Gespräches erfuhr er, daß der Mörder mit den Kamelen zu einer Wasserlache geritten sei, um die Tiere zu tränken. Unter dem Vorwande, auch sein Kamel tränken zu müssen, folgte der Knabe dem Mörder und fand ihn unweit der Wasserlache schlafend. Er weckte ihn mit den Worten: „Stehe auf! Du schläfst, und doch ist mein Vater in deinem Bauche.“ Der Mörder sprang auf, griff nach seinen Waffen, aber der Jüngling schoß ihn nieder. Bei seinem Stamme angelangt, meldete er seinem Vetter: „Mein Vetter, ich habe meinen Vater gerächt.“ Worauf der Verwandte ihm zur Antwort gab: „Warum hast du das getan? Wie werde ich jetzt mein Gelübde erfüllen können?“ ...

Bei den Rwala fand ich Individuen, von denen man glaubt und erzählt, daß sie mit Allâh durch die Vermittlung eines Engels in Verbindung stehen. Sie heißen „Wissende“ und haben immer mehrere Schüler, die „Söhne des Wissenden“ genannt werden. Wenn jemand etwas Verlorenes wiederfinden, einen Übeltäter kennen lernen, etwas Zukünftiges erfahren oder die Gesundheit wieder erlangen will, begibt er sich mit einem Geschenke zu dem Wissenden und trägt ihm sein Anliegen vor. Der Wissende sitzt bei dem Zeltfeuer und hört ihm ruhig zu. Nach einer Weile sagt er zu seinen Jüngern: „Spielet!“ Sie ergreifen die violinähnlichen Rebâba, spielen eine dumpfe Melodie und singen ein Lied, das eigentlich nur aus Wiederholungen des Namens Gottes besteht. Der Wissende bleibt indessen ruhig sitzen. Allmählich zucken seine Muskeln, glühen seine Augen, regen sich seine Glieder. Plötzlich öffnet er den Mund und gibt dem Antwortheischenden in kurzen, abgerissenen Sätzen Bescheid. Handelt es sich um die Heilung eines Kranken, dann hebt sich der Wissende, legt sich der Länge nach über den ebenfalls liegenden Kranken, haucht ihn an, lispelt den Namen Gottes und gibt die heilende Medizin an. Oft wird die innere Erregung des Wissenden so groß, daß er aufspringt, sich im Kreise dreht, tanzt und sich wie ein Wahnsinniger gebärdet. Seine Jünger ahmen jede seiner Bewegungen nach und dies wirkt so ansteckend, daß selbst ernste Männer wie von einem Fieber ergriffen werden und mit dem Wissenden und seinen Jüngern wie toll schreien und tanzen.

Die alttestamentliche Poesie findet in der Dichtung der heutigen Beduinen eine Unzahl von Paralellen. Ich verweise heute nur auf die Klagelieder, die nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach lebhaft an die biblischen erinnern und die den Zuhörer in seinem Innersten ergreifen. Unvergeßlich bleibt mir die erste Klage, die ich, in einer dunklen Nacht auf ein Lager zureitend, vernahm:

„Ṭâb le‘eb al-ẖejl jâ ṣubjân ṭâb
wa-l-ḥaṣa wa-r-raml taḥt al-ẖâb ejl
al-walad Ḥoğr čannu hal-‘aḳâb

mutlekan ‘end-idniha zurḳ al-ḥrâb."

So betrauerte auch David seinen Freund Jonathan (2. Kg. 1[23]):

„Saul und Jonathan, einander lieb und hold im Leben,
sind auch im Tode nicht getrennt,
sie, die schneller waren als Adler,
stärker als Löwen." . . .

Die topographischen und ethnologischen Forschungen haben mich auch elehrt, wie vorsichtig und zurückhaltend, ja wie ablehnend man bei textkritischen Änderungen vorgehen muß. Die mündlichen Überlieferungen der Beduinen reichen oft viele Jahrhunderte zurück und erhalten sich, insbesondere wenn sie in poetische Form gekleidet sind, im wesentlichen intakt. Nur die genauen Zeitangaben und Zeitbestimmungen fehlen fast immer. Dementsprechend ist anzunehmen, daß sich auch die biblischen Überlieferungen bis zu ihrer schriftlichen Fixierung ohne jede wesentliche Umgestaltung korrekt erhalten haben und daß sie getreu niedergeschrieben wurden. Wenn wir manches nicht verstehen oder nicht begreifen können, so ist die Ursache nicht gleich in einer Verderbnis des Textes zu suchen. Beispiele dafür habe ich eingangs bereits mehrere erwähnt, hier sei nur noch einiges beigefügt: Im Jahre 1848 besuchte Professor Wallin Innerarabien und brachte von dort mehrere Lieder mit, die er in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft mit einer Übersetzung und Erklärung publizierte. Nach dem Tode Wallins untersuchte der allen Exegeten der poetischen, alttestamentlichen Bücher bekannte J. G. Wetzstein diese Lieder, fand sie meistens unverständlich, falsch überliefert, ungenau niedergeschrieben und schlug aus sprachlichen und metrischen Gründen sehr viele textkritische Änderungen vor. Nun nahm ich

die Abhandlung von Wetzstein auf meine letzte Forschungsreise mit, untersuchte die bestrittenen Lieder und Formen an Ort und Stelle und fand, daß fast alle textkritischen Änderungen Wetzsteins überflüssig und falsch seien. Und genau so dürfte es sich mit vielen Stellen der Heiligen Schrift verhalten, die bei manchem Textkritiker Bedenken erregen.

Am Schlusse meiner Ausführungen kann ich nicht unerwähnt lassen, wie tief und nachdrücklich der Eindruck ist, den die Wüste auf den denkenden Menschen ausübt, ja wie sie den Glauben an die Existenz Gottes dem Menschen geradezu aufzwingt: Am 24. Dezember 1908 betrat ich zum erstenmal die ungeheure wüste Hochebene al-Ḥamâd. Nirgends eine Erhöhung, alles flach und eben. Unten die unbegrenzte Wüste, oben der unendliche Himmel, und dazwischen der Mensch .... Wie klein und schwach kommt er sich da vor, und doch wie zuversichtlich blickt er zum Himmel empor! Dort im Himmel thront ja sein einziger Beschützer, sein Schöpfer, sein Gott — und der Himmel ist so nahe ..... Reitet er in welcher Richtung er will, er muß ihn erreichen; der Himmel hängt ja mit der Wüste zusammen, stützt sich auf sie .... Meine Blicke hingen an dem westlichen Himmel, wo die Sonne in die Wüste wie in das Meer hinabsinkt. Die Wüste ist wie mit goldenem Lichte übergossen, jeder trockene Halm leuchtet. Die tiefen Teile des Horizontes sind blau. Darüber hängen, wie Stalaktiten geformt, lange dünne Wolken, in der Mitte rot, an den Rändern violett. Über der Sonne, fast in der Mitte des Himmels, schweben durchsichtige, wie aus unzähligen, sich mit ihrer Spitze zu einander neigenden Straußfedern gewebte Wolken. Sie sind weiß, der höhere, durchschimmernde Himmel leicht blau .. Nach und nach werden die Stalaktitwolken olivenblau, die oberen zuerst gelblichblaß, dann goldig gefärbt. Unter ihnen erscheint der westliche Horizont wie mit flüssigem Gold übergossen. Im Osten ist der Himmel schon grau, im Norden und Süden fahlblau; die Wüste grau. Nur im Westen leuchtet noch der letzte Strahl der untergegangenen Sonne ..... Der letzte — oder der erste Strahl? Heute ist ja Christabend! Heute Nacht geht ja dort im Westen in Bethlehem die ewige Sonne der Welt auf. Mein Herz, meine Lippen sagen: „Salve salvator mundi! Servus tuus ab oriente veniens Te adorat! Salva et serva eum! Sei gegrüßt, Erlöser der Welt! Dein von Osten kommender Diener betet Dich an! Errette und erhalte ihn! ....“ Und rechts über der untergegangenen Sonne zeigt sich der schmale Bogen des ersten Mondes, und neben mir hebt mein Führer Blêhân seine Blicke und seine Hände zum Monde empor und ruft: „Jâ helâl, jâ sajjed, jâ sa'id! O Neumond! o Herr! o Glückbringer!“ ...... Plötzlich ohne jeden Übergang breitet die Nacht ihre dunklen Schleier über die Wüste aus. Alles ist stumm ... In unsere Mäntel gehüllt, die Gewehre in den Händen, sitzen wir auf unseren Reitkamelen (Fig. 9), die raschen Schrittes gegen Westen — gegen Bethlehem eilen ....

Über erbliche Belastung.

Von Professor Dr. Alexander Pilcz.

Gewisse Vorstellungen über das Wesen der erblichen Belastung haben ihren Weg aus der Stätte klinischer Forschung auch in die Köpfe des Laienpublikums gefunden, und wenn wir betrachten, wie die große Menge der Gesellschaft sich zu diesen Lehren verhält, so können wir unschwer zwei extreme Gegensätze wahrnehmen. Auf der einen Seite — und es betrifft dies die Mehrheit — herrscht vollständige Unkenntnis, beziehungsweise gedanken- und gewissenlose Außerachtlassung der warnenden Stimme der ärztlichen Wissenschaft: ein Trunksüchtiger heiratet eine Hysterika, ein mit der Lustseuche Infizierter eine Tuberkulöse usw. Auf der anderen Seite begegnen wir — namentlich durch den Einfluß gewisser Produkte aus der schöngeistigen Literatur, ich erinnere hier an Ibsens „Gespenster", an Nordaus „Entartung" 2c. — übertrieben hypochondrischem Pessimismus, derart, daß z. B. ein Individuum, dessen entfernte Seitenverwandte irrsinnig geworden, sich selbst zeitlebens mit dem Schreckgespenst drohender geistiger Umnachtung quält. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß mit dem Schlagworte der erblichen Belastung manchmal ein gewisser Mißbrauch getrieben wird, z. B. in foro criminali, indem ein übereifriger Verteidiger etwa lediglich aus dem Umstande einer gewissen Heredität bei dem Inkulpaten ohneweiters auf dessen Unzurechnungsfähigkeit plädieren will 2c.

Was hat nun die Wissenschaft an wirklich feststehenden Tatsachen über das Wesen der hereditären Belastung zutage gefördert? Ich will mich im folgenden auf die Belastung bei Nerven- und Geisteskrankheiten beschränken und bitte, zunächst einige theoretische Erwägungen vorausschicken zu dürfen.

Vererbt werden erstens gewisse körperliche Eigenschaften und Merkmale (Statur, Farbe der Augen, der Haare usw.). Es ist ferner unserer Erfahrung geläufig, daß oft auch Temperament, Charakter, Talent vererbt werden. Man erinnere sich z. B. an die Musikerfamilien Bach, Haydn, Strauß, Wagner. Verweilen wir einen Augenblick bei diesen Beispielen. Wenn wir zwei Menschen vor uns haben, den einen mit „heiterem", den anderen mit „melancholischem" Temperamente, so heißt dies, daß auf eine Reihe derselben äußeren Ereignisse, Eindrücke, Reize, ganz allgemein gesprochen, infolge einer bestimmten Veranlagung des Nervensystems, eine individuell verschiedene Reaktion zustande kommt; und eben diese individuell verschiedene Veranlagung wird vererbt. Ob dabei in letzter Linie nicht auch morphologische Verschiedenheiten des

Zentralnervensystems in Betracht kommen, entzieht sich derzeit noch vollkommen unserer Erkenntnis. Allein je nach der angeborenen und erblich übertragenen Disposition reagiert das Zentralnervensystem nicht nur verschieden auf äußere Eindrücke, sondern auch verschieden auf äußere Schädlichkeiten; es wird denselben je nach Veranlagung auch eine mehr minder verschiedene Widerstandsfähigkeit entgegensetzen, derart, daß auf dieselbe äußere Schädlichkeit hin der eine Mensch gesund bleibt, der andere ihr aber erliegt, d. h. in der Form eines Nervenleidens oder einer Geistesstörung erkrankt. Wir können also das Wesen der erblichen Belastung in einer erblich übertragbaren gesteigerten Disposition erblicken. Das minderwertige, widerstandsunfähige Zentralnervensystem der Eltern, das auf bestimmte äußere Faktoren hin in der Form einer Nerven- oder Geisteskrankheit zusammmenbrach, vererbt sich auf die Kinder und gefährdet dieselben auch ihrerseits, nervös oder psychisch zu erkranken bei Hinzutreten von äußeren Umständen, welche das robuste Nervensystem eines anderen ungeschädigt verträgt. In vielen Fällen wird übrigens als „erbliche Belastung" etwas angesprochen, wobei es sich eigentlich um andere Prozesse handelt. Ein an sich gesunder beziehungsweise gesund veranlagter Organismus kann durch bestimmte Umstände, wie Giftwirkung usw., vorübergehend oder dauernd eine derartige Schwächung und Schädigung erfahren, daß die in diesem Zustande erzeugten Kinder mit einem minderwertigen Zentralnervensysteme zur Welt kommen. (Keimschädigung, Blastophthorie.) Als Beispiel für eine derartige Giftwirkung nenne ich z. B. den Alkohol und die Syphilis, als andere Ursachen kommen in Betracht zu hohes oder zu jugendliches Alter an sich gesunder Eltern zur Zeit des Zeugungsaktes usw. (Nur nebenbei möchte ich erwähnen, daß diese Erfahrungstatsachen auch ihre experimentelle Stütze gefunden haben. Hogde z. B. verfütterte Alkohol an Hunde, welche vordem ganz normale Junge zur Welt gebracht, und der nächste Wurf derselben Tiere ergab nun epileptische, verkrüppelte und blöde Hündchen.) Es ist aber nun ohneweiters klar, daß auch diese Minderwertigkeit des Zentralnervensystems, welche von den Vorfahren nicht vererbt wurde — im wörtlichen Sinne, denn diese besaßen ja einen gesunden Organismus —, nun ihrerseits auf die Nachkommenschaft durch direkte Vererbung fortgepflanzt werden kann und wird und so den Ausgangspunkt bildet für ein degeneriertes, zu Nerven- und Geisteskrankheiten in hohem Maße disponiertes Geschlecht.

Zu den Lehren von der Heredität kam man aber nicht auf dem Wege theoretischer Betrachtungen, sondern durch die Statistik. Schon der einfachen Beobachtung des Alltagslebens, dem Volksbewußtsein, mußte sich ja die Tatsache aufdrängen, daß man in der Familie von Geistesgestörten so überwiegend häufig noch anderen Fällen von Gemüts- oder Nervenkrankheiten begegnet. Die üblichen bisher aufgestellten Statistiken weisen aber eine Reihe von Fehlerquellen auf, welche erst erkannt und beseitigt werden müssen, ehe die Ergebnisse wirklich wissenschaftlich verwertbar genannt werden und etwaige Folgerungen für unser praktisches Handeln daraus abgeleitet werden können. Es ist hauptsächlich das Verdienst meines Lehrers v. Wagner, auf die zahlreichen Fehler der bisherigen Hereditätsstudien aufmerksam gemacht und der Forschung neue Richtungen gewiesen zu haben. Die Fehler bewegten sich vornehmlich in dreierlei Richtung: 1. Mangelte der Vergleich mit einer

Statistik der Gesunden, d. h. man hatte sich gewöhnlich gar nicht die Frage vorgelegt, wie oft denn eigentlich bei geistig Gesunden auch erbliche Belastung nachweisbar ist; 2. dehnte man vielfach den Begriff der Heredität ungebührlich weit aus; man bezog in den Kreis der Heredität Großeltern, Onkeln, Tanten, entfernte Seitenverwandte mit ein; ja französische Autoren gingen sogar so weit, nicht nur Geistes- und Nervenkrankheiten, sondern z. B. auch Gicht, Tuberkulose 2c. als in gleicher Weise belastende Momente heranzuziehen. 3. endlich vergaß man ganz, daß Nerven- und Geisteskrankheiten kein einheitliches Etwas sind, sondern die verschiedensten Erkrankungsformen umfassen, so verschieden wie körperliche Krankheiten überhaupt. Wenn aber der Vater z. B. an einem Magenübel erkrankt war, wird es gewiß niemand einfallen, behaupten zu wollen, der Sohn habe dadurch eine gesteigerte Veranlagung zu einem Lungenleiden geerbt.

Was nun die ersten zwei Punkte anbelangt, so liegen gerade aus der letzteren Zeit sehr interessante Statistiken vor (von Koller und Diem), welche die Erblichkeitsverhältnisse bei Gesunden und Geisteskranken vergleichend berücksichtigen. Wenn man nun den Begriff der Erblichkeit sehr weit faßt, derart, daß man auch Onkeln, Seitenverwandte usw. mit einbezieht, ferner als erblich belastend nicht nur Geistesstörungen, sondern auch z. B. Nervenkrankheiten, Schlaganfälle usw. rechnet, so ergibt sich als höchst bemerkenswert, daß zwischen der Belastung Geistesgesunder und der der Irrsinnigen ein erheblicher Unterschied überhaupt kaum existiert. Heredität, ganz allgemein, fand sich in 77% der Geisteskranken, aber, was besonders interessant, in 67% der Gesunden. Berücksichtigt man aber nur die Belastung durch die Eltern, dann wird der Unterschied sogleich viel auffallender. Die obigen Zahlen lauten dann: etwa 57% bei den Geisteskranken und 33% bei den Geistesgesunden. Belastende Großeltern und Seitenverwandte hatten also die Geistesgesunden sogar vielmehr als die Geisteskranken. Greift man endlich jene Fälle heraus, bei welchen nur Belastung in der speziellen Form von Geistesstörung und nur seitens der Eltern vorliegt, dann schrumpfen obige Zahlen auf 2% bei den geistig Gesunden, dagegen aber auf 18·2% bei den Geisteskranken zusammen, d. h. die erbliche Belastung der letzteren ist fast neunmal so groß als die der Gesunden. Die Schlüsse, welche aus diesen Ziffern gezogen werden können, wollen wir dann betrachten, nachdem wir uns noch mit dem dritten Punkte beschäftigt haben, nämlich mit der Frage der Verschiedenartigkeit der einzelnen Formen von Geistesstörung in ihrer Wertigkeit für die Heredität. Es ergaben da eingehendere Untersuchungen gerade der letzteren Zeit, daß die einzelnen Typen außerordentlich verschieden sind an Bedeutung als belastende Momente. Es ließe sich diesbezüglich geradezu eine kontinuierliche Stufenleiter herstellen, auf der einen Seite Formen, welche nur auf dem Boden der erblichen Belastung zustande kommen und ihrerseits exquisit vererbbar sind, auf der anderen Seite solche, bei welchen die angeborene Veranlagung gar keine Rolle spielt, die nur durch äußere Schädlichkeiten erworben werden, Formen also, welchen die Bedeutung eines belastenden Momentes durchaus nicht zukommt, ja welche sogar geradezu als „entlastend" angesprochen werden könnten.

Was folgt aus all dem Angeführten? Als belastend kommt erstens überhaupt nur die sogenannte direkte Heredität in Betracht, d. h. seitens der Eltern; zweitens: nicht jede Form von Nerven- oder Geisteskrankheit seitens der Eltern ist so geartet, daß dadurch die nervöse oder geistige Gesundheit der Nachkommenschaft eo ipso schon als bedroht erscheint. Es kommt vielmehr dabei auf eine Reihe von Faktoren, hauptsächlich aber gerade auf den speziellen Typus der Neurose oder Psychose an. Um nur zwei Beispiele herauszugreifen: Altersblödsinn spielt als hereditäres Moment nicht die geringste Rolle, während die Veranlagung zu dem sogenannten periodischen Irresein in hohem Maße auf die Kinder vererbbar ist; in das Praktische übersetzt würde dies heißen: der Nachkomme eines durch Altersblödsinn irrsinnig Gewordenen ist weder selbst gefährdet, seinerseits in Geistesstörung zu verfallen, noch liegt die Gefahr bezüglich seiner Kinder vor. Der Sprosse eines an periodischem Irresein Erkrankten läuft mit großer Wahrscheinlichkeit Gefahr, selbst in derselben Weise geistig zu erkranken, und würde diese eigenartige Disposition mit großer Wahrscheinlichkeit auch auf seine Kinder vererben.

Noch ein Wort, bevor ich zum Schlusse komme, über die sogenannte konvergierende, d. h. doppelte Belastung. Es ist ohneweiteres klar, daß die Gefahr einer fehlerhaften minderwertigen Veranlagung durch Kreuzung mit gesundem Blute auf die Hälfte der Wahrscheinlichkeit reduziert wird, dagegen, wenn sowohl seitens des Vaters wie der Mutter eine Krankheitsdisposition vorliegt, dieselbe eine Summation erfährt. Dadurch erklärt sich der verderbliche Einfluß, welchen das Heiraten von Blutsverwandten ausüben kann. Nicht die Blutsverwandtschaft an sich ist der Grund, sondern jene Summation der vererbbaren psycho- und neuropathisch minderwertigen Konstitution. Ich erinnere nur aus der Geschichte an das traurige Geschick in manchen Fürstengeschlechtern. — Ein anderes Beispiel: Die unleugbare Tatsache, daß die jüdische Rasse, trotzdem bei ihr eine der Hauptfaktoren des Irreseins, nämlich der Alkoholmißbrauch, so gut wie keine Rolle spielt, ein unverhältnismäßig hohes Kontingent zu Nerven- und Geisteskrankheiten stellt, wird in übereinstimmender Weise von allen Autoren hauptsächlich auf die große Häufigkeit des Heiratens unter Blutsverwandten (Cousin und Cousine 2c.), überhaupt auf ungenügende Vermischung mit fremdem Blute zurückgeführt. Wir wissen, daß in den meisten Moralgesetzen das Heiraten zwischen Bruder und Schwester, überhaupt zwischen engsten Blutsverwandten, verboten ist, und wir sehen hier abermals ein Beispiel, daß religiös-ethischen Vorschriften so oft eine tiefe hygienische Anforderung zugrunde liegt.

Wir haben somit gesehen, daß vielfach die Bedeutung der Heredität überschätzt wird, beziehungsweise, daß vieles als erblich belastend angesehen wird, was es in Wirklichkeit nicht ist. Anderseits gibt es aber ebenso zweifellos zahlreiche Formen von Nerven- und Geisteskrankheiten, für welche als wichtigstes ursächliches Moment nur die erbliche Belastung eine Rolle spielt. Gäbe es ein wohlausgebildetes soziales Gewissen, gäbe es ein allgemeines Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Rassenhygiene und der kommenden Generation, dann würde vor jeder Eheschließung das einzelne Individuum gewissermaßen ärztlich assentiert werden (denn nur der Fachmann könnte entscheiden, welche Formen als erblich belastend in die Wagschale

fallen und welche nicht), ehe der Heiratskonsens erteilt wird, während heutzutage, wie ein französischer Autor mit bitterem Hohn bemerkt, die Leute nur daraufhin untersucht werden, ob sie gesund genug sind, um totgeschossen zu werden. Es sollten aber nicht nur die Lehren von der eigentlichen erblichen Belastung, sondern auch von dem popularisiert werden, was wir früher als „Keimschädigung" kennen gelernt haben. Was ich in zahlreichen Vorträgen über den Alkoholismus gesagt, hier möchte ich es wiederum ausdrücklich betonen: nicht nur der chronische Alkoholmißbrauch, auch ein einziger Rausch bei einem sonst nüchternen Menschen vermag das namenlose Elend lebenslänglicher Idiotie oder Fallsucht auf das Kind heraufzubeschwören, das in diesem Zustande gezeugt wird, und die unselige Sitte, daß gelegentlich des Hochzeitsmahles der Bräutigam so oft sich schweren Alkoholexzessen hingibt, büßt häufig ein Lebewesen, das selbst nichts verbrochen, mit angeborener Minderwertigkeit des Zentralnervensystems.

Man sagt, Ehen sollen nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen geschlossen werden. Ja, gewiß nicht mit dem Kopfe in dem Sinne, daß einer die zu erwartende Mitgift als einen Maßstab seiner Liebe gelten läßt oder den Umstand, daß der und der Onkel Hofrat oder Landesausschuß oder Bankdirektor ist. Das meine ich gewiß nicht. Allein der Stimme der Vernunft sollte wohl jeder Gehör schenken, sobald nicht nur sein eigenes Geschick in Frage steht, sondern von seiner Entscheidung auch das Glück seines zukünftigen Lebenspartners und vor allem das der kommenden Generation abhängt. Das soziale Verantwortlichkeitsgefühl, von dem ich früher gesprochen, sollte dem einzelnen mit ehernen Lettern eingeprägt werden und die Gesellschaft als Ganzes sollte sich dessen bewußt werden, wie viel gerade auf dem Gebiete der Eheschließungen noch zu erreichen, aber auch zu verhüten wäre durch strengere Würdigung der Gesetze von der erblichen Belastung. Möbius sagt: „Wenn eine arme Frau für ihre Kinder Brot wegnimmt, dann kommt Frau Themis mit Schwert und Schild gelaufen und macht ein Aufhebens; wenn aber syphilitische, tuberkulöse, blödsinnige Kinder erzeugt werden, so zuckt sie mit den Achseln und sagt: ‚Das ist Privatsache!'" — Und Zarathustra spricht: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! . . . Ehe, so heiße ich den Willen zu zweien, das eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen." — Solange nicht in der gesamten Menschheit das Bewußtsein von der heiligen Pflicht gegen das kommende Geschlecht allgemeines und selbstverständliches Sittengesetz wird, solange erbt sich die Entartung fort von Generation zu Generation.

Berechtigung und Grenzen der Moralstatistik.

Von Dr. **Ignaz Seipel.**

Die Moralstatistik wird definiert als die statistische Erforschung jener menschlichen Handlungen, die einen Rückschluß auf sittliche Zustände gestatten.[1]) „Statistisch" nennt man solche Forschungen, deren Methode die quantitative Massenbeobachtung von Tatsachen ist. Diese Methode kann sowohl zur Erhebung von Geschehnissen, die den Naturgesetzen unterliegen, als auch von Tatsachen des menschlichen Gesellschaftslebens verwendet werden. Gerade für diese hat sie besondere Bedeutung. Während nämlich das Wirken der Naturgesetze auch durch Einzelbeobachtung verfolgt werden kann, läßt diese gänzlich im Stiche, wo es sich um Darlegung jener Gesetzmäßigkeit handelt, in der sich das Gesellschaftsleben des Menschen abspielt.

Da nun zu den wichtigsten gesellschaftlichen Tatsachen zweifellos jene gehören, welche die Volksmoral beleuchten, und weil sich überdies gerade auf diesem Gebiete Schlußfolgerungen aus den Zahlen, die von der Statistik geliefert werden, aufdrängen, so wurde, wie Inama-Sternegg sagt, die Moralstatistik das Modegebiet der Statistik überhaupt. Ein älterer Statistiker, Buckle, erblickte in ihr sogar den Beginn einer neuen Kultur und selbst Georg v. Mayr, der die Schwierigkeiten, mit denen gerade die Moralstatistik zu kämpfen hat, nicht übersieht, ist doch von der Statistik im allgemeinen so eingenommen, daß er von ihr aus den Begriff der „wahren Wissenschaft der Theologie", wie er sich ausdrückt, festzustellen wagt. „Was kann", so fragt er, „die wahre Wissenschaft der Theologie, welche sich über bloße Sammlung und Vertretung der Dogmen einer einzelnen Konfession erhebt, anderes bieten als eine Reihe von Untersuchungen über die eigentümlichen Anschauungen, welche die in der Gesellschaft großgezogene Gleichartigkeit der Empfindungen in religiösen Angelegenheiten in zeitlicher und örtlicher Verschiedenheit hervor-

---

[1]) Vgl. Georg v. Mayr, „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben" (München, Oldenbourg, 1877), S. 237. — Außerdem seien hier ein für allemal als Quellen für die folgenden Darlegungen genannt: Alexander v. Öttingen, „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik"[3] (Erlangen, Deichert, 1882). — Albert M. Weiß, „Apologie des Christentums" I[3] (Freiburg, Herder, 1894), S. 145 ff. — Georg v. Mayr, „Statistik und Gesellschaftslehre" (Freiburg und Leipzig, Mohr. I. 1895, II. 1897). — Artikel „Statistik" im Staatslexikon der Görresgesellschaft V[2] (Freiburg, Herder, 1904), Sp. 525 ff. — Karl Theodor v. Inama-Sternegg, „Staatswissenschaftliche Abhandlungen" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1903), S. 303 ff. — H. A. Krose S. J., „Religion und Moralstatistik" („Glaube und Wissen", Heft 9; München, Volksschriftenverlag, 1906). — Konstantin Gutberlet, „Die Willensfreiheit und ihre Gegner"[2] (Fulda, Aktiendruckerei, 1907). — Anton Koch, „Lehrbuch der Moraltheologie"[2] (Freiburg, Herder, 1907), S. 34 ff.

gerufen hat? Es geht nun einmal durch das Leben der Menschen ein mächtiger Zug zum Mystischen, welcher seine dauernde und allgemeine Befriedigung nur in der Vereinigung zu Religionsgenossenschaften zu finden scheint. Diese selbst, wie auch die Summe religiöser Vorstellungen, auf welchen sie beruhen, sind ein unzweifelhaftes Gebilde der menschlichen Gesellschaft. Wer mit ihnen sich beschäftigt, unterwirft eine wichtige, für die menschliche Kultur höchst charakteristische Erscheinungsform des Gesellschaftslebens der wissenschaftlichen Analyse."[1])

Derartige Aussprüche und Ansprüche stellen sich auf den ersten Blick als Übertreibungen dar. Sie machen es begreiflich, daß manche Philosophen und Theologen von der Moralstatistik überhaupt nichts wissen wollen, ja man hat sogar von einer „statistischen Krankheit" gesprochen. Umsomehr ist diese Ablehnung begreiflich, als auch rein ideale Erwägungen gegen die Moralstatistik ins Treffen geführt werden können. Es scheint ja kaum glaublich zu sein, daß „das geistige Gebiet der Freiheit, der Willensbetätigung, unter den Bann der Zahl, der ziffermäßigen Beobachtung zu stellen sein soll". Und vielen mag es als eine Art „Entweihung der Idee" vorkommen, wenn man für deren Wahrheit im äußeren Erfahrungsleben Bestätigungen oder gar Stützen sucht.[2]) Da überdies der Name der Statistik nicht selten mißbraucht wurde, um mit großen Ziffermassen rein rhetorische Effekte zu erzielen, so ist das Mißtrauen gegen diese Wissenschaft wohl begründet.

Soll sie trotzdem auch vom Moraltheologen beachtet werden, so muß sie sich unbedingt eine Untersuchung ihrer Berechtigung und ihrer Grenzen gefallen lassen. Diese wird sich naturgemäß zunächst mit der statistischen Methode überhaupt und ihrer Zuverlässigkeit, dann mit der Anwendbarkeit dieser Methode auf ethische Fragen und endlich mit dem Wert der Resultate moralstatistischer Feststellungen für die Theologie zu befassen haben.

I. Wert und Zuverlässigkeit der statistischen Methode.

Daß die statistische Methode außerordentlich großen Anklang gefunden hat, hängt mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften in der neueren Zeit zusammen. Da sich diese der Exaktheit ihrer Forschungsmethoden rühmten, wurde der Wunsch rege, auch für jene Wissenschaften, die den Menschen nach der geistigen Seite hin zum Gegenstand haben, eine ähnliche, auf Beobachtung fußende Methode zu haben. Für die Erforschung des Gesellschaftslebens fand sich diese in der quantitativen Massenbeobachtung.

Da die menschliche Gesellschaft die Gesamtheit aller Menschen ist, und zwar eine Gesamtheit von Individuen, deren Lebensbetätigungen sich in größter Mannigfaltigkeit abspielen, so müßte, wer die Gesellschaft exakt-wissenschaftlich erkennen will, seine Beobachtung eigentlich auf die ganze Masse der Individuen und ihrer Handlungen ausdehnen. Eine solche Exaktheit ist nun freilich ganz ausgeschlossen. Man muß sich, auch wenn es sich um Erforschung von Tatsachen, welche die ganze Menschheit betreffen, handelt, mit der Beobachtung einer möglichst großen Zahl von Individuen begnügen.

---

[1]) Mayr, Gesetzmäßigkeit, S. 6.

[2]) Öttingen, Moralstatistik, S. 5.

Einstweilen und, wie die Statistiker selbst erklären, noch auf Jahrhunderte hinaus sind nicht einmal die einfachsten gesellschaftlichen Verhältnisse für alle Menschen feststellbar. Und selbst wenn einmal die Statistik so entwickelt sein sollte, daß man in allen Teilen der Erde Beobachtungen, Aufzeichnungen und Zählungen, die für die Gesellschaftswissenschaft von Belang sind, veranstaltete, so wird man auch dann noch infolge der Beschränktheit der menschlichen Arbeitskraft auf vollkommen fehlerfreie Untersuchungsergebnisse verzichten müssen. Es könnte daher scheinen, daß wirklich exakte statistische Untersuchungen unmöglich seien. Tatsächlich wird von dieser Unmöglichkeit nur ein statistischer Versuch getroffen, nämlich der, mit Hilfe des „Gesetzes der großen Zahl" einen Weltdurchschnitt aus den Beobachtungsergebnissen zu finden, den sogenannten „mittleren Menschen" zu berechnen. Daran ist aber nicht viel verloren. Denn wenn es auch richtig ist, daß gewisse Regel- und Gesetzmäßigkeiten bei statistischen Massenbeobachtungen deutlich zutage treten, die bei vereinzelten Beobachtungen gar nicht zu erkennen sind — darin besteht das Gesetz der großen Zahl —, so hat doch ein Durchschnitt aus allzuvielen Beobachtungsresultaten nur wenig Interesse, da mit der Vergrößerung der Massen auch die Schwankungsweite der Ergebnisse sehr groß wird.

Daneben hat aber die Statistik noch eine andere Aufgabe, die weit umfangreicher und wichtiger ist, nämlich die Erfassung und Darstellung der Verschiedenheiten in den gesellschaftlichen Erscheinungen nach Raum und Zeit. Zu diesem Zwecke braucht sie die Beobachtung nicht über riesige Gebiete auszudehnen, sondern sie steigt im Gegenteil zu kleinen Raumabschnitten herab. Nur so groß brauchen diese zu sein, daß noch eine genügende Anzahl von Beobachtungen vorhanden ist, um daraus Durchschnittsergebnisse zu gewinnen.[1]) Auf diese Weise können in jedem der verhältnismäßig kleinen Beobachtungsgebiete wirklich lückenlose Erhebungen gepflogen werden. Sollen Urteile über die Verhältnisse in größeren Gebieten gewonnen werden, so ermittelt man durch Vergleichen und Zusammenfassen der ähnlichen Resultate aus den Teilgebieten das Gesamtergebnis.

Gegen statistische Untersuchungen dieser Art ist vom Standpunkt der Zahl der Beobachtungen nichts einzuwenden. Doch sind damit nicht alle Schwierigkeiten behoben. Es gibt nämlich eine fast unzählige Menge von Tatsachen, die man beobachten und registrieren könnte. Da dazu weder Zeit noch Kraft ausreichen, muß ein großer Teil beiseite gelassen werden. Die Auswahl müßte naturgemäß so erfolgen, daß die für das Gesellschaftsleben bedeutungsvollsten Geschehnisse herausgehoben würden. Die Statistik sieht sich aber oft gezwungen, minder wichtige Tatsachen zu untersuchen, während ihr viel wertvollere entgehen; dies kommt daher, daß häufig für die Wahl der zu sammelnden Daten nicht rein wissenschaftliche, sondern andere Interessen maßgebend sind, z. B. polizeiliche oder fiskalische.

Eine Schranke für die statistische Beobachtung liegt ferner darin, daß sie auch bei den Tatsachen, die ihr unterliegen, nicht vollständige Genauigkeit erreichen kann. Sie kann nämlich nicht alle realen Verschiedenheiten der ein-

[1]) Mayr, a. a. O. S. 26, erklärt für mitteleuropäische Verhältnisse Raumabschnitte von 10 Quadratmeilen, also im ungefähren Ausmaß eines bayrischen Bezirksamtes, für genügend.

zelnen Tatsachen berücksichtigen, und zwar teils deswegen nicht, weil sie sonst bei der Fülle der Unterabteilungen, die sie machen müßte, zu keinem Gesamtergebnisse käme, teils weil manches im Augenblick der Beobachtung nicht wichtig genug erscheint, hauptsächlich aber, weil gewisse Momente, und leider oft gerade solche, deren Fixierung besonders wertvoll wäre, überhaupt unfaßbar sind. Infolgedessen sind die Bilder, welche die Statistik vom menschlichen Gesellschaftsleben entwirft, nicht photographisch getreu. Sie tauscht dafür allerdings den weiteren Blick ein. Sie zeigt Züge, die übersehen würden, wenn alle Einzelheiten in ihre Bilder aufgenommen wären. Aber oft genug stellt sich nachträglich doch heraus, daß die Nichtbeachtung mancher Einzelheiten den Wert der ganzen Untersuchung nicht unbeträchtlich vermindert. Weitere Umstände, die ebenfalls für diesen Wert Bedeutung haben, sind: ob sich die zu konstatierenden Tatsachen vor den Augen der Befragten abspielten oder ob Aussagen Dritter herangezogen werden mußten; ob die Resultate durch fortlaufende Registrierung oder durch periodische Erhebung gewonnen wurden; ob die Art der Zählung zuverlässig ist oder nicht, d. h. ob die Zähler die gehörige Einsicht und den nötigen guten Willen hatten; ob die Erhebung gut organisiert oder überstürzt, ob die Technik, die dabei in Anwendung kam, einwandfrei ist oder nicht usw. Selbstverständlich können auch dann, wenn bei all dem nichts übersehen wurde, doch noch Irrtümer vorkommen, sei es infolge von unwahren Auskünften oder von Rechenfehlern.

Die Rechenarbeit, die bei der Verwertung statistischen Materials geleistet werden muß, ist sehr bedeutend. Sie setzt sich aus dem Zählen, mit dem die Darstellung der Ergebnisse in Tabellenform verbunden ist, dem Summieren, der Berechnung des Durchschnittes, und zwar des geometrischen sowohl als des arithmetischen, der Ermittlung der Oszillationszahlen sowie der Maxima und Minima und der Ableitung relativer und reduzierter Zahlen zusammen. Durch die Feststellung der Urzahlen kann man nämlich nur Einblick in die Ausdehnung, Extensität, absolute Frequenz eines Phänomens gewinnen. Will man Einblick in die Intensität, relative Frequenz, erhalten, d. h. in das Verhältnis des Phänomens zur Größe des Untersuchungsfeldes, so muß man Proportionalzahlen berechnen. Mit deren Hilfe kann man dann sowohl die relative als auch die spezifische Frequenz einer Erscheinung angeben. Unter relativer Frequenz versteht man das Verhältnis einer soziologisch bedeutsamen Erscheinung zur Bevölkerungszahl des Gebietes, für welches die Untersuchung vorgenommen wird, unter spezifischer Frequenz aber das Verhältnis einer solchen Erscheinung zu der Zahl jenes Teiles der Bevölkerung, der für diese Erscheinung überhaupt in Frage kommt. Es liegt auf der Hand, daß erst die Zahlen, welche die spezifische Frequenz angeben, eigentlich brauchbar sind, und gerade sie können nur auf dem Wege umständlicher Rechnung gefunden werden. Aber auch diese Zahlen lassen die Zunahme, das Gleichbleiben oder die Abnahme einer wichtigen Erscheinung noch nicht leicht überblicken. Erst wenn man sie abermals umrechnet, indem man den Ausgangspunkt jeder Reihe auf 100 oder 1000 setzt, kann man mit Hilfe solcher Reihen die Abweichungen vom Mittel finden und prozentuell ausdrücken. Damit ist die Grundlage für sichere Schlüsse auf die Tenazität oder deren Gegenteil, die Sensibilität, eines sozialen Körpers den gerade in Frage

stehenden Phänomenen gegenüber gegeben. Die Gefahr, daß das Resultat statistischer Feststellungen durch Rechenfehler alteriert werde, ist also nicht gering. Trotzdem sind diese in der Regel so unbedeutend, daß durch sie eine wesentliche Veränderung des Gesamtergebnisses kaum bewirkt wird.

Sind alle bisher erwähnten Arbeiten — Vorarbeiten — mit gutem Erfolge beendet, dann beginnt für den Statistiker erst „die feinste Arbeit", die in dem Nachweise von Gesetzmäßigkeiten in den Massenerscheinungen gesellschaftlicher Tatsachen besteht. Wenn eine Gesetzmäßigkeit so konstant erscheint, daß man unter gleichen Umständen die Wiederkehr der gleichen Erscheinungen mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten kann, so redet man von statistischen Gesetzen. Diese sind entweder Zustands- und Entwicklungs- oder Kausalitätsgesetze. Die Gesetze der ersten Art sind der Ausdruck des typischen Ergebnisses aller Ursachen, von denen eine bestimmte Erscheinung bedingt ist. Handelt es sich dabei um eine für sich abgeschlossene Tatsachengruppe, d. h. ist das Gesetz nicht durch Beobachtung von aufeinanderfolgenden Tatsachenkomplexen derselben Art gewonnen worden, so heißt es Zustandsgesetz, im anderen Falle Entwicklungsgesetz. Kausalitätsgesetze endlich sind der Ausdruck für die Beobachtung, daß sich zwei verschiedene statistisch festgestellte Erscheinungen zu einander wie Ursache und Wirkung verhalten. Die Operation, die zur Feststellung von Kausalitätsgesetzen führt, ist die Isolierung der Tatsachen. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird sich nämlich feststellen lassen, daß, wo in zeitlichem und räumlichem Zusammenhang (Sukzession und Koexistenz) gewisse Bedingungen im großen und ganzen dieselben Resultate liefern, auch ein ursächliches Verhältnis zwischen diesen und jenen bestehe. Durch Isolierung einzelner Ursachen läßt sich herausfinden, welchen Anteil diese an der eben erwähnten allgemeinen Kausalität haben oder nicht haben.

Um dem Begriff der statistischen Gesetze gerecht zu werden, muß man stets zweierlei im Auge behalten: einmal daß diese Gesetze nicht Gesetze des Seinsollens, sondern des Seins und des Gewordenseins sind, dann daß sie nicht für die menschlichen Individuen gelten, sondern nur für die Massen, die zusammen die Gesellschaft bilden. Dadurch, daß sie nicht Gesetze des Seinsollens sind, unterscheiden sie sich von den Sitten- und sind sie den Naturgesetzen ähnlich. Wie diese können sie nicht a priori aus der Natur und dem Zwecke des Menschen und der menschlichen Gesellschaft abgeleitet, sondern sie dürfen nur als Ausdruck dessen, was tatsächlich ist und durch die statistische Beobachtung erkennbar wird, aufgefaßt werden. Nur indirekt, insofern die in ihnen ausgesprochenen Regelmäßigkeiten selbst wieder einer Begründung bedürfen, weisen die statistischen Gesetze auf ein ewiges Gesetz des Seinsollens hin, dem auch das Gesellschaftsleben der Menschen unterliegen muß. Aber auch mit den Naturgesetzen stimmen sie nicht völlig überein. Während nämlich die Massenwirkungen in der Natur fast regelmäßig nur Summen von einander ganz und gar gleichen Einzelwirkungen sind, verhält es sich mit gesellschaftlichen Massenerscheinungen anders. Hier muß man vom Individuum geradezu abstrahieren, wenn man Gesetze finden will, wogegen man die Allgemeingültigkeit eines Naturgesetzes durch einige gut angestellte Experimente beweisen kann. In der Natur ist die Regelmäßigkeit durch materiell wirkende Kräfte erzwungen, die Allgemeingültigkeit der Ideen hingegen, die auf dem

Gebiete des Gesellschaftslebens als nötigende Mächte auftreten, hebt die Freiheit der einzelnen Menschen nicht auf.

Soviel über die statistische Methode und ihre Arbeitsweise. Welchen Wert sollen wir ihr nun zuerkennen? Verspricht sie wirklich eine Förderung unserer Erkenntnis des menschlichen Gesellschaftslebens?

Es ist nicht zu leugnen, daß die Statistik in vieler Beziehung genaueren Aufschluß über verschiedene gesellschaftliche Tatsachen bietet, als wir ohne ihre Mitwirkung haben könnten. Auf dem Gebiete der Gesellschaftslehre, wo sich sonst nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen aussprechen ließen oder wo man aus Einzelbeobachtungen Analogieschlüsse ziehen müßte, kann, wenn die Statistik durch verläßliche Massenbeobachtung vorgearbeit hat, ein ebenso sicherer Induktionsbeweis geführt werden wie auf dem der Naturwissenschaften. Vor einer Überschätzung der Statistik warnen uns die zahlreichen Fehlerquellen, auf die wir bei der Betrachtung der statistischen Arbeitsmethode gestoßen sind. Sie zwingen dazu, die einzelnen Resultate der Massenbeobachtungen genau zu überprüfen und jede, die sich nicht als durchaus verläßlich erweist, auszuscheiden, damit nicht auch die Schlüsse, die man auf ein solches falsches oder zweifelhaftes Beobachtungsergebnis aufbaut, falsch oder zweifelhaft werden. Großer Besonnenheit bedarf es, wenn man auf Grund auch der am besten beglaubigten Zählungsresultate zur Aufstellung von statistischen Gesetzen schreiten will. Würden diese irgendwie schlecht verstanden, sei es, daß man sie mit den Sitten- oder mit den Naturgesetzen verwechselte, dann trüge die Statistik an der Verbreitung höchst verderblicher Irrtümer schuld. Umso größer müßte diese Gefahr sein, je mehr die Anwendung der statistischen Methode auch in diesem Falle noch den Schein strenger Wissenschaftlichkeit vortäuscht.

II. Anwendbarkeit der statistischen Methode auf ethische Fragen.

Geben wir den Wert statistischer Untersuchungen für die Erkenntnis des menschlichen Gesellschaftslebens zu, so ist doch damit noch nicht entschieden, ob auch deren Anwendung auf ethische Probleme zuläßig, also eine Moralstatistik möglich ist oder nicht. Tatsächlich lassen sich gegen die Anwendung der statistischen Methode auf das Gebiet der Moral zahlreiche Gründe vorbringen.

Die Moralstatistik hat, wie sich aus der eingangs gebotenen Definition ergibt, den Zweck, Schlüsse auf die sittlichen Zustände der Menschen im allgemeinen oder unter besonderen Umständen zu ermöglichen. Der sittliche Zustand der Menschen hängt ohne Zweifel von der guten oder schlechten Gesinnung der einzelnen ab. Diese läßt sich aber durch keinerlei Massenbeobachtung konstatieren, sondern nur durch innere Beobachtung. Gegenüber dieser Einwendung werden wir zugeben müssen, daß eine vollständige, das ganze Gebiet der Sittlichkeit berücksichtigende Erforschung des moralischen Zustandes einer Gruppe von Menschen von der Moralstatistik nicht geleistet werden kann. Vollständig kennt den sittlichen Zustand der Menschen Gott allein. Wir werden es ihm darin nie gleichtun können, welche wissenschaftlichen Behelfe immer uns zu Gebote stehen mögen. Andererseits darf man jedoch nicht

übersehen, daß in vielen Fällen die moralische oder unmoralische Gesinnung der Menschen auch den Menschen erkennbar wird, dann nämlich, wenn diese zu einer positiven guten oder schlechten Handlung führt. Von den Handlungen wird man aber auf die Güte oder Schlechtigkeit der Gesinnung schließen können, und zwar nicht nur der Gesinnung im Augenblick der Tat, sondern auch der allgemeinen, dauernden. Denn es ist nicht anzunehmen, daß jemand der Gesinnung nach wirklich gut sei, dabei aber nie eine gute Handlung vollbringe, oder umgekehrt, daß jemand dauernd schlecht gesinnt sei, diese seine Gesinnung aber in keiner bösen Handlung zum Ausdruck bringe.

Aber, wendet man weiter ein, sind denn auch nur die positiven moralisch bedeutsamen Handlungen zählbar? Es ist unmöglich, diese alle statistisch aufzunehmen, selbst wenn die Menschen bereit wären, sie einzubekennen. Dies kann aber gewiß gar nicht verlangt werden. Auch das ist richtig, beweist aber nur, daß man das Geltungsgebiet der Moralstatistik gehörig einschränken muß. Allerdings können nicht alle sittlichen Handlungen in die Untersuchung einbezogen werden; aber bei vielen macht eine ziemlich vollständige Zählung keine großen Schwierigkeiten, bei jenen nämlich, an deren Feststellung der Staat selbst Interesse hat. Hieher gehört z. B. teilweise wenigstens das geschlechtliche Leben der Bevölkerung. Ebenso ist der Selbstmord eine für den Staat bedeutungsvolle, weil bedenkliche Sache. Das weitaus meiste Material liefert dieser der Moralstatistik aber in bezug auf jene schlechten Handlungen, die er zugleich als rechtswidrig erklärt und bestraft.

Diese letzte Bemerkung bietet jedoch gleich wieder den Anlaß zu einem weiteren Einwand, daß man nämlich eigentlich nur eine Immoralitätsstatistik aufstellen könne, nicht aber eine Moralstatistik, da nur Verbrechen und diesen ähnliche Handlungen Gegenstand der statistischen Zählung seien. Dieser Vorwurf geht sicher zu weit. Es stehen ja z. B. nicht nur über das ungeordnete Geschlechtsleben Zahlen zur Verfügung, sondern, und zwar noch viel sicherere, über das sittliche; ebenso behandelt die Statistik nicht nur die unehelichen, sondern auch die ehelichen Geburten. Nicht nur Rechtswidrigkeiten, sondern auch viele moralisch gute Handlungen lassen sich beobachten und registrieren, z. B. die Teilnahme am Gottesdienst oder die Werke der Nächstenliebe. Freilich bleibt die Kriminalstatistik der Zweig der Moralstatistik, der am leichtesten zu bearbeiten ist; er ist sicher auch einer der wichtigsten.

Aber auch die Kriminalstatistik soll nicht zuverlässig sein. Dieser unterliegen nämlich nur jene unsittlichen Handlungen, die zugleich Verletzungen des staatlichen Rechtes sind. Das ist aber nur ein verhältnismäßig geringer Teil aller Unsittlichkeiten. Außerdem geschehen ungezählte Verbrechen im Verborgenen, die nie entdeckt und daher auch nie registriert werden. Das ist wahr; dennoch ist nicht zu leugnen, daß zahlreiches und sehr wichtiges Material auf diesem Wege gewonnen wird. Auch wird man von der Zahl der offenkundig werdenden rechtswidrigen Handlungen doch wohl Schlüsse auf den allgemeinen sittlichen Stand der Bevölkerung ziehen können. Man wird ebenso sicher annehmen können, daß die Zahl der entdeckten Verbrechen zur Zahl der Verbrechen überhaupt und wieder die Zahl der rechtswidrigen Handlungen im besonderen zu jener der unsittlichen im allgemeinen in

einem bestimmten gleichbleibenden Verhältnis stehe, als man von äußeren moralisch bedeutsamen Handlungen auf die innere Gesinnung schließen kann.

Weit schwerer als die bisher vorgebrachten Einwendungen gegen die Moralstatistik wiegt die folgende: die Statistik betrachtet als den Höhepunkt ihrer Arbeit, die Gesetze ausfindig zu machen, nach denen das gesellschaftliche Leben der Menschen abläuft. Diese Gesetze können freilich — das haben wir schon früher klargestellt — nicht Gesetze des Seinsollens sein. Aber auch wenn man hieran festhält, bleibt doch noch ein ernstliches Bedenken bestehen. Denn wenn man für das sittliche beziehungsweise unsittliche Verhalten der Menschen Gesetze aufstellt, auf Grund deren der sittliche Zustand einer Gruppe von Menschen unter gleichen Umständen wesentlich als der gleiche erscheint, dann leugnet man im Grunde doch die Willensfreiheit, mag man noch so sehr den Unterschied zwischen der Nötigung durch die Macht der Ideen und dem Zwange physikalischer Naturkräfte betonen. Ja man kann direkt behaupten, daß die Moralstatistik, namentlich die Kriminalstatistik, demoralisiere. Denn die Beobachtung der Massen von Verbrechen, Selbstmorden u. dgl. erweckt, wenn deren Zahl als einer Gesetzmäßigkeit unterliegend hingestellt wird, den Schein, diese Verirrungen des menschlichen Willens entsprängen einer Naturnotwendigkeit. Tatsächlich gab es Moralstatistiker, die erklärten, auf Grund ihrer exakten Beobachtungen eine Freiheit des Willens nicht mehr anerkennen zu können. So behauptete z. B. Quetelet mit großer Entschiedenheit die sogenannte „Budgetisierung der Verbrechen“, d. h. er lehrte, es bestehe eine so große Regelmäßigkeit in den kriminellen Erscheinungen, daß man annehmen müsse, innerhalb einer Gruppe von Menschen verfiele eine bestimmte Anzahl notwendig dem Verbrechen, und zwar partizipierten die einzelnen Arten von Rechtswidrigkeiten an deren Gesamtzahl dauernd nach demselben Verhältnis. Die neuere Moralstatistik hat sich jedoch von der Unrichtigkeit dieser Ansicht, wenigstens was die Budgetisierung der Verbrechen für lange Zeiträume anlangt, überzeugt. Zugleich hat man für die tatsächlich erwiesene Regelmäßigkeit in der Zahl der Verbrechen eine Erklärung zu geben versucht, die sich mit der Lehre von der Freiheit des Willens nicht nur nicht in Widerspruch befindet, sondern eher geeignet scheint, sie zu unterstützen. So hat Georg v. Mayr unter ausdrücklicher Verwerfung der Budgetisierung der Verbrechen darauf hingewiesen, daß sich in deren Zahl und Auswahl gerade deswegen, *weil* sie Betätigungen des freien Willens sind, eine gewisse Regelmäßigkeit zeigen müsse. Während nämlich im Geltungsbereich der Naturgesetze jeder einzelne Fall so geschehen muß, wie es diese verlangen, kann der Mensch — die Versuchung, etwas Böses zu tun, mag noch so groß sein, — dieses doch auch nicht tun und umgekehrt kann ein anderer, dem der Widerstand gar keine besonderen Schwierigkeiten machen würde, doch in der Versuchung unterliegen. Ob das eine oder das andere geschieht, hängt von der *freien* Wahl des Menschen ab. Aber *wahrscheinlich* ist es nicht, daß derjenige, dem das Böse als sehr anziehend erscheint, ihm nicht erliegen und der andere, dem es sich mehr in seiner wahren Gestalt zeigt, fallen werde. Daher wird man, wenn nur eine gehörig große Zahl von Fällen vorliegt, immer wieder finden, daß bei annähernd gleicher Intensität jener Umstände, welche die Versuchung zum Verbrechen ausmachen, auch eine annähernd gleiche Zahl dieses

begehen wird. Es ist damit aber keineswegs gesagt, daß ein bestimmter Mensch unter bestimmten Umständen eine Handlung begehen oder unterlassen müsse, sondern nur, daß wahrscheinlich, wenn er sie auch nicht begeht, ein anderer im ähnlichen Falle der beobachteten Regelmäßigkeit entsprechend handeln werde.

Wenn man bei dieser Auffassung der statistischen Gesetzlichkeiten zwischen Willensfreiheit und Willkür unterscheidet und für die Willensfreiheit mannigfaltige natürliche, individuelle und soziale Bestimmtheiten annimmt, so dient das nur dazu, das Wesen dieser Freiheit ins rechte Licht zu stellen. Eine gewisse Vorausberechenbarkeit der sittlichen Handlungen wird übrigens ohnehin allenthalben zugegeben. Erfahrungsgemäß redet man ja von einem sittlichen Charakter nur dort, wo die Möglichkeit gegeben erscheint, die zukünftigen Handlungen mit einiger Sicherheit vorauszusagen.

Die Furcht, die Annahme statistischer Gesetze — die man besser Gesetzmäßigkeiten nennt — könnte zur Leugnung der Willensfreiheit führen, ist also nicht begründet. Demnach ist auch in dieser Hinsicht gegen die Anwendung der Statistik auf das Gebiet der Moral nichts einzuwenden. Ja es wird nicht einmal möglich sein, einer solchen Anwendung auszuweichen. Die anderen Zweige der Statistik, Bevölkerungsstatistik, wirtschaftliche Statistik, Bildungsstatistik, politische Statistik usw., liefern nämlich von selbst zahlreichen Stoff, der ohne moralstatistische Betrachtungen nicht verarbeitet werden kann. Man denke z. B. nur an die Untersuchungen der Bevölkerungsstatistik über Eheschließungen und Ehescheidungen oder über die Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit innerhalb der Bevölkerung, weiter an das Material, das der Wirtschaftsstatistik in bezug auf Arbeits-, Lohn- und Wohnungsverhältnisse zufließt, u. dgl. mehr. Daraus ergibt sich für den Moraltheologen wohl geradezu die Pflicht, die Ergebnisse der Moralstatistik nicht zu vernachlässigen, schon aus dem Grunde, um nicht deren Ausbeutung Unberufenen zu überlassen, die mit oder ohne Absicht die vielen Einschränkungen und Mahnungen, die im Vorstehenden gegeben werden mußten, nicht beachten und so zu irrigen Resultaten gelangen müssen.

III. Wert der Resultate moralstatistischer Untersuchungen für die Moraltheologie.

Wenn sich nun der Moraltheologe entschließt, die Moralstatistik in sein Arbeitsfeld einzubeziehen, hat er davon auch positive Früchte für seine Wissenschaft zu erwarten?

Das eine ist aus dem bereits Gesagten von selber klar: einen Ersatz der Moraltheologie, ja auch nur einer deduktiven philosophischen Sittenlehre kann die Moralstatistik nicht geben. Wir dürfen ja von ihr keine Normen für die Sittlichkeit der menschlichen Handlungen erwarten. Wir brauchen auch nicht erst die Statistik, um solche Normen zu gewinnen. Diese sind uns vielmehr durch den doppelten Weg der natürlichen und der übernatürlichen Offenbarung gegeben. Immerhin wird es interessant und lehrreich sein, festzustellen, wie weit die Gebote des natürlichen und übernatürlichen Sittengesetzes beobachtet werden oder nicht. Freilich werden wir dies nicht tun,

um das Gesetz etwa durch die Annahme von seiten der Menschheit für bekräftigt oder durch die Nichtannahme für entkräftet zu halten, sondern um die Ursachen aufzudecken, die zur Verdunklung der sittlichen Erkenntnis und zur Irreführung der Gewissen Anlaß geben. Die Moralstatistik wird uns ferner die Zeichen der Zeit und die Zeitschäden verstehen lehren. Wir werden durch sie einerseits manchen Entschuldigungsgrund für einzelne Klassen von Übertretern des Sittengesetzes, andererseits aber auch wirksame Verstärkungen für unsere Mahnungen an die Obrigkeit finden können, die ihre Pflicht nur erfüllt, wenn sie Umstände, die der allgemeinen Sittlichkeit abträglich sind, ernstlich bekämpft. So können gewissenhafte moralstatistische Untersuchungen zu einer Art öffentlicher Gewissenserforschung werden. Manche Bräuche und Gewohnheiten, die viele, vielleicht die meisten, für indifferent ansehen, werden sich als Mißbräuche herausstellen. Manches, was als notwendiges Übel zur Vermeidung noch größerer anderer gilt, wird diesen Schein der Berechtigung verlieren. Wie gefährlich manche schlimme Gelegenheiten der Sittlichkeit vieler werden, wie viele in Versuchungen, die sehr häufig sind, weil die berufenen Faktoren nicht mit allem Ernst sie zu beseitigen trachten, Schiffbruch leiden, wird auf dem Wege der Schlußfolgerung aus den Massenbeobachtungen unwiderleglich demonstriert werden. Ob die Mittel, die man anwendet, um Unsitten zu bekämpfen, ausreichend oder überhaupt gut gewählt sind, ob z. B. die üblichen Strafen geeignet sind, die Besserung der Bestraften herbeizuführen oder nicht, wird sich wohl nur auf diesem Wege ergründen lassen. Ebenso läßt sich die Wirksamkeit der Motive, die den einzelnen geboten werden, um sie zum sittlich guten Handeln anzuregen und vom schlechten abzuhalten, durch statistische Erhebungen kontrollieren, wie diese auch neue Motive zu liefern imstande sind. Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Verirrungen, wie z. B. Mangel an Selbstüberwindung auf einem Gebiete auch die Sittlichkeit auf den übrigen Gebieten untergräbt und wie weniger schwere Sünden nach und nach zu schwereren führen, wird durch die Moralstatistik vielen erst evident gemacht.

Auch der Gewinn, den die Apologetik aus dieser ziehen kann, ist nicht zu unterschätzen. Die Gesetzmäßigkeit auf jenem Gebiete, das man sonst als das der Willkür zu betrachten gewohnt ist, liefert einen neuen Beweis für das Walten der göttlichen Vorsehung. Es liegt ja nahe, die Existenz statistischer Gesetze dadurch zu erklären, daß man auf das Wirken eines persönlichen Gottes zurückweist, der die Menschheit so leitet, daß zwar im allgemeinen diese Leitung ganz gesetzmäßig geschieht und auch deren Erfolg nicht fehlt, trotzdem aber die Freiheit des einzelnen gewahrt bleibt. Der erste Statistiker, dessen Werk Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann, Süßmilch, gab diesem Gedanken entsprechend seinem im Jahre 1741 erschienenen Buche den Titel: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen". Ganz ungesucht apologetisch wirkt auch, was die Statistik von der Widerstandskraft der verschiedenen Konfessionen gegenüber der Macht des Bösen oder von deren Leistungen auf dem Gebiete persönlicher Tugendübung und sozialer Fürsorge berichtet. Schließlich spricht zugunsten der Moralstatistik auch das, daß sie für viele die Brücke zu ethischen Studien überhaupt

werden kann. Bei dem bereits hervorgehobenen Zug unserer Zeit zur „Tatsachenforschung“ sind ja viele von Haus aus eigentlich philosophischen und theologischen Studien nicht hold. Die Moralstatistik eröffnet diesen eine Möglichkeit, den ethischen Problemen auf exaktem Wege beizukommen. Haben sie sich nur erst einmal auf diesen Weg begeben, dann wird wohl so manchen auch die Bedeutung der ethischen Probleme an sich in viel hellerem Licht erscheinen.

Auf Grund dieser Erwägungen erkennen wir der Moralstatistik nicht geringe Bedeutung zu, trotzdem wir im Vorstehenden so oft auf ihre Schranken und die Gefahren der Selbsttäuschung hinweisen mußten, die ihrer Methode oder vielmehr einer weniger vorsichtigen Handhabung dieser Methode anhaften. Bedingungsloser, als es geschehen ist, alles annehmen, was im Namen der Moralstatistik vorgebracht wird, wäre für diese selbst, insoferne sie Wissenschaft ist, kein Dienst, würde im Gegenteil ihrer Einschätzung als Wissenschaft nur hinderlich sein.

Maurizia.

Von Richard Seyß-Inquart.

Weißt Du, wann meine Seele Ruhe fand
Und ganz vergaß, daß hilflos ich verblute?
Es war, als Deine stille Nonnenhand
Wie kühler Tau auf meiner Stirne ruhte.

Es war, als Deine Stimme mich umklang
So weich und traut, voll tiefer Seligkeiten,
Wie Glockenruf, wenn müd der Tag versank
Und Schatten heimlich durch die Felder schreiten.

Du gingst zu Gott . . . Nun schweigt Dein blasser Mund,
Der mir von künft'gem Frühlingsglück gesprochen;
Die Hand, die mein gepflegt, verdorrt im Grund;
Dein lichtes Auge hat der Tod gebrochen.

An meinem Leben aber zehrt ein Weh
— Der letzte Ansturm vor dem großen Ende —
Ein Weilchen noch, — bis ich Dich wiederseh
Und wieder fühle Deine stillen Hände . . .

Die Renaissance der Genealogie.

Von **Otto Forst.**

Ein Vierteljahrtausend ist vergangen, seit Philipp Jakob Spener, gleich groß als Mensch, als Theologe und Genealoge, sein berühmtes „Theatrum nobilitatis Europaeae“ [1]) erscheinen ließ, ein Jahrhundert ist verflossen, seit Deutschlands gefeiertste Rechtslehrer, ein Pütter, Moser und Estor, ihren Ruhm in scharfsinniger Beleuchtung genealogischer Fragen suchten [2]) und seit Gatterer den Versuch wagte, in einer wissenschaftlichen Darstellung das Gesamtgebiet der Genealogie zu einem Handbuch für die Gebildeten zu gestalten. [3])

Die Universitäten hatten damals Lehrkanzeln für die Genealogie, allenthalben im weiten Kreise der Gebildeten brachte man dieser Wissenschaft lebhaftes Interesse entgegen und alles schien einer gedeihlichen Fortentwicklung der Geschlechterkunde günstig. Da vernichtete der Sturm, der über ganz Europa dahinbrauste, mit so vielem andern, was bisher ehrwürdig und wertvoll schien, die hoffnungsvollen Keime der werdenden Wissenschaft: die französische Revolution und ihre Ideale von allgemeiner Gleichheit ließen eine Beschäftigung mit der Geschichte ausgezeichneter Familien nicht zu, fürchteten von der Pflege der historischen Hilfswissenschaft der Genealogie — denn nur als solche kam in jenen Zeiten die Geschlechterkunde in Betracht — eine Förderung aristokratischer Ideen und scheuchten die Vertreter der entgegengesetzten Auffassung von Deutschlands hohen Schulen. Die folgenden Zeiten haben der todwunden Wissenschaft nicht neuen Glanz gebracht und die der erneuten Revolution von 1848 folgenden Jahre des Liberalismus haben gleichfalls alles eher als eine Renaissance der Genealogie angebahnt.

So war es denn dem ausgehenden 19. Jahrhundert vorbehalten, die alte historische Hilfswissenschaft als selbständig aus dem hundertjährigen Schlummer erstehen zu lassen und ihr sofort neue, ungeahnte Wege zu weisen.

---

[1]) Spener, „Theatrum nobilitatis Europaeae“ (Frankfurt, 1668—78) 2 partes, 2 auctaria, 2 appendices. Dieses umfangreiche Sammelwerk von Ahnentafeln der ersten europäischen Familien ist noch heute sehr wohl zu gebrauchen. Vgl. Kekule von Stradonitz in seinen „Ausgewählten Aufsätzen aus dem Gebiet des Staatsrechts und der Genealogie“, I, S. 181 ff.

[2]) Pütter gab z. B. die ausgezeichneten „Tabulae genealogicae ad illustrandam historiam imperii Germaniamque principem“ (Göttingen, 1768) heraus. Von Estor stammt u. a. die „Anleitung zur Ahnenprobe“ (Marburg, 1750).

[3]) Gatterer, „Handbuch der Genealogie und Heraldik“ (Nürnberg, 1759).

Ottokar Lorenz,[1]) schon lange gefeiert als hervorragender Historiker, begann in einer Reihe von Arbeiten zunächst auf die bedeutende Rolle hinzuweisen, die der Genealogie, der Familiengeschichte in der allgemeinen Geschichte, zukommt. Dann aber versenkte sich der berühmte Gelehrte immer mehr in das Wesen der von ihm zu neuem Leben erweckten Wissenschaft und verwies auf bisher ungeahnte Zusammenhänge zwischen ihr und den anderen Gebieten des menschlichen Wissens.

Lorenz ist der Begründer der sogenannten Generationentheorie, auf deren bahnbrechende Ergebnisse hier leider nicht näher eingegangen werden kann, zumal diese ja auch mehr das Gebiet der Geschichte beeinflussen.[2]) Lorenz ist es auch, der die Soziologie und Biologie auf das ungeheure Material hinwies, das für ihre Zwecke die Genealogie zu liefern vermag. Die deutsche Rechtsgeschichte sollte über das hochwichtige Ständeproblem, welches das ganze Mittelalter beherrschte, die Genealogie zu Rate ziehen, das Staatsrecht bei ihr Belehrung über die Theorie der Ebenbürtigkeit und ähnliche Fragen suchen und endlich nicht zuletzt die Naturwissenschaft zur näheren Beleuchtung der Vererbungstheorie das Material der durch die Genealogie erwiesenen Tatsachen heranziehen. Kurz, es sollte der neuaufstrebenden Wissenschaft ihr Platz an der Sonne wiedererobert werden.

Alle diese großen Gedanken hat nun Lorenz in eine epochemachende Arbeit zusammengefaßt, in sein „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie". Was dieser nicht allzu umfangreiche Band an wertvollem Inhalt birgt, ist oben angedeutet worden. Ein Mehr möge der geneigte Leser — und dies kann nur wärmstens empfohlen werden — selbst aus der Quelle schöpfen.

Mit dem Erscheinen dieses Werkes war der Bann gebrochen. Die Genealogie als Wissenschaft war neu erstanden. Vorgearbeitet hatte diesem Ereignis das wiedererwachte Interesse für die Familiengeschichte, das zur Gründung zahlreicher Fachvereine führte, deren Tätigkeit hohes Lob verdient. Die wichtigsten derselben sind der „Herold" in Berlin und die k. k. heraldische Gesellschaft „Adler" in Wien.

Neben Lorenz haben schon seit vielen Jahren zahlreiche Gelehrte ihre Feder in den Dienst der praktischen Genealogie gestellt. So verdienen als wertvolle Vorläufer der modernen kritischen Werke beifällige Erwähnung die Arbeiten des Westfalen Fahne, der unter anderem eine Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter, eine Geschichte der westfälischen

---

[1]) Ottokar Lorenz, geboren in Iglau den 17. September 1832, war durch lange Jahre an der Wiener Universität Lehrer der Geschichte. 1885 wurde er nach Jena berufen, wo er am 13. Mai 1904 starb. Seine oben kurz angedeuteten Ansichten finden sich in folgenden Werken näher begründet und erläutert: „C. F. Schlosser und über einige Aufgaben und Prinzipien der Geschichtsschreibung" (Leipzig, 1878); „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" (Berlin, 1886); „Leopold von Ranke, die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht" (Berlin, 1891) (= zweiter Teil des vorigen Werkes); „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie (Berlin, 1898). Ein vielgekauftes und vortreffliches Hilfsmittel zum historischen Unterricht ist sein „Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte" (3. Auflage, von Dr. Ernst Devrient besorgt, Berlin, 1908).

[2]) Vgl. die oben zitierte Arbeit von Lorenz, „Leopold von Ranke . . "

Geschlechter, der Grafen von Buchholtz, der Fürsten zu Salm-Reifferscheidt u. v. a. schrieb. Immerhin sind seine Arbeiten nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

Mit dem Jahre 1870 beginnt eine neue Ära auch für die praktische Genealogie. In diesem Jahre erschien die erste moderne Stammtafel eines großen Geschlechts, die den erhöhten Ansprüchen unserer Zeit auf Quantität und Qualität voll Rechnung trug, die „Genealogie des erlauchten Stammhauses Wittelsbach" von Häutle (München, 1870). Ebenfalls im Jahre des deutsch-französischen Krieges erlebte Behrs „Genealogie der europäischen Fürstenhäuser",[1]) das beste derartige Sammelwerk, eine vortreffliche Neuauflage. Im Jahre 1871 verließ eine verbesserte Ausgabe der Cohnschen Stammtafeln, durch Voigtel umgearbeitet, die Presse.[2])

Die folgenden Jahre brachten dann wieder kein bedeutenderes Werk. Wenn wir von Chrismars „Genealogie des Hauses Baden" (Gotha, 1892) absehen, deren Wert mehr in vortrefflicher Anlage als in großer Zuverlässigkeit liegt, sind bedeutende Leistungen erst wieder nach dem Erscheinen von Lorenz' überragendem Werk zu verzeichnen. Sicherlich ist dies kein bloßer Zufall, sondern ein Beweis, daß die Anregungen des Theoretikers bei den Praktikern auf fruchtbaren Boden fielen. — Die Neubelebung der Theorie durch Lorenz zeigte ihre Früchte auch darin, daß neben den meist praktischen Zwecken dienenden Stammtafeln nunmehr auch Ahnentafeln bearbeitet wurden, welche für wissenschaftliche Untersuchungen einen ungleich höheren Wert als erstere besitzen.

Bei dieser Gelegenheit sei der Unterschied zwischen den Grundformen genealogischer Darstellung, der wohl in nicht fachmännisch gebildeten Kreisen oft nicht klar erkannt wird, kurz erörtert.

Man teilt die genealogischen Tafeln ein in Aszendenz- oder Ahnentafeln und Deszendenztafeln. Erstere nehmen ihren Ausgangspunkt von einer Person, dem Probanten, verzeichnen dann dessen (2) Eltern, (4) Großeltern, (8) Urgroßeltern usw. Stets zeitlich rückschreitend, werden also alle direkten Vorfahren einer Person dargestellt, ohne Unterschied, ob der Probant von ihnen durch die männliche oder weibliche Linie abstammt. Die Zahl der „Ahnen" verdoppelt sich (siehe oben) mit jeder Generation und man könnte die Ahnentafel bis ins Endlose fortsetzen, würde nicht die Unmöglichkeit, die große Zahl der Ahnen in fernen Jahrhunderten zu finden, eine Grenze setzen.[3])

Im Gegensatz zur Aszendenztafel steht die Deszendenztafel. Diese nimmt ihren Ausgangspunkt von einem Stammpaar, verzeichnet, zeitlich vorwärtsschreitend, dessen Kinder, Enkel usw., kurz alle Nachkommen der Stammeltern, mag ihre Abstammung durch die männliche oder die weibliche Linie vermittelt sein. Beschränkt

[1]) Behrs Werk war in erster Auflage 1854 zu Leipzig erschienen. Es ist der älteren Arbeit Hübners turmhoch überlegen. Leider ist der außerordentlich hohe Preis einer entsprechenden Verbreitung hinderlich.

[2]) Voigtel-Cohn, „Genealogische Tabellen zur Erläuterung der europäischen Staatengeschichte" (Braunschweig, 1871).

[3]) Näheres über die Theorie der Ahnentafel bei Lorenz, „Lehrbuch", 2. Teil; ferner in Kekules bereits zitierten Ausgewählten Aufsätzen. Über das Problem des Ahnenverlusts vgl. Lorenz, „Lehrbuch", S. 244 ff.; Roller, „Ahnentafeln des Großherzogs von Baden", S. CC ff; ferner in meiner „Ahnentafel Sr. k. u. k. Hoheit des durchl. Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este", S. 8 ff.

man sich darauf, nur die durch die männliche Linie abstammenden Nachkommen eines Stammpaares darzustellen, die durch das äußere Kennzeichen des gemeinsamen Familiennamens verbunden sind, so hat man es mit jener Abart der Deszendenztafel zu tun, die als häufigste Form genealogischer Darstellung, als Stammtafel, bekannt ist. — Nach dieser kurzen Abschweifung zurück zu unserem eigentlichen Thema!

Neben Ottokar Lorenz verdient als zweiter Apostel der Genealogie Kekule von Stradonitz[1]) genannt zu werden. Er und Dr. Ernst Devrient sind es, welche mit Lorenz am tiefsten die biologisch-naturwissenschaftliche Seite der Genealogie erfaßt haben. Natürlich kann hier nicht der Ort sein, all die zahlreichen gediegenen Arbeiten Kekules zu verzeichnen. Hat doch dieser vielseitige Mann nicht bloß der eben gedachten Seite der Genealogie wirksame Aufmerksamkeit zugewandt, sondern auch auf dem Gebiet des Staatsrechts und der Genealogie als Geschichtswissenschaft Hervorragendes geleistet. Nur eines seiner Werke sei genannt, seine einzige größere praktische Arbeit, zugleich das erste Werk, das die Renaissance der Genealogie unmittelbar nach dem Erscheinen von Lorenz' Lehrbuch einleitet. Kekules „Ahnentafel-Atlas" (Berlin, 1898 bis 1904) enthält auf mehr als achtzig Tafeln die Ahnenproben zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen. Nur wer Gelegenheit gehabt hat, an der Hand archivalischer Quellen die Angaben Kekules zu prüfen, wird die großartige Leistung würdigen können, die in der fast lücken- und fehlerlosen Angabe von Name, Titel, Tag und Ort der Geburt, des Todes und der Vermählung eines jeden in den Tabellen vorkommenden Ahnen liegt. Nur eine Unvollkommenheit könnte man diesem „standard work" nachsagen: den Mangel eines Quellenbeleges, doch erweist sich das Werk auch ohne diesen als zuverlässig im höchsten Grade.

Neben dieser Arbeit Kekules wären noch zwei hervorragende Ahnentafelwerke zu nennen, die gleichfalls dem letzten Jahrzehnt angehören. Vor drei Jahren ließ Freiherr von Dungern ein Werk, „Ahnentafeln der Regenten aus dem Hause Hohenzollern und ihrer Gemahlinnen", erscheinen, das den ersten Teil einer größeren Sammlung von Ahnentafeln der erlauchtesten deutschen Geschlechter bilden soll.[2]) Dungern bringt nur die Jahre der Geburt, des Todes und der Vermählung der in seinem Werk vorkommenden Personen. Daß seine Daten weniger ausführlich sind als die Kekules läßt sich, abgesehen von der abweichenden prinzipiellen Anschauung Dungerns, wohl dadurch erklären, daß in den meisten Fällen genauere Daten aus jenen fernen Zeiten (12. Jahrhundert!) in die er zurückgreift, überhaupt nicht zu beschaffen sind. Bewundernswert ist die Akribie, mit der die vorhandenen Daten und die Filiation an der Hand archivalischer und monographischer Studien bestimmt sind. Leider fehlt jedoch auch bei Dungern bisher der angekündigte Quellenbeleg. Als bedauerlich muß hier auch der hohe Preis bezeichnet werden, der

[1]) Kekule, den 1. Mai 1863 zu Gent geboren, schrieb zahllose wertvolle Aufsätze in Zeitschriften. Außerdem ist er auch Verfasser von mehreren trefflichen Werken auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens. Bekannt ist seine Tätigkeit als Rechtsbeistand des Fürsten zu Schaumburg-Lippe im Lippeschen Erbfolgestreit. Er lebt gegenwärtig zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

[2]) Dungern: „Ahnen deutscher Fürsten. I. Hohenzollern" (Berlin, 1906).

es verhindert, daß Dungerns Werk, wie verdient, in weiteren Kreisen Eingang findet.

Das dritte Werk, Rollers „Ahnentafel der letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach" (Heidelberg, 1902) hat vor allem das Verdienst, die erste quellenmäßig belegte, in hohe Generationen reichende Ahnentafel zu enthalten. Auch bringt es einen umfangreichen Quellenbeleg für die von jedem Ahnen gebrachten Daten, welche außer den bei Kekule vorhandenen Angaben noch den Begräbnisort verzeichnen. Die unleugbaren Vorzüge von Rollers Arbeit können jedoch nicht hindern, daß ihre Zuverlässigkeit trotz des Quellenbeleges nicht an die unbelegten Werke Kekules und Dungerns heranreicht. Die nicht belegte Einleitung, in der Roller eine Fortsetzung der belegten Ahnentafel zu 256 Ahnen des Großherzogs Karl Friedrich von Baden gibt, ist ohne besonderen wissenschaftlichen Wert. Es würde zu weit führen, hier Rollers Fehler näher zu besprechen, es sei nur der Abstand, der seine Arbeit von den beiden zuerst genannten Werken trennt, gebührend verzeichnet.[1])

Als vierte im Bunde möge endlich die von mir soeben publizierte Ahnentafel zu 1024 Ahnen des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand[2]) verzeichnet werden, das erste österreichische Werk dieser Art, dessen Beurteilung dem Leser überlassen bleiben muß.

Noch sei auf den interessanten Versuch von Knetsch verwiesen, der die Ahnen eines Fürsten im Reich der Geister, „Goethes Ahnen" (Leipzig, 1908), in einem vortrefflichen Werke der Öffentlichkeit vorstellt.

Eine große wissenschaftlich vollwertige Deszendenztafel ist in Deutschland auch im Zeitalter der genealogischen Renaissance noch nicht erschienen.

Aus der Fülle der in der letzten Zeit herausgegebenen Stammtafeln seien nur jene erwähnt, die durch ihren wissenschaftlichen Wert Anspruch auf besonders auszeichnende Anführung haben.

Seit den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gibt der Verein deutscher Standesherren eine Sammlung von Stammtafeln der mediatisierten Häuser heraus, die bereits fast alle Familien des hohen Adels umfaßt. Zu bedauern ist nur, daß diese wertvolle Publikation nicht die Orte der Geburt, des Todes und der Vermählung bringt. — Ein Jahr vor Lorenz' oftgenanntem Lehrbuch erschien das bisher unübertroffene Ideal einer reichhaltigen und musterhaft belegten Stammtafel: Posses Genealogie der Wettiner (Leipzig, 1897). Bei diesem Werk verstummt jeder Tadel. — Unmittelbar nach der Jahrhundertwende erschienen einige wertvolle Stammtafeln: Schmidt, „Die Reußen" (Schleiz, 1903), Wäschke, „Die Askanier in Anhalt" (Dessau, 1904) und Großmann, „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern" (Berlin, 1905).

Neben den Stammtafeln der großen historischen Familien, von denen ohne Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit einige markante Erscheinungen hervorgehoben wurden, haben zahlreiche Familiengeschichten von Geschlechtern des nichtdynastischen hohen, des niederen Adels und des Bürgerstandes die

[1]) Vergl. Dungern im „Deutschen Herold" 1908, S. 141 ff.

[2]) Forst: „Ahnentafel Sr. k. u. k. Hoheit des durchl. Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este" (Wien, 1910).

Presse verlassen. Natürlich ist es ganz unmöglich, auch nur die wichtigsten Erscheinungen hier aufzuzählen. Aufs Geratewohl seien nur die mustergültigen Familiengeschichten der Freiherren von Friesen (verfaßt von E. v. Friesen, Dresden, 1899) und der Grafen Kuefstein (von A. Graf Kuefstein, Wien, 1908) als Beispiele moderner Familienhistoriographie genannt.

Auch den Bauernfamilien hat es in der letzten Zeit nicht an Geschichtsschreibern gefehlt. Wir greifen aus der stattlichen Zahl von Publikationen nur die vortreffliche „Geschichte der Familie Thierer" (Ulm, 1908), verfaßt von einem ihrer Mitglieder, heraus.

Die Blüte der genealogischen Literatur hat auch das Niveau und die Zahl der periodischen Publikationen erhöht. Neben dem altehrwürdigen Gothaischen Hofkalender, dem gräflichen und freiherrlichen Taschenbuch erscheinen seit einigen Jahren ein uradeliger und briefadeliger „Gotha", ein Handbuch bürgerlicher Familien, ein Taschenbuch der österreichischen adeligen Häuser, als Nachfolger der alten sogenannten Brünner Taschenbücher. Ferner sind das Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler", die „Vierteljahrsschrift für Heraldik, Genealogie und Sphragistik", „Der Deutsche Herold", die „Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte" und die „Frankfurter Blätter für Familiengeschichte" zu erwähnen die wertvolle Beiträge in Fülle enthalten.

Zweier literarischer Erscheinungen, mögen sie auch nicht genealogisch im eigentlichen Sinn des Wortes sein, soll noch kurz gedacht werden.

August Sperl, der erfolgreiche Autor vieler trefflicher Romane, hat in bald mehr literarischer, bald mehr wissenschaftlicher Form in seinem Buch „Castell" (Stuttgart, 1908) die Geschichte eines deutschen Dynastengeschlechtes in anziehender Weise einem weiteren Publikum mundgerecht gemacht und ein nachahmenswertes Beispiel gegeben, wie im Kreis der Gebildeten Interesse für Familiengeschichte geweckt wird. Mit Bedauern muß nur bemerkt werden, daß die heftige antikatholische Tendenz der Werke Sperls auch in der eben genannten Geschichte des Hauses Castell unangenehm hervortritt.

Als Kuriosum sei der sonderbare Roman der Gräfin Euphemia v. Adlersfeld-Ballestrem „Maria Schnee" (1907) verzeichnet, welcher ein genealogisches Problem recht phantastisch und spannend behandelt. Auch dieses Werk mag in hohem Grade geeignet sein, Nichtgenealogen, fast möchte ich sagen spielend in das Reich der Genealogie einzuführen. Jedenfalls hat sich die Verfasserin auf dem ihr naheliegenden Gebiete des Romans mehr Verdienste um die Genealogie erworben als durch ihre „Ahnentafeln zur Geschichte europäischer Dynastien" (1901), über die ich den Mantel christlicher Nächstenliebe breiten will.

Den Beschluß dieser Rundschau über die neuere genealogische Literatur möge der Hinweis auf das erste allgemeine historische Werk bilden, das der neuerstandenen Genealogie voll Rechnung trägt: in Helmolts Weltgeschichte findet sich neben zahlreichen Stammtafeln auch eine Ahnentafel (Kaiser Heinrich IV.), die erste in einem modernen Geschichtswerke, in einem modernen nichtgenealogischen Werke überhaupt. Vivant sequentes!

Mit diesem letzten, den beginnenden Triumph der Genealogie über die vom Liberalismus großgezogenen Vorurteile der Zunftgelehrten — die Scheu-

klappen der Fakultäten nannte sie Lorenz — so recht illustrierenden Hinweis auf die Berücksichtigung von Lorenz' Postulaten in der modernsten Weltgeschichte möge dieser Überblick schließen.

Mit Rücksicht auf den beschränkten Raum sind natürlich nur einzelne der wichtigsten Erscheinungen hervorgehoben worden und außerdem die Publikationen außerhalb Deutschlands unberücksichtigt geblieben. Es möge der bloße Hinweis auf die Tatsache genügen, daß auch außerhalb dieses Landes bedeutende Männer wie Wertner in Ungarn, Boniecki, Zernicki in Polen und viele andere tätig sind und daß auch in Deutschland und Österreich neben den oben genannten Autoren sonst noch zahlreiche Gelehrte verdienstvolle Arbeiten beisteuern. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen seien namentlich angeführt: die Österreicher v. Bauer, v. Doerr, Baron Mitis, Professor Redlich, Professor Balzer, v. Siegenfeld, v. Kętrzyński und Erbgraf von und zu Trauttmansdorff; die Deutschen Grotefend, Hager, Hauptmann, Heydenreich, Kiefer, Körner, Macco, Schön, Schenk v. Schweinsburg, van der Velden und Wigger.

Zur Einführung in die Genealogie sei schließlich noch neben dem oftgenannten Lehrbuch von Lorenz und dem kleinen Werk des Freiherrn v. Lüttgendorff, „Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe" (2. Aufl., Frankfurt, 1909), die heuer in Leipzig erschienene ausgezeichnete „Familiengeschichtliche Quellenkunde" von Heydenreich empfohlen. Dem mit den Grundbegriffen der Genealogie Vertrauten werden besonders die gehaltvollen Schriften Kekules reichen Genuß gewähren. Zu eingehenden Literaturstudien sei auf die zahlreiche bei Heydenreich verzeichnete Fachliteratur sowie auf die — allerdings nicht ganz einwandfreie — Bibliographie Gundlachs („Repertorium familiarum nobilium" (3. Aufl., Neustrelitz, 1897) verwiesen.

Haben diese Zeilen manchen der geschätzten Leser angeregt, so reaktionär zu sein und sich noch tiefer in die „Anschauungen des mittelalterlichen Junkertums" zu vertiefen, in Wirklichkeit sich mit den Errungenschaften einer im besten Sinn des Wortes modernen Wissenschaft vertraut zu machen, so ist damit der Zweck erreicht, der mir vorschwebte. Und sicher wird in jedem, der mit der wachsenden Vertrautheit auch wachsende Liebe zur Geschlechterkunde gewinnt, bald ein neuer begeisterter Anhänger der nicht minder den geistigen Horizont erweiternden wie sittlich veredelnden Beschäftigung mit dem Sein, Werden und Vergehen der Geschlechter erstehen; wird der Satz sich mutatis mutandis als wahr erweisen: *ἡ γὰρ γενεαλογία ἀρίστη διδασκαλία* und wird bei jedem einzelnen das stattfinden, was im Reiche der Wissenschaft sich eben vollzog: die Renaissance der Genealogie.

Johann Wenzel Kalliwoda (1801—1866).

Zur deutschösterreichischen Musikgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. **Karl Strunz.**

Eigentlich ist der Name Kalliwoda längst vergessen. Am Frankfurter Sängerfest im Juni des Jahres 1903 hat der Deutsche Kaiser diesem deutschböhmischen Tonkünstler ehrende und warme Worte gewidmet und daran erinnert, wie viel Köstliches und Inniges aus Kalliwodas feiner Kunst auch für die Heutigen noch zu holen ist. Fast den meisten war dieses Lob etwas Neues, denn wer kennt heute noch Kalliwodas Lieder, Chöre, Symphonien oder seine an Bruckner gemahnende tief katholische Kirchenmusik? Auch bei uns in Österreich ist Kalliwoda seit vielen Jahren schon ein Vergessener. Sein „Deutsches Lied" ward ja einst oft gesungen, ist aber jetzt von den Programmen verschwunden. Ganz zu schweigen von anderen Werken, die schon bald nach des Meisters Tode verschollen sind. Arge Mißverständnisse haben wohl auch mitgespielt: Kalliwoda wurde bei uns durch irgendwelche falsche Gerüchte als Tscheche ausgerufen und der Dichter des „Deutschen Liedes", Dr. Heinrich Weismann, mußte es sich sogar gefallen lassen, unter völlig anderem Namen genannt zu werden. Dr. Weismann entstammte übrigens einer alten christlichen Familie Süddeutschlands, so wie Kalliwodas Vorfahren in Prag — soweit ich den Stammbaum zurückverfolgen konnte [1]) — immer gute deutsche Katholiken waren.

Es ist den Musikfreunden von heute aus dem Gedächtnisse geschwunden, daß Kalliwoda als Komponist und Hofkapellmeister in Donaueschingen sich im vorigen Jahrhundert eines hohen Ansehens in Kunstkreisen erfreute. Robert Schumann hing mit treuer Freundschaft an diesem bescheidenen und stillen Künstler, Karl Maria v. Weber ebnete ihm die ersten Wege zur Öffentlichkeit, Spohr, die Wiecks, Dreyschock, Thalberg, Konradin Kreutzer und Dichter wie Karl Egon Ebert und Josef Viktor v. Scheffel fühlten sich ihm durch innige persönliche Zuneigung dauernd verbunden.

---

[1]) Hiebei hat mir mein Bruder, Dr. phil. Franz Strunz, Dozent an der k. k. Technischen Hochschule in Wien, als Historiker schätzenswerte Dienste geleistet. Das gedruckte und ungedruckte Notenmaterial sowie das Familienarchiv Kalliwodas sind mir durch die Güte der Enkelin des Künstlers, Emma Kalliwoda in Lausanne, und ihres Vaters, des Hofapothekers Gustav Kalliwoda in Freiburg i. Br., zugänglich gemacht worden wofür ich hier meinen herzlichen Dank ausspreche.

Johann Wenzel Kalliwoda wurde — wie uns der deutsche Taufschein des Seelsorgeamtes St. Nikolaus in Prag-Kleinseite[1]) berichtet — am 21. Februar des Jahres 1801 zu Prag Nr. 192 der Kleinseite als ehelicher Sohn des im Dienste des Grafen von Czernin stehenden Anton Kalliwoda aus Lesowitz in Mähren[2]) geboren. Die Mutter war Theresia geborene Kolni aus Ungarn. Er wurde auf den Namen Johann Baptist Wenzel getauft, und zwar am Tage der Geburt.

Kalliwoda stammt also aus schlichten Verhältnissen und es war zeitlebens sein Stolz, auf seinen Werdegang aus kleinbürgerlichen, ganz bescheidenen Kreisen heraus hinzuweisen. Vater und Mutter waren einfache deutsche Leute. Auch er und seine Familie wollten in ihrem ganzen Leben nichts anderes sein. — Die beiden Brüder Joh. W. Kalliwodas waren Karl, fürstl. Fürstenbergischer Oberförster in Lanasch (Böhmen), dessen Tochter sich mit Doktor Schneider, Leibarzt des Fürsten Max v. Fürstenberg in Prag, verheiratete, und Franz, Kabinettsexpeditor des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg in Donaueschingen, verheiratet mit der Schwester des Hofrates Seemann daselbst. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder: Heinrich, Jurist und begabter Klavierspieler, der sich 1848 an der Revolution in Baden beteiligte und dann nach Amerika auswanderte, wo er um 1880 in angesehener Stellung starb, und Fanny, die, mit einem Herrn Rehfuß verheiratet, erst in Paris und dann im Elsaß lebte.

Schon als Kind zeigte Johann Wenzel eine reiche musikalische Begabung. Mit zehn Jahren wurde er bereits in das im Oktober 1811 im Dominikanerkloster zu St. Egyd eingerichtete Prager Konservatorium aufgenommen, wo er in einem Zeitraum von sechs Jahren unter der Leitung des Direktors Friedrich Dionys Weber den ganzen Kurs absolvierte.[3]) Wir wissen heute, daß Weber[4]) zwar kein genialer Mensch gewesen ist — dazu fehlte ihm in

---

[1]) Er befindet sich im Geburtsbuchband vom Jahre 1801, pag. 254. Nr. Exh. 316. Hier steht allerdings: Kaliwoda. Der taufende Priester war der Hauptpfarrer Rudolf Fischer. Das Haus N.-C. 192, Kleinseite, hat drei Gassenfronten und trägt drei Orientierungsnummern: Thunische Gasse 27, Schloßstiege 5 und Spornergasse 22. Das Haus heißt „Zu den Kajetanern" (nach der Kirche zu St. Kajetan in dieser Gasse). Heute ist es ein Kloster. — Herr Finanzrat Dr. F. Lanna in Prag hatte die Güte, mir diese Mitteilungen zu machen. — Von Herrn P. Rektor Karl Novaček C. Ss. R. in Prag erfahre ich: Das jetzige Redemptoristenkloster III—192 war ursprünglich ein gräfliches Haus. Bei der Einführung der Theatiner wurde es — in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — zum Kloster adaptiert und die Kirche St. Kajetan neu erbaut. Nach der Aufhebung der Theatiner (durch Kaiser Joseph II.) wurde aus dem Kloster ein Zinshaus, wo viele Parteien wohnten. Von 1869 ab wurde es das heutige Redemptoristenkloster. Die Pfarrkirche ist St. Nikolaus. — Die Abschrift des Taufscheines verdanke ich der Güte des Herrn Hofkaplans und Archivars des fürsterzbischöflichen Konsistoriums, Herrn P. Franz Tischer in Prag, und des Herrn Archivars Franz Tischer in Neuhaus.

[2]) Gemeint ist wohl Lissowitz im Gerichtsbezirk Wischau (tschechisch Lesovice).

[3]) Kalliwoda wohnte damals Prag-Kleinseite Nr. 192/III.

[4]) Geb. 1771 zu Welchau in Böhmen. Ein Schüler des Abbé Vogler. Webers berühmteste Schüler sind neben Kalliwoda auch Moscheles, Bockler und Dessauer. Er starb am 25. Dezember 1842 zu Prag. Als Adjunkt war ihm Franz Strohbach zugeteilt. Als Professoren wirkten am Konservatorium: Friedrich W. Pixis (Violine), Bernh. Stiasny (Cello), Wenzel Hause (Kontrabaß), Ludwig Fischer (Oboe),

der Musik der große Schwung und die originelle Erfindungsgabe — aber zweifelsohne war er als Pädagoge und Praktiker wirklich bedeutsam. Kalliwodas eigentlicher Lehrer und Gönner war der berühmte Geiger des Prager Konservatoriums Friedrich Wilhelm Pixis, der ihn seinen hervorragendsten Schüler nannte. — Ambros' Denkschrift gelegentlich der 50jährigen Jubelfeier der Gründung des Konservatoriums zu Prag (1858) berichtet: „Vier jährliche Stipendien zu 50 Gulden wurden den Zöglingen Johann Kalliwoda (Violine), Anton Gellert (Fagott), Franz Maricek (Oboe) und Josef Courek (Waldhorn) verliehen. Bei den vom 7. bis 9. Oktober abgehaltenen Prüfungen zeichneten sich auch wirklich diese Schüler und neben ihnen die Schüler Vinzenz Bardok, Johann Taborsky, Franz Blatt und Josef Kail als Solospieler aus." Direktor Weber entwarf gründliche und sehr strenge Gutachten über die Fähigkeiten jedes einzelnen Schülers. Die Zöglinge mußten als Probe ihres Kompositionstalentes einen gegebenen Choral im zweistimmigen Kontrapunkt bearbeiten, und zwar: 1. mit einer Grundstimme im gleichen Kontrapunkt, 2. mit einer dergleichen Oberstimme, 3. mit einer Grundstimme im ungleichen Kontrapunkt, vier Noten gegen eine, 4. mit einer Grundstimme im gebundenen Stil, zwei Noten gegen eine, 5. mit einer dergleichen Oberstimme, 6. zu demselben Choral eine schematische Grundstimme im vermischten Kontrapunkt, 7. Verwandlung desselben Chorals in einen Figuralgesang mit einer frei nachahmenden Grundstimme. Die Klassifikation lautet: „Johann Kalliwoda hat alle sieben Satzarten bearbeitet und verdient, einige flüchtige Fehler abgerechnet, die erste Klasse mit Vorzug." Wären Prämien verteilt worden, so wäre er der erste Preisträger geworden. Weber sagt weiter in seinem Gutachten über den jungen Musiker: „Er hat nebst einer schönen mechanischen Fertigkeit auch Geist im Vortrage, wird aber bis jetzt vom jugendlichen Feuer noch zu sehr beunruhigt. Er hat ein entschiedenes Talent zur Instrumentalkomposition und hat sich darin vor allen hervorgetan."

In den Jahren 1814/15 tritt Kalliwoda schon in den Vordergrund. Das damalige musikalische Prag schätzte ihn als Sologeiger und bald war er auch ein beliebter Lehrer seines Instrumentes. 1816 spielte er mit großem Erfolge im Prüfungskonzert. Rühmend nannte man seine feine künstlerische Leistung und sogar Karl Maria v. Weber zollte ihm öffentliche Anerkennung. Noch im selben Jahre verließ er das Konservatorium, um in das Orchester des ständischen Theaters in Prag als Mitglied einzutreten. Damals — es war noch unter Direktor Karl Liebich († am 21. Dezember 1816) — saß kein Geringerer als Karl Maria v. Weber am Dirigentenpult dieser Bühne; neben ihm wirkten die Kapellmeister Franz Clement und Kral; unter den

---

Ant. Bayer (Flöte), Wenzel Farnik (Klarinette), Gabriel Rausch (Fagott), Wenzel Zaluschan (Waldhorn), Franz Weiß (Trompete), Lorenz Dlask (literar. Fächer), Abbé Peutlschmidt (Katechet). — Über die Geschichte der Musik Böhmens vgl. die Monographie Richard Batkas: „Geschichte der Böhmischen Musik" (Berlin; Sammlung: Die Musik von Richard Strauß) und die „Arpeggien" von Rudolf Freiherrn von Procházka (Dresden, 1897). Beide Bücher gehören neben Oskar Teubners „Geschichte des Prager Theaters" zu dem besten, was wir über die Musik Böhmens im 18. Jahrhundert besitzen.

Künstlern der Oper und des Schauspiels lesen wir längst vergessene Namen, so die der einst wegen ihrer Kunst wie wegen ihrer Schönheit berühmten Schauspielerin Therese Brunetti,[1]) der Sängerinnen Czejka, Therese Müller-Grünbaum, Becker-Ambrosch, Marianne Kainz, Ritzenfeld, der Sänger Grünbaum, Loewe, Wolfgang Kainz, Gned, Allram, Zeltner u. a. Karl Maria v. Weber, der schon im Dezember 1811 das erstemal in Prag weilte, war vom 1. April 1813 ab von Liebich für das Prager Theater als Operndirektor engagiert worden, und zwar als Nachfolger des die ernste Oper wenig fördernden Wenzel Müller. Eine seiner ersten Reformen zur Begründung einer neuen Prager Oper war die Berufung der Karoline Brandt, seiner zukünftigen Gattin. Sie war die unvergeßliche „Sylvana".

Es waren Glanztage der Prager Bühne. Leider legte Weber bereits am 30. September 1816 die Operndirektion nieder und zog mit Karoline Brandt in die Ferne. Für Prag blieb der Abschiedstag seines hervorragendsten Dirigenten und Musikers für dauernde Zeiten ein betrübendes Ereignis.

Kalliwoda blieb bis zum Jahre 1822 Mitglied des Orchesters des ständischen Theaters zu Prag. Freilich spielte er auch oft in Konzerten und fand überall rauschenden Beifall. 1821 gab er sein erstes eigenes Konzert. Sein ehemaliger Dirigent Karl Maria v. Weber hatte ihm auch von der Ferne Interesse und Wohlwollen bewahrt und überall für den jungen Musiker geworben. Auf seine Anregung unternimmt Kalliwoda die ersten Konzertreisen. Es folgen glänzende Abende in Linz, wo er dreimal spielte, dann in München, das ihn sechs Wochen lang festhielt. Sowohl im Hoftheater als auch in eigenen Konzerten konnte man Kalliwodas Geige hören. Von hier aus führte ihn seine Reise nach der Stadt, die ihn dann zeitlebens bis auf die letzten Jahre fesseln sollte: Donaueschingen. Eigentlich hatte er wohl nur die Absicht, seinen Bruder Franz zu besuchen. Doch bald wurde er selbst dem Fürsten Karl Egon vorgestellt und mußte in einem Konzert der Hofkapelle spielen. Da diese Kapelle ihren begabten Dirigenten Konradin Kreutzer durch seinen Abgang nach Wien (1822) verloren hatte, lag nichts näher, als Kalliwoda für dieses künstlerische Amt in Vorschlag zu bringen. Er gefiel und wurde vom Fürsten zum Hofkapellmeister ernannt. Interessant ist hier der Wortlaut des Berichtes des Hofrates Sulger in Donaueschingen an seinen Fürsten (Anfang 1822), der sich mit der Anstellung Kalliwodas beschäftigt. Er ist enthalten in Fol. 14 der Personalakten des fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen und lautet: „Meine Überzeugung steht fest, daß E. D. das Vergnügen der Musik so wahrhaft lieben wie alle übrigen aus dem Gebiete der schönen Künste . . . Ich glaube nicht weit zu irren, wenn ich Herrn Kalliwoda gerade für den Mann erkläre, der mir ganz gemacht (erscheint), den im Vorhergehenden angedeuteten Forderungen zu entsprechen. Mit einem ausgezeichneten Talente für die Komposition verbindet er einen Grad von Virtuosität auf der Violine, der ihm bei mancher größeren Kapelle den ersten Rang gewiß unbestritten ließ. Dabei ist er ein fertiger Klavierspieler: drei Talente, die man in diesem

[1]) Sie wurde Kalliwodas Schwiegermutter. Über diese Künstlerin erscheint von mir in diesen Wochen eine quellenmäßige Studie in der „Deutschen Arbeit" (Prag).

Grad von Ausbildung selten beisammen findet. Lindpaintner [1]) z. B. ist ein trefflicher Komponist, aber im Klavier- und Violinspiel läßt ihn Kalliwoda weit hinter sich zurück; es hat nichts Widersprechendes in sich, zu hoffen, daß Kalliwoda ihn auch in der Komposition noch einholen wird. Sein Fleiß im Schreiben, sein Enthusiasmus und seine Fähigkeiten berechtigen ganz zu dieser Hoffnung. Außer Lindpaintner ist mir kein Kapellmeister bekannt, der die obigen drei Qualitäten besitzt . . . ."

In dieser Angelegenheit liegt auch ein bedeutungsvoller Brief aus der Feder Kalliwodas selbst im Donaueschinger Archiv, der von Prag aus (30. August 1822) sich an den Fürsten wendet. Damals war er bereits ernannt und erwartete nur die Weisung zur Abreise nach Donaueschingen. Der Brief, in dem Kalliwoda auch seiner beabsichtigten Verheiratung mit der Sängerin am Prager ständischen Theater, Therese Brunetti, der Tochter der berühmten Schauspielerin gleichen Namens, Erwähnung tut, lautet:

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Herr!

In der frohen Erwartung das Glück zu haben, Höchstdenselben recht bald hier meine unterthänigste Aufwartung machen zu können, wagte ich es nicht Euer Durchlaucht mit einem Schreiben zu belästigen, wozu ich mir jetzt, auf die Nachricht von der späteren Abreise Euer Durchlaucht, die Freiheit nehme, und deßhalb um gnädigste Nachsicht bitte.

Die Freude über die Anstellung, deren mich Höchstdieselben würdigten, erfüllt meine ganze Seele; und der Gedanke, wie ich meiner Bestimmung und der Erfüllung meiner neuen Pflichten am besten nachkommen könne, beschäftigt mich Tag und Nacht. So hab' ich hier keine Ruhe mehr, jedoch kann ich ohne Zustimmung meines Durchlauchtigsten Herrn rücksichtlich meiner Reise nichts unternehmen, und warte also auf die erfreuliche Gelegenheit, Höchstdieselben selbst sprechen zu können, oder im Falle die Abreise Euer Durchlaucht von Donaueschingen sich noch weiter hinaus verzögern sollte, auf eine gnädigste Verfügung, welche mich von dem Willen meines höchsten Herrn in Kenntniß setzet.

Tief erschütterte mich die unerwartete Nachricht von dem unersetzlichen Verluste, welchen Euer Durchlaucht erleiden mußten, mit innigen Schmerz denke ich an jene schönen Tage auf dem heiligen Berg, wo ich die herrlichen Vorzüge des zu früh verklärten Engels in Menschengestalt zu bewundern Gelegenheit hatte. Diese Tage können nimmer wiederkehren, doch der Geist der Seligen wird schützend ruhen auf dem Hause Ihres würdigen Sohnes.

Das ganze Glück meiner Zukunft verdanke ich einzig meinem Hochfürstlichen Herrn; ich kann nichts dafür geben, als die aufrichtige Versicherung, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, mich dieser großen Huld und Gnade würdig zu beweisen.

Zum Schlusse wage ich noch eine unterthänigste Bitte, von deren Gewährung meine Lebensfreude abhängt, nehmlich ich wünschte mich vor meiner Abreise mit dem Mädchen zu verbinden, das ich mir nach reiflicher Uiberlegung zur Gefährtin erwählt habe. Erhalte ich dazu die Genehmigung meines höchsten Herrn und Gönners, so wäre mein sehnlichster Wunsch erfüllt, und die Gnade Euer Durchlaucht hätte dadurch das Glück zweier dankbaren Menschen gegründet.

Diese Bitte leg ich zugleich an das gefühlvolle Herz der Durchlauchtigsten hohen Frau Gemahlin, in deren gnadenvolle Huld ich mich unterthänigst empfehle.

---

[1]) Gemeint ist Peter v. Lindpaintner (1791—1856), der als Opernkomponist und Dirigent bekannt ist.

Mögen Euer Durchlaucht diese Zeilen mit der Ihnen angestammten Seelengüte aufnehmen und die Bitte nicht versagen, stets gnädig gewogen zu bleiben Euer hochfürstlichen Durchlaucht treu und ehrfurchtsvoll ergebenst unterthänigstem Diener,

Johann Kalliwoda, Kapellmeister.

Prag dto. 30ten August 1822.

Am 19. Dezember 1822 trat Kalliwoda sein neues Amt in Donaueschingen an, obwohl das Anstellungsdekret erst den 1. April 1823 als „Einrückungstag" bestimmte. Seine Obliegenheiten bestanden in der Leitung der Hofkapelle, im Solospiel und im musikalischen Unterricht der fürstlichen Kinder. In das Jahr 1822 (15. Oktober) fällt auch die Vermählung mit Therese Brunetti. Sie kam als Tochter des Ballettmeisters Joachim Brunetti [1]) und seiner Frau Therese, geborenen Frey aus Wien, am 28. Januar 1804 [2]) in Prag zur Welt. Therese die Jüngere besuchte das Prager Konservatorium und erfreute sich als die Tochter der „großen Brunetti" der besonderen Gunst und väterlichen Freundschaft Karl Maria v. Webers. Er war ihr erster Klavierlehrer und musikalischer Berater.[3]) Hier am Konservatorium schloß sie auch mit der später so berühmten Sängerin Henriette Sontag, die gleichfalls an diesem Kunstinstitute ausgebildet worden ist, treue Freundschaft. Noch als Schülerinnen wirkten sie bei einer denkwürdigen Aufführung der „Zauberflöte" mit — unter Direktor Franz v. Holbein —, und zwar sang die „Resi" die erste Dame und die Sontag den ersten Knaben. Schon bei der Probe gefielen die beiden Elevinnen so außerordentlich, daß sie sofort auch für andere Partien verpflichtet wurden. Damit schieden sie aus dem Prager Konservatorium aus, richtiger gesagt, sie wurden am 20. Februar 1821 aus der Anstalt strafweise entlassen, weil sie gegen das ausdrückliche Verbot in dieser Benefizvorstellung (der Mad. Becker) öffentlich aufgetreten waren.

---

[1]) Einer Familientradition zufolge stammt er aus Pisa. Die Brunettis — eine Linie ist gräflich — sind in Massa in Italien zu Hause.

[2]) Nach einer Mitteilung des Fräulein Maria Kalliwoda in Karlsruhe: 1803.

[3]) Fräulein Marie Kalliwoda in Karlsruhe, die Tochter J. W. Kalliwodas, die sich noch lebhaft ihrer Jugendzeit erinnert, teilt mir mit: „Man erzählte mir, daß meine liebe Mutter schon früh für Musik große Begabung hatte, so daß Karl Maria v. Weber — der bei Brunettis Hausfreund war — ihr den ersten Klavierunterricht gab. Da man dort kein Instrument zu Hause hatte, so holte er das Kind immer jeweils abends ab, wenn die Eltern im Theater beschäftigt waren. Er übte mit der Resi seine vierhändigen ‚kleinen Stücke' als Überraschung für die Eltern zu Weihnachten. Am Christfest bei einem Frühstück, wozu Weber alle eingeladen hatte, spielten sie die ‚kleinen Stücke'. Karl Maria v. Weber schenkte meiner Mutter damals das kleine Heftchen, welches sie stets sehr in Ehren hielt, und später uns Kindern stets strenge anempfahl, es nicht zu verderben." Das vergilbte Heftchen, das noch im Besitz des Fräulein Marie Kalliwoda ist, zeigt zwar Spuren des Alters, ist aber immer noch recht gut erhalten. Verblaßte Bleistiftnotizen beziehen sich auf den Fingersatz. Der Titel lautet: „Six petites Pieces Faciles pour le Piano Forte à quatre mains Composées et Dediées en Marque d'estime à M. B. Schulthesius par Charles Marie de Weber. Oeuv. 3. Augsbourg chez Gombart et Comp. Editeurs et Graveurs de Musique. 390." — Den Mitteilungen der genannten Dame entnehme ich, daß die junge Brunetti schon um das 13. Jahr ihres Lebens große Veranlagung zum Gesang zeigte, obwohl ihre Mutter ganz unmusikalisch war. Die Entdeckerin der Resi war wohl die Freundin ihrer Mutter, die als Prager Gesangslehrerin und Opernsängerin nicht unberühmte Anna Czejka, geb. v. Auernhammer, die Lehrerin der Henriette Sontag.

Die Prager Oper litt damals „schwer unter der anhaltenden Kränklichkeit der Primadonna Mad. Becker und mehr als je wurden die beiden jugendlichen Talente der Bühne, die Damen Brunetti und Henriette Sontag, zum Ersatz herangezogen, zumal eine aus München verschriebene Aushilfssängerin, Dem. Reger, nach einigen Debuts wieder vom Schauplatze verschwunden war," heißt es in einem Berichte der „Leipz. Allgem. Musik-Ztg." (Nr. 24, Juni 1821), wo als Debut der jungen Brunetti in einer ausgesprochenen Hauptpartie ihr Auftreten als Emmeline in der „Schweizerfamilie" und als Marie in Grétrys „Blaubart" erwähnt wird. Im obengenannten Bericht des Hofrates Sulger an seinen Fürsten steht übrigens auch ein Hinweis auf die junge Brunetti: „Eine Sängerin, welche Kalliwoda je öfter je lieber verspricht, mitzubringen, ist aber auch keine verwerfliche Zugabe .... Daß diese beiden Leutchen, Demoiselle Brunetti und Kalliwoda, nicht länger verborgen und ungesucht bleiben werden, geht u. a. aus einem Schreiben Brunettis hervor, welches Kalliwoda vorgestern erhielt. Sie teilt darin ihrem Idole die Nachricht mit, daß sie von der Theaterdirektion zu Linz den Antrag zu einem Engagement als erste Sängerin erhalten habe mit einem Gehalte von 1800 fl. nebst einer Benefizvorstellung. Dem Kalliwoda wurde von derselben Direktion die Kapellmeisterstelle mit einer Gage von 1200 fl. nebst einer Benefiz, garantiert zu 800 fl., angetragen ... Brunetti ist geneigt, diesen Antrag anzunehmen, obschon sie sehr ungern zum Theatervolk gehören will, nur um mit Kalliwoda vereint zu sein. Kalliwoda ist ebenso bereit, jeden Anlaß zu ergreifen, der diese Vereinigung herbeiführen kann ..."

Aus der Ehe J. W. Kalliwodas mit Therese Brunetti gingen acht Kinder hervor: Friedrich, geb. 26. September 1823, gest. 21. Oktober 1879 in Offenburg in Baden als großherzogl. badischer Bauinspektor; Max, geb. 21. März 1825, gest. 29. Mai 1841 in Donaueschingen; Therese, geb. 10. Mai 1826, gest. 26. Juli 1897 als Frau Eiche in Neuyork; Wilhelm, geb. 19. Juli 1827, gest. 8. September 1893 in Karlsruhe als pensionierter großherzogl. badischer Hofkapellmeister; Henriette, geb. 14. Oktober 1830, gest. 26. Oktober 1830 in Donaueschingen; Gustav, geb. 1. Februar 1834, lebt als emerit. großherzogl. badischer Hofapotheker in Freiburg in Baden; Marie, geb. 12. März 1837, lebt unvermählt in Karlsruhe; Emil, geb. 12. Juli 1842, gest. 16. April 1901 in Karlsruhe als Fabriksbeamter.

Nach seiner Ankunft in Donaueschingen hatte Kalliwoda sein neues Orchester bald auf eine bedeutende künstlerische Höhe gebracht und sein Name ward auch außerhalb Donaueschingen immer öfter genannt. Besonders das damalige Leipzig und seine Großen verfolgten mit steigendem Interesse den künstlerischen Werdegang des begabten Musikers. Recht bezeichnend ist ein Empfehlungsschreiben [1]) des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg vom 21. Februar 1824, an den großherzoglich badischen Oberhofmarschall Freiherrn v. Gayling in Karlsruhe gerichtet ist:

„Ew. Exzellenz hat mein Kapellmeister Kalliwoda Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre und ich bitte Sie, denselben S. Kgl. Hoheit nachdrucksamst zu empfehlen, indem ich überzeugt bin, er werde jeden billigen

[1]) Journal Nr. 121 der Personalakten des Archivs in Donaueschingen.

Erwartungen umsomehr entsprechen, als er weit mehr leistet, als seine Jugend, seine gänzliche Anspruchslosigkeit und Mangel an gefeiertem Namen erwarten läßt. Durch diese Gefälligkeit werden Ew. Exzellenz mich sehr verbinden, der ich die Ehre habe zu sein Ew. Exzellenz ganz ergebenster Carl Egon."

Ähnliche Empfehlungsschreiben des Fürsten liegen noch vor an den Grafen Moritz von Beethmann in Frankfurt a. M. (vom 23. Februar 1824) und an den Großherzog von Hessen und bei Rhein (vom 25. Februar 1824). Einen Brief des Fürsten an Kalliwoda aus dem Jahre 1827, der die freundschaftlichen Beziehungen der beiden zu einander recht offenkundig macht, enthält Journal Nr. 696 (1827, ohne Datum) des Donaueschingener Archivs. Wie sehr in kurzer Zeit der Komponist die Anerkennung und Wertschätzung des Fürsten gewonnen hatte, ersehen wir auch aus einem Bittgesuche Kalliwodas vom 25. Juni 1829 (ebd.), worin er den Fürsten um Zusicherung einer Pension für seine Frau sowie um die Erhöhung des jährlichen Holzquantums bittet, was auch unter dem 14. Januar 1830 genehmigt ward.

Kalliwodas künstlerisches Wirken beschränkte sich keineswegs nur auf Donaueschingen. Immer und immer wieder taucht sein Name in den damaligen großen Musikzentren Deutschlands auf. Eine Fülle von kritischen Berichten über seine Wirksamkeit als Komponist, Dirigent und Geiger erinnert noch an diese Zeit. Es muß auch besonders hervorgehoben werden, daß es ausdrücklich der Wunsch des Fürsten war, daß Kalliwoda mit seiner materiellen Unterstützung Deutschland und das Ausland als Künstler bereise. Zeugnis hierfür bietet eine Verfügung des Fürsten vom 2. Mai 1832, womit dem Kapellmeister ein Vorschuß von 300 fl. sowie dann ein weiterer von 200 fl. zu Kunstreisen [1]) gewährt wird: „Da Wir mit Vergnügen dazu beitragen wollen, daß Unser Kapellmeister Kalliwoda den Namen als Komponist und ausübenden Künstler erlange, den er zu erwerben nach seinen schönen Fähigkeiten berufen ist, so tragen Wir kein Bedenken, ihm hiermit auf unbestimmte Zeit Diensturlaub zu erteilen, in dem Vertrauen, derselbe werde sich auf das eifrigste angelegen sein lassen, den Zweck desselben vollkommen zu erfüllen und die Zeit und seine Kräfte zu höheren Kunststudien und zur Erzeugung gediegener Kunstwerke bestens zu verwenden."

Im Jahre 1832 erhielt Kalliwoda einen Ruf als Hofkapellmeister nach Mannheim, den er ebenso ausschlug wie spätere Aufforderungen nach Leipzig, Prag, Köln und Dessau. Warme Dankbarkeit spricht aus dem Brief des Fürsten vom 30. September 1832 (aus Heiligenberg), der sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt:

Mein bester Kapellmeister,

Ihr Schreiben vom 27. v. M. hat mir um so größere Freude gewährt, je ehrenvoller die Veranlassung hiezu, der erhaltene Ruf für die Stelle des Hofkapellmeisters zu Mannheim für Sie ist. Ich erkenne es als einen sprechenden Beweis Ihrer Anhänglichkeit an Meine Person, daß Sie diesen Ruf nicht angenommen haben, und werde die Gesinnung, welche dieser Handlungsweise zugrunde liegt, stets nach

[1]) Von den vielen Konzertreisen nennen wir nur die nach Holland, der Schweiz, Leipzig, Kolmar, Karlsruhe, Prag u. a. in den Jahren 1824, 1829, 1832, 1835, 1840, 1847. In Reichenberg weilte Kalliwoda 1829, wo er am 19. Februar im Stadttheater ein Konzert gab.

ihrem vollen Werte würdigen. Indem ich das Vertrauen zu Ihnen hege, daß Sie dieselbe mir auch künftig bewahren werden, entspreche ich mit Vergnügen hiermit Ihrem Wunsche, Ihrer Frau eine angemessene Pension zuzusichern, die ich bestimmen werde, sobald die Sache von der Fürstenbg. Wittwenkasse bei der Regierung ihre Erledigung erhalten hat, die täglich erfolgen kann. Empfangen Sie Mein lieber Kapellmeister von der Fürstin und von Meinen Kindern die freundlichen Grüße neben der Versicherung des aufrichtigsten Wohlwollens von Ihrem Carl Egon.

Am 15. Oktober 1835 ersuchte Kalliwoda um einen mehrmonatlichen Urlaub zu einer Kunstreise nach Leipzig. Die daraufhin ergangene Entscheidung des Fürsten vom 21. Oktober 1835 (aus Heiligenberg) ist abermals ein offenkundiger Beweis für die Anerkennung, die Karl Egon II. dem Komponisten zollte: „So ungern Wir auf mehrere Monate des kommenden Winters Unseres Kapellmeisters Kalliwoda, sowohl wegen der Leitung des Orchesters als wegen des Solospiels entbehren, so gern erteilen Wir gleichwohl demselben zufolge der eingereichten Bitte vom 15. d. M. unter der Voraussetzung, daß er bis auf die Zeit der Festkonzerte wieder zu seinem Dienst zurückkehren werde, den erbetenen mehrmonatlichen Urlaub, und zwar mit dem November anfangend. Wir verbinden damit jedoch die Hoffnung, Unser Kapellmeister Kalliwoda werde sich bemühen, nicht bloß in ökonomischer, sondern auch in künstlerischer Hinsicht diejenigen Erwartungen einer reichen Ausbeute zu erfüllen, zu denen sein natürlicher Beruf, wie die erlangte künstlerische Ausbildung und der bereits erworbene Name Tondichter in vollem Maße berechtigen. In dieser Hoffnung begünstigen Wir die Künstlerreise Unseres Kapellmeisters Kalliwoda durch anliegende Anweisung auf Unser Hofzahlamt mit Vergnügen durch eine Unterstützung von fl. 200.— aus Unserer Schatulle und begleiten ihn mit Unseren besten Wünschen."

In das Jahr 1840 fällt die Kunstreise Kalliwodas nach Prag. Hing er doch, trotzdem Baden seine zweite Heimat wurde, mit rührender Liebe an seiner Geburtsstadt und fühlte sich zeitlebens mit ihren Schicksalen aufs engste verbunden. Er hat sich immer gern als einen deutschen Sohn Prags bekannt, was sich genügend aus Briefen und Aktenstücken nachweisen läßt. Für diese Reise ließ er sich am 4. März 1840 ein Empfehlungsschreiben seines Fürsten an den Oberstburggrafen in Prag, den Grafen Chotek, ausstellen. Kalliwoda kam über Leipzig, wo er der Aufführung seiner neuen Symphonie (V. in H-Moll) beigewohnt und auch mit seinem Verleger unterhandelt hatte, nach Prag.

Vom Jahre 1848 an weilte er mit Erlaubnis des Fürsten einige Zeit in Karlsruhe, wo er sich nun ganz der Komposition widmete. Die Sturmjahre hatten auch die stille Wirksamkeit in Donaueschingen gestört. Bei Eintritt ruhigerer Zeit organisierte Kalliwoda ein neues Orchester,[1]) das auch in kurzer Zeit wieder zu künstlerischer Höhe gedieh. Freilich, die Blütezeit dieses künstlerisch einst so hochstehenden Orchesters war vorüber. Die berühmten Hofkonzerte hatten viel an Glanz eingebüßt. In einem der letzten ließ Kalliwoda nochmals seine Geige ertönen und riß durch sein inniges Spiel die Zuhörer mit sich fort.

---

[1]) Diese Reorganisation der Kapelle fand 1857 unter dem Fürsten Karl Egon III. statt.

Im Jahre 1858 war Kalliwoda zum letztenmal in Prag. Es galt die 50jährige Jubelfeier des Konservatoriums mitzumachen. In welch hervorragender Weise er als Künstler in seiner Vaterstadt gefeiert wurde, entnimmt man einem Briefe, den er am 9. Juli 1858 aus Prag an den Fürsten Karl Egon III. richtete. Da dieser Brief über die damaligen musikalischen Verhältnisse Prags recht interessante Urteile bringt, wollen wir ihn hier veröffentlichen:

Durchlauchtigster Fürst!

Seit 8 Tagen in meiner Vaterstadt, erhalte ich soeben den ersten Brief meiner Frau, woraus ich vernommen, daß unsere hohe fürstliche Familie noch immer in Donaueschingen verweilt. Ich halte es daher für meine Pflicht, meinen durchlauchtigsten Dienstherrn untertänigst anzuzeigen, daß ich hier bin, und das Jubelfest bereits vorgestern glücklich begonnen hat. Da ich nur im ersten Konzert d. i. vorgestern beteiligt war, so erlaube ich mir, darüber einige Worte anzuführen. Das Konzert fing um 7 Uhr an und endigte um 1/4 12 Uhr.[1]) Da meine Ouverture der österreichischen Hymne wegen den Schlußstein bilden mußte, und die jungen Konservatoristen teils durch die allzu große Hitze, teils auch durch die vorhergegangenen großen und schweren Orchesterwerke schon sehr müde waren, so gelang meine Ouverture leider nicht so gut, als ich es unter meiner Leitung gewohnt bin. Auch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich gleich anfangs bemerkte, daß der Direktor (J. Friedr.) Kittl meine Ouverture lange nicht mit derselben Sorgfalt und Fleiß einstudierte als seine eigene und die anderen Werke seiner Schüler; und nach meiner Hierherkunft war das Versäumte leider nicht mehr nachzuholen. Aber trotzdem wurde ich bei meinem Erscheinen jubelnd empfangen und ebenso wieder herausgerufen. Ich weiß nicht einmal wie oft, so viel aber ist sicher, daß ich mehr Komplimente machen mußte, als mir lieb war.

Gestern Abend dirigierte der greise Spohr seine Oper Jessonda, welche eine ebenso herzliche Aufnahme fand. Heute Abend ist das letzte Concert spirituel, worin bloß Händels Psalm und Beethovens 9te Symfonie mit Chor vorkommt, morgen ist ein großes Festmahl und übermorgen allgemeiner künstlerischer Ausflug. Es dürfte nicht leicht so bald wieder einen Anlaß geben, wo so viele künstlerische Notabilitäten zusammenkommen, als gegenwärtig hier sind. Nicht nur alle bedeutenden Städte Deutschlands sind dabei vertreten, sondern auch Italien, Belgien, Frankreich, Rußland England und sogar Amerika haben ihre Leute gestellt.

In dem hiesigen Lokalblatt (Bohemia) kam schon gestern eine kurze Anzeige[2]) über den ersten Festtag, welche ich mir erlaube hier beizulegen.

---

[1]) Das Festkonzert fand im kgl. ständischen Theater statt.

[2]) Der Bericht der „Bohemia" vom 8. Juli 1858 lautet: „Das gestrige Concert des Conservatoriums gestaltete sich, sowohl was die Leistungen des Orchesters, als was jene der seltenen Solisten und die Haltung des trotz der 4stündigen Dauer der Produktion in seinem Enthusiasmus nicht ermattenden Publicums betrifft, zu einer wahren Festfeier für das nationale Institut. Alle Nos. fanden eine wahrhaft stürmische Aufnahme und nach der letzten Kalliwoda'schen Ouverture, in deren Finale der Componist die Volkshymne auf wahrhaft imposante Art bearbeitete, mehrten sich die Beifallsbezeugungen im höchsten Grade. Herr Dir. Kittl wurde, als er auf der mit den Büsten Mozarts, Beethovens und Haydns, K. M. von Webers und mit Blumen geschmückten Bühne an der Spitze des trefflichen jugendlichen Orchesters erschien, stürmisch empfangen, jeder Satz seines neuen Tonwerkes applaudiert und er zum Schlusse 3 mal, nach Joh. Joseph Aberts effektvoller Ouverture aber auch als Lehrer dieses zukunftreichen Künstlers gerufen. Das Haus war in allen Räumen übervoll. Den Gästen waren Plätze in den Logen und auf den Parquetsitzen reserviert". — Der hier genannte spätere kgl. würtemberg. Hofkapellmeister Joh. Joseph Abert lebt in Stuttgart. Er ist am 21. September 1832 zu Kochowitz in Böhmen geboren und genoß seine musikalische Ausbildung in Gastorf bei Leitmeritz.

Die ausführlichen Berichte und Recensionen[1]) werden erst später in anderen Blättern nachfolgen. Alles was mir davon zu Händen kommen sollte, werde ich dann s. Z. meinem gnädigstem Herrn unterthänigst vorlegen. Ich werde die nächste Woche wohl noch hier bleiben, umsomehr weil es verlautet, daß S. D. der Fürst Max hierher kommen soll, und ich bei dieser Gelegenheit das Glück haben könnte, höchst demselben meinen gehorsamsten Dank für die Gastfreundschaft erstatten zu dürfen.

Indem ich Ew. Hochfürstl. Durchlaucht wiederholt meinen tiefgefühltesten Dank für den gnädigen Reisebeitrag erstatte, ohne welchen es mir nicht möglich geworden wäre, diesem schönen Fest anwohnen zu können, bittet zugleich um ferneres gnädiges Wohlwollen, womit sich seinem Durchlauchtigsten Hohen Fürstenpaar in tiefster Ehrfurcht empfiehlt

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht stets dankbarer und getreuester Diener

Johann Wenzel Kalliwoda.

(Prag am 9ten July 1858)

Im Frühling des Jahres 1866 trat Kalliwoda in den Ruhestand. Er nahm dann Ende Oktober Aufenthalt in Karlsruhe, wo er am 3. Dezember 1866 ruhig verschied.

Aus ihren Erinnerungen an die letzten Tage ihres berühmten Vaters teilte mir Fräulein Marie Kalliwoda in Karlsruhe mit:

„Mein Vater war eine durch und durch gesunde Natur. Erst seit 1865[2]) begann er zu kränkeln. Im Sommer dieses Jahres war er nämlich einige Wochen bei einem Freunde und großen Musikliebhaber, Herrn Ludwig Dill, in Stuttgart auf Besuch. Die Heimreise wählte er über Karlsruhe, wo er seine Kinder besuchte: seine Tochter Therese, welche als Vorsteherin am Luisenhaus wirkte, und zwei Söhne, und zwar den großherzoglich badischen Hofkapellmeister Wilhelm Kalliwoda und den Apotheker Gustav Kalliwoda, welcher damals noch im nahen Durlach eine Apotheke hatte und bereits verheiratet war. Der letztere hatte ein Töchterchen von etwa drei Jahren, das unserem Vater große Freude machte. . . . Auf der Fahrt durch das Kinzigtal auf der Sommerau — damals noch Postweg — erkältete er sich, da ihm bei dem heißen Tage die Abkühlung nicht bekam.

Später kam er nach Prag, wo er unter Kittl und Tomaschek studierte. Aberts große Erfolge gelegentlich der Jubelfeier sind umso bedeutsamer, als er damals erst 26 Jahre zählte.

[1]) Einen recht ausführlichen Bericht brachte die Beilage zu Nr. 205 der „Allgemeinen Zeitung“ vom Sonnabend, d. 24. Juli 1858. Die auf Kalliwoda bezügliche Stelle daraus lautet: „Eine besondere Zierde der ältern Schule unseres Conservatoriums ist der ebenso bescheidene, liebenswürdige als von der Tonmuse reich begünstigte J. W. Kalliwoda, fürstl. Fürstenberg'scher Hofcapellmeister (ausgetreten a. d. C. 1817). Einem in seinem Glaubensbekenntnis der ältern Schule gefesteten Künstler den Vorwurf machen zu wollen, daß er seine Principien nicht der modernen Kunstrichtung opfern wollte, wäre eben so unvernünftig, als von einem stürmenden Neuromantiker die umgekehrte Metamorphose zu verlangen. Nehmen wir den Poeten wie er ist, und das ursprüngliche, noch immer jugendlich-frische Talent des in seltener Weise begabten Componisten wird uns immer die reinste Freude bereiten. In der neuen ‚Fest-Ouverture' Kalliwoda's e-dur überrascht uns der rhythmische Strom interessanter Ideen, die Lebhaftigkeit derselben ebenso wie die meisterhafte Farbenbeherrschung und routinierte Wahl der Mittel. Ohne gesucht zu erscheinen, interessiert die im Finale benützte Haydn'sche Volkshymne durch die geistreiche Harmonisierung und wahrhaft pompöse Orchestration. . . .“

[2]) Nach anderer Mitteilung 1864.

Unwohl kam er zu Hause an und erkrankte noch in derselben Nacht an einer Lungenentzündung, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Obwohl er sich wieder erholte, war er doch von dieser Zeit an nicht mehr recht gesund. Im nächsten Jahre, 1866, nahm mein Vater seine Pensionierung, welche ihm der Fürst auch bereitwillig genehmigte. Die Übersiedlung von Donaueschingen nach Karlsruhe fand im Oktober statt. Mit einer Festtafel verabschiedete sich der Fürst von ihm und er ordnete sogar an, daß mein Vater in einem Hofwagen vierspännig von dem Hofsekretär Gutmann zur ersten Station gebracht werde. Damals mußte die Reise noch bis Offenburg mit Wagen gemacht werden, da Donaueschingen noch keine Eisenbahnverbindung hatte. Einige Tage vor seiner Abreise brachte ihm der Gesangverein ‚Liedertafel' ein Fackelständchen und man kann sagen, die ganze Bevölkerung nahm innigen, herzlichen Abschied von unserem Vater. . . . Am 24. Oktober[1]) (1866) konnte er nun seine Wohnung in Karlsruhe beziehen. Nun kamen einige Wochen trüber Sorgen für ihn, da die Krankheit seines Sohnes Wilhelm sehr schwer war und stets erneute Rückfälle eintraten. Als nun am 2. Dezember die Krankheit so weit gebrochen war, daß kein Rückfall mehr zu befürchten war, fuhr er am Morgen nach Durlach zu Gustav, um es ihm mitzuteilen. Hier traf er auch mit einigen Bekannten zusammen. Den Mittag brachte er bei seinem Sohne Gustav zu, wohin auch seine Frau und seine jüngste Tochter kamen, um ihn abzuholen. Vater war sehr heiter und freute sich namentlich seines kleinen Enkelchens Emma, das er so rührend liebte. Auf der Heimfahrt sagte er voll Stolz einem Bekannten, der gleichfalls so ein kleines, lustiges Kindchen hatte: ‚Wir haben auch so ein kleines Mamsellchen in der Familie.' . . . Dann trennte er sich von Frau und Tochter, um noch im Museum vorzusprechen, holte sie aber wieder (trotz des Umweges) auf der Haustreppe ein. Er meinte, es wäre ihm auf einmal nicht wohl geworden, weshalb er nur rasch durch die Räume gegangen sei. Anfangs glaubte er, er habe sich vielleicht mit dem Essen etwas verdorben, aber da uns das Unwohlsein so sonderbar vorkam, schickten wir zum Arzt. Der meinte aber gleich, wir bekämen eine unruhige Nacht und wir sollten uns um Beistand kümmern. Darauf hat Mutter gleich zu meiner Schwester (Therese) geschickt, welche Vorsteherin des Luisenhauses war und sich auf Krankenpflege verstand. Auch sie erschrak gleich, als sie unseren Vater sah. Er freute sich recht, als sie kam, aber merkwürdig, trotzdem er nicht bewußtlos war, wunderte er sich nicht, daß meine Schwester die Nacht bei ihm blieb. Als an ein Zeichen, wie gut und zartfühlend er war, erinnere ich mich noch an eine Bemerkung in dieser letzten Nacht seines Lebens. Da meiner Schwester Stiefelchen etwas knarrten, sagte er so rücksichtsvoll: ‚Gelt, dir tun die Füße weh, zieh' dir doch die Pantoffeln an, Kind!' . . . Die Nacht war er mehr und mehr erregt, der Atem ging ängstlicher und schwerer und auch klagte er über den Kopf. Wir mußten

[1]) In der Zwischenzeit war er bei seinen Söhnen. Wilhelm lag damals schwer an Typhus darnieder. Da der besorgte Vater nun in der Nähe aller seiner Kinder sein wollte, hielt er sich damals bei seinem Sohne Gustav in Durlach in Baden auf. Von hier aus konnte er die anderen leicht erreichen.

ihm auch Handbäder machen. Doch er sprach nicht von Schmerzen. Gegen halb 5 Uhr früh sagte er plötzlich: ‚Was ist das für eine Hand?‘ Und gleich darauf: ‚Die Hand ist nicht das ärgste, mein Kopf, mein Kopf‘ . . . und sank tot in die Kissen zurück, ohne weiteren Kampf. Das war am 3. Dezember des Jahres 1866.“

Kalliwoda starb im Hause Amalienstraße Nr. 39 zu Karlsruhe. Heute trägt es eine weiße Marmortafel mit goldenen Lettern: „In diesem Hause starb am 3. Dezember 1866 der Komponist J. W. Kalliwoda.“ Er wurde noch auf dem alten Friedhof bestattet, aber später auf den neuen übertragen, wo er neben seiner treuen Lebensgefährtin ruht.

Kalliwoda war Zeit seines Lebens ein einfacher, schlichter Mann. Der extravagante Zug manches Künstlers fehlte ihm ganz und viele Seiten seiner persönlichen Eigenart lassen ihn mehr als „Beamten“ erscheinen, denn als einen freischaffenden, schrankenlosen Musiker. Diese konservative Haltung gibt ihm etwas Ruhiges und Wohlabgewogenes als Mensch. Er war eine durch und durch harmonische Natur. Sein großer Bekanntenkreis führte ihn weit über Donaueschingen hinaus, ganz abgesehen davon, daß ja auch unter seiner Leitung die Berühmten der damaligen musikalischen Welt als Gäste aufgetreten sind: Franz Liszt, Robert Schumann, Klara Wieck, Maria und Theresia Milanollo, Thalberg, Dreyschock, Rosenhain, Franz Eßlair, die Künstler der Karlsruher Hofbühne und andere. Mit den meisten verband ihn dann treue Freundschaft fürs ganze Leben, nicht an letzter Stille auch mit Mendelssohn [1]) und noch von Prag her mit Karl Maria v. Weber. Aber auch in seinem Hoforchester saßen tüchtige Musiker, deren Namen freilich heute längst vergessen sind: Böhm, Gall, Körnlein, Wagner, Rinsler, Wehrle, Schrenk und andere. In dieser Umgebung reifte Kalliwoda zum Manne und ernsten Künstler als Komponist und Dirigent, ganz abgesehen von seiner vielgerühmten Meisterschaft auf der Geige. Vielleicht — man kann diese Bemerkung schwer unterdrücken — wäre

---

[1]) Wir veröffentlichen aus Kalliwodas Briefwechsel mit Mendelssohn das folgende, bisher ungedruckte Schreiben:

Verehrter Herr Kapellmeister

Tausend Dank für das Vergnügen, das mir das Lesen Ihrer Ouvertüre bereitet hat, und für das Vergnügen, das ich nun um so ungeduldiger vom Hören erwarte.

Bitte laßen Sie mich wißen, ob Sie das Stück wenigstens selbst dirigieren würden?

Ich bin überzeugt, daß dies bei Jedermann nur den günstigsten Eindruck machen würde, weil man es überhaupt hier so liebt den Componisten selbst sein Werk dirigieren zu sehen. Da ich erfahre, daß wir das nächstemal mit unserer Probe sehr genirt sein werden, und sie nicht einmal Vormittags halten können, sondern sie zu irgendeiner Zeit Nachmittags werden einschieben müßen, so würde ich Sie um die Ouvertüre für das nächstfolgende Conzert (d. 26 Feber) bitten.

Nicht wahr, dazu werden Sie uns das Vergnügen machen Ihr Werk zu hören und von Ihnen selbst dirigirt zu hören?

Um eine Zeile Antwort bittend bin ich stets

Ihr ergebenster
Felix Mendelssohn Bartholdy

Leipzig d. 15. Feber 1846.

sein Werk noch viel großzügiger und seine musikalische Erfindungskraft noch viel edler und reiner geworden, wenn ihn nicht die Pflichten eines fürstlichen Hofbeamten an das kleine Donaueschingen gebunden hätten. Was wäre er in dem damaligen Leipzig geworden, in einer Umgebung freien, genialen Kunstschaffens! Doch das sind Erwägungen, die der Phantasie und Vermutung viel Raum lassen. Sicher ist, daß bei Kalliwoda der konservative, pflichtgetreue Zug des „Untergebenen" stark hervorgekehrt ist und daß darum die menschlich-persönlichen Seiten an ihm mehr erraten als aus Quellen erforscht werden müssen.

Ich begegnete fast keinem rein subjektiven Ausspruch in seinen Briefen, soweit mir solche vorlagen. Unwillkürlich glaubt man, daß für Kalliwoda Briefe keine autobiographischen Dokumente waren. Er muß ein vorsichtiger und etwas verschlossener Mensch gewesen sein. Hat er doch vor seinen Kindern nie von seinem Elternhaus und seinen Vorfahren gesprochen! Vielleicht, weil manche Bitterkeit hinter ihm lag, manch mühevolles Jahr der Entbehrung in der trostlosen Alltäglichkeit eines kleinbürgerlichen Lebens. Wer ist sein Vater gewesen? Was war ihm seine Mutter? Ihre Spuren sind heute längst schon verwischt. . . . Das, was in den beiden Brunettis war, jene Natürlichkeit des Empfindens und jener stille Protest gegen die Einförmigkeit des Lebens und seiner gewöhnlichen Tage, — vielleicht hat das in Kalliwoda nie gewohnt oder er hat diese Sehnsucht tief in seinem Herzen verschwiegen getragen. Ein so fertiger und abgeschlossener Charakter wie er war viel leichter zufrieden als ruhelose Naturen. Er war gewiß glücklich in Donaueschingen, denn aus allem, was er dort sann und tat, spricht Heiterkeit und Harmonie. Groß als Künstler, groß auch als Mensch! Er stand nie in dem grellen Licht des Ruhmes, aber er hat eine warme musikalische Sprache gesprochen, edel und mit echt poetischem Temperament der Romantik: das Aroma, das aus Schumanns innigsten Weisen steigt, aus Weber und Mendelssohn. Mit leiser Gerührtheit spricht er diese Dialekte der Seele. Und doch so leicht und selbstverständlich. . . .

Seine Frau Therese — eine so innige Frauengestalt und vielleicht einmal der sonnigste Teil einer späteren Kalliwoda-Biographie — konnte sich ihr ganzes Leben lang nicht in Donaueschingen wohlfühlen. Als junge Künstlerin kam sie einst von der Prager Oper in dieses weltvergessene Städtchen. Wenn sie auch dort öfters ihrer Kunst obliegen konnte, so war doch Donaueschingen der Anfang eines viele Jahre füllenden Kleinstadtlebens mit seiner gleichgültigen Abwandlung. In Theresens Blut hatte ihre große Mutter eine ganz andere künstlerische Bewegtheit und Erregung gelegt, die ganze herrliche Innigkeit, die in ihr und ihren Vorfahren gewohnt hatte und in jener Kunst lebendig war, die damals von der Bühne herab zu den Pragern sprach, — damals unter dem größten Dirigenten, den diese alte klassische Bühne je erlebt hat. Und das alles mußte die junge Brunetti vergessen. Gewiß auch viel von der schmiegsamen Art und gütigen Lebensfreudigkeit der Österreicherin. Vielleicht empfand sie nun alles als ein gewöhnliches Dasein, aus dem es kein Entrinnen gab. Hat diese aussichtslose Alltäglichkeit ihrer Seele wehgetan? Auch da kann man nur vermuten. Sicher ist nur das eine: ihr Herz war in Prag. Nur zögernd

ist es in dem, was von dieser sympathischen Künstlerin geblieben ist, angedeutet. Noch als Greisin sprach sie von der alten Moldaustadt, wie sie dieselbe in der Erinnerung trug, durch Heimweh verklärt.

Und doch, welch eine bescheidene und genügsame Frau war Therese Kalliwoda! Ihr Weg bis zum Tode war ein arbeitsreiches, aber unsäglich einfaches Wirken, fern von den hohen Wellenschlägen des Lebens und den Tragödien der Leidenschaft. Aus der liebreizenden kleinen „Resi“ wurde eine köstliche deutsche Mutter. Aber der Glanz einer bewegten Vergangenheit warf zeitlebens Licht und Helligkeit auf alles, was sie tat und sagte. Mit Wehmut blättert man in diesen Erinnerungen und fühlt sich eingehüllt in ein warmes Frauensinnen und -leben, das wie aus schmerzlicher Entsagung heraus auch noch heute zu uns redet. Sie war eine echte Österreicherin mit der zarten, aparten Lyrik, die diese Frauen in ihrem Wesen haben, vielleicht auch mit den vielen liebenswürdigen Schwächen, die sie umso reizender machen. Gewiß hat sie das Schaffen ihres Gatten fördernd beeinflußt.

Von ihrem Leben schrieb mir ihre Tochter manches aus der Erinnerung auf, das verdient, nicht vergessen zu werden. Es ist mit viel Reiz und gedämpfter Wehmut erzählt, wie eine alte Geschichte aus längst fern gewordener Zeit: „In Donaueschingen, wo meine Mutter als junge Frau einzog, hatte sie im Anfange — wie das ja in kleinen Städtchen stets vorkommt — viel unter den Vorurteilen zu leiden, die man einer Theatersängerin entgegenbringt. Da sie aber bald im engsten Familienkreise beim Grafen von Enzenberg zum Freyen- und Jöckelsthurn als Freundin verkehrte und dort oft musizierte, änderten sich die Verhältnisse zum Besseren. Sie war schon früh eine sehr tüchtige Hausfrau und darum bald in den höchsten Kreisen eine beliebte und gesuchte Persönlichkeit. . . . Nach dem Tode meines Vaters — sein Heimgang hat sie auf lange Zeit tief erschüttert — lebte sie still im Kreise ihrer Kinder in Karlsruhe. Ihr Sohn Wilhelm (großherzoglich badischer Hofkapellmeister, ein außerordentlich begabter Mensch) zog nach einer schweren Krankheit zu ihr und lebte mit der Mutter und ihrer jüngsten unverheirateten Tochter zusammen bis zu ihrem Tode am 28. März 1892. Sie war uns allen eine treue Beraterin und Freundin. Für Theater und Musik bewahrte sie sich immer das rege Interesse und ihr Urteil wurde gern gehört. Die fürstlichen Herrschaften blieben ihr bis in ihr hohes Alter zugetan und Fürst Karl Egon III. weilte nie mehrere Tage in Karlsruhe, ohne die ‚alte Kalliwoda‘ — wie er sie nannte — zu besuchen. Ich kann mich noch erinnern, daß er bei seinem letzten Besuche im Herbst 1891 viel mit ihr sprach von vergangenen Zeiten, von sonnigen Tagen, von ihrem Gesang und von anderem. Der Fürst wunderte sich über die geistige Frische und das scharfe Gedächtnis meiner lieben Mutter.[1]) . . . Bis zu ihren letzten Tagen war sie trotz ihrer 88 Jahre niemals müßig und konnte nicht müde werden. Eigentlich krank war sie nie. Eine allgemeine Altersschwäche befiel sie plötzlich über Nacht und so schlief und dämmerte sie die vier letzten Monate ihres Lebens. Es

[1]) Auch des Fürsten Tochter, Prinzessin Amalie, kam meist mit und besucht auch heute noch die lebenden Kinder des Komponisten.

war ein harmloses Einschlummern. Wenn sie wachte, lebte sie nur noch in längst vergangenen Tagen. Ein Wort kehrte immer wieder, das ihr auch noch in den letzten Wochen viel, viel galt: Prag. . . . Sie hatte keine Schmerzen, es war nur ein allgemeines Ausleben. . . . Unsere Mutter wurde neben ihrem Gatten (in Karlsruhe) beerdigt. Nach Auflassung des alten Friedhofes wurden beide auf den neuen Friedhof übergeführt.[1]) . . . Briefe hat sie außer an ihre Kinder weder geschrieben noch erhalten; ihre Familie füllte ihre ganze Zeit aus."

Das Großherzogtum Baden hat „seinen" Komponisten würdig geehrt und auch heute noch wird der Name Kalliwoda dort mit Ehrfurcht und Liebe gesprochen. Der jetzige Fürst von Fürstenberg setzte ihm ein stimmungsvolles Denkmal; auch im fürstlichen Park zeigt man Partien, die seinen Namen tragen, und Karlsruhe hat schon seit langem eine „Kalliwodastraße".

Kalliwoda vertrat als Letzter und Größter die norddeutsche Richtung der damaligen musikalischen Romantik. Jene verhaltene Ruhe, Leidenschaftslosigkeit und stellenweise kühle Art des Ausdrucks scheidet sie scharf von den Wiener Meistern dieses Dialektes. Kalliwoda hat aber eigentlich seine ganze Kunst in einer katholischen Kirchenmusik verborgen, die jene musikalische Romantik zu so seltsamer Schönheit erblühen läßt. Freundliche Schönheit und heiterer, harmonischer Sinn spricht aus allem, was er geschrieben hat. Das Beste von ihm — unter seinen zahlreichen Werken findet sich freilich auch manch gedankenarmes — weist auf einen vielseitigen, sicheren und tiefen Musiker, der durch einfache und ungesuchte Mittel, durch eine reich quellende Erfindungsgabe und auffallend poetisches Temperament oft an die klassischen Meister seiner Zeit heranreicht. Aber sicher ist auch, daß Kalliwodas außerordentliches Talent nicht die Vollblüte erlebt hat, vielfach blieb dieser begabte Mensch auf halbem Wege stehen und brachte es nicht zu der Größe, Kraft und seelischen Bewegtheit wie jene Romantiker, deren Namen die Zeit nichts anhaben kann. Bei Kalliwodas Schwächen handelt es sich meist um Fragen der Form: übermäßige Breite der Ausführung, Ungleichheit der Teile, mangelnde Schwungkraft und überflüssige Konzessionen an den Zeitgeschmack und anderes. Nicht alles hat seinen eigenen persönlichen Stil, ja manches ist sogar — wie sein Freund Robert Schumann einmal sagte — „gewöhnlich". Seine Bearbeitungsgebiete erstreckten sich auf Orchester, Violine, Klavier und Gesang; daneben auch auf Viola, Cello, Flöte, Klarinette, Oboe, Horn, Basson und Physharmonium. Die mit Opuszahl versehenen Kompositionen erreichen die Zahl 244; ohne Opuszahl kenne ich 44 Werke. Handschriftlich zählten wir etwa 170 Kompositionen.

Kalliwodas sieben Symphonien gehören mit seiner Kirchenmusik zu dem Besten, was er geschaffen hat. Groß, wuchtig und von stilvoller Architektonik, — so klingt uns ihre Sprache auch noch heute durch die vielen Jahre herüber. Wenn sich auch für viele ein anderer Geschmack als eine dämpfende Schicht zwischen jene Zeit und unser modernes Hören gedrängt hat, Kunstwerke edler Abkunft bleiben diese Symphonien für alle Zeiten. Nach Robert Schumanns Ausspruche sind sie „Blitze, die einmal an römischen und

[1]) Hier besitzt die Grabstätte der beiden ein würdiges Denkmal.

griechischen Ruinen hingleiteten".[1]) Die bedeutendste ist die 3. Symphonie: oft kühn-genial und im ersten Satz das klassische Beispiel eines charaktervollen, gediegenen Symphoniesatzes. Robert Schumann hat sie mit Liebe besprochen und ihre Schönheiten ans Licht der Sonne gehoben. Das Finale der 4. Symphonie atmet reiche Kunst. Von der 5. Symphonie sagte Schumann: „Wir berichteten schon in einer kleinen Notiz, wie sie uns innig wohlgefallen habe; sie ist eine ganz besondere und, was die vom Anfang bis zum Schluß sich gleichbleibende Zärte und Lieblichkeit anlangt, wohl einzig in der Symphonienwelt. Hätte der Komponist etwa eine Musik zur ‚Undine' geben wollen, so wären jene Eigenschaften auf das leichteste zu deuten, da er's aber nicht gewollt, so ist seine Symphonie nur umso höher zu schätzen. Wie schön hat uns der Komponist mit diesem Werke getäuscht! Glaubten wir ihn, der in einem entlegenen kleinen Orte wohnt, wohl gar gegen sein Talent gleichgültiger geworden und der Ruhe genießend, während die Symphonie namentlich in Hinsicht der Instrumentation den immer fortgeschrittenen Meister bekundet, und nur, wie gesagt, in eine jener seltenen Geistesregionen führt, der die oben genannte Fee entsprungen ist! Dazu schließen sich die vier Sätze so zart ineinander, daß sie wie an einem Tage geschaffen scheinen; wie die Symphonie auch kunstreicherer, feiner gewirkter Züge voll ist, wie sie die Meisterhand oft erst dem Ohre zu verbergen weiß, bis dieses dann durch das Auge darauf aufmerksam gemacht wird. So begrüßen wir denn in Kalliwoda einen noch immer grünen lebensfrischen Stamm im deutschen Musiker-Dichterwald und hoffen ihn bald wieder auf diesem Felde zu treffen, wo er sich schon fünfmal mit Ehren behauptet hat."[2])

Kalliwoda hat auch mit seinen neunzehn Ouvertüren edle Werke geschaffen. Besonders berühmt war einst jenes Vorspiel, das am Jubeltag des Prager Konservatoriums das erstemal erklang. Die äußerst geschickte Verwendung unserer Volkshymne für den Schlußteil, ihre musikalische Eingliederung und geradezu monumentale Architektonik durch die Mittel des Orchesters haben damals alle Hörer mitgerissen.

Kalliwodas zehn Messen für Vokal- und Instrumentalmusik und seine etwa dreißig sonstigen Kirchenwerke gehören zu den reifsten Schöpfungen, die wir ihm danken. Es ist tieffromme Kunst, so innig und demutsvoll wie die musikalische Religiosität eines Palestrina, Haydn, Mozart, Beethoven oder Bruckner. Es ist nicht das einsame Grübeln eines Zweiflers, nicht die theatralische Geste eines Opernkomponisten, der fromm tun will, nicht eine in Kirchenduft gehüllte rauschende Symphonie, nein, es ist innige Lyrik, mild, still verzückt und eine erlebte Passionsmusik der Seele. Nur ein gläubiger Katholik konnte so Herrliches für seine Messen aus sich herausholen, damit es die Unergründlichkeiten seines Glaubens in die zarten Formen der Musik banne, in Formen reinster Empfindung und edelster Leidenschaften des Herzens. Kalliwoda war ja zeitlebens den Grund

[1]) Rob. Schumann: „Gesammelte Werke über Musik und Musiker." Ausgabe Reclam, I. Bd., S. 160.

[2]) Ebd., III. Bd., S. 38. Auch die Kritik von G. W. Fink im „Leipziger Tageblatt" vom 7. Februar 1852 anläßlich der ersten Aufführung im Gewandhauskonzert war des Lobes voll.

sätzen seiner Religion treu geblieben. Wie mir sein Sohn, Hofapotheker Gustav Kalliwoda in Freiburg in Baden, mitteilte, besuchte er täglich den Gottesdienst und es ging kein Jahr vorbei, ohne daß er nicht einigemal nach dem stillen Kloster Rheinau (Kanton Zürich) wanderte, um dort bei den Benediktinern seinen religiösen Pflichten nachzukommen. Er schrieb übrigens auch zwei deutsche Messen, mehrere Tedeum, zwei Libera, ein Requiem, ein Veni creator, Choräle, zwei Ave Maria, Weihnachtslieder und anderes. Musikalisch am hervorragendsten dünkt mich die große lateinische Messe in a-dur (Opus 137): ein ruhiges Kyrie setzt ein, wie ein Gebet vor dem höchsten Herrn der Welt. Das Gloria antwortet aus tiefster Ergriffenheit heraus dem Priester und steigert sich zu einem Jubel der Seele. Als ob einer von den Erlebnissen seines Herzens erzählen wollte, in sich verhalten und doch kernhaft, so beginnt das Credo. Im Et incarnatus est singt eine großartig geführte Tenorstimme von dem Wunder aller Wunder. Diese tieffromme Stimmung so kindlich-schlicht und in so farbenfreudiger Harmonik auszudrücken hat nur noch Bruckner vermocht. Alles aus inniger Gottesliebe heraus, ihre Segnungen heftig miterlebt und doch maßvoll, — das ist so recht dieses Werkes Geist. Sanctus und Benediktus schöpfen aus den Grundwassern musikalischer Romantik, und wo das heilige Opfer seine tiefsten Geheimnisse offenbart, umhüllen uns die weichen, poetischen Töne einer schwermütigen Mystik. Die leisesten Stimmungsschwankungen der frommen Seele hat der Künstler mit rührender Demut zu Musik gemacht, darin das Rufen und Klingen der Gottessehnsucht ist. Agnus dei: die sanften Wunder der Ergebung schlagen in unserem Herzen die Augen auf. So singt es aus dieser Messe heraus.

Von anderen Kompositionen seien noch genannt etwa 100 Stücke für eine oder zwei Violinen, viele davon mit Klavier- oder Orchesterbegleitung. Kalliwodas zwei Klaviertrios sind Werke erlesener Kammermusik und von großer Feinheit. Das Gebiet der Oper hat er mit weniger Erfolg bebaut. Seine „Blanda" (Text von Fr. Kind, dem Freischützdichter) erlebte zwar in Prag ihre ersten Aufführungen, geriet aber bald in Vergessenheit. Das Singspiel „Christine" ist Torso geblieben und von drei anderen Opern liegt (soviel mir bekannt) außer einigen Anfängen nichts vor. Gewiß enthalten die genannten Opernwerke manchen wertvollen musikalischen Gedanken, aber sie gehen doch immerhin im Veralteten unter. Für Klavier komponierte Kalliwoda ein Konzert mit Orchester, zwei Sonaten, eine Anzahl Rondes, Phantasien, Märsche, Tanzweisen und anderes. Die Symphonien sind von Czerny vierhändig arrangiert worden. Auch die Klaviermusik ist stellenweise vom Geschmack jener heute uns längst fern gewordenen Tage erfüllt, aber doch ist vieles darunter, das zeitlos ist. Die wärmsten Töne, die die musikalische Romantik gefunden hat, klingen an mit sanfter Heiterkeit und doch leiser Gerührtheit, wie es ja Kalliwodas dem Schlichten zugeeignete musikalische Erfindung so oft getan hat. Von ihm stammt auch eine Fülle von Liedern, etwa vierzig Männerchöre und zwölf gemischte Chöre. Viele seine Gesänge sind feine musikalische Gaben, so z. B. eine Frühlingsweise oder das prächtige Lied „Der Postillon" (mit Klavier und Cello), das einst im Jahre 1840 in der „Bohemia" (Nr. 42) rühmend besprochen wurde.

Von den Männerchören ist das „Deutsche Lied" über die ganze Erde gegangen, wenn es auch heute bei uns in Österreich nur noch selten gesungen wird. Wir möchten hier ganz besonders darauf hinweisen, daß der Text dieser Weise nicht von C. Vorholz stammt, sondern einzig und allein von Dr. Heinrich Weismann.[1]) Zur Feier der silbernen Hochzeit des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg 1843 entstand die sogenannte „Fürstenberger Hymne" mit dem Text von Domänenrat Xaver Seemann. Dieses Schwarzwaldlied ist auch in Kalliwodas 12. Ouvertüre, op. 145, eingeflochten.

Das was von Kalliwodas Werken veröffentlicht ist, erschien seinerzeit größtenteils im Verlag von C. F. Peters in Leipzig. Einiges kam auch bei Schott in Mainz heraus. Heute sind diese Musikalien längst vergriffen und im Handel nicht mehr erhältlich. Eine Auswahl aus seinen gedruckten und ungedruckten Werken gedenke ich in drei Bänden demnächst in der Universal-Edition (Wien) herauszugeben.

Wie aus der hohen Zahl seiner Werke erhellt, komponierte Kalliwoda sehr rasch und leicht. Vormittags setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm Feder und Papier zur Hand und nach wenigen Stunden waren sämtliche Möbel mit frisch beschriebenen Notenblättern bedeckt. Nach Tisch ging er ins Gasthaus „Zum Schützen", um im Kreise einiger Freunde seinen Kaffee zu trinken. Nach seiner Rückkehr nahm er die inzwischen getrockneten Noten zusammen und schickte sie einem Mitgliede seiner Kapelle zur Abschrift und damit war die Sache für ihn abgetan. Während er komponierte, rauchte er ruhig seine Pfeife und erhob sich nicht ein einzigesmal vom Stuhl, um sich etwa der Mithilfe des Klaviers zu bedienen.

Mehr über Kalliwoda als Musiker zu sagen, liegt nicht in den bescheidenen Zielen dieses biographischen Versuches, — allerdings des ersten, der bis jetzt unternommen wurde. Das Wenige, was wir vom intimen Menschen Kalliwoda wissen, zwingt uns doppelt, die Güte seines Werkes und das gediegene Gold seines musikalischen Wortgepräges zu lieben.

[1]) Es steht ja übrigens auch in seinen von seinem Enkel Heinrich Bulle herausgegebenen „Gedichten" (Frankfurt a. M., 1891), u. zw. unter den patriotischen Liedern S. 39. Hier liest man auch den Vermerk: Komponiert von Kalliwoda.

Das Transportwesen.

Von **E. Schwiedland.**

Die Beförderung von Menschen und Gütern, die Zumittlung von Nachrichten und die Vermittlung von Beziehungen löst eine gesellschaftliche Wirkung aus, die als „Verkehr" bezeichnet wird. Dadurch wird sowohl eine Trennung auseinanderstrebender als das Zusammenführen ergänzungsbedürftiger Menschen, Waren und Nachrichten bewirkt. Beweggründe der mannigfachsten Art veranlassen diesen Verkehr, darunter in stets wachsendem Maß solche wirtschaftlicher Natur. Und die zunehmende Entfaltung des Verkehres wirkt ihrerseits auf das wirtschaftliche und auf das soziale Leben entscheidend zurück: durch sie wurde das enorme Anwachsen der neuzeitlichen Großstädte, die erhebliche Mobilisierung der Bevölkerung, das Entstehen industrieller Riesenbetriebe und großer Unternehmungen im Handel, im Bank-, Versicherungs-, Zeitungs- und Transportwesen erst möglich.[1])

Die Beförderung von Gütern in größeren Massen setzt mit der Neuzeit ein; sie geht namentlich von den Seestädten und von Staaten aus, die überseeische Kolonien erworben hatten und deren Produkte nun in alle Welt verfrachteten; der so erlangte Reichtum beförderte aber die Verbreitung von Luxusgegenständen und von Luxusindustrien und mehrte wieder die Handels- und Verkehrsbeziehungen. Von Massengütern fand zuerst Getreide von Holland aus weithin Versendung. Die ungeahnte Erleichterung der Transporte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewirkte sodann die Verflechtung der nationalen Volkswirtschaften zur Weltwirtschaft, ermöglichte die Spezialisierung der Produktion und den Austausch der Erzeugnisse über den Erdball hin. Die Möglichkeit, schwere Güter in großen Mengen zu befördern, bewirkte nun die Ausbeutung reicher Erz- und Kohlenlager, die Verwertung ausgedehnter Wälder, die Spezialisierung der landwirtschaftlichen Erzeugung in einzelnen Gegenden; in der gewerblichen Gütererzeugung aber bereicherte die Transporterleichterung die Beischaffung der Roh- und Hilfsstoffe, Maschinen, Geräte und Arbeitskräfte, die Durchführung der Erzeugung selbst, die vielfach Ortsveränderungen voraussetzt, sowie die Überführung der Produkte an die Stätten des Verbrauches.

Jahrhunderte alte nachhaltige Bemühungen, die räumlichen Entfernungen zu überwinden, hatten allmählich diese Entwicklung vorbereitet. Von der Verwendung von Tieren (Lama, Kameel, Ochs, Pferd) bis zur Anlage von Wegzeichen, Brunnen, Pfaden und Straßen, von der Herstellung des aus

[1]) Vgl. Schwiedland, „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" (Wien, 1909), S. 25, 62 u. 177.

Rinden genähten Kahnes oder des aus einem Baumstamm gehöhlten Einbaumes bis zum Bau von Seglern und Dampfschiffen, und vom Bau von Karren bis zur Konstruktion von Fahrrädern, Automobilen und Luftfahrzeugen zieht sich eine Kette der interessantesten Erfindungen hin. Parallel damit vervollkommnet sich die Technik der Signale, von den einstigen Feuerzeichen zum optischen, elektrischen und drahtlosen Telegraphen. Noch bis zur napoleonischen Zeit waren die Landstraßen äußerst schlecht. Dieser Zustand war oft beabsichtigt; strategische Rücksichten bewirkten seine Besserung. Aus der Schwierigkeit des Landstraßenverkehres ergab sich die Bedeutung der Wasserwege für die Städte, die dadurch schon bezüglich ihrer Nahrungszufuhr besser daran waren. Während des ganzen Mittelalters sind Saumtiere und Karren die allgemeinen Beförderungsmittel, und das Anspannen der Pferde war nicht ihre normale Verwendung. In Syrien bäumen sich noch heut die Reitpferde, wenn sie zum ersten Male ziehende Rosse sehen.

Die Zunahme der Warenfrachten ließ allmählich das Gewerbe der Frachtführer entstehen. Im 18. Jahrhundert gab es solche Unternehmer, die bis zu 100 Pferden besaßen und ihre schweren Lastwagen (mit 4 bis 8 Pferden) nach Bedarf abließen, um so 3000 bis 6000 kg zu befördern. Entlang der Kanäle und Flüsse wurden Pferde zum Schiffzug verwendet.

Kutschen sind eine französische Erfindung aus der Zeit Franz' I.; erst Heinrich IV. besaß einen solchen Wagen und der gehörte eigentlich der Königin. Fuhren die Bürger weit über Land, so wurden die Frauen und Kinder auf Karren auf „bequeme“ Strohunterlagen gesetzt; der Edelmann, der in der Stadt nicht durch den Straßenschmutz waten wollte, bestieg sein Pferd oder eine Sänfte. Der französische Tragstuhl kommt im 17. Jahrhundert auf: ein Stuhl zwischen zwei Tragstöcken, vorn und rückwärts je ein Träger, — wie man vor zwanzig Jahren noch die zarten Damen auf die Schweizer Berge beförderte; dann kamen aus England die überdeckten, verschlossenen Sänften. Mit ihnen nehmen (1660) die Mietwagen den Wettbewerb auf; ihre Bezeichnung schreibt sich vom Schutzheiligen ihrer Remise in Paris her, auf der ein Abbild des heiligen Fiacrius angebracht war. Sie wurden an bestimmten Standplätzen aufgestellt; ihre Zahl betrug in Paris unter Napoleon I. 3000; ebensoviele private Kaleschen besaßen daneben die reichen Leute.[1]) Im 17. Jahrhundert kommen auch noch Versuche mit den »carrosses quasi-omnibus« auf, einer Erfindung des Philosophen Pascal, an deren Betrieb seine Schwester ihr Geld verlor. Ihre Benutzung war gemeinem Volk — Soldaten, Pagen, Lakaien, Arbeitern und Taglöhnern — untersagt, um die Standespersonen anzuziehen, gleichwie heut noch im Orient, wenn ein Konsulatskanzlist naht, ein Konsulatskawaß gelegentlich die Eingebornen ohne Umstände aus der Trambahn jagt.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts begann der Stellwagenverkehr sich einzubürgern, der, in London, Paris oder Berlin musterhaft organisiert, das Städtebild eigenartig belebt. Bald folgt — zuerst in Amerika — der Omnibus auf Schienen: die Pferdebahn, dann die elektrische

[1]) D'Avenel, „Le mécanisme de la vie moderne“, Bd. V: „Transports urbains“.

Straßenbahn, die unterirdische sowie die oberirdische Dampf- und elektrische **Stadtbahn**. Zugleich verbreitet sich das Lohnfuhrwerk im größten Maße.

Eine der Pariser Fuhrwerksunternehmungen hält 4000 Einspänner und verausgabt jährlich 20 Millionen Francs, davon die Hälfte für Pferde. Sie führt für ihren Betrieb jährlich Pferde im Werte von 10 Millionen aus Ungarn und aus Dänemark ein; diese nützen sich rasch ab und müssen nach 4 Jahren weiterverkauft werden; die Ernährung der Tiere erfordert 5 Millionen, wobei bereits eine Ersparnis von 10 Centimes per Tag und Roß im Jahre 440.000 Francs ausmacht. Daher erhält die Gesellschaft, um die Ernährung der Tiere zweckmäßig zu gestalten, eine wissenschaftlich geleitete Versuchsanstalt.[1])

Die Pariser Omnibuskompanie, welche Omnibusse und eine Pferdebahn betreibt, hat in einem Jahr über 300 Millionen Leute befördert, 60 Millionen Francs eingenommen und 10.000 Angestellte erhalten, darunter Tausende von Arbeitern in Werkstätten für den eigenen Bedarf der Kompanie. Der Düngerverkauf ab Stall allein ergibt (bei 17.000 Pferden) im Jahre ½ Million Francs. Die Tiere selbst werden mehr geschont als beim leichten Fuhrwerk und können länger im Dienste gehalten werden; die Gesellschaft hat auch sommerliche Erhaltungsstätten für die Pferde.

Man hat in Paris berechnet, daß dort täglich 45.000 Wagen verkehren; etwa 30.000 für Personen, 15.000 für Waren; an einem Hause in der rue de Rivoli sollen im Tag durchschnittlich 42.000 Pferde vorbeitrotten. Die Zahl der Unfälle von Fußgängern infolge dieses Wagengewirres beträgt im Jahre c. 1700, darunter etwa 60 bis 70 Todesfälle; eine große Droschkenunternehmung hat aus solchem Titel in einem Jahre 350.000 Francs an Entschädigungen bezahlt. Unter ihren Kutschern sind Angehörige aller Länder und Stände: ehemalige Lehrer, Händler, Wachleute, Beamte, Diener und Arbeiter, vielfach auch Landleute, die zum Teil nur vom Oktober bis Mai Kutscherdienste leisten und im Sommer in ihrer Heimat Landarbeiten verrichten, ebenso wie die Moskauer Kutscher im Winter in der Stadt fahren und im Sommer daheim säen und ernten. Paris zählt auch viele italienische Kutscher, die nur Saisonarbeiter sind und im Hochsommer heimkehren.

Heute schränkt sich der Pferdeverkehr infolge der Eisenbahnen, Straßenbahnen, Autos und Fahrräder bereits ein. Vermöge der Hast des neuzeitlichen Lebens wird der Wasserweg für die Personenbeförderung in der Stadt belanglos und raschen Aufschwung nimmt der unter- und oberirdische Verkehr, der zwar mit Stiegensteigen verbunden ist, aber dafür rasch vor sich geht, wenn nur die Haltestellen vernünftig gelegt sind. (Strategische Stadtbahnlinien, wie in Wien, sind eine seltene Leistung der Bureaukratie!) Die künftige Entwicklung liegt wohl in einer Kombination der Stadtbahn mit (motorischen) Tram- und Buslinien. Wo auf eine entsprechende Anlage der öffentlichen Verkehrslinien Bedacht genommen wurde, kann dadurch der Wohnungsteuerung gesteuert werden, denn der Städter kann nun in die Vororte ziehen, von wo aus er die Vergnügungen der Stadt genießen kann, wenn nachts noch ein rascher Zug in seinen Wohnort führt; demjenigen

[1]) D'Avenel, a. a. O.

aber, der der Innenstadt treu bleibt, schafft ein solcher Betrieb die Möglichkeit häufiger kurzer Aufenthalte im Freien.

Sobald die Entfernungen technisch überwunden waren, kamen nur mehr die Kosten sowie die Raschheit der Transporte in Betracht. So drücken sich denn die Entfernungen heute für die Waren des Welthandels in Kronen und Hellern und in Zeiteinheiten aus und die Erde, das Wasser wie die Luft werden zu Elementen des Transportes.

Der wichtigste Faktor des Weltverkehres waren einst Flüsse, sind nun die Meere. Lange waren die Handelshäfen aus Sicherheitsrücksichten vom Festland abgeschlossen, die Schiffe klein und auf Küstenfahrten beschränkt. Nach der Entdeckung der fremden Weltteile entwickelt die merkantilistische Politik zielbewußt die Seeschiffahrt. Der Vorbehalt der Einfuhr und Ausfuhr zugunsten der nationalen Flagge und die Gewährung von Prämien beförderten die weite Fahrt, wenngleich die Schiffahrt noch wesentlich auf Produkte beschränkt blieb, welche die heimische Volkswirtschaft bezog, verhandelte oder hergestellt hatte. In unseren Tagen erst dient die Schiffahrt in größerem Maße auch fremden Völkern und in den Welthäfen laufen Handelsschiffe aller Nationen ein, um als Frachtführer nach allen Teilen der Welt Gewinn zu suchen: als Dampfer und Segler, die feste Linien befahren, oder als solche, die für beliebige Fahrten gemietet werden (Unternehmungen der wilden Fahrt).

Je vielseitiger und verschlungener die Beziehungen unter den Weltteilen wurden, desto belangreicher ward auch der Seeverkehr. Durch die Eisenbahnen gewaltig gehoben, blieb er für den größten Teil des Weltverkehres konkurrenzlos, mögen auch die transsibirische Bahn und die Projekte einer Kairo—Kap- und einer Nord-Südamerikabahn oder einer Linie London—Wien—Konstantinopel—Bombay ihm den Wettbewerb ankünden.

Die Tragfähigkeit der Schiffe wird nach Tonnen bemessen: je 1000 kg (Gewichtstonne) oder 2·83 m^3 Raum (Raumtonne). Die gesamte Tonnage der Dampfer der Welt wird, nach dem Raume bemessen, auf 30, die der Segler auf 6 Millionen Tonnen geschätzt. Etwas über die Hälfte des gesamten Tonnengehaltes entfällt auf England. Diese Ziffern bezeichnen das sogenannte Deplacement, die Wasserverdrängung. Die Nettotonnen, die Verladeräume, betragen um ein Drittel weniger.

Vor kaum mehr als 80 Jahren fuhr der erste Raddampfer von Amerika nach Europa: bis Liverpool 26 Tage, davon 18 unter Dampf. Die schwachen Maschinen der ersten Dampfer arbeiteten so unsicher, daß viele Postverwaltungen vorzogen, bei günstigem Passatwinde rasche Segler — die gerühmten amerikanischen Klipper — zu benützen.[1]) In den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts entstand der eiserne „Great Britain" mit Schaufelrädern und Schraube, einer Dampfmaschine von 1000 HP und einer Wasserverdrängung von 3500 Tonnen, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der deutsche Fracht- und Passagierdampfer „Amerika" mit 40.000 Tonnen. Heute erreicht der aus Stahl und Eisen erbaute Doppel-

[1]) Es war das die Zeit, in der ein Telegramm von London nach Berlin bei nebeligem Winterwetter fünf Tage brauchte. (Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", Bd. V [1894], S. 501.)

schraubendampfer „Kaiser Wilhelm II." mit 40.000 HP und einer Wasserverdrängung von 26.000 Tonnen in fünf Tagen Amerika. Die Schiffe, die an Stelle der Dampfzylinder Dampfturbinen verwenden, fahren noch rascher, und Torpedojäger legen bereits 60 km in der Stunde zurück, also so viel wie ein Schnellzug.

Die Hafenbauten werden nun kunstvoll in Schlick und Eisen ausgeführt; Baggerungen, Strombauten und Kanäle vertiefen das Fahrwasser, um die Schiffsungetüme einzulassen; Wellenbrecher, Dämme und Docks für Schiffsreparaturen, Kohlen-, Petroleum-, Holz- und Fischereihäfen, Geleise, Krahne und Lagerhäuser ergänzen die Ausrüstung der Häfen. Überall zeigt sich ein Zug ins Große: in den Hafenbauten, im Rückgang der Segler, im Übergang zu den Riesendampfern wie im mechanischen Betrieb der Riesenkrahne.

Passagier- und Kriegsschiffe stellen die größten Werke des Schiffsbaues dar. Auf Bug und Heck eines Amerikafahrers und im Zwischendeck hausen zirka 2000 Auswanderer, zusammengedrängt wie das liebe Vieh; die Mitte des Schiffes nimmt ein dreistöckiger Aufbau ein: zweiter Klasse in den unteren, erster in den oberen Teilen; neue Typen sollen noch höhere Einbauten erhalten, mit Personenaufzug, um den Verkehr von unten nach oben und den Zugang zu den Badeanlagen in der Tiefe zu erleichtern. Livrierte Lakaien, eine Musikkapelle und ein stattliches Personal an Köchen, Bäckern, Schlächtern, Handwerkern, Maschinisten, Elektrikern, Kohlenziehern und Wäschern, Ärzten, Matrosen und Seeoffizieren unterstehen dem Kapitän.

Regelmäßige und häufige Verbindungen durch eigene Handelsschiffe bilden das wirksamste politische Band zwischen einem Lande und seinen Kolonien. Eine bedeutende Handelsflotte steigert die nationale Gewalt schlechthin, namentlich in Kriegszeiten, wo sie durch Nachrichten und Zufuhren die Kriegsflotte unterstützt.

Die Seeschiffahrt und das Eisenbahnwesen bedingen einander gegenseitig, während die Binnenschiffahrt heute weniger Bedeutung hat, — abgesehen etwa von der Schiffahrt auf der Wolga oder auf den nordamerikanischen großen Seen, — doch auch hier hat die moderne Technik durch Schleusenbauten, Flußregulierungen und Kanalisationen viel geleistet.

E i s e n b a h n e n sind Transportunternehmungen zur Beförderung von Wagen auf Schienen mittels Dampfkraft oder Elektrizität. Der Umfang ihres Netzes wird auf rund eine Million Kilometer geschätzt, wovon ein Drittel auf Europa und ein Drittel auf die nordamerikanischen Freistaaten entfällt. Ein einheitliches Transportrecht für Sendungen aus einem Staatengebiet in andere wurde durch das Berner Internationale Frachtenübereinkommen für 220.000 km, das ist zwei Drittel des europäischen Netzes, geschaffen.

Die Regierungen förderten den Bahnbau aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen. Ungeheure Anforderungen ergaben sich nun in Bezug auf die Anlage von Kapitalien, deren Aufbringung die Unternehmungsform der Aktiengesellschaft ermöglichte. Die Geschäftswelt erfaßte die Vorteile, die in der Erleichterung des Bezuges wie des Absatzes von Waren lagen. Die Bankwelt erkannte in Eisenbahnunternehmungen eine Quelle großer Gründergewinne und hoher Dividenden; die Eisen- und Maschinenindustrie hatte durch den Bahnbau glänzende Zeiten und der große Betrieb des Bergbaues

wurde durch ihn erst möglich.[1]) Die Eisenbahnen selbst wuchsen zu zentralistisch geleiteten Großbetrieben mit Riesenkapitalien, die, mit einem unabsehbaren Personal ausgerüstet, Dienstleistungen bieten gegen Entlohnung nach kundgemachten Tarifen. Der Staat gab ihnen wichtige Rechte: das Enteignungsrecht beim Bau und die Betriebspolizei, er duldete ihr faktisches Betriebsmonopol, behielt sich aber die Tarifhoheit sowie andere Vorteile vor, z. B. unentgeltliche Postbeförderung und Beachtung seiner militärischen Wünsche.

Nach ihren Zwecken unterscheidet man: militärische, kommerzielle, landwirtschaftliche, industrielle und Bergbahnen; nach der Bedeutung des Verkehres: Hauptbahnen für den großen internationalen Verkehr, mit einem besonders starken Ober- und Unterbau, starken Lokomotiven und einer bestimmten Spurweite, — Neben(Sekundär)bahnen, die einzelne Landesteile mit den Hauptlinien oder mit den Wasserwegen verbinden, — Vizinal- oder Kleinbahnen für den Nachbarverkehr, namentlich zwischen Städten und ihrer Umgebung; sie sind von leichterer Beschaffenheit und Ausrüstung (da bei ihnen weniger eine schnelle, als wohlfeile Beförderung angestrebt wird), meist schmalspurig, oft Straßenbahnen, und verhelfen zugleich den Arbeitern zu günstigeren Wohnungen außerhalb der Städte.

Durch die Eisenbahn wird eine Ausgleichung von lokalem Überfluß und Mangel und die Konkurrenz wohlfeiler erzeugender Gebiete angeregt. Die umfangreichsten Waren, deren Beförderung früher am schwersten zu bewerkstelligen war, wurden transportfähig. Das Erträgnis von Gegenden, die einem namhaften Absatzgebiet am nächsten liegen, sinkt, wenn eine Bahn erbaut wird, da die Bahn auch Waren aus der Fremde herbeibringt; fremde Verhältnisse berühren so jeden Platz und lokale Produktionsvorteile äußern eine Wirkung auf die weitesten Entfernungen. Darunter leiden die schwächeren Produzenten, desgleichen die Handelsvermittler. Vor der Ausbreitung der Bahnen gingen zum Beispiel für Paris bestimmte Schafe durch vier Hände bis zum Fleischer: jetzt kauft er sie unmittelbar vom französischen Landwirt oder aus dem Auslande durch Vermittlung eines einzigen Importeurs.

Kohle, Eisen, Erze, Holz und Getreide bilden die Hauptmassen des Verkehrs. Mit ihrer Beförderung entstand jene Massenbewegung, welche die Gegenwart kennzeichnet, Schiffe und Eisenbahnen füllt, die Handels- und Verkehrsstatistik schwellt. Die Zunahme der gesamten Ein- und Ausfuhr der Welt wird von 1800 bis 1850 auf eine Steigerung von 1 zu 3, von 1800 bis 1900 aber von 1 zu 13 geschätzt. Im Ganzen ist dadurch eine Ausgleichung der Ernten, der Vorräte und der Preisbildung erfolgt, die für die teurer produzierenden Gebiete manche Krisen zur Folge hatte.

Der Eisenbahntransport ist an sich sehr kapitals- und arbeitsintensiv. Als Großbetrieb erscheint er besonders dort, wo das Bahnwesen zum erheblichen Teil in der Hand des Staates vereint ist. Dort können die Frachtsätze den Bedürfnissen der Volkswirtschaft angepaßt werden, während private Eisenbahnen lediglich einen Erwerbsstandpunkt einnehmen.

[1]) Die Lokomotiven sind von 12 Tonnen Gewicht auf 98 gewachsen; die Eisenschiene hat der Stahlschiene Platz gemacht; nun können schwere Massen rasch befördert werden.

Zugunsten des Staatsbetriebes spricht noch der Umstand, daß bei einem Privatbahnsystem jene Linien ausgebaut werden, die den meisten Ertrag versprechen, so daß dann der Staat, wenn er aus allgemeinen Rücksichten auch die nichteinträglichen Linien ausgebaut sehen will, diese aus eigenem herstellen oder ihre Herstellung seitens Privater durch Subventionen fördern muß. Hier fallen also die unergiebigen Linien ihm zur Last, während die einträglicheren den privaten Unternehmern verbleiben; im Gegenfalle aber, das heißt wenn der Staat alle Strecken besitzt, können die Vorteile mit den Nachteilen sich kompensieren. Anderseits scheint indes der Betrieb in der Hand des Staates teurer zu sein als bei den Gesellschaften. Mit Rücksicht auf die teure Verwaltung des Staates hat man vorgeschlagen, der Staat möge bestimmen, welche Linien gebaut werden sollen und in welcher Folge, möge auch den Bau selbst ausführen, den Betrieb aber privaten Gesellschaften überlassen. Deutschland und Ungarn haben überwiegend Staatsbahnen, England und Frankreich Privatbahnen, Österreich ein gemischtes System.

Auch beim Verkehrswesen begegnen wir Kartellen; die Frachtenkartelle zwischen Eisenbahnen sind älter als die Industriekartelle. Gegenwärtig trachten auch die verschiedenen Reedereien miteinander Frachtenübereinkommen zu schließen, auf Grund deren in Zeiten der Geschäftsstille ein Teil der Schiffe außer Verkehr gesetzt werden soll.

Die Post befördert — monopolistisch in der Hand des Staates vereinigt — gegen feste Gebühren Nachrichten, Pakete und Geld. Seit der Entwicklung der Eisenbahnen hat sich die Personen- und die Güterbeförderung von der Post losgelöst; so blieb die Nachrichtenbeförderung ihr Hauptgebiet, obwohl Rohrpost, Telegraph und Telephon die Beförderung der besonders eiligen Mitteilungen übernahmen. Dagegen hat sich die Post den Geldanweisungsverkehr und die Postsparkasse neu angegliedert.

Zur einheitlichen Gestaltung des Verkehres wurden zuerst Postverträge unter einzelnen Staaten geschlossen, dann bildeten die bezüglichen Vertragsstaaten immer größere Gruppen, bis sie zuletzt im Weltpostverein aufgingen. Dieser umfaßt alle Kulturstaaten und noch einige halb oder wenig kultivierte und bildet die ausgedehnteste internationale Organisation der Welt. In größerem Umfang bestehen noch private Telegraphenunternehmen, namentlich für Kabel- und Marconi-Telegraphie. Die letztere hat bisher etwa 300 Stationen.

Auch bezüglich der Telegraphie besteht ein Weltverein, der einheitliche Normen schafft und sogar das Vorbild des Weltpostvereines war.

Die Entfaltung des Bergbaues und der Industrie sowie die Entwicklung der Waren-, Personen- und Nachrichtenbeförderung im Gefolge der Verkehrssteigerung bildet die wichtigste Erscheinung des 19. Jahrhunderts. Sie übte rechtliche Wirkungen in der Vereinheitlichung der Maße und Gewichte sowie der Rechtsgrundsätze und kaufmännischen Übungen, in der Einbürgerung des Wechselkredites und im Abschluß staatlicher Verkehrskonventionen. Dadurch entstand ein internationales Verkehrsrecht der Seefahrt, der Bahnen, der Post, des Telegraphen und des Telephons. Auch der Verwaltung stellte der Betrieb der Verkehrsanstalten neue Aufgaben.

Die größten Rückwirkungen waren aber wirtschaftlicher Art. Die Verwohlfeilung der Transporte vervielfachte die beförderten Mengen, die

Raschheit und Bequemlichkeit die Zahl der Reisenden. Umfangreiche, minderwertige wie leichtverderbliche Waren gelangten jetzt in Bewegung, die Erzeugnisse fremder Weltteile fanden Eingang auf entlegenen Märkten. Für die hiedurch bedrängten heimischen Erzeuger ergaben sich Krisen, für die durch eine neue Konkurrenz berührten die Nötigung zu größerer Anspannung, für den Verbraucher, der alle Güter der Welt zu erfassen trachtet, der Zwang zu größerer Betriebsamkeit und Erwerbskraft. Der Umsatz der riesenhaft wachsenden Warenmengen und der Einfluß, den ihre Preisverhältnisse überallhin üben, regt die Spekulation an, die sich auf die Ausbeutung der Preisunterschiede richtet. Die Gefahr allgemeiner Hungerperioden schwindet und eine gewisse Ausgleichung der Preise tritt ein, die industrielle Erzeugung wächst an den Standorten, wo sie die günstigsten Bedingungen findet, ins Ungemessene; damit wachsen die Städte; das Land entvölkert sich und Ströme von Auswanderern gehen nach überseeischen Gebieten, die der Kultur und der Produktion für den Weltmarkt gewonnen werden.

Das wesentlichste Ergebnis der Verkehrsentfaltung ist eine erhebliche Verringerung der Schwierigkeiten in der Anknüpfung von Beziehungen. Daraus ergibt sich eine Zunahme des gegenseitigen Warenbezuges, Mannigfaltigkeit und Fülle des heutigen Warenverbrauches und die Entwicklung starker und schroffer Differenzierungen. Denn die größere Wohlfeilheit, Raschheit, Sicherheit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit des Frachten-, Personen- und Nachrichtenverkehrs hat es zuwege gebracht, daß jedes Volk wesentlich solche Waren herzustellen bestrebt ist, die seinen wirtschaftlichen Lebensbedingungen besonders zusagen und verhältnismäßig guten Ertrag versprechen, während es dagegen sonstige Gegenstände dorther eintauscht, wo sie am vorteilhaftesten zu beziehen sind. Völker, die unter günstigeren Bedingungen produzieren, erlangen dadurch ein Übergewicht, das auf die anderen Länder zurückwirkt und ihnen den Bestand erschwert. Ermöglicht daher die Weltwirtschaft die höchste Entwicklung vorhandener Kräfte, so lähmt sie andererseits ökonomisch minder bevorzugte Gebiete in der Verfolgung ihrer Ziele und bringt sie teilweise um den Erfolg ihres Fleißes. Dies zeigte der infolge der überseeischen Konkurrenz von Getreide, Mehl und tierischen Produkten entstandene Preisfall dieser Waren in Europa am Ende des 19. Jahrhunderts auf das nachhaltigste. Der gewerbliche Wettbewerb von Völkern, die nach Lebensweise und Gesittung geringere Ansprüche erheben, daher wohlfeiler arbeiten und durch Unterbietung auf dem Markte sich absatzfähig erweisen, hat ebenfalls Befürchtungen geweckt, wenn auch im allgemeinen die Industrien mit besseren Maschinen und höherstehenden Arbeitern wirtschaftlich leistungsfähiger sind. Die Erschließung des fernen Ostens hat immerhin unangenehme Aussichten auf einen industriellen Wettbewerb der Völker des Westens mit den genügsamen Arbeitern des Ostens eröffnet und zum Schlagwort von der „gelben Gefahr" geführt. Die geschäftsgewandten Japaner und die mehr und mehr aus ihrer Abgeschlossenheit heraustretenden Chinesen, beide durch günstiges Klima und die ozeanische Lage ihrer Länder unterstützt, könnten eines Tages die Staaten der alten Kultur mit mancherlei wohlfeilen gewerblichen Erzeugnissen überschwemmen und fänden dazu die Möglichkeit in den Mitteln des heutigen Weltverkehres. Das sind sehr ernste

Ausblicke für die Staaten, welche diese Völker zum tätigen Leben erweckt haben. Wie das Erwecken der gelben Rassen enden wird, werden unsere Enkel an sich spüren. An diesem Beispiel zeigt sich aber deutlich, wie der Weltverkehr, hervorgegangen aus den Bestrebungen von Einzelinteressen, sich triebmäßig entfaltet. Nicht eines Menschen Kopf entsprungen, treibt die Entwicklung gewaltsam vorwärts, als ein Ergebnis des unablässigen Strebens aller nach Gewinn. Die Erleichterung der Beziehungen hat aber auch den Lauf der Welt beeilt. Die Entscheidungen fallen nun rascher, die Ereignisse drängen sich, man erfährt eine Unmenge von Vorgängen und lebt selbst rascher.

Schäffle sieht die Bedeutung des Wegewesens und der Transporte darin, daß sie eine „Integration räumlich geteilter materieller, leiblicher und gei stiger Kräfte im Wege der örtlichen Vereinigung sowie des Güter- und Ideenverkehres" bewirken. Wer höhere Macht erlangen will, muß Anstalten zur einheitlichen Zusammenfassung räumlich zerstreuter Kräfte und zur Schaffung von Wechselbeziehungen unter ihnen ins Leben rufen. „Das hat jeder Geschäftsbetrieb nötig; man baut und vervollkommnet unter dem Zwang der Konkurrenz Gänge, Treppen, Lokalwege, Brücken. Dasselbe ist für jede Gemeinde nötig, da sie sonst der Gemeinschaft mit dem allgemeinen Volksleben ermangelt und von rivalisierenden Gemeinden überholt wird. Die Länder müssen alle Arten von Wegen und Transportmitteln entwickeln, da ohne dieses keine höhere politisch-militärische Machtbildung, keine einheitliche Zusammenfassung, keine allseitige Verstärkung durch Ideen- und Güterverkehr, kein anregendes Zusammentreffen der rivalisierenden Kräfte möglich ist." Da nun die soziale Entwicklung immer stärkere Sieger auf allen sozialen Streitplätzen und damit immer stärkere Gegner, Feinde und Rivalen schafft, besteht auch ein Zwang zu stets höherer Entwicklung von Anstalten zur räumlichen Integration und Wechselbeziehung der zerstreuten Kräfte. Die Entwicklung des Wege- und Transportwesens ist demnach „nach den offenkundigen Tatsachen der Erfahrung und nach dem innewohnenden Zwang der sozialen Auslese zur Ausbildung immer stärkerer Kollektiv- oder Gesellschaftskräfte ganz unausbleiblich. Sie ist eine entwicklungsgesetzliche Notwendigkeit."[1]) Ihre Wirkung aber ist die einschneidendste Umgestaltung der Kultur auf allen Gebieten.

Technisch bewirkt der Transport die Übertragung von Nachrichten, Menschen und Sachgütern von einem Ort zum anderen. Die Mittel hiezu sind:

1. Verkehrswege, gebaute und künstlich befestigte Landstraßen, gepflasterte Fahr- und Fußwege der Stadt, Schienenbahnen, Kanäle, Fluß und Meer, der Telegraphen- und Telephondraht oder (bei der drahtlosen Telegraphie) sogar schlechtweg die Luft.

2. Vorrichtungen zur Benützung dieser Wege: Fahrrad, Wagen, Automobil, Lokomotive, Waggon, Schiff, Apparate.

3. Bewegende Kräfte: Muskelkraft des Menschen, tierische Triebkraft, Kraft der schiefen Ebene, des fließenden Wassers, des Windes, des Dampfes, des elektrischen Stromes, des Luftdruckes.

Auch hier gibt es einen extensiven und einen intensiven Betrieb, je nachdem, ob wenig oder viel Arbeit und Kapital auf die Mittel des Trans-

[1]) Schäffle, „Bau und Leben", II., S. 131.

portes verwendet wurde. Im Ganzen setzt das Verkehrswesen die Anwendung großer Mittel voraus. Selbst an das Meer wird die bessernde Hand des Menschen gelegt: bei der Erbauung von Häfen, vorgeschobenen Seestraßen, vertieften Flußmündungen, Kanälen, bei der Verbesserung enger Durchfahrten, beim Durchstich von Landengen, der Vermehrung und Vervollkommnung von Sicherheitsvorrichtungen (Leuchttürmen und Schiffahrtszeichen). Im Binnenverkehr werden Flußläufe reguliert und mit Schiffahrtsketten versehen, Kanäle erbaut und mit Schleusen und Hebewerken betrieben. Die Seedampfer werden immer größer und laufen immer rascher. Die Kostspieligkeit der Eisenbahnen endlich bedarf kaum der Hervorhebung. Ihre Anlage allein hat bisher 500 Milliarden Kronen gekostet.

Ad. Wagner unterscheidet freie und organisierte Transportleistungen. Bei den ersteren steht der Weg jedermann, der die etwa vorgesehenen Bedingungen erfüllt, zur Benützung frei (so auf Landstraßen und Wasserstraßen); bei den organisierten liegt dagegen der Verkehr in den Händen einer bestimmten Anstalt, die eigene Fahrzeuge und Motoren benützt und fremde gar nicht oder nur dann zuläßt, wenn sie sich in den Betrieb der Anstalt einfügen (Eisenbahn- und Drahtverkehr). Hier bildet sich ein Monopol der bezüglichen Verkehrsanstalt, das sich auch dort schon anbahnt, wo auf künstlichen Kanälen eine motorische Fortbewegung der Schiffe (durch kleine Lokomotiven oder durch elektrische Treidelei) eingerichtet wird.

Im allgemeinen unterscheidet man nach den Entfernungen, über die er sich erstreckt, einen Nah- und einen Fernverkehr. Der Nahverkehr beherrscht nur einen engen Umkreis und kann lokal und interlokal sein; der Fernverkehr erstreckt sich auf weitere Entfernungen und ist stets interlokal, zum großen Teil international.

Das gemeinsame Ziel aller dieser Veranstaltungen ist, die durch die Entfernung verursachten räumlichen Hindernisse der menschlichen Beziehungen zu überwinden, und ein Komplex von Einrichtungen bildet sich, um die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen immer mehr auszugestalten.

Dabei kann man Fortschritte erzielen durch Erhöhung der Sicherheit, Regelmäßigkeit, Bequemlichkeit, Raschheit, Wohlfeilheit, Massenhaftigkeit, Ausdehnung und Vielseitigkeit der Verwendung. Nach allen diesen Richtungen strebt man das Möglichste zu leisten: vieles aber wird zweifellos noch die Zukunft bringen und so durch die stets weitergreifende und raschere Gestaltung der Transporte neue Rückwirkungen der zeitsparenden und raumverkürzenden Erfindungen und eine weitere kulturelle Einschrumpfung des Erdballes bewirken, angesichts deren die Erhaltung der persönlichen wie der völkischen Eigenart immer schwerer fällt.

Fürsterzbischof Vinzenz Eduard Milde und die moderne Heilpädagogik.

Von F. Weigl.

Die Bedeutung des großen Pädagogen auf dem Wiener Fürsterzbischofsstuhle hätte nicht deutlicher in Erscheinung treten können als durch das Urteil, das er selbst einem Dittes abgerungen hat. Mußte doch dieser ausgesprochene Gegner der katholischen Kirche gestehen: „Hätte man im Geiste Mildes das österreichische Bildungswesen gestaltet, so würde man ein halbes Jahrhundert für den Fortschritt gewonnen haben.“ Dieser weitschauende Blick Mildes wird besonders klar in seiner Haltung zur Heilpädagogik. Hofrat Willmann hat in seinem einleitenden Vortrag zum Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene zu München (1908) darauf hingewiesen, daß Milde mit der Einreihung der Heilpädagogik in das System der Erziehungslehre bahnbrechend vorging. In der Geschichte der Heilerziehung ist er leider für diese Großtat nicht entsprechend gefeiert worden; im Gegenteil, er wird nicht selten totgeschwiegen. Das Material verdient daher an die Öffentlichkeit getragen zu werden, damit es wenigstens für die Zukunft die gebührende Anerkennung finde.

In den Jahren 1811 und 1813 erschienen die beiden Bände des „Lehrbuches der allgemeinen Erziehungskunde“ von Vinzenz Eduard Milde, „k. k. Hofkaplan, der Katechetik, Dialektik und der Erziehungskunde Professor“ in Wien. Das ganze Werk gliedert sich in vier Hauptstücke, die die physischen, die intellektuellen, die Gefühlsanlagen und das Begehrungsvermögen behandeln. Jedes Hauptstück enthält einen eigenen (dritten) Abschnitt, der die „Heilkunde“ des jeweils behandelten Gebietes eingehend erörtert. Diese enge Einfügung der pädagogischen Pathologie in die Lehre von der Erziehung hat Milde — wie oben erwähnt — als erster in Anregung gebracht. Er äußert auch ausdrücklich seine große Hochschätzung für diese Wissenschaft, indem er ausspricht, daß er keinen Erzieher wissen möchte, der „Fremdling in der Pathologie“ wäre. In § 264 des ersten Bandes seines Werkes schreibt er wörtlich: „Man hat bisher selten in der Erziehungslehre an die Gebrechen der intellektuellen Anlagen gedacht und noch seltener in der Wirklichkeit die Heilung derselben sich angelegen sein lassen. Diesen Gebrechen könnte man oft vorbeugen, oft mit leichter Mühe denselben abhelfen, wenn diejenigen, in deren Händen die Bildung des Kopfes der Jugend ist, vertraut mit der Natur des menschlichen Geistes die Gebrechen erkennen würden und zu helfen verständen. Allein wie selten ist dieses der Fall! Es kann zwar nicht von jedem Erzieher eine vollständige Kenntnis der Kennzeichen, der Quellen, der Heilmittel und der Heilmethode aller, auch der seltensten und schwersten

Geisteskrankheiten gefordert werden; allein ganz sollte doch keiner von denen, die die Bildung des Kopfes der Jugend zu ihrem Geschäfte machen, ein Fremdling in der Pathologie des menschlichen Geistes sein."

Was für die erfolgreiche pädagogisch-pathologische Behandlung heutzutage immer mehr anerkannt und in der Praxis geübt wird, daß Erzieher und Arzt in friedlicher Arbeit zusammenwirken müssen, hat Milde wohl erkannt. In den Paragraphen 104 bis 112 des ersten Bandes kommt er wiederholt darauf zu sprechen. So grenzt er die Tätigkeit des Erziehers nach der physischen Seite hin ab, indem er sagt: „Eigentliche Zerrüttungen des physischen Organismus zu heben, ist Sache des Arztes."

Gegen Altweibermeinung und selbst irrige Urteile bekannter Pädagogen wendet sich Milde mit den Worten: „So wahr es ist, daß man nicht gleich bei jeder kleinen Unpäßlichkeit der Kinder denselben Arzneien geben oder den Arzt rufen müsse, weil die Natur oft durch eigene Kraft am besten das Übel heilt und weil das öftere Einmengen in die Operationen der Natur dem zarten Körper der Kinder sehr leicht schädlich wird, so ist doch die Hilfe des Arztes bei eigentlichen Krankheiten der Kinder notwendig und in einzelnen schnell anzusuchen, weil das Übel durch Versäumnis oft tödlich oder unheilbar wird. Die Äußerung Rousseaus, erst dann, wenn bereits die größte Gefahr eingetreten ist, einen Arzt zu rufen, ist eine Folge der übertriebenen Geringschätzung der Arzneikunde im allgemeinen und soll keinen Erzieher zur Versäumung der oft dringend notwendigen Hilfe verleiten. Hausmittel können bei einzelnen Kindern in einzelnen Fällen gute Dienste geleistet haben; aber daraus folgt nicht, daß sie bei allen allezeit mit Nutzen gebraucht werden können. Von den lächerlichen Mitteln, die der Aberglaube zur Heilung einzelner Kinderkrankheiten erfunden hat, ist es überflüssig, eine andere Erwähnung zu machen als diese, daß, wenn durch dergleichen Mittel der Zustand des Kindes nicht allezeit unmittelbar verschlimmert wird, doch sehr oft die Zeit zur Heilung unbenützt verloren geht. Bei plötzlichen Unglücksfällen, wo Gefahr auf dem Verzuge haftet, z. B. bei Brüchen, Verrenkungen, Wunden, bei dem Ersticken und dergleichen sollten Eltern und Erzieher wissen, was zu tun sei, um die Vergrößerung des Übels zu verhindern, bis der gerufene Arzt zu Hilfe kommt, und nur in diesem Falle mögen sie selbst durch Anwendung zweckmäßiger Mittel die Verschlimmerung zu verhindern suchen."

Den rechten Boden für eine allgemeinere Beachtung der pädagogisch-pathologischen Lehren in Erzieherkreisen hat Milde mit seiner hohen Bewertung individueller Behandlung des Zöglings gefunden. Es ist ihm ein Hauptstück rechter Erziehung, daß der Erzieher „alle Zeit die Individualität des Kindes vor Augen habe". Die Kenntnis der individuellen Beschaffenheit und Lage des Zöglings findet er daher unentbehrlich (I, § 49) und er bedauert, daß sie oft übersehen wird. Man sehe die bei einem Zögling mit gutem Erfolg angewendete Behandlung als eine allgemein geltende Norm für alle Kinder an, ohne auf die Verschiedenheit der Natur, des Alters, der Lebensart, des Ortes, der Zeit Rücksicht zu nehmen. Einsicht in die hier einschlägigen Forschungen der Kinderpsychologie verrät die Mahnung, daß es fehlerhaft sei, den Mann zum Maßstabe für das Kind zu nehmen. Bedenkt man, wie wenig zu Mildes Zeit die Kinderforschung fortgeschritten war, wie man

ohne weiteres das Empfinden, Denken, Fühlen und Wollen des Erwachsenen auch auf die Jugend übertrug, so ist der Weitblick zu bewundern, der Milde zu dieser Mahnung veranlaßte.

Noch in einem andern Punkte hat der Verfasser der „Erziehungskunde" schon ganz im Sinne heutiger Pädagogen gedacht: er war bereits durchdrungen von der Überzeugung der innigen Verknüpfung der Seelentätigkeit mit den physischen Anlagen und Funktionen. Es ist das wohl zusammenzuhalten mit dem tiefen psychologischen Verständnis überhaupt, das Milde zeigt. Seine ganze „Erziehungskunde" wurde auf psychologischen Erkenntnissen aufgebaut und so wissenschaftlich fundiert, zu einer Zeit, da die wissenschaftliche Behandlung der Pädagogik noch zu den Raritäten zählte. Von der Beziehung zwischen Körper und Geist sagt nun Milde, die intellektuellen Anlagen seien keineswegs isoliert, sie stünden vielmehr mit den Anlagen des Körpers in Verbindung und seien dem Einflusse desselben unterworfen. „Aus diesem Einflusse kann eine mittelbare Schwächung und Zerrüttung der Anlagen des Kopfes entstehen, die nicht seltener und nicht minder schädlich als die unmittelbare ist." (§ 140.) Dementsprechend betont er auch in der „Heilkunde der intellektuellen Anlagen" (§ 226 ff.) folgendes: „Der Grund der Gebrechen der intellektuellen Anlagen liegt oft in dem Zustande des Körpers, der durch seine enge Verbindung mit der Seele und durch seinen mächtigen, nicht zu hindernden Einfluß die Funktionen der Geisteskräfte zu stören und zu hindern imstande ist." Für die Behandlung in diesem Falle verweist er besonders wieder auf die Mitarbeit des Arztes, eine Praxis, die heutzutage noch durch eine Reihe therapeutischer, diätetischer und ähnlicher Maßnahmen in vielen Schwachsinnsfällen, bei psychopathischen Konstitutionen und neurologischen Störungen geübt wird.

Nicht uninteressant ist die Klassifikation der geistigen Gebrechen, die Milde vornimmt und die durch genaue Beschreibung und Abgrenzung einzelner Fälle wohl überholt, aber auch heute noch nicht zu dem klaren Abschluß geführt ist, der im Interesse der heilpädagogischen Praxis wünschenswert wäre. Milde gruppiert folgendermaßen:

1. „Geistesschwäche, das heißt Untätigkeit oder hoher Grad des Mangels der Tätigkeit einzelner Anlagen oder der Geisteskräfte im ganzen. Hierher rechnet man die Schwachsinnigkeit, insofern diese nicht aus der Beschaffenheit der Organe, sondern aus der Schwäche des Anschauungsvermögens entsteht, die Stumpfheit, den Mangel an innerem Beobachtungsvermögen, die Schwäche im Reduzieren oder Abstrahieren, die Untätigkeit der Urteilskraft, die man Blödsinn im engeren Sinne nennt, die Gedankenlosigkeit, die Vergeßlichkeit u. dgl. Der Verlust des äußeren Empfindungsvermögens dagegen, die Katalepsie, wo alle Funktionen des Geistes plötzlich unterbrochen werden, die Bewußtlosigkeit in der Ohnmacht und dergleichen sind als Zustände, die im Körper ihren Grund haben, nicht hierher zu rechnen.

2. Geistesverrückungen. Damit meine ich nicht jenen Zustand, den man Wahnsinn nennt, sondern jenen Zustand, der aus der Disharmonie des Grades der Tätigkeit der Anlagen entsteht. Die Gebrechen dieser Art bestehen in der Störung des Verhältnisses und der gegenseitigen naturgemäßen Unterstützung der einzelnen Anlagen. Hierher rechne ich die Phantasterie, das

ist die Exaltation der Phantasie, so daß dadurch das Anschauungsvermögen oder der Verstand gelähmt wird.

3. Geistesverirrungen. Diese bestehen nicht in dem Grade, sondern in der Art der Tätigkeit der Geisteskräfte. Die Regellosigkeit, Natur- und Zweckwidrigkeit der Operationen, diese mögen aus der Beschaffenheit der Anlage selbst oder aus dem Einflusse anderer Anlagen entstehen, machen das Wesen dieser Art der Gebrechen aus. Der Irrsinn, der Unsinn, die Dummheit sind in diese Klasse zu rechnen."

Mit dem unter „Geistesverirrungen" Gesagten hat sich der Verfasser auf das Gebiet der Psychiatrie begeben, das gerade bezüglich der Jugend in den letzten Jahrzehnten bedeutend ausgebaut wurde.

Für die Behandlung jedoch gibt er Winke, die vielfach noch heute ganz beachtenswert sind. Im allgemeinen verweist er auf die Verstopfung der Quellen der geistigen Minderwertigkeit,[1]) mahnt dann zu den Haupteigenschaften eines Heilpädagogen: Liebe, Ruhe und Geduld, und warnt vor harter, zurückschreckender Behandlung. Im besonderen betont er sodann die Notwendigkeit rechter Körperkultur als Grundlage der Heilung der Geistesschwäche, ferner eine „langsam und in strenger Stufenfolge fortschreitende Methode" und die Berücksichtigung der „Technologie", womit er in Übereinstimmung steht mit der großen Wertschätzung, die der moderne Heilpädagoge der manuellen Betätigung zukommen läßt. Als einen Hauptfehler der geistig schwachen Individuen betrachten wir ihre „Zerstreutheit". Auch dieser Erkenntnis wird schon Milde gerecht, indem er ihr ein eigenes Kapitel widmet (I, § 274).

Nicht nur mit den schwereren Formen der geistigen Minderwertigkeit beschäftigt sich indessen die „Erziehungskunde", auch das Gebiet, das wir unter dem Sammelnamen „Kinderfehler" zusammenfassen, ist in ihr berücksichtigt. So in dem sechsten Abschnitt des zweiten Hauptstückes: „Heilkunde der Gebrechen des materiellen Zustandes des Geistes", für den allerdings Willmanns Vorwurf der „steifen schematischen Darstellung" [2]) ganz besonders gilt, ferner im dritten Abschnitt des dritten Hauptstückes in der „Heilkunde des Gefühlsvermögens". Die praktische Anweisung ist z. B. zu erkennen aus der Besprechung der „Exaltation der Einbildungskraft und der Phantasie," wobei Milde sagt: „Das erste Augenmerk muß auf Stärkung oder Abhärtung des Körpers gerichtet sein; in den anderen Fällen, in denen der Grund nicht im Körper liegt, suche der Erzieher soviel wie möglich die Quelle zu verstopfen; er hüte sich, das exaltierte Gefühl noch mehr zu erregen und zu reizen, er entferne jede Gelegenheit und verhindere alle Einwirkungen, die dem Gefühle Nahrung geben könnten. Dabei ist oft eine Veränderung der äußeren Lage, die Entfernung gewisser Personen oder Gegenstände, das Abschneiden der Lektüre, der Schauspiele notwendig, jede

---

[1]) Es ist interessant, wie klar Milde hier schon das heute viel erörterte Überbürdungsproblem bespricht (I, § 268—270).

[2]) O. Willmann, „Die Heilpädagogik im Ganzen der Erziehungsarbeit" Vortrag, in dem offiziellen Bericht über den „Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene" des Vereines f. christl. Erziehungswissenschaft, 1908, herausgegeben von F. Weigl (Donauwörth, L. Auer).

Art der Zerstreuung und das Reisen dagegen nützlich." (II, § 48.) Mit diesen Hinweisen trifft Milde im wesentlichen, was noch heute von den tüchtigsten Vertretern des Gebietes gelehrt wird.[1]) Auch die allgemeinen Vorschriften, die Milde für die „Behandlung der Gebrechen der Gefühle" gibt (II, § 53), sind beachtenswert: „Um die allgemeinen Vorschriften der Heilung richtig anzuwenden, suche der Erzieher

1. seinen Zögling von seiten des Zustandes der Gefühle genau zu beobachten, damit er jedes Gebrechen sobald wie möglich entdecke, ehe dasselbe zur festen Eigenheit wird.

2. Er sehe aber nicht jede Verschiedenheit von seiner eigenen Art zu empfinden als ein Gebrechen der Gefühle an.

3. Er suche, ehe er an die Heilung denkt, genau die Art und die Quellen des Gebrechens zu erforschen.

4. Kein Gebrechen soll gering geachtet werden.

5. Man verschiebe die Besserung nicht auf die reiferen Jahre.

6. Mit der eigentlichen Heilung muß allezeit eine zweckmäßige diätetische Behandlung verbunden werden; ohne diese wird die erstere unmöglich sein.

7. Der Erzieher vergesse nicht, daß der Zustand des Gefühlsvermögens nicht allezeit und ganz von der Willkür des Zöglings abhängt, also nicht allezeit dem Zögling zur Last gelegt werden kann.

8. Befehle, Verbote, Strafen können keine unmittelbaren Besserungsmittel sein. Endlich

9. fordere und erwarte man keine plötzliche Veränderung bei einem allgemeinen oder länger dauernden Gebrechen."

Auch bei Besprechung von sexuellen Jugendverirrungen zeigt sich der weite Blick und das klare Urteil des erfahrenen Erziehers. In der Frage, ob Belehrung ein allgemeines, zweckmäßiges Besserungsmittel sei, unterscheidet Milde genau zwischen „Warnung vor einzelnen Handlungen", welche Warnung er gutheißt, und „vollständiger Belehrung", die er für die unreife Kindheit ablehnt. Für letztere will er sie nur eintreten lassen, wenn ein Zögling bereits verdorben wurde, denn dann sei es notwendig, „durch eine deutliche Belehrung der Phantasie Schranken zu setzen und durch bestimmte Auseinandersetzung der Verletzbarkeit gewisser Teile und der Folgen einzelner Handlungen den Zögling vor dem Mißbrauch zu bewahren. In diesem Falle allein soll der Vater den Sohn, die Mutter die Tochter einzeln, mit Ernst und Würde, mit Vermeidung alles dessen, was bloß zur Erregung der Phantasie dienen könnte, mit Rücksicht auf die Individualität . . . belehren."

Das große psychopathologische Verständnis, das zweifellos aus seiner „Erziehungskunde" spricht, wird uns begreiflicher, wenn wir hören, daß Milde auch der Besserung der Sträflinge seine Studien widmete, ihnen, die so oft psychopathische Züge und Schwachsinnsveranlagung verraten. 1810 überreichte er dem Kaiser eine Denkschrift über die „Hindernisse der Besserung

[1]) Vgl. z. B. die Ausführungen des bekannten Psychiaters Th. Ziehen in dem Artikel „Abnorme Phantasie" in Reins „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik" (2. Aufl. 1907), Bd. VI, S. 796, bezw. 592 f.

der Polizei- und Kriminalsträflinge",[1]) worin er für die Individualisierung in der Behandlung der Sträflinge eintrat und deshalb auch von den Strafhausgeistlichen genaue Kenntnis der Psychologie verlangte.

Wer so tief in das Leben geschaut, das den Psychopathologen und Heilpädagogen mit besonderem Interesse ergreift, der kann natürlich auch in seinem Gebäude einer Erziehungswissenschaft an den einschlägigen Verhältnissen nicht achtlos vorübergehen. Und so verstehen wir die Liebe und Wärme, mit der sich der nachmalige Wiener Fürsterzbischof der Anormalen und ihrer Gebrechen annimmt, und wir verstehen den Ernst, mit dem er jeden Erzieher auf das Studium der pädagogischen Pathologie verweist. Möge er für diese großen Verdienste den Dank aller Erzieher von heute finden und in der Geschichte der Heilpädagogik jenen hervorragenden Platz angewiesen erhalten, den er sich für seine reiche Aufklärungstätigkeit verdient hat!

[1]) Vgl. Dr. K. Wotke, „Vinzenz Eduard Milde als Pädagoge und sein Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit. Eine kultur- und quellengeschichtliche Einleitung in seine Erziehungskunde." (Heft 4 der „Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte." Herausgegeben von der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 1902.)

Die Äolsharfe.

Von **Paul de Wise.**

Der Sturmwind fährt am Haus dahin
Und läßt die Harfe tönen,
Bald mächtig wie ein Schlachtgebet,
Bald wie ein leises Stöhnen.

Tief in der Seele klingt es mit,
Ein Lied aus alten Zeiten,
Ein Sang von Lieb und Jugendlust,
Von Mannesmut und Streiten.

Der Sturmwind fährt am Haus dahin
Und läßt die Harfe singen
Ein Lobgebet dem großen Gott
Und trägt's empor auf Schwingen.

Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst 1909.

Von Dr. H. H. Josten.

Die Religion ist die Mutter der Kunst; sie zuerst weckte in der Brust des Menschen den Wunsch nach einem greifbaren Bilde, dem Bilde seines Ideals, sie gab ihm die Anregung, dem Idol eine Wohnstätte zu errichten, schöner als alle menschlichen, die Anregung zu architektonischem Schaffen. Und als die Götterwelt der Antike elend dahinsank und mit ihr die herrlichste Kunstwelt, war es wieder die Religion, der christliche Glaube, welcher der Kunst neue Ideen, neue Ziele und Zwecke und damit neue Kraft gab. Die Kirche war der Kunst eine verständige, duldsame Mutter. Sie sah, wie der düster-ernste Charakter des altchristlichen und des romanischen Baues sich zur lichten, graziösen Eleganz des gotischen wandelte, wie die starren Symbole von lieblichster Lyrik frommer Minne abgelöst wurden. Und als die Pracht der Antike in veränderter Gestalt wieder auflebte, der religiöse Gedanke mehr und mehr zurücktrat vor der Freude an der Natur, am Menschen, auch da erfolgte kein Widerspruch. Im Gegenteil! Die Antwort der Kirche auf den Bildersturm war der Einzug der pompösen, sinnenberauschenden Barockkunst in die prunkhaften Gotteshäuser. Kann es Wunder nehmen, daß bei dieser stetig zunehmenden Verweltlichung der Kunst die Mutter, die Religion, allmählich ganz und gar in Vergessenheit geriet? Dazu trug zum nicht geringen Teile auch die Minderung des Bedarfs an Werken religiöser Kunst bei, die Folge der Verneinung jeglichen Schmuckes in den dem Gottesdienst geweihten Räumen des Protestantismus.

Erst die Romantik mit ihrer nur durch die Übersättigung mit kaltem Klassizismus erklärlichen Begeisterung für alles Mittelalterliche wies den Weg zurück zur Religion; nicht aber zu überzeugtem, starken Glauben, sondern zu einer in Mode gekommenen verzückten Frömmelei. Gerade für diesen Zug, der in der Kunst aufs deutlichste zum Ausdruck kommt, ist es bezeichnend, daß die Bewegung zur Wiederaufnahme christlich-religiöser Themen von zur katholischen Kirche zurückgekehrten Protestanten und getauften Israeliten ihren Anstoß erhielt. Es liegt ganz im Geiste dieser rückwärtsschauenden Zeit, daß sie das im Mittelalter Moderne wieder heraufbeschwor, daß sie die Maler zu den alten Italienern vor Raffael in die Schule sandte, damit sie sich deren Stil aneigneten, dabei vergessend, daß ein Stil nur in seiner Zeit lebt und leben kann. Und Gotik, seltener Romanisches, Gotik und immer wieder Gotik, überall, wo es bauen, vor allem Kirchen bauen hieß; und doch eben keine Gotik, Gotik ohne die lebendig sprudelnde Phantasie

des Mittelalters in starrer, kalter, streng berechneter Gesetzmäßigkeit. Ein Frösteln überläuft einen, wenn man diese künstlichen Bauten sieht, die sich wie eine ansteckende Krankheit bis in unsere Zeit fortpflanzen. Von hier bis zur Proklamation der Erlernbarkeit der Kunst, vor allem der kirchlichen Kunst, war nur ein Schritt; und wer will es den braven Handwerksmeistern verdenken, wenn sie sich in sicher ehrlichster Überzeugung sagten: Was brauchen wir Künstler? Wir haben unsere Vorlagenwerke, aus denen wir unsere Entwürfe selbst gerade so gut zusammenstellen! Und das Ende war elende, blödsinnige Konfektion, hergestellt in „ersten Kunstanstalten", vertrieben durch „kirchliche Ausstattungsgeschäfte ersten Ranges".

Da mußte etwas außerordentlich Wirkungsvolles geschehen, etwas, was alle Beteiligten, Künstler, Geistlichkeit und Laienwelt, aufmerken ließ und aufmerksam machte auf diesen kläglichen Zustand, auf die allzusehr schon zur Heerstraße gewordenen Irrwege, die die christliche Kunst wandelte. Und dies geschah durch die Ausstellung für christliche Kunst Düsseldorf 1909, die schon allein in diesem Sinne ohne Frage eine Kulturtat ersten Ranges darstellt. Zeigte sie doch zum erstenmale in großem, ja in größtem Umfange, daß Wandel geschaffen werden könne, daß Künstler leben, die den Aufgaben, welche die christliche Kunst stellt, gewachsen sind, daß wir eine eigene christliche Kunst für uns und unsere Zeit haben können, wie unsere Altvordern sie für sich und ihre Zeit hatten, wenn wir nur wollen.

Am 15. Mai 1909 öffneten sich die Pforten des prächtigen Kunstpalastes am Rhein, der diesmal zwei Ausstellungen in seinen weiten Räumen beherbergte, die Ausstellung für christliche Kunst und eine, die man als profane bezeichnen könnte, wenn nicht auch sie Werke christlicher Kunst, und sicher keine schlechten, zur Schau gebracht hätte. Den größeren Teil der verfügbaren Räume — die Doppelausstellung war ein Kompromiß zwischen dem Ausschuß der Ausstellung für christliche Kunst und dem Verein zur Veranstaltung von Kunstausstellungen — erhielt die Ausstellung für christliche Kunst. Man hatte keine Kosten für An- und Einbauten gescheut, die größte Mühe und Sorgfalt auf eine außerordentlich geschickte und künstlerisch glänzende Anordnung und Ausstattung verwendet; und wenn trotzdem hier und da der Raummangel deutlich zutage trat, war das sicher nicht die Schuld der verdienstvollen Ausstellungsleitung, zumal sie es sich in richtiger Erkenntnis des Zweckes der Ausstellung, eines Gesamtüberblickes über die vorhandenen Keime zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung der christlichen Kunst, zum Grundsatze gemacht hatte, die Grenzen nicht enger zu ziehen, als die Gefahr, daß Ausschreitungen das Echte überwucherten, es forderte. Mit diesem Gesichtspunkte war eine Vereinigung katholischer und protestantischer Kunst ganz von selbst gegeben, und kein Mensch wird sich dadurch abgestoßen gefühlt haben. Einträchtig haben beide ihre Kräfte zu dem großen Werke vereinigt; der ideale Kampf, auf dem gemeinsamen Gebiete der christlichen Kunst das Beste zu leisten, konnte uns dem gemeinsamen Ziele nur näher bringen.

Ohne jeden Zusammenhang mit den künstlerischen Errungenschaften vergangener Jahrhunderte ist eine folgerichtige Entwicklung und Erkenntnis der Kunst überhaupt undenkbar. Dies vor allem hatte die Aufnahme eines

retrospektiven Teiles in den Rahmen der Ausstellung veranlaßt. Es konnte dabei nicht an einen umfassenden Überblick gedacht werden; dafür lag die glänzende Ausstellung von 1902 mit ihren ergänzenden Nachfolgerinnen von 1904 und 1907, die eine großartige Revue der Erzeugnisse christlichen Kunstfleißes darstellten, noch nicht weit genug zurück. Man beschränkte sich deshalb verständiger Weise auf die Zeit vom 17. Jahrhundert ab und erreichte dadurch nicht nur den Vorteil, die Reihe der retrospektiven christlichen Kunstausstellungen zweckmäßig zu vervollständigen, sondern auch den der Verbreitung des Verständnisses für die selten recht geschätzte Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre wertvollen Werke. Die Auswahl war in Anbetracht des geringen dafür verfügbaren Raumes klein, traf aber dafür vorherrschend Kunstwerke allerersten Ranges, darunter viele, die nie vorher öffentlich ausgestellt wurden.

Den Glanzpunkt der Ausstellung bildete unbestritten die im Auftrage des k. k. österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Prälaten Professor Dr. H. Swoboda und Regierungsrat Dr. M. Dreger ungemein sorgfältig zusammengestellte Abteilung österreichischer Kunstdenkmäler, zu der der kaiserliche Hof, die Schatzkammer der Hofburgpfarre, die Stifte Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Melk, die Schatzkammer von Mariazell, die Kapitel von Prag und Olmütz, die Kirchen von Troppau, Penzing und Langenlois, das Österreichische und das Hofmuseum, die Albertina, die Wiener Akademie, die Moderne Galerie (Kultusministerium) und die städtische Sammlung Wiens, die Museen von Innsbruck und Troppau, verschiedene Privatsammler usw. ihre Schätze zur Verfügung gestellt hatten. Ein blendender Glanz ging aus von diesen unglaublich kostbaren Monstranzen, Kelchen, Paramenten und Stickereien, die von Gold, Silber und Edelsteinen strotzten. Nicht minder gut waren Plastik und Malerei vertreten, jene durch prächtige Werke Raphael Donners, diese durch eine Reihe bedeutender Namen wie Daniel Gran, Maulpertsch, Altomonte, Anton Raphael Mengs, Rottmayr, die Tiroler Knoller, Unterberger, Holzer, Schöpf und nicht zuletzt J. A. Koch, der Erneuerer der romantischen Landschaft, der wie von selbst hinüberleitete zur religiösen Romantik und zu den Nazarenern. Diese vor allem mit dem Führer auf österreichischem Boden, Josef Ritter von Führich — dem man einen eigenen Saal zugewiesen hatte, in dem manches den Entwicklungsgang des Künstlers bezeichnende Werk ausgestellt war — an der Spitze seiner Freunde und Anhänger, von denen hier Overbeck, Veit, Cornelius, Schwind, Steinle und Scheffer von Leonhartshoff genannt seien, stellten das Interessanteste der retrospektiven Abteilung dar. Es folgten die Düsseldorfer Maler der Apollinariskirche in Remagen, Deger, Karl und Andreas Müller und ihre Nachfolger bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Die retrospektive Abteilung konnte eine Antwort geben auf die Frage nach dem, was christliche Kunst war oder was doch wenigstens als solche galt. Die Werke derer, die sich auf die Suche nach einer neuen, nur uns eigenen christlichen Kunst gemacht haben, stehen im Zeichen des Werdens, des Ringens, der Fragen und Probleme. Sie wollten und konnten nicht zeigen, was christliche Kunst ist, sie konnten nur ahnen lassen, was werden wird. Und wenn man schon bei diesem ersten größeren Versuche sagen darf, daß die Aus-

stellung, von einzelnen offenbaren Mißgriffen abgesehen, durchaus würdig gehalten war, daß neben schönen Keimen zu neuer Blüte der christlichen Kunst manches Werk als vollendete Leistung auftrat, dann berechtigt diese Ausstellung zu den schönsten Hoffnungen für und zur Freude auf die Zukunft.

Eine der wichtigsten Fragen für die christliche Kunst ist die Frage der baulichen Gestaltung der Kirchen. Ein Schwanken zwischen öden Reminiszenzen und willkürlichen Neubildungen, das ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Mit Unrecht hätte man von der Düsseldorfer Ausstellung eine Lösung der Frage verlangt. Sie mußte sich darauf beschränken, die einzelnen Richtungen vor Augen zu führen; und gerade dadurch gab sie reichste Anregung und trug zur Klärung der Frage bei. Die ältere Kunstweise, die historische Schule war u. a. durch die Düsseldorfer Kleesattel, Wellerdick und Schneider vertreten, von denen ersterer würdige und sehr korrekte romanische Bauten schafft, letztere bis zum Barock gehen. In gewissem Zusammenhang mit ihm stehen die modernen Primitiven; aber doch rein äußerlich, indem auch sie sich an alte, mit Vorliebe an antike Formen anlehnen und Tragen und Lasten der Bauteile als Grundlage nehmen. Die Hauptsache bei ihnen ist der Rhythmus, ein Rhythmus, der sich auf einfachsten Zahlenverhältnissen aufbaut. Schmuckformen werden äußerst sparsam, aber in größtem Maßstabe und möglichst vereinfacht verwandt; Mäander, Reihungen von Kreisen, Dreiecken und Vierecken, Erinnerungen an den geometrischen Stil der Griechen und die Kunst des frühen Mittelalters, alles in der Fläche gehalten, ohne viel Erfindungsgabe, aber farbig fein gestimmt und mit eminentem Geschmack verteilt. Peter Behrens ist der Vater dieser Richtung; er brachte in einem geschmackvollen Sonderraume leider nur längst bekannte Entwürfe. Ihm wesensverwandt ist Max Benirschke in seinem Entwurfe zu einer protestantischen Kirche. Weiter noch geht Lauweriks, ein Lehrer der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, der nach einem System, das eine Fortentwicklung der im Vitruv enthaltenen und auch im Mittelalter angewandten Tradition darstellen soll, den ganzen Bau bis aufs Ornament entwickelt, eine Regelkunst, der außer in der Hand eines großen Künstlers das Leben fehlen muß.

Zu den Primitiven ist noch die Beuroner Klosterschule zu rechnen. Ihr Ausstellungsraum, der leider jeden Versuch künstlerischer Ausstattung um so mehr vermissen ließ, als die Erinnerung an Aachen und die dortige Leistung noch frisch war, erregte vor allem durch die reiche Auswahl von Studien des großen Organisators der Schule, Pater Desiderius Lenz, Interesse, die die Entwicklung des Meisters vom Gotiker zum Primitiven, der zurückging auf frühgriechische und neuerdings auf ägyptische Motive, veranschaulichte.

Eine weitere Gruppe im Kampfe um den neuen Kirchenbau bilden die Konstrukteure, frischer und freier in der Form als die Anhänger der vergangenen Stile, Mathematiker wie die Primitiven, ohne aber wie diese dem System etwas zu opfern, allein den Blick auf Konstruktion und Material gerichtet. Dresden mit dem jetzt in Düsseldorf weilenden Wilhelm Kreis und Fritz Schumacher, neuerdings Oberbaudirektor der Stadt Hamburg, bildet u. a. einen Brennpunkt dieser Richtung, der offenbar auch Brantzky in Köln nachgeht. Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, von allen vertretenen Richtungen, Schulen und Einzelströmungen zu berichten.

Ein kurzer Blick mag noch den Leistungen des Auslandes auf dem Gebiete kirchlicher Architektur gelten. Frankreich fehlte ganz. Von Belgien war nur ein Modell der Schaerbecker Marienkirche da, welches bewies, daß die Verbindung von Stein- und Eisenbau eigene Formen braucht, die noch zu suchen sind. Holland hält an den überkommenen Stilformen fest, die mit Verständnis verwendet werden. Unserem Geschmacke werden die glasierten Wandverkleidungen, die bei dem in Holland herrschenden feuchten Klima vorteilhaft sein mögen, wohl immer zu kalt und nüchtern erscheinen. Auch England brachte nichts absolut Neues. Eine freiere, malerische Gotik vertritt dort Wilson, der eine Reihe interessanter Architekturstudien ausgestellt hatte. Nicht vergessen seien auch die kleinen Landkirchen von Nicholson und Corlette, wirklich liebenswürdige Schöpfungen.

Dem erfreulicherweise überall mehr und mehr zutage tretenden Streben nach Wiederbelebung der Friedhofskunst, die bei der monotonen Gräberreihung und der Mache der Grabmalfabrikanten ganz und gar zugrunde zu gehen drohte, Rechnung tragend, brachte die Ausstellung auch eine kleine Friedhofsanlage. Vernünftigerweise hatte man einem allein die Gesamtlösung der Aufgabe übertragen; Wilhelm Kreis erledigte sie aufs glänzendste. Er löste die Gräberreihen zu Gruppen auf und führte um dieses Meisterstück der Gartenkunst auf zwei Seiten eine Wandelhalle herum, die in einer eindrucksvollen Kapelle ihren Abschluß fand. Im Umgange war eine Urnenhalle angelegt, eine unbedingt prächtige Lösung der noch neuen Frage, die dem glänzenden dekorativen Geschmack des Künstlers alle Ehre machte. Edel geformte und sinnvoll verzierte Urnen nach seinen Entwürfen vollendeten den Eindruck. Beachtenswert waren auch die zum Teil recht guten Leistungen verschiedener Künstler in neuzeitlichen Grabmonumenten, die hoffentlich bald die schablonenhaften Porphyr- und Marmorkreuze mit ihrer geleckten Eleganz verdrängen werden.

In der Einheitlichkeit des Aufbaues und der Schönheit der Verhältnisse ist schon jetzt eine gewisse Höhe der kirchlichen Baukunst festzustellen und überall findet sich eifriges, ehrliches Streben.

Auch die Innenausstattung der Kirchen hebt sich. Der Wandschmuck ist mit großem Glück den offiziell gewordenen Dekorationsmalern entrissen und den Künstlern wiedergegeben worden. Für den großzügigen Stil, der damit zurückerobert ist, liefert den besten Beweis der Wettbewerb für die Ausmalung der projektierten katholischen Heiligen-Geist-Kirche in Düsseldorf. Die mit den ersten drei Preisen ausgezeichneten Entwürfe von Koloman Moser-Wien, Wilhelm Döringer-Düsseldorf und Robert Seuffert-Düsseldorf zeigen statt der bisher üblichen bunten Ornamentik wenige große Figuren oder Figurengruppen, die geschickt auf den einheitlichen Grund verteilt sind. Den ersten Preis erhielt Koloman Moser, der große Wandgemälde auf Goldgrund mit gewaltigen ultramarinblauen Ranken umrahmt. Die Lösung mag in mehr als einer Hinsicht nicht einwandfrei sein, sie hat aber vor den anderen einen unbedingt frischen Zug voraus, der künstlerisch sehr bedeutsam, wenn auch für eine Kirche wohl etwas zu lustig ist.

Zu diesen Gesamtlösungen kirchlicher Wandmalerei traten Entwürfe zu eigentlichen Wandgemälden, erfreulich schon deshalb, weil sie fast ganz ver-

schwunden waren zugunsten des ornamentalen Musterbuches der Dekorationsmaler. Auf dem Boden der Konvention, aber ganz erträglich — zuweilen sogar gewinnend durch episches Leben und zwar leicht erkennbare, aber geschickte Komposition — sind da Schaper-Hannover und Pfannschmidt-Berlin; doch diese aus Romanischem und Byzantinischem konstruierten Dekorationen geben bei allem Reichtum und aller Pracht keiner Empfindung Raum. Ihnen fehlt der Gedanke an die Wand, die sie schmücken sollen. Es ist bitter, aber wahr, daß die Möglichkeit, in diesem Sinne im Großen zu schaffen, uns verloren ging; Puvis de Chavannes, dessen glänzend aufgegangene monumentale Kunst seine frühe „Enthauptung des Täufers“ auf der Ausstellung nur ahnen ließ, hat uns keinen Fortschritt gebracht. Auch bei Maurice Denis könnten wir lernen; wenn auch seinen Bildern nicht die gleiche Kraft innewohnt, sie sind recht eigentlich Wandgemälde. Auf deutschem Boden ist nur einem, einem Holländer zudem, Thorn-Prikker in Krefeld, das Geheimnis aufgegangen. Nicht eigentlich kraftvoll, aber in bestem Sinne monumental ist er in seiner tonigen Linienführung, die seinen Gestalten, besonders seiner Eva in der eigenartigen „Erschaffung der Eva“ und seinen Aposteln, warmes Leben verleiht. Zwei Dinge nur sind es, zu denen er kein richtiges Verhältnis findet: die Natur und die Farbe. — Über alle aber triumphiert ein Däne, Joakim Skovgaard, in dem Wikingtrotz und gläubige Frömmigkeit sich zu kraftvollster Kunst vereinigen. Seine Fresken für den Dom zu Viborg bringen dem Beschauer mit elementarer Gewalt den konzentrierten Gedankengehalt der Themen zum Bewußtsein; seinetwegen wird alles Nebensächliche auf eine typische Formel gebracht. Die Gestalten wachsen mächtig empor wie Helden vergangener Zeiten. Sein „Christus im Reiche der Toten“ ist der kraftvolle Weltbezwinger, der gewaltige Heiland, vor dessen Gericht einem grauen muß, da die mächtige Menschenmutter Eva schon so schwach erscheint neben ihm. Skovgaards Kunst ist Religion zugleich, zu ihm mögen die pilgern, die gleich ihm Bahnbrecher werden wollen für eine freie und starke religiöse Wandmalerei.

In aufsteigender Linie bewegt sich auch die Glasmalerei. Walter Cranes Kartons sind uns kaum noch das, was sie uns vor Jahren waren, als er unser Lehrmeister wurde. Man ist weiter gegangen, zu einer großzügigen dekorativ-monumentalen Wirkung, die besonders Koloman Mosers Kartons für die Glasgemälde der Kirche am Steinhof in Wien eigen ist mit ihren ernsten, feierlichen Gestalten, die bei glänzender Verteilung und Wahl der Farben fein in den Rahmen komponiert sind.

Mit Tafelbildern biblischen oder legendarischen Inhalts war die Ausstellung natürlich am reichsten beschickt worden. Bei einem großen Teile fragte man sich leider vergebens, was sie eigentlich auf einer Ausstellung für christliche Kunst wollten. Es waren religiöse Gemälde, gewiß, aber das religiöse Thema war manchmal nur das willkürlich gewählte Objekt zu einem rein künstlerisch vielleicht interessanten Experiment, manchmal auch erst die Frisur, die man einer fertigen Studie gab. Neben ihnen aber prangte — und das ist das Schlimmere — eine Reihe gesucht süßlicher Madonnen und mit theaterhaftem Pathos und Licht aufgeputzter Leidensszenen. Wirkliche Kultbilder haben nur einige Wenige geschaffen. Neben anderen vielleicht Böcklin, dann aber Gebhardt, Steinhausen und einer, dem man auf religiösem

Gebiete kaum zu begegnen hoffen konnte: Lovis Corinth. Seine „Grablegung" in Tapiau, in der die Akademie vielleicht ganz, ganz leise nachhallt, und mehr noch seine „Kreuzigung" in Tölz sind Schöpfungen von elementarer, dramatischer Wucht.

Nicht Kultbilder im eigentlichen Sinne sind wohl Uhdes Gemälde. Sein Christus ist nicht der roh gemarterte Held Corinths, auch nicht der sich härmende, qualvoll zum Himmel, dem er sein Wort einlöst, aufblickende Erlöser Gebhardts, es ist der alles verstehende und alles verzeihende mitleidige Menschenfreund. Die größte Wirkung müßten seine Bilder in kleinen, stillen Kapellen ausüben, in die man sich zu ernstem Nachdenken, zur Einkehr in sich selbst zurückzieht. Dort auch wohl nur kann Sambergers großartiger Christuskopf seine überwältigende Wirkung üben. Eine weitere Gruppe bilden Strathmann, Khnopff und Toroop. Sie wollen aus nächster Nähe nicht nur betrachtet, nein, ausgekostet werden, nicht von der Menge, nur von wenigen Genießenden. Strathmanns „Madonna" wirkt vielleicht noch am leichtesten auf das große Publikum; er freut sich am Gerank, am bizarren Spiel der Farben seiner wirbelnden Ornamentik, ohne damit einen bestimmten Zweck zu verfolgen. Bei Khnopff sind es ungesunde Visionen einer überreizten Phantasie, die in wunderbar zarten Farben wie durch einen Schleier erscheinen. Der Ernsteste ist wohl Toroop, dessen flüssige Linien einmal das Innerste des Menschen in seinem Antlitz aufspüren, ein andermal zu phantastischen Traumbildern sich verweben.

In der Plastik vertrat diese krause Phantastik Mendes da Costa mit seinem entsetzlich ausgemergelten Job, aus dessen offenem Munde ein gräßlich durchdringender Schrei zu kommen scheint, und mit seinem heiligen Julian, der einen Aussätzigen umarmt. Erfreulicherweise ist man sonst gesunder.

Es ist schon anerkennenswert, wenn man sich ehrlich bemüht, einmal etwas anderes zu schaffen als die ewigen süßlich-mild dreinblickenden Heiligenfiguren, die unseren Kirchen nicht zur Zierde gereichen, selbst wenn es Kopien von Thorwaldsens Christus sind. Zwei Arbeiten sind zu nennen, die weit über dem Durchschnitt stehen, Hudlers „Ecce Homo", bei dem man der Menschheit ganzen Jammer auf dem Erlöser lasten fühlt, und die majestätisch ausschreitende Christusgestalt, die Wrba geschaffen hat.

Auch dem Kunstgewerbe weist die Kirche eine Fülle von Aufgaben zu und die Leistungen auf diesem Gebiete bewegten sich ebenfalls auf einer achtenswerten Höhe. Es kann nicht verwundern, daß manches davon wenig kirchlich anmutete, Kelche und Leuchter vor allem. Das Wiederaufleben unseres Kunstgewerbes begann eben auf profanem Boden. Jedenfalls aber ist ein großer Schritt vorwärts auch hier zu verzeichnen.

Zum Schlusse sei noch einer verdienstvollen Einrichtung der Ausstellung gedacht: der Vorführung von Reproduktionen christlicher Bilder. Welch ein Unterschied besteht zwischen diesen technisch vollkommenen Abbildungen und den entsetzlichen Öldrucken, die dank der rastlosen Tätigkeit gewinnsüchtiger Kolporteure leider zumeist den religiösen Zimmerschmuck bilden! Hoffentlich ist es bei einem Gange durch diese Abteilung vielen klar geworden, daß man für denselben Preis wirklich schöne Dinge bekommen kann; dann ist schon viel gewonnen.

Als die Ausstellung am 3. Oktober 1909 geschlossen wurde, durften sich die Leiter mit Recht sagen, daß ihr mit viel Wagemut und selbstloser, unermüdlicher Tätigkeit geschaffenes Werk seinen Zweck erfüllt hatte. Sie war eine Fundgrube von bedeutsamsten Anregungen und Winken, eine Erziehungsstätte für Künstler, Geistlichkeit und Laienwelt. Und wer das lebhafte Interesse, die Aufregung und innige Anteilnahme der Besucher auch nur an einem Tage beobachtet hat, wird empfunden haben, daß die Ausstellung ein Ereignis war: der Beginn der Wiedergeburt der christlichen Kunst. Die Gärung ist zur vollen Entfaltung gebracht, um den Erfolg braucht uns nun nicht mehr bange zu sein.

König Reif.

Von Ella Graf.

Es kam der Reif wohl über Nacht
Und ist zur Erde gefallen;
Da steht der Ahorn in starrer Pracht,
Voll silberweißer Korallen;

Da winden sich Weidenäste bleich
Am Boden wie träge Schlangen;
Kristallener Flaum hüllt die Knospen weich,
Gleich Vöglein, die schlafen gegangen.

Akazia träumt ihren Blütentraum
Im zarten, bräutlichen Kleide;
Kastanien reihen sich Baum an Baum
In schimmerndem Geschmeide.

So übt König Reif seine Herrschergewalt,
Die ihm der Winter verliehen,
Und läßt den herrlichsten Märchenwald
Gar wundersam erblühen.

O Erde, wie bist Du so hold, so rein
In seinem Banne zu schauen!
Fürwahr, selbst im Lenz kannst Du schöner nicht sein
Trotz Blumen und grünen Auen!

Leukas.

Von Dr. **Johann Le Gay.**

Blickt man an nebelfreien Tagen von den Höhen Korfus gen Süden, so gewahrt man am fernen Horizonte, weißleuchtend aus dem herrlichen Blau des Meeres aufsteigend, die Kreidefelsen von Leukas, derjenigen unter den Jonischen Inseln, die Jahrhunderte lang fast unbeachtet dahinschlummern durfte, um erst in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der bekannte Archäologe Professor Wilhelm Dörpfeld war es, der ihren Dornröschenschlaf störte: auf Grund seiner im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts vorgenommenen Grabungen erklärte er vor einigen Jahren Leukas für das homerische Ithaka, auf welchem Stadt und Palast des Odysseus zu suchen seien. Als Folge dieser Behauptung entstand bald eine ganze Literatur über Leukas; verschiedene gelehrte Forscher nahmen für oder gegen Dörpfeld Stellung, neue Karten von der lange vergessenen und nun eifrig durchforschten Insel wurden veröffentlicht, Dörpfeld selbst aber will nach Vollendung seiner Grabungen, für welche er von der Regierung eine Unterstützung erhielt, ein umfangreiches illustriertes Werk über Leukas herausgeben. Seine Untersuchungen richten sich, ihrem Zwecke entsprechend, in erster Linie auf die Identifizierung antiker Lokalitäten mit den jetzigen, dagegen beabsichtigt er auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Insel nur wenig Rücksicht zu nehmen. Dieser Umstand veranlaßte den Erzherzog Ludwig Salvator, von dessen wertvollen wissenschaftlichen Publikationen an dieser Stelle einmal bereits die Rede war,[1]) seinerseits eine Arbeit über das heutige Leukas zu veröffentlichen. Ihm, dem genauen Kenner des Mittelmeeres, ist die umstrittene Insel nicht fremd geblieben. Wiederholt ließ er seine Jacht im Hafen von Santa Maura oder von Alexandros ankern, wiederholt durchstreifte er das Innere der Insel, um sich mit Land und Leuten vertraut zu machen, und als Frucht seiner Studien bietet er nun der Gelehrtenwelt ein mit eigenhändigen Federzeichnungen geschmücktes, wie alle seine Bücher anonym erschienenes und nicht für den öffentlichen Buchhandel bestimmtes Prachtwerk,[2]) das er bescheiden „einen kleinen Beitrag mehr zur besseren Kenntnis des schönen Eilandes“ nennt. Auf die Leukas-Ithaka-Frage geht der erlauchte Verfasser nicht näher ein; nur im Vorwort findet sich die kurze Bemerkung: „Ich muß auch gestehen, daß bei all meiner Verehrung für Dörpfelds Wissen er mich nicht zu seiner Annahme bekehrt hat.“

---

[1]) Vgl. „Die Kultur“, IX, 2. H., S. 229 ff.

[2]) „Anmerkungen über Levkas“. (Prag, Heinr. Mercy Sohn.)

Als die letzte der von Venedig eroberten Jonischen Inseln kam Leukas — neugriechisch Levkas, italienisch Santa-Maura genannt — erst 1684 in den Besitz der Republik, was viel dazu beigetragen hat, daß es weniger als die Nachbarinseln mit Italienern besiedelt ward und seine Eigentümlichkeit länger bewahren konnte. Die Venetianer fanden auf der Insel kaum 9000 Einwohner vor, obgleich deren Zahl zwei Jahrhunderte früher fast das Dreifache betragen hatte: als die Türken ins Land gezogen waren (1479), hatten sie einen großen Teil der Bevölkerung niedergemetzelt, einen noch größeren auf den Sklavenmärkten von Smyrna und Konstantinopel verkauft; überdies hatte die Pest für Verminderung der Bevölkerung gesorgt. Unter der Herrschaft Venedigs stieg die Einwohnerzahl schnell infolge von Einwanderungen aus Kreta, Chios und Prevesa, von wo zahlreiche Familien, dem Druck der türkischen Tyrannei entfliehend, nach Leukas kamen, um hier eigene Ansiedelungen zu gründen; ihre Nachkommen folgen noch heute manchen Sitten und Gebräuchen der früheren Heimat. Nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1896 beträgt die Einwohnerzahl der Hauptinsel samt den sie umringenden kleinen Nebeninseln zirka 30.000, wovon auf die Stadt Leukas selbst etwa 5900 kommen. Der Religion nach gehören die Leukadier fast ausschließlich zur griechischen Kirche; es finden sich unter ihnen kaum 25 Katholiken und 2 bis 4 Israeliten. Unter den Venetianern war die Zahl der Katholiken eine viel größere und es bestand in der Stadt ein Franziskanerkloster, dessen Gebäude bis auf den heutigen Tag erhalten ist und über dem Haupteingang das Wappen des Serafischen Ordens trägt. Der griechische Klerus ist bei der Bevölkerung der Insel beliebt und angesehen, zeichnet sich aber nicht durch höhere Bildung aus.

Interessant ist die Verteilung der Bevölkerung nach Ständen und Berufen, über die das in Rede stehende Werk eine genaue Liste enthält. Während z. B. auf Leukas 244 Schuhmacher ihr Brod finden, leben dort nur 29 Vertreter der ehrsamen Schneiderzunft; 20 Ärzte und 4 Apotheker sorgen für das leibliche, 62 Geistliche und 58 Lehrer und Lehrerinnen für das geistige Wohl, 27 Barbiere für die Verschönerung der Leukadier; 22 Advokaten und 4 Notare schlichten ihre Rechtshändel, 52 Maurer und 46 Zimmerleute und Tischler bauen ihre Wohnstätten, die an Stattlichkeit und Bequemlichkeit recht viel zu wünschen übrig lassen. An Lebensmittellieferanten scheint kein Mangel zu herrschen, zählt man doch 28 Bäcker, 8 Konditore, 105 Fischer, 23 Fleischhauer, 6 Selcher, 22 Obsthändler, 32 Kaffeesieder, 74 Schänker und 30 Wirte und Köche. Dem Kaufmannsstande gehören — ohne die Lehrlinge — nur 165 Personen an, das Gros der Bevölkerung aber widmet sich dem Acker- und Gartenbau, wobei hauptsächlich Ölbaum und Weinstock kultiviert werden. Beide gedeihen auf den sonnigen Höhen und in den fruchtbaren Tälern der gebirgigen Insel vorzüglich und bilden den Hauptreichtum der Bewohner. Die großzügige Pflanzung der Ölbäume stammt noch aus der Zeit der venetianischen Regierung, welche durch Prämien zum Anbau aneiferte. Die Ernte findet gewöhnlich in jedem zweiten Jahre statt und erreicht, wenn nicht gerade die Witterungsverhältnisse ungünstig gewesen sind, 50.000 „barili jonii“ (à 66 kg). Die Qualität der Oliven ist besser als auf allen benachbarten Inseln, doch die

Art des Pflückens und der Zubereitung macht, daß das Öl aus Leukas als Tafelöl nicht gesucht ist. „Die Ölmühlen werden durch ein oder mehrere Pferde in Bewegung gesetzt; die durch ein großes steinernes Rad zerquetschten Oliven werden in flache Behälter aus Stroh oder Wolle gegeben, welche, unter eine Holz- oder eiserne Presse gestellt, durch Pferdekraft, seltener aber auch mit Männerkraft ausgepreßt werden. Das Öl sammelt sich in unterirdischen Behältern und in einigen einfachen hölzernen Gefäßen an. Von dem Augenblicke, da man die Oliven einerntet, bis zu dem Tage, an welchem man das Öl verkauft, sorgt man nicht dafür, daß es rein bleibe." (Anmerkungen über Levkas, S. 41 f.) — Der größte Teil des Öles, das durchschnittlich zu 60 Francs per Hektoliter verkauft wird, geht nach dem inneren Griechenland, der kleinere nach Venedig und Triest, in neuester Zeit auch nach asiatischen und amerikanischen Häfen.

Sehr sorgfältig wird die Kultur der Traube betrieben, daher ist der Wein von Leukas im Auslande sehr geschätzt, namentlich in Genua; man verwendet ihn wegen seiner intensiv roten Farbe und seiner Dichtheit gern zum Mischen mit italienischen Weinen. Von den zirka 220.000 Maß Wein, die jährlich auf Leukas produziert werden, geht ungefähr die Hälfte nach Genua, um von dort nach der Schweiz und nach außereuropäischen Häfen versandt zu werden, und nur 10.000 Maß gelangen über Venedig oder Triest nach Österreich, Deutschland und Holland. Ein Teil der Trauben wird in unverarbeitetem Zustande ins Ausland verschickt. Der Wein ist übrigens stark mit Gips versetzt, oft bis zu 2‰, der äußersten durch das italienische Einfuhrgesetz vorgeschriebenen Grenze. „Der Gebrauch, Gips in den Wein zu geben, ist sehr alt; Athenäus, der Sophist, erwähnt bereits, daß die Leukadier Erde in ihren Wein mischten. Dadurch widersteht er besser den Veränderungen und der Seefahrt. Er wird auch röter und gestattet so leichter den Bauern, Wasser beizumengen." (S. 43.)

Was sonst noch auf der Insel angebaut wird, — Hülsenfrüchte, Korinthen, Mais, etwas Weizen, Kartoffeln, Südfrüchte und die gewöhnlichen Gemüse- und Obstarten, — genügt kaum für den eigenen Bedarf und gelangt nicht zur Ausfuhr; eine Ausnahme hievon machen nur etwa Korinthen, Mandeln und Quitten, die in größeren Mengen gedeihen. — Wald im eigentlichen Sinne des Wortes ist nicht vorhanden, doch stehen hier und da frische, schattige Gehölze von Kiefern, Eichen, Platanen, Zypressen, Lorbeer-, wilden Obst-, Mandel- und Feigenbäumen, die den Bewohnern in ihrer Art Nutzen bringen: aus dem Stamm der Kiefern wird eine große Harzmenge gewonnen, die zur Beimengung zum Wein und zur Bereitung von Drogen dient; zum Gerben sammelt man Eicheln, Galläpfel, Eichen- und Kiefernrinde, zur Bereitung des Lorbeeröls die Blätter der Lorbeerbäume.

Da die Insel fast gar kein Weideland aufweist, spielt die Viehzucht bei der Landbevölkerung nur eine sehr kleine Rolle. Am besten kommen Ziegen fort, die auf den scheinbar kahlen Abhängen der Berge genügende Nahrung finden. Die für den Ackerbau und den Haushalt notwendigen Tiere müssen vom Festlande oder von den benachbarten Inseln eingeführt werden. Selbst an einheimischem Geflügel fehlt es, aber: „Vor etwa fünf Jahren schickte Herr Skliros, ein in London reich gewordener und dort ansässiger

Levkadier, nach seiner Heimatsinsel eine große Menge Hühner verschiedener Rassen, die sich dort sehr gut vermehrt und treffliche Resultate ergeben haben. Es wird sogar schon eine kleine Menge Eier ausgeführt. Derselbe Herr Skliros schickte auch einen herrlichen Stier und Kühe aus der Normandie und der Schweiz nach Levkas, ohne daß diese jedoch bisher nennenswerten Nutzen gebracht hätten." (S. 45.) Ebenso blieben alle Versuche, die Schafe der Insel mit Hilfe von ausländischen Rassen zu veredeln, ohne Erfolg. Mehr Glück haben die Landwirte mit der Bienenzucht: der Honig aus Leukas ist einer der berühmtesten, seines Geschmackes, seines Geruches und seiner Klarheit wegen. Besonders gesucht ist der aus einer an Mandelbäumen reichen Gegend stammende Honig, der auch nach Athen und auf die Nachbarinseln ausgeführt wird.

Außer Öl und Wein haben die an den Küsten der Insel zahlreich vorhandenen Fische den Wohlstand der Bevölkerung begründet. Etwa dreiviertel der Stadtbewohner beschäftigen sich mit Fischfang, der zum großen Teil mit dem sogenannten Dreizack ausgeübt wird: die Fische werden durch mancherlei Mittel — zum Beispiel durch ein am Boot angebrachtes Feuer — an die Oberfläche des Wassers gelockt und dann mit einem spitzen, dreizackigen Eisen aufgespießt, wozu große Geschicklichkeit gehört.

Sehr zahlreich sind die Korallenbänke in der Nähe der Insel, aber merkwürdigerweise verstehen die Leukadier daraus keinen Nutzen zu ziehen. „In den Jahren 1903, 1904 und 1905 ließ die griechische Regierung aus Neapel zehn oder zwölf Korallenfischer kommen, die sich diesem Fange vom 1. Mai bis Ende Oktober aller jener Jahre widmeten. Das Gesamtergebnis für die drei Jahre betrug 1700 Kilogramm Korallen, von welchen die Kompanie italienischer Fischer 10 Prozent für sich behielt, die übrigen 90 Prozent gehörten dem Staate und befinden sich noch in Athen im ursprünglichen Zustande; die Regierung zahlte den italienischen Fischern obendrein etwa 26.000 Franks in Gold als Entschädigung für ihre Mühe. Diese hatten überdies die Verpflichtung, die griechischen Matrosen den Korallenfischfang zu lehren, der bis dahin in Leukas unbekannt war. Einige profitierten auch davon, aber in sehr geringem Maßstabe. Jetzt beabsichtigt die Regierung, in Athen eine Fabrik für Korallenobjekte zu gründen." (S. 48.)

Kann das kleine Völkchen der Leukadier auch nicht gerade ein Volk der Dichter und Denker genannt werden, so fehlt es der modernen griechischen Literatur doch nicht ganz an Vertretern aus seiner Mitte. Der erlauchte Verfasser nennt unter andern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts den Gelehrten Andrea Vlandi Petrizopulos, der ein griechisch-italienisches Wörterbuch und eine geographische Geschichte von Leukas verfaßt hat, aus der Gegenwart den Epiker Aristoteles Valaoritis, den Dramatiker Angelo Calcani, den Historiker Stamaldo, den jungen Schriftsteller Stamatelo und den Lyzeumsrektor Dallas, der eine Abhandlung über Sprüchwörter und vom Volke gebrauchte Redensarten veröffentlicht hat. — Die Sprache, der sich die Literaten wie das Volk bedienen, ist die neugriechische, die auf der Insel ziemlich rein geblieben ist; sie ist zwar mehr als auf den Nachbarinseln mit türkischen Worten untermengt, dafür aber weniger mit italienischen, die sich nur in der Stadt als Überreste aus den Zeiten venetianischer Herrschaft

erhalten haben. Für Schulen ist genügend gesorgt: die Stadt Leukas hat vier Lehranstalten, darunter ein Lyzeum mit etwa 100 Zöglingen; über das Land verteilt sind 43 Gemeindeschulen. Auf der Universität Athen studieren 35 Leukadier, und daß auch die Frauenemanzipation an dem idyllischen Eiland nicht ganz unbeachtet vorübergegangen ist, beweist der Umstand, daß sich unter diesen Studenten auch drei junge Mädchen befinden, nämlich zwei Hörerinnen der Literatur und eine der Pharmazeutik.

Im großen und ganzen aber scheinen die Leukadierinnen noch Frauen „der guten alten Art“ zu sein, denn sie erfüllen treu und ohne Murren die Pflichten, die ihr Haushalt ihnen auferlegt, und widmen sich mit liebevollem Eifer der Pflege ihrer Kinder. Überhaupt weist der Charakter der Insulaner, besonders der Landbewohner, manche sympathische Züge auf: sie sind mitleidig und gut gegen ihre Nachbarn, gastfreundlich, der Heimat anhänglich und daher nicht zur Auswanderung geneigt, in Industrie und Handel zwar wenig unternehmend, dafür aber äußerst sparsam und von unermüdlichem Fleiß, so daß sie es nicht selten zu Wohlstand bringen. Was sie hauptsächlich zur Arbeit und zum Sparen anspornt, ist das vielfach verteilte freie Grundeigentum. „Der Halbpacht, der Zweidrittelpacht, die Erbzinse, welche auf den anderen Jonischen Inseln und auf dem Festlande so gewöhnlich sind, sind auf Leukas sehr selten. Von über 20.000 Landbewohnern zählt man über 4000 Grundeigentümer, was, wenn wir das Mittel von $4^1/_2$ Seelen für jede Familie annehmen, den Schluß ergibt, daß fast alle Grundeigentümer sind. Das Bewußtsein, daß der aus Grund und Boden erzielte Vorteil dem Bauer voll zustatten kommt, ist ein bedeutender Ansporn, keine Mühen und Geldopfer zu scheuen und alle möglichen Verbesserungen einzuführen.“ (S. 38.)

Zwischen der Land- und der Stadtbevölkerung lassen sich, trotz des gleichen Stammes und des nahen Beieinanderwohnens, gewisse Unterschiede in Charakter und Fähigkeiten feststellen. So sind z. B. die Stadtbewohner nicht so begriffsfähig wie die Leute aus dem Gebirge, doch können sie länger geistig arbeiten, ohne zu ermüden, während die Denkkraft der Gebirgsbewohner bald nachläßt. Die Städter sind friedliebend und Angriffe auf das Leben des Nächsten kommen bei ihnen äußerst selten vor, ebenso hört man nur ausnahmsweise von Diebstählen, die dann meist durch Armut verursacht worden sind; bei dem Landvolk dagegen ist die Kriminalität viel entwickelter; Feld- und Viehdiebstähle sind keine Seltenheit, aber auch Mord und Totschlag kommen vor, namentlich aus verletztem Ehrgefühl und aus politischen Gründen.

Wie auf den benachbarten Inseln, so haben sich auch auf Leukas einige alte, eigentümliche Gebräuche, die fast religiösen Charakter tragen, im Volke erhalten, und der erlauchte Verfasser weiß manches Interessante davon zu berichten. Auffallend ist die Rolle, die das Feuer in dieser Beziehung spielt; es genießt fast eine Art Verehrung, und die Bauern von Leukas schwören noch auf das Feuer: „Mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Flamme des Feuerherdes berührend, sagen sie: ‚Für das Feuer, das uns beleuchtet!‘ und dies ist ein schrecklicher Schwur.“ (S. 27.) Die Flamme gilt als reinigend und böse Geister entfernend; wer z. B. am Abend das Zimmer einer Wöchnerin betritt, muß mit den Fingern in die Flammen

des Lichtes fahren, um die bösen Geister zu vertreiben, die ihm mit schlechten Absichten gegen das Neugeborene gefolgt sein könnten. Trink- und Waschwasser, in welches unter heimlichen Beschwörungsformeln glühende Kohlen geworfen wurden, befreit von dem Einflusse des „bösen Blickes". Zum Heizen des Herdes darf das Holz eines gewissen Baumes, Lidorià oder Alidorià genannt, niemals verwendet werden, denn dieser Baum gilt als verflucht, weil aus seinem Holze das Kreuz Christi verfertigt worden sein soll. Eine Volkssage erzählt nämlich: „Sobald die Bäume erfuhren, daß Jesus zum Kreuzestode verurteilt worden war, vereinigten sie sich erschrocken zu nächtlichem Rate und entschlossen sich, ihr Holz zur Bereitung des Kreuzes zu verweigern. Wie die jüdischen Zimmerleute herumgingen, um das zur Kreuzigung nötige Holz zu fällen, zerfiel jeder Baum, kaum von der Axt berührt, in kleine Stücke. Nur die Lidorià fehlte bei dem Bund der Bäume, und seit jener Zeit wird sie als verfluchter Baum angesehen. Das Holz desselben im Feuerherde zu verbrennen, würde den letzteren entweihen." (S. 27.) — Seltsam ist auch die sogenannte Vermählung des Feuerherdes, die am Weihnachtsabend stattfindet: es wird Öl auf den Herd gegossen und mit einem großen darunter brennenden Holzklotze verrührt. Vorher aber wird ein aus Brodteig gebackenes Kreuz, in welches eine kleine Münze versteckt worden ist, zerschnitten und unter die Familienmitglieder verteilt; wer die Münze findet, hat ein besonderes Glück zu erwarten.

Zu Neujahr werden in jedem Hause in Stadt und Land aus Mehl, Öl und Honig Kuchen gebacken, von denen einigen die Form von Datteln gegeben wird; das so geformte Gebäck dient zum Verschenken an Freunde des Hauses oder an Arme. Zu gleichen Zwecken werden gewisse, am Mittwoch in der Karwoche bereitete Kuchen verwendet, die den Empfängern als Fastenleckerbissen doppelt willkommen sein mögen, denn die Fastenvorschriften sind — wie ja überhaupt in der griechischen Kirche — sehr streng. In der Karwoche wird weder Fleisch noch Fisch genossen, ja selbst Eier, Milch, Butter und Öl sind verboten; am Karfreitage war früher die gänzliche Enthaltung von jeglicher Speise üblich, heutzutage findet dies jedoch nur noch selten statt. Aber auch zu gewöhnlichen Zeiten kommt in den Bauerhäusern nur Sonntags Fleisch auf den Tisch, und zwar in gesottenem Zustande; die Brühe wird zu Reissuppe verwendet, die mit einigen Eiern und Zitronensaft verrührt zu werden pflegt. An Wochentagen bilden in Öl gekochte Hülsenfrüchte das Mittagmahl und in Wasser gesottene, mit Öl und Essig angerichtete wilde Kräuter das Abendessen der Landbewohner. Milch- und Eierspeisen gelten wegen des schon erwähnten Mangels an Vieh und Geflügel als Delikatessen. Die Städter essen häufig Fleisch, verbrauchen aber auch viele Fische, so daß diese nur nach besonders ergiebigen Fangtagen auch aufs Land hinausgebracht werden können.

Bei gegenseitigen Besuchen an Festtagen werden von den Leukadiern ganz bestimmte Regeln beobachtet: die Herren machen in den Vormittagsstunden zwischen 11 und 1 Uhr Visite und werden nicht bewirtet, die Damen dagegen und auch die Frauen der unteren Klassen besuchen sich am Nachmittage, und ihnen werden Konfitüren und Erfrischungen vorgesetzt. Es gibt aber auch noch eine andere Art von Besuchen, die zumeist in der

Karnevalszeit geübt wird; da macht sich nämlich eine ganze Familie mit einem gehörigen Vorrat von Eßwaren und Getränken auf den Weg zu einer anderen befreundeten oder verwandten Familie, bei welcher dann den ganzen Tag — oft auch mehrere Tage hindurch — geschmaust, gezecht und gejubelt wird. Bei den Bauern herrscht große Gastfreiheit und jeder einzelne Besucher wird nach Möglichkeit bewirtet und zu langem Verweilen genötigt; er revanchiert sich gewöhnlich durch ein mitgebrachtes Geschenk.[1]) — Die Gesänge, die bei solchen fröhlichen Zusammenkünften ertönen, sind entweder aus Kreta stammende Liebeslieder oder vom griechischen Festlande herübergekommene Heldengesänge; sie klingen eintönig und traurig, jedoch süß und einschmeichelnd, obgleich sie mit näselnder Stimme und in langsamem Tempo vorgetragen werden. Unter den Musikinstrumenten spielt die Hirtenflöte eine Rolle; ihr werden schwermütige, zarte und feinmelodische Weisen entlockt. Früher war auch ein kleines, aus Klarinette, Geige und Trommel zusammengesetztes Orchester sehr beliebt, das man jetzt nur noch in wenigen Ortschaften antrifft. Von Tänzen kennt das Landvolk die beiden griechischen Haupttypen, den „Syrtos" und den „Kalamatianó", die im Kreise getanzt und von Gesängen begleitet werden. Ist das junge Volk des Singens und Tanzens müde, so kommen mancherlei Spiele an die Reihe. Bei den Mädchen ist eine primitive, aus Stricken und einem Sitzpolster hergestellte Schaukel sehr beliebt, bei den Burschen das Wettlaufen, Springen, Diskusschleudern und das Werfen eines Steines auf eine bestimmte Linie.

Außer an den gewöhnlichen Feiertagen des Jahres, im Karneval und an Namensfesten finden derlei gesellige Unterhaltungen bei Hochzeiten und Taufen statt, bei welchen Gelegenheiten sich hier wie überall manch alter Brauch und manch festwurzelnder Aberglaube deutlicher als bei jeder andern zeigen. Von der Heirat aus Liebe hält der Leukadier nicht viel: „Die Wahl der Braut findet fast immer durch Vermittler statt, und zwar wird der Vorschlag von der Familie der Braut gemacht, wenigstens auf dem Lande. Der Bräutigam wählt Beistände und mit einem Teil der eingeladenen Gäste begibt er sich in ihr Haus, um sie abzuholen; dann geht er mit ihr und allen geladenen Gästen ins eigene Haus, von da in Gemeinschaft des Geistlichen ins Haus der Braut, von wo nach kurzem Aufenthalt und Bewirtung alle sich wieder zum Hause des Bräutigams begeben, wo die Vermählung stattfindet. Nach der Zeremonie und der Bewirtung ziehen sich alle zurück, die Familie der Braut und die engsten Verwandten ausgenommen. Seit einigen Jahren ist es in den höheren Klassen der Stadt Sitte geworden, die Vermählung in der Kirche abzuhalten. In diesem Falle geht die Braut, nur vom Vater oder einem Bruder begleitet, auf einem andern Weg als der Brautzug zur Kirche. Wenn man zwei Prozessionen machen würde, eine, um in die Kirche, und eine zweite, um in das Haus des Bräutigams zu gehen, glaubt man, daß dies eine Wiedervermählung der Braut voraussage. — Findet die Vermählung nicht im Hause des Bräutigams statt, dann

[1]) Es sei gestattet, darauf aufmerksam zu machen, daß genau die gleichen Besuchssitten in den Städten und Dörfern Rußlands herrschen; auch was des weiteren über Gesang und Volksspiel gesagt wird, erinnert sehr an russischen Brauch.

bleibt der Festzug vor der Haustür stehen, wo die Neuvermählten einen Teil der erhaltenen Geschenke, die zumeist aus gestickten Hemden, Sacktüchern und Broten (Kuluri) bestehen, ihren neuen Verwandten zuwerfen. Auf der Türschwelle macht die Braut ihrem Schwiegervater ein Geschenk und dieser gibt ihr eines in Silber oder das Versprechen, ihr ein Grundeigentum zu schenken. Wenn sie die Treppe hinaufsteigt, muß sie gegen die Decke oder die Türschwelle drei Axthiebe führen, ebenso der Mann. Die Axt wird der Braut von der Schwiegermutter mit einer Hand gereicht, während sie ihr mit der andern ein Konfekt oder ein Stück Zucker in den Mund steckt, um das gute Einvernehmen, welches zwischen beiden herrschen soll, anzudeuten. Man bietet der Neuvermählten Salz und Süßigkeiten an und die Verwandten ihres Mannes umarmen sie. Bald darauf findet das Festbankett statt, bei welchem der Geistliche, der Beistand und die Neuvermählten die Ehrenplätze einnehmen. Bevor man trinkt, fordert man den Geistlichen auf: ‚Segne sie!'" (S. 35 f.)

Jeder Leukadier, auch der in bescheidensten Verhältnissen lebende, hält viel auf die Fortpflanzung des eigenen Familiennamens, weshalb die Geburt eines Sohnes stets mit großer Freude begrüßt wird. In der Stadt wird die Taufe sehr festlich begangen, auf dem Lande dagegen macht man damit nicht viel Umstände. In den ersten drei Tagen nach der Geburt kommt ein Geistlicher jeden Morgen ins Haus und liest beim Bette der Wöchnerin und des Kindes Gebete. Am Abend des dritten Tages wird ein Kuchen gebacken und unter Verwandte und Freunde verteilt. Am vierzigsten Tage findet dann die in der griechischen Kirche übliche religiöse Zeremonie des Kirchganges der Mutter mit dem Neugeborenen statt und schließlich die Taufe. Die Mutter ist bei derselben anwesend, zieht sich aber in dem Augenblick, wo der Taufpate den Namen des Täuflings sagen soll, in das Nebenzimmer zurück, um erst nach der Namennennung wiederzukommen.

Auch bei Leichenbegängnissen ist eine ganze Reihe von abergläubischen Gebräuchen zu beobachten. Vor allen Dingen wird am Beerdigungstage sämtliches im Hause befindliche Wasser aus den Fenstern geschüttet. Bei der Rückkehr vom Friedhof darf der Trauerzug nicht denselben Weg nehmen, wie beim Hingange, sondern muß so gehen, daß er den Hinweg kreuze, — sonst wird im Laufe desselben Jahres ein zweiter Todesfall im Hause zu beklagen sein. Das Gleiche steht zu befürchten, wenn die Zahl der begleitenden Geistlichen keine ungerade ist. Für die Trauerzeit gilt die Vorschrift, daß die Männer sieben Tage daheim bleiben, dann zum Seelenamt in die Kirche gehen, „die Frau aber trauert länger und bleibt sechs Monate, ja zwei bis drei Jahre zuhause; alte Witwen auch das ganze Leben. Man hält überdies noch drei Seelenmessen, eine nach drei, eine nach sechs Monaten und eine nach einem Jahr." (S. 36.)

Was die Kleidung der Leukadier betrifft, so haben die Städter schon lange die allgemein übliche angenommen, unter dem Landvolke aber existiert noch eine eigenartige Tracht: über ein aus dickem Baumwollstoff genähtes Hemd zieht der Bauer eine breite blaue Weste aus gleichem Stoff mit zwei Reihen silberner, schalenförmiger Knöpfe und eine dunkelblaue Pumphose, die bei den Gebirglern nur bis zum Knie reicht, bei den Bewohnern der Ebene aber länger und breiter ist und zwischen den Füßen eine Art hängenden

Sackes bildet, was als Zeichen von Wohlstand und höherem Rang gilt. Es gibt zwei Arten von wollenen Überröcken: die lange „Cappa", deren Ärmel nie benützt werden und immer zusammengenäht bleiben, und die enganliegende ärmellose „Flocata", die nach außen glatt, nach innen mit hängenden Wollflocken versehen ist. Die Füße stecken in hohen Gamaschen. Als Kopfbedeckung werden gewöhnliche Reisemützen oder italienische Strohhüte getragen, nur einzelne Bauern sowie arme und alte Leute und Trauernde befestigen statt des Hutes ein auf besondere Art zusammengefaltetes weißes oder blaues Tuch auf dem Kopfe. Die Tracht der Bäuerinnen und der Arbeiterinnen ist von dem wallacho-albanischen Typus abgeleitet und, was Kopf- und Brustschmuck betrifft, durch die venetianische Sitte modifiziert.

Da die Insel sehr häufig von Erdbeben heimgesucht wird, werden die Wohnhäuser nur in ihrem ebenerdigen Teil aus Stein, in den oberen Stockwerken aber aus einem Holzgeflecht gebaut, dessen leere Räume durch Ziegel und Kalk ausgefüllt werden. Die Wohnungseinrichtung ist überaus einfach; in den meisten Bauerhäusern findet man nicht einmal einen Speisetisch: die Familie ißt nach althergebrachter Sitte auf dem Fußboden, im Kreise um ein rundes Brett oder ein Tuch herumsitzend. Das hohe, hölzerne Bett muß sehr breit sein und pflegt vier Fünftel des ganzen Schlafraumes einzunehmen. In einer Ecke über dem Bett wird eine Gruppe von Heiligenbildern angebracht, vor denen eine kleine Lampe brennt. Der wichtigste Teil des Hauses ist der Feuerherd, um welchen sich Männer und Frauen mittags und besonders abends zu versammeln pflegen und der durch einige Steine von den anderen Abteilungen des Hauses abgegrenzt ist. Außer ihm existiert keine Heizvorrichtung in den Häusern.

Das Klima von Leukas ist weniger mild als das der Nachbarinseln, wenngleich das Thermometer kaum ein- oder zweimal im Jahre unter Null sinkt, und auch das nur während der Nacht. Durchschnittlich beträgt die höchste Temperatur 30, die niedrigste 20 Grad. Während der heißesten Zeit — von Anfang Mai bis Ende Oktober — regnet es höchstens ein- bis zweimal, dagegen ist der Winter oft sehr reich an Regen und Hagel. Schnee ist in den Ebenen der Insel kaum bekannt, wohl aber auf den Bergen, die alljährlich im Dezember und Januar mit einer zirka 10 Zentimeter hohen Schneelage bedeckt sind. An Quellen herrscht kein Mangel, außerdem gibt es viele Gießbäche, welche zur Winterszeit durch die anhaltenden Regengüsse stark anschwellen, im Sommer jedoch teilweise oder ganz austrocknen. Ein solches ausgetrocknetes Flußbett ist die jetzige Hauptstraße der Stadt; als die Venetianer diese 1684 erbauten, gaben sie dem Wildbach eine andere Richtung, um ihn an der Stadt vorüberzuleiten. — Eigentliche Thermalquellen finden sich auf Leukas nicht, wohl aber zwei, welche unbestreitbar medizinische Eigenschaften besitzen: eine kalte alkalische Quelle und eine warme leicht schwefelhaltige, die zuweilen versiegt und an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommt. Auch eine unterirdische Quelle, die sich in der Nähe des Golfes von Vassiliki ins Meer ergießt und petroleumartige Ausdünstung verbreitet, ist entdeckt worden. Eine auffallende Eigenschaft weist übrigens auch eine Quelle auf, die in der Nähe eines der fünf Klöster der Insel entspringt: ihr Wasser, das zum Trinken benützt wird, zersetzt sich

selbst nach längerem Stehen nicht, wie das bei anderem Trinkwasser der Fall ist; das Volk schreibt dieser Quelle heilende Eigenschaften zu, die sie durch die Nähe der frommen Stätte erhalten haben soll.

Das Inselgebirge, das sich im Stavrotas bis zu 1141 Meter erhebt und in seinem geologischen Aufbau Kalkstein, Kreide, Lehm und Mergel aufweist, ist nicht ganz arm an Erzen, die jedoch nur ungenügend ausgebeutet werden. Selbst aus dem in großer Menge vorhandenen Kalkstein wird nur geringer Nutzen gezogen; es gibt zwar einige Kalköfen, doch sie gehören nur Gelegenheitsunternehmern und werden bald hier, bald dort aufgestellt. Bei der Ortschaft Vassiliki existiert eine Ziegelbrennerei, in der sehr primitive Ziegel fabriziert und daher geschäftlich keine günstigen Resultate erzielt werden.

Die leukadische Küste erscheint im Nordwesten mit ihren fast senkrecht zum Meere abfallenden Felsen als ein unübersteigbares Bollwerk von wildem und großartigem Charakter; nach Süden hin wird sie sanfter und niedriger und bildet mehrere natürliche Häfen. Der beste Ankerplatz der Insel ist der Hafen von Alexandros, der alte Drepano-Golf, in dem auch die größten Schiffe, von allen Seiten vollkommen geschützt, vor Anker liegen. Am charakteristischesten für die Küste und den Schiffern am bekanntesten ist das westlichste Ende der Insel, das den Leuchtturm tragende Kap Dukato (Kavos Dukatos): „Drohend und wie ein Dolch ragt es ins Meer hinaus und bei gewissen Beleuchtungen erscheint es aus der Ferne wie polierter Stahl, und durch einen mächtigen rostroten Fleck an den nördlichen Abstürzen sieht sein Griff wie mit Blut besudelt aus; weithin weißleuchtend erhebt sich der Sprung der Sappho. Himmelweit verschieden ist der Anblick von Kavos Dukatos gegen Süden und gegen Norden. Nach der ersteren Richtung, den stillen Sund begrenzend, wo sich die reizenden Inseln abspiegeln, mit malerischen Spitzen und Höhen, phantastischen Höhlen und mit Bäumen besetzten Rücken, ist es rundlich sanft, teils mit Buschwerk bekleidet, gegen Norden dagegen, gegen das dunkle Sophos der Alten, wild in sich abstürzend, zerklüftet und sturmzernagt. Hier wälzt die südwestliche See mächtige Wogen, die längsten des Mittelmeeres, hin, die mit Getöse an seinem felsengepanzerten Fuße machtlos zerschellen. Und für die Küstenfahrer bleibt das mächtige Kap ein Gegenstand der Furcht." (S. 6 f.)

Mag nun Leukas die Insel des Odysseus gewesen sein oder nicht, mag der Palast, unter dessen Dach die Treue und Geduld einer Penelope zuhause war, hier gestanden haben oder drüben auf dem nahen Ithaka, von dessen Höhen der Blick mit Wohlgefallen hinüberschweift zum stolzen Kavos Dukatos, — sicher ist, daß das Felseneiland und seine Bewohner auch heute noch gar mancherlei des Interessanten bergen für den Forscher, der es mit so offenen Augen und so empfänglichem Sinne durchwandert, wie der erlauchte Verfasser der „Anmerkungen über Levkas" es getan.

„Selig sind die Barmherzigen . . .“

Von **Richard Haber.**

Die Beerdigung war vorüber. Die Freunde und Nachbarn des Verstorbenen, meines guten alten Onkels, hatten uns vom Friedhofe heimbegleitet und saßen oder standen nun in Hof und Garten herum, auf das Nachtmahl wartend; denn meine Tante hätte es auf keinen Fall zugelassen, daß sie den Heimweg, der für manche von ihnen recht weit war, mit hungrigem Magen angetreten hätten.

Ich war zu müde, um mich am Gespräche zu beteiligen, und zog mich in eine Ecke des Gartens zurück, wo ich eine einsame Bank wußte. Dort saß ich nun in der langsam niedersinkenden Dämmerung, ließ den Abendwind mein erhitztes Gesicht kühlen und dachte an den Verstorbenen. Ein eigenes Gefühl überkam mich: teils Trauer um den braven Mann, der mich stets mit viel Liebe und Nachsicht behandelt hatte, teils Freude, daß ich nicht statt seiner in der kalten Erde ruhte, daß ich den Himmel über mir, das Gras zu meinen Füßen, die Bäume und Blumen um mich her noch sehen, daß ich noch leben durfte. Ich freute mich meiner achtzehn Jahre, meiner Gesundheit, meiner Kraft, und lockende Zukunftspläne zogen durch meinen Sinn.

Da störte mich die klagende Stimme eines Kindes aus meinen Gedanken auf. „Es tut aber doch weh, Großvater!“ sagte die Stimme, und eine andere, männliche, erwiderte tröstend: „Wein' nicht, Mädelchen, komm, wir ziehen die Schuhe aus, dann ist's wieder gut.“

Ich blickte hinter den Stachelbeerenstrauch, der neben meiner Bank stand, und sah ein kleines Mädchen auf dem Grase sitzen, während ein alter, weißhaariger und weißbärtiger Mann vor ihm kniete und ihm mit einiger Anstrengung die Schuhe von den kleinen Füßen zog. Dieser alte Mann war mir schon auf dem Friedhofe aufgefallen, und zwar durch seine gebeugte Haltung, durch die unzähligen Runzeln in dem blassen, bekümmerten Gesicht und vor allem durch den unbeschreiblich freundlichen, gütigen Blick seiner blauen Augen, die unter buschigen weißen Brauen hervorsahen; es war, als wollte er mit diesem Blick die ganze Welt liebkosen, der ganzen Welt verzeihen, was sie ihm etwa Böses angetan. Es mußte einer jener seltenen Menschen sein, deren Lippen verstummen beim Leide ihrer Nächsten, während ihre Augen immer etwas Tröstendes, Beruhigendes zu sagen haben.

Wer war der Mann? Ich hatte ihn bei meinen früheren Besuchen auf dem Gütchen meines Onkels nie gesehen; ich war freilich auch nie lange geblieben, sondern nach zwei, drei Tagen in die Stadt zurückgekehrt, wo meine Eltern lebten und wo auch mein Onkel gewohnt hatte, ehe er vor

ein paar Jahren dieses kleine Landgut gekauft hatte. Immerhin hatte ich doch schon manchen Nachbarn des alten Herrn kennen gelernt, der Weißkopf mit den gütigen Augen aber war mir bis heute fremd gewesen. Es reizte mich, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

„Die Kleine hat wohl zu enge Schuhe?“ fragte ich, hinter dem Strauch hervortretend. Er sah auf, erstaunt und doch freundlich, und antwortete:

„Sie ist gewöhnt, barfuß zu laufen, und sie hat so schwache Füßchen.“ Dabei strich seine welke Hand zärtlich über die wilden braunen Locken des Mädchens, das sich an ihn schmiegte, mich scheu und zugleich neugierig betrachtend, und dann ungeduldig fragte:

„Warum fahren wir nicht heim, Großvater?“

„Weil die gute Tante uns zum Nachtmahl behalten will, Annchen,“ lautete die Antwort des Alten, der sich neben der Kleinen auf das Gras niedergelassen hatte; „wenn wir jetzt fortfahren wollten, würden wir sie kränken.“

Ich hätte so gern mit dem Manne, der mich ganz eigentümlich anzog, gesprochen, wußte aber nichts zu sagen. Auch er schwieg, blickte sinnend vor sich hin und schien es nicht zu bemerken, daß ich ihn aufmerksam beobachtete. Er war ärmlich gekleidet; der graue, fadenscheinige Rock stammte wohl noch aus einer Zeit, da sein Besitzer gerade und breitschultrig gewesen war, — jetzt schlotterte er mitleiderregend um die magere Gestalt; den runzligen Hals umhüllte ein weißes Tüchlein, die Füße staken in vielfach geflickten, derben Schuhen. Die rechte Hand barg sich entweder in der Rocktasche oder fuhr schnell mit dem Sacktuch über die hohe Stirn, die sich immer wieder mit Schweißtropfen bedeckte, obgleich der altmodische, schwarze Filzhut weit in den Nacken zurückgeschoben war.

„Ein Mann der Arbeit und der Sorge!“ fuhr es mir unwillkürlich durch den Sinn.

Die Kleine war aufgesprungen, pflückte Blumen und mühte sich, sie zum Strauße zu ordnen. Der liebevolle Blick des Großvaters folgte jeder ihrer Bewegungen. Ich kam mir sehr dumm und unbeholfen vor, wie ich so stumm dastand, und ermannte mich endlich zu der Frage: „Haben Sie's weit bis nach Hause?“

Der Alte sah mich wieder sehr freundlich an und schwieg einen Augenblick, bevor er erwiderte: „Nein, es ist nicht weit.“

Er sprach langsam, wie überlegend, mit Nachdruck, und ich sagte mir: ‚Dieser Mensch hat sicherlich in seinem ganzen Leben kein unnützes Wort ausgesprochen — und keine Lüge.‘ Mein Interesse für ihn wuchs und ich fand den Mut zu der Bitte: „Darf ich Sie einmal besuchen?“

„Wozu?“ fragte er verwundert; „mein Haus ist nicht sehenswert, auch die Umgegend ist häßlich. Was sollen Sie bei mir?“

„Ich bleibe noch einige Tage hier bei meiner Tante, deshalb dachte ich — als Nachbar könnte ich doch einmal — “

„Wir haben viele Blumen und Bienen,“ mischte sich jetzt Annchen ins Gespräch, als wollte sie ihre Heimat gegen den Vorwurf der Häßlichkeit verteidigen.

Ich wandte mich zu ihr. „Das ist ja wunderschön! Da kannst du mir einen Kranz winden. Ich werde dir auch etwas mitbringen, z. B. ein paar Fischlein aus dem Mühlbache, ich angle so gern.“

„Gut, bring mir Fische mit,“ entschied Annchen mit ernsthaftem Kopfnicken.

Der Großvater lächelte fast verlegen, als müsse er wegen der Zutraulichkeit des Kindes um Entschuldigung bitten, und meinte: „Nun, so kommen Sie einmal. Es ist das erste Gehöft hinter dem Kiefernwäldchen, nach der Strandseite zu. Ich bin der Pächter vom Sandhof.“

Eine Magd erschien bei dem Gartenpförtchen und bestellte die Aufforderung der Hausfrau, zu Tisch zu kommen. Der Alte erhob sich ein wenig schwerfällig, faßte Annchens Hand und schritt langsam dem Hause zu. Ich blieb noch ein Weilchen stehen und blickte ihm gedankenvoll nach. ‚Hab's gar nicht gewußt, daß in unserer Gegend solche Sonderlinge gedeihen!‘ sagte ich mir.

Als ich bald nachher daß Eßzimmer betrat, waren alle Plätze am speisenbeladenen Tische schon besetzt. Meine Augen suchten meinen neuen Freund: dort saß er neben Annchen, stumm und zusammengesunken, seine Blicke aber leuchteten gütig über die Versammelten hin, während diese, lebhaft schwatzend oder behaglich essend, ihn gar nicht zu bemerken schienen. Ich verlor alle Lust, mich unter die laute Schar zu mischen, schritt schnell aus dem Zimmer und zum Hause hinaus und schlenderte dann über den einsamen Wiesenpfad der nahen Mühle zu, mein Lieblingsplätzchen am Bache aufzusuchen.

Die Dämmerung hatte der Nacht weichen müssen, die ihr glitzerndes Sternengewand über den Himmel ausgebreitet hatte. Köstliche Ruhe herrschte fern und nah, selbst das Wasser schien zu schlafen. Eine Wehmut, wie sie uns oft in schönen Sommernächten beschleicht, überkam mich, und allerhand ernste Gedanken zogen mir mahnend, sehnsuchtsvoll oder fragend durch den Kopf. Erst spät am Abend, nachdem die Gäste längst das Haus verlassen hatten, kehrte ich heim, schlich leise die Holzstiege zu meinem Dachstübchen hinauf und begab mich zu Bett. Durch meine Träume leuchteten zwei gütige Augen, ein kleines Mädchen verlangte Fische von mir und setzte meinem Onkel einen bunten Kranz aufs Haupt . . .

Meine Tante war eine tüchtige, energische Frau, aber eine sehr schlechte Menschenkennerin; sie beurteilte die Leute nach ihrem Äußern und nach ihrem Geldbeutel. Daher versuche ich es gar nicht, sie nach dem Sandhofpächter auszufragen. Sie hätte vielleicht ein verächtliches Wort für ihn gehabt, und das hätte mir wehgetan. Aber einen der nächsten Vormittage benutzte ich zum Angeln und gleich nach dem Mittagessen machte ich mich, ein paar schöne Karpfen im Handnetz, auf den Weg zu Annchen und ihrem Großvater. Es war heiß und das Marschieren auf staubigem Feldwege wäre recht beschwerlich gewesen, wenn nicht hie und da eine erfrischende Brise vom Meere herübergeweht hätte. Jetzt hatte ich den Sandhügel mit der Kieferngruppe erreicht, deren undichte, kulissenartig wirkende Baumreihen den stolzen Namen „Wäldchen“ nicht verdienten, und da sah ich auch schon ein Gehöft vor mir liegen: ein niedriges, schlecht erhaltenes Bauernhaus, ein paar halbzerfallene Nebengebäude und hinter dem allen ein Garten. Drei

magere Kühe weideten drüben auf den Dünen, am Wegrande aber lag ein Hüterjunge in zerrissenen Kleidern, mit bloßem Kopf und bloßen Füßen, und glotzte mich verwundert an.

„Ist das der Sandhof?“ fragte ich, zum Gehöft hinüberdeutend. Der Junge nickte.

Wenige Minuten später befand ich mich vor dem Bauernhäuschen, dessen Tür weit offen stand. Außer einer schwarzen Katze, die faul auf dem Gartenzaun hockte, war kein lebendes Wesen auf dem Hofe zu entdecken. Ich betrat das Haus, durchschritt den schmalen Flur und wollte eben an die nächste Tür klopfen, als mir eine alte, überaus ärmlich gekleidete Frau entgegentrat und mich mißtrauisch vom Kopf bis zu den Füßen musterte, ohne ein Wort zu sagen.

„Guten Tag,“ begann ich, „ist der Herr zu Hause?“

„Welcher Herr?“ lautete die mürrische Gegenfrage.

„Der Sandhofpächter.“

„Was wollen Sie von ihm?“

„O, nichts Besonderes; ich möchte nur einiges mit ihm besprechen.“

„Merkwürdig, gerade heute, an einem Wochentage! Haben Sie denn nichts zu tun? Wir sind Arbeitsleute.“

Ich mußte über die brummige Alte lachen, was sie noch ärgerlicher zu machen schien.

„Wahrscheinlich soll er wieder irgendwo helfen?“ erkundigte sie sich; „Geld — oder Aussaat — oder Erdäpfel — das wird's sein, was Sie von ihm wollen! Ihr saugt diesem Menschen noch den letzten Blutstropfen aus dem Leibe!“

„Wem denn, gute Frau?“ fragte ich harmlos. Da brach sie los:

„Wem? Nun, dem ‚Herrn‘, nach welchem Sie sich zu erkundigen beliebten. Ein schöner Herr das, der bald keinen Pfennig mehr haben wird, um die paar Knechte und Mägde zu bezahlen! Ein Bettler ist der Sandhofpächter und kein Herr! Und wer ist schuld daran? Ihr alle, ihr seine Nachbarn, die ihr nur immer kommt, um von ihm zu nehmen, aber zum Zurückgeben den Weg nicht findet.“

Ich merkte auf jedes der ärgerlich hervorgestoßenen Worte, die mir so unerwartet schnell Aufschluß gaben über das vergrämte Gesicht des Sandhofpächters und seine wunderbaren Augen. Als die Alte jetzt schwieg und mir energisch den Rücken zuwandte, wie wenn sie damit andeuten wollte, daß ich meines Weges gehen könnte, sagte ich so liebenswürdig als möglich:

„Diesmal täuschen Sie sich aber dennoch; ich will wirklich nichts vom Herrn haben, ich hab' nur die paar Karpfen da für die kleine Anna mitgebracht.“ Und ich hielt ihr das Fischnetz hin. Sie griff darnach, sah mich wieder prüfend an und brummte: „So was sagt ein anständiger Mensch doch gleich! — Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Ich bin der Neffe des Gutsbesitzers Martens, der vor wenigen Tagen beerdigt wurde.“

Das mürrische Gesicht hellte sich auf. „Ach so! Na ja dann — —. An der Nase ansehen konnte ich Ihnen das nicht. Und wenn Sie wüßten, was bei uns alles zusammenläuft, besonders in diesem Sommer, bei der schlechten

Ernte. Und er gibt und gibt — und die andern freuen sich über seine Dummheit. ‚Herr, was sollen wir selber den Winter über essen?‘ hab' ich ihn erst heut wieder gefragt, da meinte er: ‚Aber Kathrin, bis zum Herbst werden sie's uns doch zurückgeben.‘ Als wenn ihm schon jemals einer was zurückgegeben hätte! So alt ist der Mann schon und nimmt noch immer keine Vernunft an!“

„Wo ist er denn jetzt? Kann ich nicht zu ihm? Oder zu Annchen?“ fragte ich, as die Frau Miene machte, mir zum zweitenmal den Rücken zu kehren.

„Der Pächter ist auf dem Felde und das Mädel schläft. Das arme Ding hat solange geweint, weil es nicht mit durfte, bis es eingeschlafen ist. Dort drin im Zimmer!“ Sie wies auf die Tür und verschwand mit meinen Fischen in der Küche.

Ich trat vorsichtig ins Zimmer. In der Ecke bei der Tür stand ein schmales Bett mit wenigen Kissen, in welche sich Annchens zarte Gestalt schmiegte. Das Gesichtchen sah so verweint und vergrämt aus, daß mir das Herz weh tat; mußte denn auch dieses kleine Wesen schon leiden? War das Reich des Kummers und der Sorge in den Herzen der Erwachsenen nicht weit genug? Mußten diese grausamen Eroberer nach immer neuer Beute suchen? — Jetzt lächelte die Kleine im Schlaf; Gottlob, im Traume wenigstens war sie glücklich! Leise trat ich vom Bett zurück, um ihren Schlummer nicht zu stören, und blickte mich nun neugierig in dem Raume um. Hier also hauste der Sandhofpächter, der keinen Bittenden von seiner Tür weisen konnte. Das zweite Bett dort drüben war wohl seine Schlafstätte, und von dem bescheidenen Kruzifix über dem Bett holten seine Augen sich wohl allmorgendlich die Leuchtkraft, den Strahl der Liebe und Güte, den er im Laufe des Tages an seine Mitmenschen weitergab. Am Fenster stand ein schlichter Holztisch, auf dem ein paar Bücher lagen. Ich schlug das oberste auf: ein Gebetbuch; das zweite: ein landwirtschaftlicher Kalender; das dritte: ein Märchenbuch, aus dem er gewiß seinem kleinen Liebling vorzulesen pflegte. Das war aber auch das einzige im ganzen Zimmer, was man vielleicht als „Luxusgegenstand“ bezeichnen konnte. Ich ging in den Nebenraum; er enthielt nichts als einen großen, von Holzbänken umgebenen Eßtisch, einen Schrank und eine schlichte, braungestrichene Truhe. Meine Besichtigung war beendet und ich schritt wieder durch den Flur hinaus auf den Hof, um mich auf die Bank vor dem Hause zu setzen. Das schien Kathrins Mißtrauen vom neuen wachzurufen.

„Sie wollen also doch etwas vom Sandhofpächter?“ fragte sie, zu mir tretend.

„Nichts, als ihn ein wenig näher kennen lernen. Ich sah ihn bei der Beerdigung zum erstenmal.“

„So, so! Und Sie wollen also hier auf ihn warten? Er muß ja auch bald heimkommen, er hatte nicht viel draußen zu tun. Freilich, wenn er vielleicht noch zum Glocken-Jochen gefahren ist, dann wird's wohl später werden.“

„Wer ist der Glocken-Jochen?“

„Na, wer denn sonst als der alte Glockenläuter drüben von der Dorfkirche! Das ist ja auch so einer! Der paßt zu meinem Herrn: wenig im Kopf und wenig in der Tasche. Sie sind bei der Beerdigung von Annchens Mutter miteinander bekannt geworden und besuchen sich oft.“

„Annchens Mutter war wohl die Tochter des Pächters?“ fragte ich, bemüht, die Alte zu weiterem Reden zu veranlassen. Sie machte eine ärgerliche Handbewegung, blickte mich an, als wenn sie sagen wollte: Wie bist du doch dumm! und antwortete kurz: „Der Pächter war nie verheiratet und hat keine Kinder.“

„Ja, wer ist denn Annchen?“ rief ich ganz verdutzt.

Kathrin seufzte tief auf. „Ein armes Waisenkind ist sie,“ erklärte sie dann; „also ich will's Ihnen meinetwegen erzählen. Zehn Jahre sind's jetzt, da wohnte drüben am Strande — dort in der schlechtesten Hütte des Dorfes — die Tine Karsten. Der Mann war ein Jahr nach der Hochzeit ertrunken. Und nun saß die arme Person da mit ihrem kleinen Kinde. Kränklich war sie auch und verdienen konnte sie nichts. Wo soll man denn hier auch was verdienen? Na und da sieht der Sandhofpächter einmal am Abend, als er im Dunkeln aus dem Dorf heimkommt, wie die Tine am Strand auf- und abläuft. Das Kleine hat sie an die Brust gedrückt gehabt und geweint hat sie und gezittert. Also sie hat ins Wasser wollen mit dem Kind, — Gott verzeih' ihr die Sünde! Na, da hat der Pächter ihr dann zugeredet und hat sie mit heimgenommen, und ich hab' ihr schnell einen Tee gekocht und hab' sie in mein Bett gelegt. Sie ist auch nicht mehr aufgestanden. Ganz still und blaß hat sie dagelegen und nur immer ihr Kindchen angeschaut, und nach ein paar Tagen ist sie gestorben. Und da haben wir also das Annchen im Haus gehabt, das arme Ding!“

Kathrins Stimme war so sanft und leise geworden, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. „Sie ist doch nicht so böse, wie sie aussieht!“ dachte ich befriedigt, denn um Annchens willen freute mich diese Entdeckung. Ich wollte ihr ein freundliches Wort sagen, doch sie stand nicht mehr neben mir: schnell und still war sie ins Haus zurückgegangen.

Das Gehörte stimmte mich weich und fast froh: daß es solche Menschen gibt, sagte ich mir, so gute, opferfreudige, selbstvergessene Menschen, wie diesen Sandhofpächter! Und ich sah es förmlich vor mir, wie seine lieben Augen das verzweifelte junge Weib anstrahlten, wie sein verstehender und verzeihender Blick sie tröstete und wie sie sich still von ihm in sein armes Heim führen ließ, und wie er dann so ganz selbstverständlich Annchens „Großvater“ wurde . . .

Räderknirschen und Menschenstimmen ertönten in der Nähe. Ich hob den Kopf und sah ein leichtes Wägelchen, das, von einem müden Gaul gezogen, sich langsam dem Hoftor näherte. Zwei Männer saßen darin: der Sandhofpächter und ein mir Unbekannter. Der Wagen hielt und die beiden stiegen bedächtig aus. Der Fremde — ein etwa fünfzigjähriger, grauhaariger, einfach und sauber gekleideter Mann — sprach so lebhaft auf den Pächter ein, daß er mich gar nicht bemerkte, und eilte bald dem andern voraus ins Zimmer. Der Pächter selbst sandte mir nur mit den Augen einen Gruß zu, spannte das Pferd aus, führte es in den Stall, wusch sich die Hände an der

Pumpe im Hof und trat dann erst zu mir, um mir mit freundlichem Lächeln, aber ohne Worte, die Hand zu drücken und sich neben mich auf die Bank zu setzen. Auch ich sagte nichts, neugierig, wann und womit er das Gespräch beginnen würde.

Der Hüterjunge, den ich am Wege getroffen hatte, kam mit seinen drei mageren Kühen heim. Kathrin eilte in den Stall, sie zu melken.

„Wo ist Annchen?“ fragte der Sandhofpächter, als sie, wieder mit dem mürrischen Gesicht, das sie mir anfangs gezeigt, an uns vorüberschritt.

„Sie schläft noch,“ brummte Kathrin; „dumm genug, — nun wird sie in der Nacht wieder wach liegen. Man hätte sie wohl auch aufs Feld mitnehmen können!“

Der Pächter nickte ein paarmal langsam mit dem Kopfe und wandte sich endlich zu mir: „Wie gefällt Ihnen mein Haus?“

Ich erwiderte, meiner Meinung nach bedürfe es einer gründlichen Renovierung, ebenso der Stall, die Scheune, der Gartenzaun; aber als ich bemerkte, daß meine Worte den Alten schmerzten, lenkte ich schnell ein: „Und so viele Bienenstöcke haben Sie in Ihrem Garten!“

Er nickte wieder. „Ja, ja. Die Bienen sind in diesem Sommer schlimm daran, es regnet zu viel. Kommen Sie in den Garten, es ist Annchens Lieblingsaufenthalt! Früher fürchtete sie sich vor den Bienen, jetzt nicht mehr. Sie tun ihr auch nichts.“ Ein Lächeln huschte über die unzähligen Fältchen seines Gesichts, das nun viel besser zu den gütigen Augen paßte. Aber gleich darauf zeigten die Züge wieder den gewohnten müden, bekümmerten Ausdruck.

Wir hatten kaum den Garten betreten, als Annchen angelaufen kam. „Sieh' nur, Großvater, was Onkel Jochen mir geschenkt hat!“ Und dabei hielt sie uns, glückselig lachend, ein junges Entlein entgegen.

„Ja, der gute Onkel Jochen!“ antwortete der Sandhofpächter, indem er bald das Entlein, bald das Lockenköpfchen seines kleinen Lieblings zärtlich streichelte; „aber hast du denn schon unseren Gast begrüßt?“

„Guten Tag, Annchen!“ Ich faßte ihre braune kleine Hand; „bist du mit den Fischen zufrieden?“

„Wo sind Fische?“ rief die Kleine aufgeregt.

„Wahrscheinlich in der Küche; Kathrin hat sie genommen.“ Die zierliche kleine Gestalt wandte sich, — ein paar Sprünge und sie war hinter dem Hause verschwunden. Jetzt erst sah ich, daß auch „Onkel Jochen“ im Garten war. Er schien mich neugierig gemustert zu haben und von seinen Beobachtungen befriedigt zu sein, denn er kam schnell auf mich zu und sprach: „Brav, brav, junger Herr, daß Sie gegen unser Kleinchen freundlich sind! Hab' ich Sie nicht schon irgendwo gesehen? Ich bin der Glocken-Jochen.“

„Und ich der Neffe vom verstorbenen Gutsbesitzer Martens.“

„Na also! Da haben wir uns jedenfalls auf dem Friedhof gesehen. Sie sind aber nicht immer in unserer Gegend?“ Jochen zog dabei seine Pfeife und den Tabaksbeutel hervor und machte sich eilig an das wichtige Werk des Pfeifenstopfens.

„Nein, ich lebe in der Stadt.“

„Der junge Herr ist Student,“ erklärte der Sandhofpächter. Jochen aber schien gar nicht mehr auf mich zu achten. „Daß wir's nicht vergessen,“

wandte er sich an seinen Freund, „wie steht's also mit dem Gelde für die Liese? Wir dürfen uns da nicht viel Zeit lassen, die macht's wohl nicht mehr lang!"

„Ich geb' dir's gleich und du bringst es ihr morgen früh," erwiderte der Pächter, „aber, Jochen," — sein Gesicht wurde noch trauriger als gewöhnlich — „ich hab' nicht mehr als fünf Mark! Was fängt sie mit dem Bißchen an?"

„Na weißt, besser als nichts ist's doch," tröstete Jochen, „hol' nur das Geld, daß ich dann heim kann!"

„Nein, du bleibst zum Nachtmahl, — auch Sie, junger Herr! Ich will gleich nachsehen —" Er ging ins Haus, ich aber nahm mir ein Herz und fragte den Glockenläuter: „Was ist's mit dieser Liese?"

„Eine arme Witwe ist's, — der Sohn dient beim Militär, die Tochter ist Stubenmädchen bei feinen Herrschaften in der Stadt, aber um die alte Mutter kümmert sie sich nicht. Jetzt ist das arme Weib schwerkrank, — da muß man ihr doch helfen, nicht?" Jochen entlockte seiner Pfeife so mächtige Rauchwolken, daß ich husten mußte und erleichtert aufatmete, als Annchens helle Stimme vom Hause herüberschallte: „Onkel Jochen, zum Essen! bitte zum Essen!"

Die Tischgesellschaft bestand, außer dem Hausherrn, Annchen, dem Glocken-Jochen, Kathrin und mir, aus einer jüngeren Magd und dem Hüterjungen. Der Sandhofpächter sprach das Tischgebet, dann wurde die bescheidene Mahlzeit schnell und schweigend eingenommen. Nach dem Essen gingen alle in das Nebenzimmer, der Hausherr nahm das Gebetbuch vom Tisch, las eine kurze Abendandacht, worauf ein gemeinsames Gebet folgte; dann wünschte das Gesinde dem Herrn eine gute Nacht und Annchen küßte ihm zärtlich beide Hände. Auch Jochen und ich verabschiedeten uns von ihm. Er lud mich nicht zum Wiederkommen ein, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, daß mein Besuch ihm nicht unangenehm gewesen war.

„Haben wir nicht den gleichen Weg?" fragte mich Jochen.

„Ich gehe über den Kiefernhügel und an der Mühle vorbei," antwortete ich.

„Na also, da können wir ja bis an den Kreuzweg miteinander gehen."

Wir traten zusammen hinaus auf den schon recht finstern Hof. Mit wütendem Gekläff stürzte ein schwarzer Pintscher auf uns los, als wollte er uns am Entkommen verhindern. Jochen lachte höhnisch auf.

„So was Dummes! Ein Hund, der die Freunde seines Herrn nicht erkennt! Schäm' dich, Picks, schäm' dich bis in deine Hundeseele hinein!"

Picks schien sich den Spott wirklich zu Herzen zu nehmen: beschämt winselnd und verlegen mit dem Schwanze wedelnd, kroch er in seine Hütte zurück, während wir lachend den Hof verließen.

„Auch für den Hund ist er ein Wohltäter," begann Jochen plötzlich, „er hat ihn an einem Winterabend halbverhungert und halberfroren mit heimgebracht und der Köter ist dann natürlich bei ihm geblieben. Dabei ist er doch nicht einmal ein Wächterhund! Morgen wird's übrigens schon wieder regnen, ich riech's in der Luft. Na und Sie, junger Herr, bleiben Sie noch lange hier? Was treiben Sie eigentlich in der Stadt?"

So waren wir, ehe ich noch recht zur Besinnung gekommen war, von Picks, von seines Herrn Güte, dem Regen und der Luft auf mich und meine Studien geraten; ich erzählte Jochen, daß ich nach einigen Tagen in die Stadt zurück müsse, da meine Ferien zu Ende seien, und daß ich im nächsten Jahr auf die Universität wollte, um Medizin zu studieren.

„Ganz schön, ganz schön!“ meinte Jochen, „so ein Stadtherr soll nur studieren. Aber wissen Sie, wenn unsere Bauerjungen durchaus auf die hohe Schule wollen, — da muß ich mich immer ärgern. Die meisten tun's ja doch nur, um einmal nicht mehr Jochen oder Hans oder Klaus genannt zu werden, sondern Herr Doktor! Und während sie sich da als feine Herren aufspielen, gerät der Vater in Schulden, weil's in jedem Brief heißt: Schick' Geld! Schulden machen darf ein Bauer aber nicht, junger Herr! Fängt er einmal damit an, so kommt er nie mehr aus der Tinte. Das weiß auch der Sandhofpächter, und daher hat er niemals etwas verliehen, sondern nur immer verschenkt. Aber wenn ihm selbst nicht bald geholfen wird, — weiß der Kuckuck, wie's dann werden soll!“ Jochen schwieg ein Weilchen, sah mich prüfend von der Seite an und begann dann wieder: „Schön war's von Ihnen, junger Herr, daß Sie zu ihm gekommen sind. Sie haben nicht auf seinen schlechten Rock gesehen, sondern auf sein goldenes Herz. Das hat ihm wohlgetan. Er hat schon so viel Undank geerntet, der Sandhofpächter, und jetzt, wo es mit ihm bergab geht, kümmert sich erst recht niemand um ihn. Die Leute denken sich: Solange er nicht bettelt, braucht er ja wohl nichts. Der aber wird nie betteln, nein, der tut's nicht! — Na ja, wir können die Welt nicht ändern!“

Jochen blieb stehen und hielt mir die Hand hin. „Mein Weg führt jetzt rechts ab. Leben Sie wohl, junger Herr! Ob man sich je wieder trifft? — Aber vergessen Sie den Sandhofpächter nicht!“

Ich erwiderte seinen kräftigen Händedruck, als wollte ich ihm damit versprechen, seines alten Freundes zu gedenken, und schritt bewegten Herzens weiter. Wie reich war dieser Nachmittag gewesen! Und doch, — was hatte ich denn eigentlich erlebt? Nichts anderes, als daß ich Einblick gewonnen in das Herz eines guten Menschen, eines Menschen, der es ernst nahm mit der Nächstenliebe und der Selbstverleugnung. Wie gut war ich mir selbst bisher schon vorgekommen, wenn ich an dem Bettler, der mir in den Weg trat, nicht kaltherzig vorüberging! Und dieser Mann hatte sein Leben lang kaum etwas anderes getan als schenken, wohltun, helfen. Das Leid anderer hatte Furchen in sein Antlitz gegraben und den traurigen Zug um seinen Mund gelagert, sein Haar gebleicht und seinen Rücken gekrümmt. Sollte das alles unvergolten bleiben?

Sieben Jahre waren vergangen, ohne daß ich dazu gekommen wäre, den Einladungen meiner Tante zu folgen und sie auf ihrem Landgütchen zu besuchen. Noch während meines ersten Universitätsjahres war mein Vater gestorben, und um meine Studien fortsetzen zu können, war ich gezwungen, viele Privatstunden zu geben und in den Ferien Hauslehrerstellen anzunehmen, — da blieb mir keine Zeit zu Besuchen. Jetzt war alles Schwere überstanden: ich hatte eine gute Anstellung am städtischen Krankenhause meiner Vaterstadt

erhalten, die ich in einigen Wochen antreten sollte. Vorher wollte ich nun endlich zur alten Tante hinauswandern, um ihr für die Geldsendungen zu danken, die meiner Mutter und mir während der letzten Jahre manch liebes Mal als Retter in höchster Not ins Haus gekommen waren. Die rüstige Frau hatte bald nach dem Tode meines Onkels auf ihrem Gütchen eine Haushaltungs- und Handarbeitsschule für junge Bauermädchen eingerichtet und schrieb uns oft, daß sie sich im Kreise ihrer Zöglinge sehr wohl fühle.

Als ich, den Ranzen auf dem Rücken, als müder, staubbedeckter Wandersmann den Hof betrat, bot sich mir ein überaus anheimelndes Bild: auf der Veranda saß meine Tante in dunklem Kleide und weißem Häubchen, die Brille auf der Nase und ein Buch in der Hand, aus dem sie laut und mit großem Nachdruck vorlas; um sie herum aber saßen, standen, kauerten etwa zwölf junge Mädchen, alle hell gekleidet und mit großen weißen Schürzen versehen, und lauschten mit sichtlichem Interesse.

„Guten Tag, meine Damen!" rief ich lustig, die Stufen zur Veranda hinaufspringend. Erschrecktes Aufkreischen von rechts und links, das Rascheln steif gestärkter Sommerkleider, kaum unterdrücktes übermütiges Lachen, — das war der Willkommgruß, der mir von der Mädchenschar zuteil wurde. Die Tante erhob sich lebhaft, warf Buch und Brille fort, kam mir mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief halb lachend und halb ärgerlich:

„Der Richard! Aber Junge, warum hast du denn nicht vorher geschrieben? — Na, wenn du nur da bist! Jeden Sommer hab' ich auf dich gewartet. Und ganz unverändert, trotz des Schnurrbärtchens! Ich hab dich doch gleich wiedererkannt, Herzenskind. Wie geht's der Mutter? Aber wart', du bist ja müde und hungrig. Mädels, sorgt schnell für Kaffee! Komm, Richardchen, ich führ' dich hinauf in dein altes Dachstübchen! Es hat niemand darin gewohnt seit deinem letzten Besuch. Sogar deine Angelrute steht noch in der Ecke. Nu wasch dir schnell den Staub vom Gesicht und komm' dann gleich ins Eßzimmer!"

Ein Viertelstündchen später saß ich denn auch an dem langen Tische, an dessen einem Ende für mich in aller Geschwindigkeit ein Tischlein-deck-dich hergerichtet worden war, während an dem andern die Schülerinnen meiner Tante nähend und stickend saßen; denn es war Handarbeitsstunde, die um meiner Ankunft willen nicht verschoben werden durfte. Ich hatte eben Platz genommen, als eines von den Mädchen, ein schlankes, blutjunges Ding, aufstand, ein wenig verlegen auf mich zutrat und mir mit einem leisen „Guten Tag!" die Hand hinhielt. Erstaunt blickte ich in das hübsche, frische Gesichtchen, das von braunem, lockigem Haar umrahmt war, in die ernsten, dunklen Augen, die mich ohne Scheu anschauten, — zögernd faßte ich die kleine Hand, während mein Blick fragend zur Tante hinüberflog.

Über das Gesicht des Mädchens zog ein Schatten. „Sie erkennen mich nicht. Wissen Sie nicht mehr, daß Sie mir einmal Fische gebracht haben?"

Da kam mir die Erinnerung. „Annchen!" rief ich überrascht, „das braune Annchen vom Sandhof draußen! Wie geht es dem —"

„Ja woher kennt Ihr euch denn?" unterbrach mich die Tante verwundert; „Anna, du hast mir nie erzählt, daß du meinen Neffen schon gesehen hast!"

Die anderen Mädchen hatten die Arbeit sinken lassen und uns neugierig beobachtet, Annchen aber schritt tief errötend zu ihrem Platz zurück, ergriff ihre Näherei und stichelte stumm darauf los. Meine Tante, die hunderterlei Fragen und Berichte auf dem Herzen hatte, schien den kleinen Zwischenfall gleich wieder vergessen zu haben; sie trippelte emsig zwischen mir und ihren Schülerinnen hin und her, sprach in einem fort und kümmerte sich nicht darum, daß ich wortkarg dasaß und immer wieder verstohlen zu meiner kleinen Freundin hinübersah. Gern hätte ich nach dem Sandhofpächter gefragt, an den ich, trotz meines dem Glocken-Jochen gegebenen Versprechens, in all den Jahren kaum mehr gedacht hatte; mir war, als sähe ich die schmächtige, gebückte Gestalt wieder vor mir und als richte sich der einst so milde Blick zürnend auf mich. Doch hier vor all den andern Mädchen wollte ich Annchen nicht anreden.

„Du kannst jetzt ein bißchen in den Garten gehen oder wohin du sonst willst, Richardchen, wir haben in Küche und Stall zu tun,“ erklärte meine Tante nach einiger Zeit. Ich folgte dem Geheiß und suchte meinen alten Lieblingsplatz in der Gartenecke auf. Dort hatte ich zum erstenmal mit Annchen und ihrem „Großvater“ gesprochen. Ein wohliges Behagen kam über mich. Es tat gut, ein paar Tage lang alle Arbeit von sich zu schieben, an altbekannten Orten zu weilen, Erinnerungen aus der Knabenzeit aufzufrischen und bei all dem endlich wieder sorglos in die Zukunft schauen zu dürfen. Die Veränderung auf dem Gute gefiel mir gar wohl: diese Haushaltungsschule war doch wirklich nett und ich glaubte der Tante herzlich gern, daß sie damit schon viel Nutzen gestiftet hatte. „Meine Mädels werden alle tüchtige und sparsame Hausfrauen!“ hatte sie mir ganz stolz berichtet. Ich verglich die junge Schar, der man Gesundheit, Frohsinn und Natürlichkeit ansah, mit den Stadtdamen, die ich bisher kennen gelernt hatte, — und plötzlich stand es bei mir fest: „Ich heirate nur ein Mädchen vom Lande, am liebsten eins aus Tantchens Haushaltungsschule!“

Nach dem Abendessen wurde ein gemeinsamer Spaziergang durch Wiesen und Felder unternommen. Die jungen Mädchen gingen in zwanglosen kleinen Gruppen voraus, pflückten Blumen und sangen ein trautes Volkslied nach dem andern; ich schritt würdevoll neben meiner Tante einher, mehr auf den hübschen Gesang als auf ihre Erzählungen hörend.

„Woher kennst du eigentlich Anna Karsten?“ fragte sie plötzlich. Ich erzählte ihr, wie das alles damals gewesen war, und schloß mit der Frage, was aus dem Sandhofpächter geworden.

„Das kann dir niemand so genau erzählen wie ich, mein Junge,“ erwiderte die alte Dame; „siehst du, — ich weiß nicht, ob du's merkst, aber ich hab' mich in den letzten Jahren sehr verändert. Früher kümmerte ich mich nicht viel um das Schicksal anderer, mochte doch jeder für sich sorgen! Als dann mein guter Alter starb und ich nun so allein dastand — die beiden Kinder waren ja schon lange tot —, da war mir doch so einsam ums Herz und ich fing an, mich ein bißchen mehr nach den andern Leuten umzusehen. Na, es fand sich so manches, was ich tun konnte, um meine Einsamkeit zu vertreiben. Die Idee zu meiner Schule kam mir, als ich einmal in einem Bauernhause mitansah, wie die junge Frau ihrem fiebernden Mann eine

Krankensuppe kochen sollte und nicht wußte, wie das anfangen. Erdäpfel und Hirsebrei, ja, damit wurde sie fertig, aber etwas Besseres? Und gar die Handarbeit! — Ja also — ich sah und hörte allerlei im Dorfe und so erfuhr ich denn auch bald, wie es mit dem Sandhofe stand. Der Pächter, weißt du, der hatte meinem Manne einst mit Rat und Tat beigestanden, als wir das Gut kauften und von den andern Nachbarn als fremde Eindringlinge behandelt wurden. Und nun ging's ihm so erbärmlich, wirklich, ganz erbärmlich, sag' ich dir. In dem Jahr nach meines Alten Tode mußte er vom Sandhofe fort, weil der Besitzer ihm den Pachtzins nicht länger stunden konnte; als Bettler wollte er den Hof verlassen, nachdem er mit dem letzten Gelde den Lohn der Dienstleute bezahlt hatte. Ins Armenhaus wollte er mit der Anna. Ich bitt' dich, was sollte das Kind unter den alten, griesgrämigen Leuten? Und was sollte er selbst dort mit seinem goldenen Herzen? Natürlich ging ich zu ihm und sagte: Sandhofpächter, jetzt kommt ihr beide zu mir. Mein Alter war Ihnen Dank schuldig, den will ich jetzt abzahlen. — Weißt du, Richard, wie er mich da angesehen hat, das vergeß ich mein Lebtag nicht. So froh, so glücklich und doch so demütig! Na, du kanntest ihn ja, aber ich glaub', das war der schönste von all seinen Blicken. Dann hat er gemeint, ich solle nur das Kind nehmen, er selbst könne unmöglich das Gnadenbrot von mir empfangen, er müßte sich vor den Leuten schämen. Sandhofpächter, hab' ich da gesagt, wenn die Leute sich nicht vor Ihnen schämen, — Sie brauchen das wahrhaftig nicht! Und am andern Tag hab' ich den Wagen hingeschickt und die beiden abholen lassen."

„Gott lohn' es dir, Tantchen!" sagte ich leise, sie aber erzählte schnell weiter:

„In der ersten Zeit hat er noch dies und jenes im Garten gearbeitet, wenn ich auch tausendmal sagte, er solle sich Ruhe gönnen. Bald ist's denn auch nicht mehr gegangen. Ganz klein und zusammengeschrumpft ist er geworden, der Arme, und immer wieder hat er geklagt, daß er mir zur Last falle. Schließlich hat er fast gar nicht mehr gegessen, hat sich aber auf keinen Fall hingelegt, weil er keine Pflege annehmen wollte. Eines Morgens haben wir ihn dann tot im Bett gefunden; er muß ganz sanft eingeschlafen sein und aller Gram und alles Leid war aus seinem Gesicht wie weggewischt. Geradezu schön war er, wie er so still mit gefalteten Händen dalag. Ich hab ihn neben meinem Alten beerdigen lassen. Am Sonntag können wir ja zum Friedhof hin, damit du die beiden Gräber siehst."

„Und Annchen hast du bei dir behalten, Tante?"

„Was sollte ich denn anders tun? Sollte das Kind betteln gehn? Übrigens hätt' ich sie auch nicht mehr hergegeben, selbst wenn sie eine andere Unterkunft gefunden hätte. Es ist ein so liebes, gutes Mädel!"

Am Sonntagmorgen saßen nur vier junge Mädchen am Frühstückstisch meiner Tante, die andern waren schon am Samstagabend zu ihren in der Nähe wohnenden Eltern gegangen, um den freien Tag daheim zu verbringen. Wir wanderten alle zusammen zur Kirche und von dort auf den Friedhof. Annchen, die mir heute in dem weißen Sonntagskleide und dem einfachen Strohhütchen auf den braunen Locken noch lieblicher erschien als bisher, wand im Gehen zierliche Sträuße aus den bunten Wiesenblumen, die

ihr die Kameradinnen zutrugen, und bald waren wir alle mit Blumen beladen. Die Hitze machte sich recht unangenehm fühlbar; meine Tante war daher froh, als wir den Friedhof erreichten, und setzte sich auf die erste schattige Bank, um ein wenig zu Atem zu kommen, bevor sie die Gräber ihrer Lieben aufsuchte. Die jungen Mädchen wollten ihr Gesellschaft leisten, ich aber ging gleich nach der Seite des Friedhofes, wo ich das Grab meines Onkels wußte. Ein stattliches Marmorkreuz schmückte den Hügel, daneben aber stand im Schatten alter Trauerbirken ein schlichtes, dunkles Eisenkreuz, dessen Inschrift mir verriet, daß ich vor des Sandhofpächters letztem Ruheplätzchen stand; unter dem Namen nnd dem Todesdatum las ich: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Was ich beim Lesen des Spruches empfand, läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Gedanken und Gefühle, Selbstvorwürfe und gute Vorsätze für die Zukunft stürmten auf mich ein und ließen mich Zeit und Ort vergessen.

Die Tante und ihre Zöglinge waren herangekommen, hatten die Gräber mit den mitgebrachten Blumen geschmückt und waren dann die eine hierhin, die andere dorthin gegangen, um die Ruhestätten verschiedener Verwandten und Bekannten aufzusuchen, ich aber stand immer noch in Gedanken versunken vor dem schlichten Kreuze. Als ich endlich aufblickte, sah ich Annchen vor mir stehen; sie hatte die Hände gefaltet und sah wehmütig auf den blumenbedeckten Hügel hinab. Wortlos streckte ich ihr die Hand hin und in demselben Augenblick wußte ich, daß sie und keine andere diejenige war, die ich mir aus der Schar von Tantchens Zöglingen ins eigene Heim führen wollte, sobald sie die Backfischschuhe ausgezogen hatte.

Annchen ahnte wohl noch nichts von meinen Gefühlen; die dunklen Augen blickten treuherzig zu mir auf, während die frischen Lippen sprachen: „Wie gut Großvater doch immer war! Wissen Sie noch?"

Ich hielt ihre Hand fest. „Annchen," sagte ich fast feierlich, „möge Gott unsere Herzen mit einer gleichen Nächstenliebe erfüllen, wie der Großvater sie hatte, auf daß auch unser Grabkreuz dereinst die Inschrift tragen dürfe: Selig sind die Barmherzigen . . ."

Haydnlegende.

Von Dr. **Alfred Schnerich.**

Es war die Zeit, da die große Kaiserin Maria Theresia das Zepter führte, als ein ärmlich gekleideter Junge von kräftigem Körperbau, mit klugen, feurigen Augen, sich zur Wallfahrt nach Mariazell anschickte. Er war Sängerknabe von St. Stephan; beim Mutieren hatte seine einst sehr schöne Stimme den Wohlklang verloren und er war infolgedessen, wie es schon so geht, aus dem Sängerkonvikte entlassen worden.

Seine Habe mochten nicht viel mehr ausmachen als einen Rosenkranz, Nahrung bekam er wie die Vögel des Himmels von Obstbäumen am Wege oder auch von guten Menschen, Rast hielt er in Scheunen. Sein Gemüt aber hob sich in der herrlichen Gottesnatur immer mehr. Die dunkelgrünen Nadelwälder, überragt von den riesigen Felsbergen, erschienen ihm wie ein gen Himmel steigendes Gloria.

Nach mehrtägiger Wanderung sah er die Türme der Gnadenkirche von Mariazell im Abendsonnenschein erglänzen und innige Freude erfaßte ihn. Es war spät geworden, der lange Weg hatte ihn müde gemacht. Dennoch trat er sofort in die weiten Hallen des herrlichen Gotteshauses, das im Halbdunkel geradezu unermeßlich groß erschien. Das Ziel seiner Wünsche aber, die Gnadenkapelle, leuchtete milde im Scheine der unzähligen Lampen. Der Knabe kniete nieder vor dem silbernen Gitter des Heiligtums und verrichtete sein Gebet. Nicht um irdische Schätze flehte er zur Himmelskönigin, die vom silbernen Throne mild auf ihn herabblickte, er betete, die liebe Frau möge seinen Geist und seine Gaben stärken, auf daß er sie in ihren Dienst stellen könne: „Wenn auch meine Stimme nicht mehr imstande ist, dein Lob zu verkünden, so laß mich es zeitlebens durch meine Kunst tun."

Da erglänzte das uralte Gnadenbild in himmlischen Strahlen und dem Betenden war, als spräche eine Stimme ebenso feierlich als lieblich zu ihm: „Du verlangst viel von mir, mein lieber junger Freund! Aber da du nicht um irdische Dinge gebeten, will ich nicht nur deinen Geist erleuchten und stärken, ich will noch mehr für dich tun: Du wirst deine Geisteskräfte bis ins hohe Alter stets frisch erhalten und immer Schöneres und Vollkommeneres schaffen. Du wirst nie sterben, auch dann nicht, wenn dein Leib in hohem Alter sich auflöst. Nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch nach deinem Tode wirst du alle deine Widersacher besiegen und durch das, was du geschaffen, ein Wohltäter der Menschheit sein. Darum sei guten Mutes und ziehe hin in Frieden."

So die Himmelskönigin.

Der junge Pilger erhob sich voll Dankes und ging gestärkt von dannen. Er hat sich zeitlebens vertrauensvoll an seine Fürsprecherin gewendet und sie hat sein Gebet reichlich belohnt. Mit einem Lobespsalm an Maria ist er in die Unsterblichkeit eingegangen.

* * *

Anmerkung: Haydns Wallfahrt fand 1750 statt, also in seinem 18. Lebensjahre; er sang damals allerdings noch auf dem Chore mit, hat sich jedoch weiterhin nicht mehr als Sänger betätigt. Die Mariazeller-Messe komponierte er im Jahre 1782. Bekanntlich pflegte Haydn beim Rosenkranzbeten seine Gedanken zu sammeln. — Am 16. Mai vorigen Jahres wurde anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages des Meisters (31. Mai 1809) in Mariazell die von den Wiener Kirchenmusikvereinen gestiftete silberne Haydn-Votivtafel enthüllt und dabei die Mariazeller-Messe aufgeführt.

Terra rossa.

Von Albert Wimmer.

Lichte Wogenkämme leuchten schimmernd auf den dunklen Wellen,
Bis sie an den meeresfeuchten Uferfelsen dumpf zerschellen.
Und das Ufer düster säumend ragen starr im Mondenscheine
Die Zypressen und wie träumend flüstert es im Lorbeerhaine.

Aus des Meeres dunklen Tiefen wallt es leise, traumverloren,
Tönt es, als ob Menschen riefen tausendfach, doch fern, verworren.
Auch vom hohen Ufer dringen seltsam stille Geisterklänge,
Manchmal hallt's wie Schwerterklingen und wie ferne Schlachtgesänge.

Rote Erde, meerumflossen lächelst du in frischem Grünen,
Doch das Blut, in dich vergossen, kann dein ew'ger Lenz nicht sühnen.
Viel zu eng ist deine Fläche all dem Leid, so unermessen,
Keinen fand es, der es räche und die Toten sind vergessen.

Darum hallt in dunklen Stunden flüsternd es wie Todesstöhnen
Und den Schmerz so tiefer Wunden kann kein Frühling je versöhnen.

Umschau.

Ein Briefwechsel mit Alban Stolz. — „Sie sind mir ein Gegenstand der Freude, wie eine Höhe oder ein Waldstreif, worauf bei umwölktem Himmel ein Sonnenstrahl fällt — ein Strahl der Gnade." So schrieb Alban Stolz am 2. Juli 1859 an Julie Meineke in Berlin, die er seine „geistliche Tochter" zu nennen pflegte. War er es doch gewesen, der ihr mit Rat, Ermahnung und Gebet beigestanden, als sie, nach Wahrheit und innerem Frieden suchend, sich mit Fragen und Zweifeln an ihn gewandt hatte. Julie Meineke war eine der vier Töchter des protestantischen Gelehrten August Meineke, der von 1826 bis 1857 Direktor des Joachimstalschen Gymnasiums in Berlin war und sich durch seine tiefgründigen Kenntnisse auf dem Gebiete der griechischen Literatur einen Namen gemacht hatte. Ein edler, religiös veranlagter Charakter, folgte Meineke im allgemeinen der Weltanschauung Schleiermachers, ohne dessen unklaren Pantheismus zu teilen. „Dienet dem Herrn!" war sein Losungswort. Auch seine Gattin, Elisabeth geb. Lodemann, war von inniger Frömmigkeit beseelt, aber gleich ihm selbst von all jenen Vorurteilen gegen die katholische Kirche erfüllt, die in streng protestantischen Kreisen unausrottbar herrschen. Ganz anders stand es mit ihrer Tochter Julie, dem Liebling des Vaters. Sie hatte nach ihrer eigenen Aussage nie „einen guten, eindringlichen Religionsunterricht" erhalten, war in ihrer Jugend nie angeleitet worden, „über den eigenen inneren Zustand klar und mit Bewußtsein nachdenken zu lernen", hatte dann durch Gespräche mit ihrem älteren Bruder, einem Anhänger Hegels, allen positiven Glauben verloren und eine unbefriedigende innere Leere zurückbehalten, die sich durch äußere Tätigkeit und Regsamkeit nicht ausfüllen ließ. Als fünfundzwanzigjähriges Mädchen besuchte Julie während eines Aufenthaltes in Dresden zum erstenmal in ihrem Leben eine katholische Kirche. Der Gottesdienst rief ihr religiöses Interesse wach und blieb ihr lange Zeit von nachhaltigem Eindruck. Vier Jahre darauf weilte sie den Sommer über bei ihrer verheirateten Schwester, der Gattin des Universitätsprofessors Bergk, in Freiburg i. Br. Hier lernte sie mehrere Katholiken kennen, bekam zum erstenmal ein katholisches Buch in die Hand, und zwar Staudenmaiers „Geist des Christentums", das sie mit großem Interesse las, und stellte sich häufig zum Gottesdienst im herrlichen Münster ein. In einem ihrer Briefe gesteht sie, daß ihr während dieser Freiburger Zeit das Verständnis kam für den Unterschied zwischen dem nüchternen, unbefriedigenden protestantischen und dem feierlichen, erhebenden katholischen Gottesdienste, und daß besonders die Feier des Fronleichnamsfestes einen tief ergreifenden Eindruck auf ihre Seele machte. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin konnte sie die ihr so wert gewordenen Kirchenbesuche nicht mehr aufgeben und wohnte nun regelmäßig dem katholischen Gottesdienste bei. Um jene Zeit erhielt sie durch Verwandte „Spanisches für die gebildete Welt" von Alban Stolz und dessen „Kalender für Zeit und Ewigkeit", und die Lektüre dieser Bücher erregte ihre Seele wie noch nichts

zuvor. Es wurde ihr klar, daß jeder Mensch die Pflicht habe, für sein ewiges Heil zu sorgen, und daß sie selbst bisher so gar nicht an das Los ihrer Seele im Jenseits gedacht hatte. Zugleich machte sich ihr der Mangel einer eigentlichen Seelsorge in der protestantischen Kirche schmerzlich fühlbar, — sie wußte nicht, bei wem sie Trost und Hilfe erhalten könnte. Nach einigen Monaten schweren inneren Kampfes, während dessen ihre Seele sich in Zweifeln und Skrupeln zerquälte, entschloß Julie sich, dort Rat zu suchen, woher ihr die eigentliche Umwandlung ihres Seelenlebens gekommen war: bei Alban Stolz. Am 8. Oktober 1858 schrieb sie ihm einen ausführlichen Brief, ohne zu ahnen, daß sie damit den Grundstein legte zu einem bis zu ihrem frühen Tode eifrig fortgeführten Briefwechsel, der seit kurzem zum erstenmal zur Veröffentlichung gelangt ist.[1]) Offen gestand Julie, daß sie in Zwiespalt geraten sei „zwischen einer protestantischen Erziehung und der Erkenntnis, daß für ein tieferes, religiöses Gemüt nur allein in der katholischen Kirche Ruhe und Befriedigung zu finden ist, daß diese allein Lücken im geistigen Leben auszufüllen vermag"; Stolz möge ihr doch aufrichtig sagen, ob es Unrecht sei, die eigene Kirche zu verlassen und „der inneren unwiderstehlichen Sehnsucht" nach der katholischen Kirche zu folgen. — Stolz antwortete sofort nach Empfang dieses Briefes; er riet Julie sich noch genau zu unterrichten, empfahl ihr einige Bücher und meinte in bezug auf ihre Bedenken wegen des Übertritts: „Wenn es Unrecht ist, von einer christlichen Konfession zu einer andern überzutreten, so haben Ihre Vorfahren, welche die katholische Kirche verließen, dieses Unrecht getan; und wenn ein Protestant katholisch wird, so hebt er nur den Fehltritt seiner Vorfahren für seine Person wieder auf." — Dieser Brief wirkte beruhigend auf Julie und bestärkte sie in der Absicht, ohne rechts oder links zu schauen, den Weg zu gehen, den Gott ihr zeigen werde. Aber neue Bedenken stiegen bald genug wieder auf; unter anderm bat Julie Alban Stolz um Aufschluß, wie es denn mit dem „Verfluchen" der Eltern sei, das die Protestanten den Konvertiten vorwerfen; auch ihr Vater habe ihr davon erzählt und sie wisse, daß sie das nie über das Herz bringen würde. Nachdem Stolz ihr geantwortet, das sei „weiter nichts als eine traditionelle Lüge, womit man wahrscheinlich vom Übertritt abschrecken will", kommt Julie mit neuen Skrupeln; diesmal klagt sie über „innere Feinde im Herzen, die den Frieden stören" und sie streitsüchtig und ungeduldig gegen ihre Angehörigen machen, denn in ihrem Hause herrsche „ein Chaos von verschiedenen Ansichten"; sobald sie nur im entferntesten auf den geplanten Übertritt hinweise, erheben sich Stürme von allen Seiten, so daß sie den Schritt wohl ganz heimlich werde tun müssen. Ihr treuer Berater antwortete darauf: „Daß Ihre gegenwärtige Lage schwierig und manchmal peinlich ist, mag ich mir wohl denken, allein Gott, der Ihnen seine Gnade zum Beginn gegeben, wird Ihnen auch zur Vollendung helfen; Gott sieht Ihr Leben und Streben mit größerem Wohlgefallen an, wenn Sie durch Dornen sich winden müssen, als wenn alles glatt abläuft." — Immer offener und ausführlicher schrieb Julie über ihren Seelenzustand, ihre täglichen Beschäftigungen, ihre Lektüre, und Stolz antwortete — wenngleich seine Briefe seltener und kürzer als die ihren waren — mit freundschaftlichem Zuspruch, mit Rat oder Mahnung, hier und da wohl auch mit liebevollem Vorwurf, je nachdem, wie das Seelenheil seiner „geistlichen Tochter" es verlangte. Er forderte sie auf, ihm

[1]) Fügung und Führung. Ein Briefwechsel mit Alban Stolz. Herausgegeben von Dr. Julius Mayer, ordentlicher Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. Freiburg i. Br., Herder, 1909. 8° (VI, 271 S.) M. 2.20.

stets ausführlich von ihrem äußeren und inneren Leben zu erzählen, damit er ihr umso sicherer raten könne; sie brauche nicht zu fürchten, daß sie ihm lästig falle: „Ich bin sonst zäh im Korrespondieren, das heißt ich beantworte schwer einen Brief; bei Ihnen tue ich es aber recht gern, weil es die würdigsten Interessen des Menschenlebens angeht. Ich gelte sonst von jeher als ein Gegner des weiblichen Geschlechts; ich bin es aber nur insofern, als ich so oft bei sogenannten gebildeten Frauenzimmern die ärgste Nichtigkeit der Gesinnung und des Strebens und Treibens finde. Umso lieber ist mir jede Seele, welche wahrhaft gefunden hat und zu erheben sucht den Schatz im Acker, wovon der Heiland spricht. Sie selber kommen mir vor wie ein Tautropfen, worin die Sonne der Gnade mit mehr als gewöhnlicher Stärke sich spiegelt."

Kurz vor Weihnachten 1858 fand Julie die Kraft, ihren nächsten Angehörigen ihren Entschluß mitzuteilen; zu ihrer freudigen Verwunderung wurde diese Mitteilung schweigend aufgenommen. Bald darauf besprach sie sich mit Propst Pelldram in Berlin, der ihr auf Bitten ihres Vaters riet, doch noch einen vollständigen Religionskursus in der Töchterschule des Ursulinenklosters durchzumachen. Nun erfuhren auch die weiteren Verwandten von Juliens Absicht und damit brach ein Sturm von Vorwürfen gegen das junge Mädchen los; selbst der Vater erklärte schließlich, daß er seine Einwilligung zum Verlassen der Kirche seiner Vorfahren nicht geben könne. „Als Protestanten haben sie das Prinzip des freien Forschens", schrieb Julie an Stolz über ihre Verwandten und Freunde, „und wollen dennoch mir nicht erlauben, mich von Vorurteilen freizumachen und mir das Resultat meines freien Forschens und Erkennens anzueignen." Da Julie aber fest blieb, legte sich allmählich die Entrüstung in der Familie; besonders war es die Mutter, die den Entschluß der Tochter als ein Werk Gottes ansah, das man nicht hindern könne, und die sich sogar oft von ihr Bücher katholischer Verfasser vorlesen ließ. Aber immer noch konnte Julie den Tag ihrer Rückkehr zur Kirche nicht melden, da der Vater den Propst Pelldram gebeten hatte, ihr möglichst lange Zeit zur Überlegung zu lassen. Sie ertrug die Wartezeit mit Geduld und benützte sie zu würdiger Vorbereitung auf den heißersehnten Tag; in ihren Briefen an Stolz aber beklagt sie sich einmal, daß sie nicht so glücklich sei, als Katholikin geboren zu sein. Stolz tröstete sie damit, daß sie vor den Katholiken von Geburt einiges voraus habe: „Das eine ist das Verdienst, den Glauben frei und unter Schwierigkeiten ergriffen zu haben, das andere ist: Sie sind im Gegensatz von uns ‚Neubruchboden', weil wir von Kindheit immer alle Wohltaten der katholischen Kirche genossen haben. Es erzeugt sich leicht dadurch eine Abgestumpftheit und geringeres Entsprechen, während Konvertiten mit Verwunderung das Herrliche und Heilbringende in der Kirche auffassen und auf sich wirken lassen."

Endlich waren alle Schwierigkeiten überstanden und am 21. Juni (1859), am Namenstage von Stolz, konnte Julie mit Wissen und Einwilligung der Eltern in der Kapelle des Ursulinenklosters zu Berlin das Glaubensbekenntnis ablegen, um dann am Fronleichnamstage die erste hl. Kommunion zu empfangen. Leider ist der Brief, in dem sie hierüber an Stolz berichtete, nicht erhalten geblieben, doch läßt sich aus dem Antwortschreiben ersehen, daß sie in gehobener und glücklicher Stimmung geschrieben hatte. — Obgleich nun das Ziel erreicht war auf dem Wege, zu dem Julie des Rates bedurft hatte, so hörte der Briefwechsel zwischen ihr und Stolz jetzt keineswegs auf, sondern gestaltete sich im Gegenteil noch freundschaftlicher und herzlicher. Zu Juliens größter Freude schickte Stolz ihr bald auch die Teile seines

Tagebuches, die später als „Witterungen der Seele“ und „Reisebüchlein“ veröffentlicht wurden, erlaubte ihr, einzelne Stellen daraus abzuschreiben und gelegentlich auch der Mutter aus den Aufzeichnungen vorzulesen, was zur Folge hatte, daß Frau Meineke den väterlichen Freund ihrer Tochter achten und schätzen lernte. Auch Geldunterstützungen für ihre Schützlinge unter den Armen und Kranken erhielt Julie aus Freiburg, während sie ihrerseits unter ihren Bekannten für einen von Stolz angeregten Kirchenbau sammelte, wie sie überhaupt an allem, was sein Leben und Wirken betraf, nach Möglichkeit teilzunehmen suchte, um ihm ihre Dankbarkeit für seine treue Führung zu bezeugen.

Gegen Ende 1859 begann Julie zu kränkeln; im folgenden Jahre häuften sich die Meldungen, daß sie leidend gewesen sei und zu Bett gelegen habe, doch machte sie sich nicht viel aus ihrer Krankheit und gab ihre aufopfernde Tätigkeit in verschiedenen Wohltätigkeitsvereinen trotzdem nicht auf. Wichtiger als ihr körperlicher Zustand, den sie in ihren Briefen immer nur ganz nebensächlich behandelte, war ihr die Tatsache, daß sie am 20. Mai 1860 das heilige Sakrament der Firmung empfangen konnte und daß ihre Mutter aus eigenem Antriebe der heiligen Handlung beiwohnte und sehr erbaut und befriedigt davon war. Ein Sommeraufenthalt in Teplitz, wohin sie ihre Eltern begleitet hatte, brachte Julie Erholung und die Freude, endlich wieder in einem katholischen Lande zu sein. Befriedigt schreibt sie an Stolz, das böhmische Volk scheine recht religiös zu sein, „wenigstens ist die hiesige Kirche zu jeder Stunde, wenn Messe gelesen wird, . . . immer ganz gefüllt, die Bauerfrauen kommen sogar mit ihren Körben voll Obst, die sie zu Markt bringen, in die Kirche“. Nach der Heimkehr berichtet sie von zeitweiliger Todessehnsucht, fügt aber hinzu: „Die Gnade eines frühen Todes wird mir leider wohl nicht bestimmt sein, da ich derselben noch so wenig würdig bin.“ Ihre Demut täuschte sie. Zwar brachte der Winter keine ernstere Erkrankung und die ersten Sommerwochen, die Julie mit dem Vater abermals in Teplitz verlebte, vergingen recht leidlich, doch daheim in Berlin stellten sich Mattigkeit, Kopfweh und Husten mit blutigem Auswurf ein und vom 14. August an durfte die Kranke das Zimmer nicht mehr verlassen. Ihr letztes Schreiben an Stolz ist vom 17. desselben Monats datiert, einige Tage später ließ sie ihm durch eine Freundin über ihren Zustand berichten. Am 9. September 1861 empfing Julie mit großer Andacht die hl. Sterbesakramente und am 15. entschlief sie sanft, nachdem die letzten Tage recht qualvoll gewesen waren. Sie hatte ein Alter von 33 Jahren erreicht.

Stolz hat in späterer Zeit, wenn er von Julie Meineke sprach, mit besonderer Genugtuung betont, daß ihre Eltern und Geschwister sich auch nach Juliens Tode „in wahrhaft freundschaftlicher Weise“ gegen ihn benahmen. Es wurden einige Briefe zwischen ihm und der Familie gewechselt, er sandte seine neuen Werke an Juliens Vater und erhielt von diesem ein Bild der Verstorbenen. Am allermeisten aber freute es ihn, daß Meineke ihm bald nach Juliens Tode schrieb, seine Tochter habe in den Lehren der katholischen Kirche nicht nur die größte Befriedigung gefunden, sondern sich durch sie auch immer mehr veredelt und vervollkommnet; das habe ihn, den Vater, mit Glück erfüllt und ihn die Stunde segnen lassen, in der er seine Einwilligung zu Juliens Übertritt gegeben. W.

* * *

Aus Zeitschriften. — „Die Entscheidungsschlacht fürs Christentum wird in China auf dem Schulgebiete geschlagen werden, und wer sich darauf nicht vorbereitet, muß sie verlieren", schreibt der Steyler Missionär P. Josef Kösters in den „Katholischen Missionen" (27. Jahrgang, Nr. 11: „Der Kampf um die Schule"). Dazu müsse zunächst die noch bestehende Schulfreiheit benützt werden, um überall in den Gemeinden Elementarschulen zu gründen, um in jedem Distrikt wenigstens eine höhere Schule mit europäischen Lehrfächern zu errichten und im Anschluß an letztere auch die vorbereitenden Schritte zur Gründung einer Hochschule zu tun. Namentlich in der Hauptstadt Peking wird eine solche gebieterisch gefordert. Für die Mittelschulen sind bereits seit Jahrzehnten die französischen Schulbrüder tätig. Ihre drei Schulen in Peking zählen 250 zum Teil den besseren Kreisen angehörige Studenten und können sehr wohl den Vergleich mit den groß angelegten amerikanischen Anstalten aushalten. Auch die übrigen Kollegien der Schulbrüder, wie z. B. das St.-Josefskolleg in Ningpo, Tschekiang, sind zum Teil ganz prächtige Anstalten. Was fehlt, ist die Fortführung dieser Mittelschulen auf den Hochschulunterricht. Freilich wird augenblicklich dieser Mangel noch nicht so empfunden, weil die Regierung bis jetzt allen solchen ausländischen Anstalten grundsätzlich aus dem Wege geht und ihre Kandidaten ins Ausland schickt. Daher würden sich vorläufig schwerlich Schüler in hinreichender Zahl für eine solche Missionsuniversität finden. Aber die Zeit, da dieses Hindernis fallen wird, ist nicht fern und dann müßte die katholische Mission mit Anstalten, Lehrkräften und vorbereiteten Schülern auf dem Platze sein. Den trotz zeitweiliger Mißerfolge rüstig voranschreitenden Unternehmungen der Jesuiten in Kiang-nan, besonders in Zikawei, steht bis jetzt nichts Ähnliches in China zur Seite. — Auch die deutsche Regierung plant eine Hochschule für Chinesen in Tsingtau, eine Art Universität, verbunden mit einer vorbereitenden Mittelschule. Abmachungen mit der chinesischen Regierung sind bereits getroffen, und wenn der deutsche Reichstag die Mittel bewilligt, wird wohl mit der Durchführung begonnen werden. Mit ähnlichen Plänen sind auch die Franzosen und Russen beschäftigt und Amerika hat auf die Bezahlung der chinesischen Kriegsschuld aus der Zeit der Boxerwirren verzichtet unter der Bedingung, daß das Geld in den Dienst der amerikanischen Schulpläne in China gestellt werde. England will nicht zurückstehen und geht mit der Absicht um, in Peking eine Universität zu gründen. So muß sich denn auch die katholische Mission an erster Stelle der Schule in China widmen. Dafür müßte sie sich der ganzen Wichtigkeit dieser Aufgabe bewußt werden und in entsprechender Weise darauf vorbereiten. Geschieht dies? „In einzelnen Vikariaten," antwortet der Missionär, „die mit weitem Blick und großen Opfern die notwendigen Vorbedingungen zu treffen suchen, ja; in den meisten Missionen leider — nein, sei es, weil es an den nötigen Mitteln und Kräften fehlt, sei es auch, weil vielleicht das Verständnis für diese neuzeitliche Missionsaufgabe noch nicht recht erwacht ist."

In demselben Hefte werden unter dem Titel „Ein Brahmane über Indiens Schmerzen und Hoffnungen" interessante Aufzeichnungen eines österreichischen Offiziers veröffentlicht, der 1880 auf einer Reise nach Indien an Bord des Schiffes mit gebildeten indischen Mohammedanern und Brahmanen zusammentraf und nun ein Gespräch mit den Brahmanen mitteilt, das einen lehrreichen Einblick in die indische Volksseele und die Stimmung des indischen Volkes gegen die englische Herrschaft gewährt. Der Brahmane schilderte, wie Indien sich in Jahrtausenden der wechselnden Fremdherrschaften erwehrt habe, und kam dann zu folgendem Schlusse:

„Alle Konkurrenten in Raub, Mord und Plünderung überflügelte England. Durch die Gewalt der Waffen und den Betrug heuchlerischer Verträge fiel ein Land nach dem andern, ein Volk nach dem andern unter die grausame Herrschaft der Engländer. Endlich rang das tiefgequälte Volk gegen das Übermaß seiner Leiden und erhob sich zum bewaffneten Widerstande, der mit einer totalen Niederlage endete. Kaum 20 Jahre (im Jahre 1880) trennen uns von jener furchtbaren Katastrophe und in jeder Stunde, in jeder Minute durchzuckt Millionen Herzen die bange Frage: Was nun? Einen Organismus von Hunderten Millionen Menschen kann man niederwerfen, fesseln, berauben, aber man kann ihn nicht töten, nicht vernichten. Endlich muß und wird auch diese Episode enden. Das Nächste ist das Freiwerden von der schmachvollen englischen Herrschaft. Entweder schicken uns die Götter einen indischen Heros, einen Übermenschen, der die Kräfte der Indier zum heiligen Befreiungskampfe führt, oder wir akzeptieren auch jeden andern Ausweg. Rußland ist ein Todfeind Englands. Rußland hat eben den Sultan besiegt. Wenn heute Rußland an unsere Tore pocht, empfangen wir die Russen mit Freuden. Möge der englischen Episode auch eine russische folgen, wir sind reich genug, um auch noch die Beutesäcke der Russen zu füllen, aber die Engländer müssen fort; das ist das Allernächste, das Allerdringendste!" — Die „Missionen" meinen hiezu: „Daß die Weltherrschaft des kleinen Europa nicht von Dauer sein kann und daß der Traum dieser Völker Asiens nach voller Selbständigkeit sich früher oder später erfüllen muß, scheint ausgemacht. Wie wird sich dann das bis jetzt auf den Schultern Europas getragene Missionswerk weiter entwickeln?"

Der neue (38.) Jahrgang der „Missionen", die jetzt in veränderter, dem heutigen Geschmacke mehr angepaßter Ausstattung und mit größerem Umfange der einzelnen Hefte erscheinen, bringt gleich an erster Stelle (Nr. 1: „Ein japanischer Universitätsprofessor und das katholische Ordensleben") das interessante Urteil des Professors der religionsvergleichenden Wissenschaft an der Universität Tokio, Dr. Anezaki Masaharu, über die katholische Kirche, die ihm als „die machtvollste, vollkommenste, großartigste religiöse Organisation, welche die Menschheitsgeschichte kennt," erscheint. Er meint, daß „die Religion der katholischen Kirche schon deshalb sich für Japan besonders empfehle, weil sie mehr als jede andere das Prinzip der Autorität vertrete". Die Heiligen, allen voran der hl. Franz von Assisi, nötigen ihm hohe Bewunderung ab, die er offen eingesteht. Das Streben nach höherer sittlicher Vollkommenheit finde zumal im katholischen Ordensleben eifrige Pflege. Dr. Anezaki hat unlängst Europa bereist, speziell um das katholische Ordensleben an Ort und Stelle zu studieren, und die hierbei empfangenen Eindrücke in verschiedenen Aufsätzen und Vorträgen wiedergegeben. Sehr wohltuend berührte ihn der heitere Sinn, der frohe Mut und der kindliche Gehorsam der Mönche. Auch den Klosterfrauen und ihrem Wirken zollt er hohes Lob und mit Stolz erzählt er, daß er vom Vatikan die besondere Erlaubnis erhielt, in Rom das Mutterhaus der Franziskaner-Missionsschwestern Marias zu besuchen, die sich in Japan so opferwillig der Pflege der Aussätzigen annehmen. Auch hier fiel ihm der Geist der Freude auf, den alles im Kloster atmet. Im Kolleg der Lazaristen gefiel ihm die Herzlichkeit zwischen Lehrern und Schülern, bei den Dominikanern setzten ihn die prächtigen Schulräume in Staunen. Im Verkehr mit den Ordensleuten, unter denen er sich einzelne zu guten Freunden gemacht, sei ein bisher unbekanntes Gefühl über ihn gekommen: der Hauch einer lichten, für ihn ganz neuen Welt. „Man liest in gewissen Büchern so viel von

der Korruption der Klöster", meint er, „und hört so oft in der Unterredung derartige Äußerungen. Man tut gut daran, solchen Anschuldigungen gegenüber sich mißtrauisch zu verhalten, da sie meist von ausgesprungenen Klosterleuten stammen. Hat das Klosterleben auch seine dunklen Seiten? Mag wohl sein, aber eins ist gewiß, daß es seine lichten Seiten hat." In einem andern Aufsatze bedauert Anezaki den Verfall des einst so blühenden buddhistischen Klosterlebens und fährt dann fort: „Und doch wäre uns eine solche Lebensweise wenigstens auf einige Jahre oder auf jährlich einige Monate so nötig, und zwar, wie uns scheint, nicht bloß für die Diener der Religion, sondern auch für Weltleute. Was ich wünschte, ist, es möchten die japanischen Klöster so eingerichtet werden, daß es möglich wäre, dort ein solches Leben der Sammlung und Zurückgezogenheit zu führen."

Im „Türmer" (XII, Heft 1) plädiert Professor Dr. Berthold Haendcke (Königsberg) für „Die bildende Kunst in der protestantischen Kirche". Die jetzige nüchterne Schmucklosigkeit der protestantischen Kirchen sei ebensowenig wie die düstere Tracht der protestantischen Geistlichkeit von Luther beabsichtigt gewesen und es liege gar kein Grund vor, sie beizubehalten, wenn nicht die Furcht, „in äußeren Dingen mit den Katholiken sich zu nahe zu berühren", und der Mangel an Geldmitteln. „Sagen wir einmal klar heraus," ruft der Verfasser, „die Anteilnahme der Katholiken an ihrem Gotteshause ist eine weit persönlichere, stärkere, weil ihre Beziehungen zur Kirche und zum Kirchengebäude weit innigere sind. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe einzugehen, die in protestantischen Ländern eine unleugbare Lauheit gerade der gebildeten Stände gegen die Kirche, ich sage nicht gegen die Religion, gegen den Glauben schlechthin, erzeugt haben, — sie besteht und damit haben wir zu rechnen." Die Gleichgültigkeit gegen das Kirchengebäude könne nicht wunder nehmen: einen Ort, den man nur alle acht Tage für ein paar Stunden besuchen darf, könne man nicht mit sorgender Liebe umfangen. Ein Mittel dagegen sei die Offenhaltung der Kirchen während des ganzen Tages, wie sie in den katholischen Kirchen ganz selbstverständlich ist. Die Furcht, daß dadurch allerlei Unfug getrieben werden könne, sei grundlos: „Übersieht man denn an leitender Stelle ganz und gar, in welch hohem, beschämendem Maße die protestantischen Gemeindemitglieder den katholischen Beichtkindern gegenüber herabgesetzt werden?!" Haendcke schließt mit der Aufforderung an seine Glaubensgenossen, die Kirchen mit Kunstwerken zu schmücken und die Kirchentüren nicht mehr hermetisch verschlossen zu halten.

Eine ganze Reihe bezeichnender Fälle von „Toleranz in Dänemark" zählt Johann G. Haas (Kopenhagen) in der „Allgemeinen Rundschau" (VI, Nr. 36) auf. Nicht allein daß die Ernennung des Konvertiten Grafen Hollstein zum Ministerpräsidenten von der protestantischen Bevölkerung, unter die nur wenige Tausend Katholiken gemischt sind, und der Presse seinerzeit ohne Protest hingenommen worden sei, — es finden sich auch sonst im öffentlichen Leben Dänemarks mancherlei Beweise für echte Toleranz, an der sich manche andere Staaten ein Beispiel nehmen könnten. So wird eine Anzahl dänischer Hospitäler von katholischen Schwestern geleitet, die mit den vorwiegend protestantischen Kranken, unter welchen sich nicht selten auch protestantische Geistliche befinden, aufs beste auskommen. Ebenso schicken viele protestantische Eltern ihre Kinder in die Schulen der katholischen Klosterfrauen, „ja, es gibt Fälle, wo beide Eltern protestantisch sind und doch ihre Kinder ausdrücklich auch am katholischen Religionsunterrichte wollen teilnehmen lassen". Die Wohltätigkeitsveran-

staltungen katholischer Schwestern werden von Protestanten unterstützt und von der protestantischen Presse begünstigt. Auch sei es Tatsache, daß es anläßlich von Konversionen einzelner Familienmitglieder niemals zu Konflikten mit der Familie oder zum Abbruch freundschaftlicher Beziehungen mit ehemaligen Glaubensgenossen komme. Als markantestes Beispiel für die weitgehende Toleranz der Dänen bezeichnet Haas schließlich den Fall, daß in der mittelgroßen Stadt Naestved, die nur eine ganz kleine katholische Gemeinde hat, der katholische Geistliche Dr. Hansen in den Gemeinderat gewählt und sogar zum Vorsitzenden des Distriktrates für die zu Naestved gehörende Gemeinde St. Morten ernannt worden ist. „Und so genießen wir in Dänemark das vielleicht einzig dastehende Schauspiel, daß selbst der protestantische Ortsgeistliche sich in Schul- und sogar einigen Kirchensachen . . . an den katholischen Geistlichen zur Begutachtung und Genehmigung wenden muß, da er selbst den genannten Behörden nicht angehört."

„Ein Wort zu den Katholikentagen" spricht in den „Grenzboten" (68. Jahrg., Nr. 39) ein „Katholik", der seinen Namen nicht nennt. Seine Besprechung fußt auf der Überzeugung, daß die Katholikentage eine Einwirkung auf das öffentliche Leben erstreben und auch tatsächlich haben, es komme nur darauf an, zu untersuchen, welcher Art dieser Einfluß ist und wie die Versammlungen sich zur nationalen Betätigung der Katholiken und zum konfessionellen Frieden verhalten. Auf diese beiden Fragen lautet die Antwort seiner Meinung nach nicht befriedigend. Die nationale Betätigung komme auf den Tagesordnungen gar nicht vor und es werde nur gelegentlich in den Reden auf die gutdeutsche Gesinnung der Katholiken hingewiesen, die übliche Kaiserhuldigungsdepesche abgesandt und deren Erwiderung mit einem Hoch begrüßt. Man versäume es, das katholische Volk über seine vaterländischen Pflichten aufzuklären. Wolle man aber die Katholikentage als rein religiöse Veranstaltungen ansehen, so dürfe man auch nicht über das Verhältnis von Staat und Kirche zueinander, über konfessionelle Schulen und über alles andere, was das öffentliche Leben berührt, Reden halten und Resolutionen fassen. Was den konfessionellen Frieden betreffe, so sei es einleuchtend, daß im Deutschen Reiche Katholiken und Protestanten friedlich nebeneinander leben müssen; auf den Katholikentagen sei nun zwar die eigentliche konfessionelle Hetze offiziell verpönt und es müsse auch zugegeben werden, daß die katholischen Generalversammlungen, mit Ausnahme einiger Entgleisungen, in diesem Punkte den Vergleich mit den Tagungen des Evangelischen Bundes getrost aufnehmen können; zu tadeln sei trotzdem „die konfessionelle Absperrung", die der Verfasser nur für solche Vereine anerkennt, deren Tätigkeit füglich nur auf konfessioneller Grundlage gedeihen könne. In das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben dürfe die konfessionelle Spaltung nicht übertragen werden. „Vom erwachsenen, reifen Menschen kann man verlangen, daß er eine Glaubensgrundlage hat, die stark genug ist, um nicht von jeder Berührung mit andersgearteten Anschauungen erschüttert zu werden. Sonst ist die betreffende Persönlichkeit für das öffentliche Leben überhaupt untauglich." Die konfessionelle Absperrung werde nur zur Folge haben, daß die Katholiken noch mehr zur Seite geschoben würden und daß die Lage der katholischen Kirche in Deutschland sich verschlechtern werde.

„Politik und Religion sind zwei Dinge, die so innig mit einander verbunden und verwachsen sind, daß eine völlige Trennung beider unmöglich ist," schreibt Dr. Krueckemeyer in den „Historisch-politischen Blättern" (Bd. 144, Heft 7, „Politik und Religion"). Den Beweis für diese enge Verbindung liefere uns

nicht nur die Geschichte aller Völker und Nationen, sondern auch die tägliche Erfahrung. Die Gebote einer Religion sind bindend für alle Bekenner derselben, folglich dürfen sie auch bei der politischen Betätigung des Menschen nicht außer acht gelassen werden: die Vorschriften der Religion müssen auch vom Staate als maßgebend angesehen werden und die politische Tätigkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit darf den Geboten der Religion nicht widersprechen. Diesen Grundsatz in der Praxis durchzuführen, sei bei unsern modernen Staaten, welche Angehörige der verschiedensten Religionen und Konfessionen umschließen, oft recht schwierig, da die Gesetzgebung auf dem Prinzip der Rechtsgleichheit aller aufgebaut sein müsse. Der Liberalismus stelle zwar den Satz auf, daß der Staat sich von religiösen Rücksichten nicht leiten lassen dürfe, aber nach katholischer und auch nach gläubig protestantischer Auffassung habe der Staat außer seinem nächsten Zweck — Schutz und Förderung des einzelnen und der Gesamtheit — doch noch die Aufgabe, dem Menschen in der Erreichung seines letzten Zieles förderlich oder wenigstens nicht hinderlich zu sein. Der Liberalismus in Deutschland strebe die Trennung von Kirche und Staat an, aber nicht etwa eine Trennung, wie sie in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien besteht, wo Kirche und Staat völlig selbständig und unabhängig ihre Angelegenheiten regeln und verwalten, — sondern eine Trennung nach französischem Muster, d. h. eine Verquickung von Politik und Religion zu ungunsten der letzteren, ein Eingreifen des Staates in die Rechtssphäre der Kirche. Einer solchen Verbindung von Politik und Religion müsse man auch vom katholischen Standpunkte eine Trennung vorziehen, die der Kirche völlige Freiheit gewährleistet. Es sei aber zu unterscheiden zwischen der prinzipiellen und auch in die Tat umgesetzten Trennung von Kirche und Staat und zwischen der Haltung des einzelnen Bürgers in Berücksichtigung seiner religiösen Weltanschauung bei Ausübung seiner politischen Rechte. Die Vorschriften der Religion gelten für alle Menschen, für alle Lebensäußerungen und unter allen Umständen, sie gelten daher nicht nur für das private, sondern auch für das öffentliche Leben. So gebe es denn auch keine einzige politische Partei in Deutschland, die nicht auch die Religion in den Kreis ihrer politischen Tätigkeit ziehe, sei es im positiven Sinne, wie Zentrum und Konservative, sei es mehr negativ, wie die Parteien der Linken und von ihnen am ausgesprochensten die Sozialdemokraten. Zentrum und Konservative können sich auf dem gemeinsamen Boden des Christentums zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen, das Verlangen aber, daß im öffentlichen Wirken dieser Parteien nur die christliche und nicht auch die konfessionelle Weltanschauung zum Ausdruck kommen solle, sei für den Katholiken unerfüllbar. „Nun erhebt sich aber sofort die Frage, ob sich denn der Katholik mit Nichtkatholiken zu gemeinsamer politischer Betätigung verbinden darf. Zweifelsohne d a r f er dies. Wer das leugnen wollte, würde die Existenzberechtigung des modernen Staates in Frage stellen, denn der moderne Staat verkörpert ja die Verbindung von Katholiken und Nichtkatholiken zu gemeinsamer politischer Betätigung im ausgedehntesten Maße.“ Der Katholik dürfe sich ohneweiters mit Andersgläubigen in politischen Parteien, in Gewerkschaften usw. zusammenschließen, vorausgesetzt, daß deren Ziele und Mittel der katholischen Weltanschauung nicht widerstreiten und den Katholiken nicht zwingen, ihr zuwider zu handeln. Die völlige Freiheit zur Betätigung religiöser Anschauungen, die er auch den Andersgläubigen zugesteht, müsse ihm gewahrt bleiben.

Einer der interessantesten Persönlichkeiten unter den Humanisten des 15. Jahrhunderts, dem als Gelehrten wie als Theologen gleich bedeutenden „A b t J o h a n n e s

Tritheim", widmet E. S. vom Hoeft im „Deutschen Hausschatz" (1909, Heft 21) eine Würdigung. Johannes von dem Heidenberge, wie der Abt mit seinem bürgerlichen Namen hieß, wurde am 1. Februar 1462 als Sohn eines Winzers zu Trittenheim an der Mosel geboren. Nach dem Tode seines Vaters verheiratete sich seine Mutter von neuem, und zwar mit einem äußerst bildungsfeindlichen Manne, der den Stiefsohn in solcher Unwissenheit aufwachsen ließ, daß Johannes mit 15 Jahren noch nicht einmal lesen konnte. Da nahm sich ein Nachbar des Knaben an und unterrichtete ihn heimlich im Lesen, Schreiben und den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Mit 17 Jahren entfloh Johannes, der seinen Bildungshunger nicht länger unterdrücken konnte, aus dem Elternhause; einige Gönner ermöglichten ihm den Besuch der Schule zu Trier und der Hochschulen zu Köln und Heidelberg, wo ihn besonders das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache sowie der Physik und Chemie fesselte. Im Jahre 1482 ward Johannes während einer Ferienreise in der Nähe der Benediktinerabtei Sponheim bei Kreuznach von einem Unwetter überrascht, das ihn zwang, in der Abtei um Unterkunft zu bitten. Dieser Zwischenfall sollte für seine Zukunft bedeutungsvoll werden: das Klosterleben sagte ihm so zu, daß er sich für den Ordensberuf entschloß. Erstaunlich rasch ging es nun vorwärts, denn schon im nächsten Jahre ward der erst Einundzwanzigjährige zum Abte erwählt. Johannes bemühte sich, das Ansehen des etwas herabgekommenen Klosters in jeder Weise zu heben, und nahm sich unter anderem auch der arg vernachlässigten Bibliothek an, in welcher er nur 48 Bände vorgefunden hatte, eine Zahl, die er während der 23 Jahre seiner Abtwürde auf 2000 brachte. Keine Bibliothek in Deutschland kam nun der des Klosters Sponheim an Umfang und Seltenheiten gleich; die bisher unbekannte Abtei gelangte durch ihren gelehrten Abt bald zu Berühmtheit und wurde von Fürsten, Bischöfen, Edelleuten, Doktoren besucht und besichtigt. Johannes erfreute sich der Gunst Kaiser Maximilians und der Freundschaft vieler gelehrter und vornehmer Männer, unter denen ihm der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg besonders nahestand; anderseits aber schufen ihm seine Gelehrsamkeit und sein Ruhm Neider und Feinde im Kloster selbst, die ihm den Aufenthalt in Sponheim verleideten, so daß er 1505 freiwillig auf diese Abtei verzichtete und als Abt an die Spitze des Schottenklosters St. Jakob zu Würzburg trat. „Wohl hing ich mit ganzem Herzen an den 2000 Bänden schöner Handschriften, die ich gesammelt," schrieb er damals selbst, „wenn ich aber bedachte, daß mir der Tod ohnehin auch diese Freude rauben würde, so beruhigte ich mich." In der Stille des Würzburger Klosters, das er nur selten verließ, setzte er seine Studien und schriftstellerischen Arbeiten eifrig fort, bis der Tod am 13. Dezember 1516 seinem Wirken ein Ende bereitete. Die von ihm mit so viel Liebe und Sorgfalt begründete Sponheimer Bibliothek aber wurde von seinem Nachfolger verständnislos verschleudert; einige der seltensten Werke gelangten später in den Besitz der vatikanischen Bibliothek, wo sie noch heute eine für Forscher wichtige Fundgrube bilden.

Besondere Fürsorge für die schulentlassene Jugend beiderlei Geschlechts ist heutzutage nicht bloß in Städten und Fabriksorten, sondern auch auf dem Lande eine dringende Notwendigkeit und zugleich eine oft nicht ganz leicht zu lösende Frage. Dem Landpfarrer, der sich ja als erster mit dieser Frage zu beschäftigen hat, gibt Alois Gfall im Brixener „Priester-Konferenz-Blatt" (XXI, Nr. 6) hierüber einige Ratschläge („Die Jugendfürsorge auf dem Lande"), die sich in erster Linie auf die Fürsorge der schulentlassenen männlichen Jugend beziehen.

Vor allem müsse der Seelsorgepriester der Feiertags- oder Fortbildungsschule besondere Sorgfalt zuwenden und sie für die jungen Leute nicht nur nützlich, sondern auch interessant gestalten, damit der Besuch ein recht zahlreicher sei. Von Wichtigkeit sei es, auch die Eltern, Vorgesetzten und Lehrer auf die Notwendigkeit der Jugendfürsorge und die der Jugend in der Fremde drohenden Gefahren aufmerksam zu machen und die jungen Leute, die einen auswärtigen Dienst annehmen, zu Abschieds- und Ankunftsbesuchen im Pfarrhause anzuhalten; bei solchen Besuchen könne der Geistliche in vieler Beziehung Einfluß auf die jungen Seelen ausüben, doch habe er sich vor dem Strafpredigen zu hüten, das seine Gäste vertreiben könnte. Den Abreisenden müsse er die Adressen der entsprechenden katholischen Vereine mitgeben und in manchen Fällen sei es ratsam, sich nach einiger Zeit bei den Vereinen zu erkundigen, ob der Bursche sich bei ihnen gemeldet habe. Sehr zu empfehlen sei der briefliche Verkehr des Seelsorgers mit einzelnen seiner Schützlinge; ein freundlicher Brief des Herrn Pfarrers aus dem Heimatsdorf tue dem Jüngling in der Fremde wohl und trage dazu bei, ihn brav und rechtschaffen zu erhalten. Die Herzen der daheim bleibenden Burschen müsse der Geistliche sich auf verschiedene Art zu gewinnen suchen: hier und da ein Freischießen, eine kleine Theateraufführung, einen Gesangsabend, die Verlosung eines Abonnements auf eine gediegene Jugendzeitschrift oder sonst eine kleine Festlichkeit veranstalten, um dem jungen Volk eine einwandfreie Unterhaltung zu verschaffen; bei solchen Gelegenheiten könne er unvermerkt auf die Jugend einwirken und sie auch für ernste Beschäftigungen gefügig machen, die Gründung eines Jünglingsbundes vorbereiten, zur Teilnahme an Exerzitien auffordern usw. Wo eine Jugendvereinigung besteht, sei dafür zu sorgen, daß in das Programm, welches der Jugendpräses mit den jungen Leuten gemeinsam aufstellt, eine Anzahl von Veranstaltungen belehrender und unterhaltender Natur aufgenommen werde, so daß die Burschen eine Freude zu erwarten hätten, um derentwillen sie auch die ernsten Darbietungen gerne in Kauf nähmen. — In ähnlicher Weise könne für die jungen Mädchen gesorgt werden, denen man überdies ein Feld für äußere Betätigung (Pflege des Volksgesanges, Handarbeiten, Ausschmückung einer Kapelle, Förderung des Piusvereines usw.) anweisen könne. Mit Liebe, Gottvertrauen, heiterer Miene und „einer großen, schier endlosen Geduld“ sei viel Gutes auf dem besprochenen Gebiete zu leisten und manch fruchtbringende Saat zu säen, wenn auch derjenige, der die Saat ausstreut, oft fürchten müsse, umsonst zu arbeiten: es ist der Jugendfürsorge eigen, daß ihre Früchte oft erst später zum Vorschein kommen.

Die protestantische, auf positiv christlicher Grundlage stehende Monatsschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart“ bespricht in einer Notiz (1909, Heft 9) die sittlich-religiöse Haltung der protestantischen Zeitungen, die es einem schwer machen, daran zu glauben, daß man in einem christlichen Volke lebe. „Von der ungeheuren Menge unserer Zeitungen“, heißt es da, „sind es im ganzen nur 26 mit einer Gesamtauflage von 113.290, darunter nur 11 Tagesblätter mit einem Leserkreise von etwa 35.000, die wir als christlich bezeichnen können. . . . Die große Mehrzahl der evangelischen Christen lesen unchristliche oder religiös indifferente Zeitungen. Was aber von solchen Zeitungen ihren Lesern tagaus tagein für geistige Nahrung geboten wird, darüber wollen wir uns nicht täuschen.“ Sogar geistig höher stehende Blätter, wie z. B. die Vossische und die Deutsche Zeitung, propagieren Gedanken, die mit wahrem Christentum nichts Gemeinsames haben. Andere schänden geradezu das Heiligtum des christlichen Glaubens und suchen „an Stelle der Liebesoffenbarung

Gottes in Christus, deren Sonne wahrhaftig hell genug über uns leuchtet, Phantastereien zu setzen, die uns entweder in die Nacht des altgermanischen Heidentums oder zu den mystischen Geheimkulten des alten, untergehenden Griechentums zurückführen." Zum Schlusse wird darauf hingewiesen, daß die Katholiken viel mehr auf ihre Ehre halten: „Sie haben an 300 ausgesprochen katholische Tageszeitungen." — Daß die Presse und die schöne Literatur immer mehr verjudet, erwähnt auch Bieling in dem in Heft 10 derselben Zeitschrift enthaltenen Artikel „Die Rückkehr zum Judentum", aus welchem übrigens der Zerfall und die innere Zerrissenheit des heutigen Protestantismus recht klar wird. Wenn, wie Bieling anführt, ein jüdischer Rabbiner schreiben darf: „Das Christentum löst sich auf, es vollzieht sich die Rückkehr zum Judentum", so muß es wohl traurig genug um den Protestantismus stehen. Grund zur Behauptung von der Rückkehr zum Judentum bietet der immer deutlicher zutage tretende Zweifel so vieler protestantischer Theologen an der Gottheit Christi. Bieling meint zwar, daß man im jüdischen Lager zu früh triumphiere, mahnt aber doch: „Es gibt eine jüdische Polemik, wo ist die christliche Apologie dagegen? Für positiv christliche Theologen eröffnet sich hier ein dankbares Feld zur Arbeit. Jedenfalls sollte man bei den geistigen Strömungen unserer Tage und ihrer Rückwirkungen auf unser Volksleben und unsere Kirche das Judentum nicht aus den Augen lassen. Sein Vorstoß erschwert zum mindesten die Lage, zumal ihm genügend Kanäle offen stehen, seinen Gedanken die allerweiteste Verbreitung zu geben."

Von einer interessanten Reise, die den Zweck hatte, „Jericho und die dortigen Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft" zu besichtigen, erzählt Dr. Lamec Saad aus Jaffa im „Globus" (Band XCVI, Nr. 1). Die Reise fand im Februar statt, dem Monat, der in Palästina dem deutschen Mai entspricht. Mit der Bahn ging es in vier Stunden von Jaffa nach Jerusalem, zuerst durch Orangengärten, in denen die Früchte in der Sonne glänzten, dann durch grüne Felder mit bunten Blumen und vorüber an freundlichen Dörfchen, wo Ziegen und Schafe auf den Flachdächern der Häuser grasten, und an der Station Ramle, deren lateinisches Kloster angeblich auf dem Platze des Hauses Josephs von Arimathia stehen soll. Bald darauf tritt die Bahn ins Gebirge ein, auf dessen Höhen Beduinenzelte sichtbar sind. Nachdem der Zug das Tal Rephaim, das Schlachtfeld im Kriege Davids mit den Philistern, durchbraust hat, hält er vor Jerusalem. Am nächsten Tage setzte Dr. Saad seine Reise in einem mit drei Pferden bespannten Wagen fort, vorbei am Garten Gethsemane, durch das Tal Josaphat, um den Ölberg herum über Bethanien, wo das Grab des Lazarus gezeigt wird, zur Apostelquelle und dem „Khan des barmherzigen Samariters", und endlich hinab zur Ebene von Jericho, die sich vier Stunden weit hinzieht. Im Hotel Bellevue — der moderne Name klingt wie eine Profanation altehrwürdiger Stätten! — nahmen die Reisenden Quartier. Das heutige Jericho ist nach Dr. Saads Schilderung ein armseliges, zirka 300 Einwohner zählendes Dorf, dessen Häuser aus Schilf, Lehm, Reisig und Erde erbaut sind, das aber im Januar, Februar und März von zahlreichen Fremden besucht wird; außer den vier Hotels und den zwei Missionsanstalten gibt es dort nur noch ein paar Steingebäude; nach Arzt und Apotheke fragt man vergebens: „Wenn jemand krank ist, so legt man ihn auf das Grab des Scheiks (Dorfheiligen) auf dem Friedhofe; die Weiber stimmen dann ein Klagegeschrei an." Von den einst berühmten Palmen- und Balsamgärten Jerichos fehlt jede Spur. Das alte Jericho

lag am Fuße des düsteren Quarantanaberges, des Berges der Versuchung Jesu, auf dem heute eine Einsiedelei griechischer Mönche steht. Die Hügel, auf denen die Stadt lag, sind zuerst 1868 von dem Engländer Warren durchforscht worden; 1907 unternahm Professor Dr. Sellin, unterstützt vom österreichischen Unterrichtsministerium und von österreichischen Privatleuten, neue Grabungen und im Januar 1908 begann die Deutsche Orientgesellschaft ihre Untersuchungen, an denen sich außer Professor Sellin Regierungsbaumeister Langenegger und Archäologe Professor Watzinger beteiligten. Als Dr. Saad in Professor Watzingers Begleitung auf dem zirka 330 Meter langen und 160 Meter breiten Ausgrabungsfelde eintraf, waren dort über 200 Arbeiter, Fellachen und deren Frauen, mit den Erdarbeiten beschäftigt. Aufgedeckt sind Teile der Umfassungsmauern, ein Gebäudekomplex kanaanitischen Ursprungs, in dem man die Reste der Zitadelle zu erkennen glaubt, die Ruinen kanaanitischer, israelitischer und byzantinischer Häuser aus verschiedenen Perioden, die Trümmer eines aus Lehmziegeln erbauten Turmes, eine Straße und breite Steintreppen, die zu den Hügeln hinaufführen. Die „Elisaquelle" (2. Kön. 2, 19—22) ist, wie die Ausgrabungen erweisen, in die äußere Stadtmauer Jerichos einbegriffen gewesen; sie ist sehr kräftig, treibt eine Mühle und fließt dann durch eine Leitung in die Gärten des Dorfes. An Einzelfunden ist außer einigen Vasen, Lampen und Steingefäßen nichts Interessantes entdeckt worden. — Zur Rückfahrt nach Jerusalem wählte Dr. Saad die Gebirgsstraße, die eine prachtvolle Aussicht darbietet über den Bach Krith, an dem Elia von Raben gespeist ward, und auf das weißschimmernde St.-Georgskloster mit seinen mächtigen Stützmauern; die Straße war von zahlreichen Touristen und russischen Pilgern, Männern und Frauen, belebt. Nach etwa sechsstündiger Reise war Jerusalem wieder erreicht.

Gleich nach der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina begannen in diesen Ländern wissenschaftliche Grabungen und Sammlungen, die sich außerordentlich ergiebig gestalteten, so daß Bosnien heute eines der wichtigsten Gebiete für die Urgeschichte bildet, wie Dr. J. M. Baernreither in der „Österreichischen Rundschau" ausführt (Band XXI, Heft 2: „Die prähistorischen Funde in Bosnien und der Herzegowina"). Aus der älteren Steinzeit sind zwar keine Funde zu verzeichnen, die jüngere Steinzeit aber ist in Bosnien reich vertreten; so ist in Klakar bei Bosnisch-Brod unter anderem ein interessantes Beil ausgegraben worden, das aus Chloromelanit, einer in Europa nicht vorhandenen Steinart, hergestellt und jedenfalls asiatischer Provenienz ist, und die bekannte Fundstätte Butmir bei Ilidže hat Erzeugnisse einer fortgeschrittenen Keramik geliefert, die allgemeines Aufsehen erregten. Mannigfaltige, überaus charakteristische Fundstücke aus Stein und Ton wurden in den 1890er-Jahren in der fruchtbaren Ebene von Sarajevo entdeckt, darunter Beweise für den ausgesprochenen Zweig einer Kunstindustrie, Überreste von Arbeiten, die in der gesamten prähistorischen Bildkunst Europas nicht ihresgleichen finden. — Die reine Bronzezeit ist in Bosnien und der Herzegowina schwach vertreten, dagegen haben Grabungen auf der Hochebene Glasinac zu höchst wertvollen und eigenartigen Entdeckungen aus der sogenannten Hallstattperiode geführt. Es fanden sich auf der Ebene beiläufig 20.000 Grabhügel, von denen viele Tausende noch nicht geöffnet sind. Die Fundstücke bestehen in Waffen aus Eisen, Schmuck und Luxusgegenständen aus Bronze, in Glas-, Bronze-, Email- und Bernsteinperlen und tadellos erhaltenen Bronzehelmen, die aus den korinthischen Kolonien zu stammen scheinen. Auf dem Gebiete prähistorischer Pfahlbauten nimmt

Bosnien, Dr. Baernreithers Ausführungen zufolge, eine erste Stelle ein. Die ganze Gegend von Ripač sei in prähistorischer Zeit stark besiedelt gewesen, und zwar von Besiedelungen, die durch viele Jahrhunderte auf demselben Platze standen, verschiedene Kulturepochen durchgemacht haben und daher heute den Forschern reiches Material liefern. Außer Artefakten von Eisen, Kupfer, Bronze, Silber, Blei kommen vereinzelte römische Münzen, sehr viele Bernsteinsachen und die verschiedensten Fibelformen vor. Von großer Wichtigkeit für die Prähistorie ist die Aufdeckung der Pfahlbauten in Donja Dolina an der Save, von denen bisher nur ein kleiner Teil untersucht ist. Die Funde in diesem Pfahlbau und der zu ihm gehörigen Nekropole werden, geschickt gruppiert, ein Bild des Pfahlbaulebens geben, wie es selten zusammengestellt werden kann, und zugleich einen sozialen Einblick in jene längst vergangenen Zeiten gewähren: beweisen doch die einzelnen Fundstücke sowie die ganze Anlage des Pfahlbaus, daß damals wie heute große Vermögensunterschiede unter den Menschen bestanden haben. Zum Schluß erbringt der Verfasser den interessanten Nachweis, daß manche Gewohnheiten und Lebensformen prähistorischer Tage sich bis in die Gegenwart in der Bevölkerung Bosniens erhalten haben; so werden im Unatale noch heute Kähne aus Einbäumen benutzt oder auf den Inseln der Una Häuser auf Pfähle gestellt und einzelne Tongeräte gebraucht, die sich nur durch rohere Ausführung von den prähistorischen Fundstücken unterscheiden. Heute noch backt der bosnische Bauer sein Brot genau so wie sein prähistorischer Vorfahre: auf dem flachen Herde wird der Boden durch Feuer erhitzt, die Asche abgekehrt, der zu backende Teig darauf gelegt und mit einem besonderen, vorher erhitzten Backdeckel zugedeckt, auf welchem glühende Asche ausgebreitet wird; auch im Handwerk, im Kunstgewerbe usw. lebt in Bosnien uralte Tradition. „Der Fortschritt des Menschengeschlechts ist unaufhaltsam, aber in der menschlichen Natur liegen schwere, konservative Gegengewichte."

Denselben Gedanken äußert Dr. Emil Fischer in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" (XIII, Nr. 39), wo er in dem Artikel „Steinzeitliche Zustände bei den heutigen Rumänen" nachweist, daß der rumänische Bauer zum Teil heute noch in den Zuständen lebt, die im westlichen Europa etwa um 1500 v. Chr., also in der jüngeren Steinzeit, bestanden haben. Funde an verschiedenen Orten des Landes haben erwiesen, daß die alten Völker schon damals die Kleidungsstücke trugen, die heute noch zur rumänischen Nationaltracht gehören, z. B. die Pelzmütze, das faltige Beinkleid, die eigenartige, vorne und hinten herabhängende Schürze usw. Nach statistischen Ausweisen leben auch in der Gegenwart noch 250.000 rumänische Bauern gleich ihren Vorfahren in unterirdischen Erdhütten; die Speicher werden noch ganz nach ältester Art aus Ruten geflochten und mit Lehm beworfen; die Art des Brotbackens, die Dr. Baernreither aus Bosnien berichtet, erwähnt Dr. Fischer auch für die rumänischen Dörfer. Sogar steinzeitliche Speisen hat der rumänische Bauer bis auf den heutigen Tag nicht aufgegeben: ein Gericht aus gequellten und gekochten Weizenkörnern verwendet er bezeichnenderweise bei seinem Totenkult und die Teichmuschel, die als prähistorisches Nahrungsmittel gilt, wird von ihm ebenso gern genossen wie wildes Obst und wildwachsendes Gemüse. Gebraten wird noch ganz allgemein auf dem Rost, am Spieß oder direkt auf glühenden Kohlen und in heißer Asche. Der Arzt wird von den Rumänen noch „Zauberer" genannt, heiraten heißt wörtlich übersetzt noch „seine Schwester zur Frau nehmen". — „Wir reden hierzulande immer vom rasenden Fortschritt der Neuzeit," meint Dr. Fischer, „ja es gibt sogar manche, die ein weniger stürmisches Tempo

lieber sähen. Mögen sie ohne Sorge sein. Es äffen zwar die Städte Rumäniens mit mehr oder weniger Geschick die fremde Mode nach, der **Bauer** aber bleibt erzkonservativ, das beweist seine Gemeinsprache, seine Kleidung, seine Wohnung, der ganze Zuschnitt seines Lebens."

In derselben Zeitschrift (Nr. 41) lenkt Dr. **Gallus** die Aufmerksamkeit auf „**Die Versorgung der Alkoholisten, eine wichtige soziale Frage**". Die Antialkoholbewegung habe zwar in letzter Zeit unbestreitbare Fortschritte gemacht, auffällig gering aber sei noch immer die Zahl der Alkoholiker, die sich einer Kur unterziehen, obgleich die Erfolge solcher Kuren feststehen. Die Ursache liege zum Teil in dem Mangel an geeigneten Heilstätten, der wieder aus dem Mangel an Mitteln zu erklären sei. Es geschehe so viel zur Heilung der Tuberkulösen, zur Versorgung erblich kranker Kinder usw., dabei aber werde im Alkoholismus ein Gebiet vernachlässigt, das nicht selten die Wurzel aller anderen Übel in sich berge und auf dem unberechenbare Schätze von Volksgesundheit und Volkswohlstand zu retten seien. Es brauche ja nur darauf hingewiesen zu werden, in welchem Maße Gefängnisse, Krankenhäuser und Irrenanstalten von den Alkoholisten in Anspruch genommen werden, wie ihr Nachwuchs die Idiotenanstalten füllt, wie häufig sie eigene und fremde Unfälle verschulden. Große Summen werden in neuerer Zeit auf die Fürsorgeerziehung verwandt, — sollte es sich nicht lohnen, so fragt Dr. Gallus, einen Teil dieser Summen dazu zu gebrauchen, daß der Quell der Verwahrlosung verstopft werde? Sind doch die Fürsorgezöglinge zum größten Teil Kinder von Alkoholikern. Auf jeden Fall müsse für und auch gegen die typischen Säufer mehr geschehen als bisher; es genüge nicht, daß der Krakehler von der Straße, der Wüterich, der zu Hause alles kurz und klein schlägt, für eine Nacht in Polizeigewahrsam komme, oder daß die Krankenhäuser den Trinker für die Dauer des Deliriums beherbergen; zweckmäßiger sei schon der Aufenthalt der schweren Alkoholisten in der Irrenanstalt, in der sie längere Zeit abstinent gehalten werden, aber auch dort seien die Erfolge wenig befriedigend, weil die besondere psychische Behandlung, deren der Säufer bedarf, nicht immer ausreichend gewährt werde. Die erzwungene Abstinenz allein genüge nicht zur Heilung, wenn nicht geistige und sittliche Aufrichtung mit ihr Hand in Hand gehe. Es müssen daher Wege und Mittel zur Beschaffung spezieller Heilanstalten, deren es noch viel zu wenige gibt, gefunden werden. Von dem unheilbaren Trinker aber müsse die menschliche Gesellschaft befreit werden, ein künftiges Gesetz müsse eine energische und dauernde Verwahrung für ihn schaffen, um ihn an der Anstiftung immer neuen Unheils und an der Fortpflanzung zu verhindern. Die Trinkerfürsorge müsse überhaupt systematisch ausgebildet werden, ihre jetzige Handhabung entspreche keineswegs der Wichtigkeit, die dieser sozialen Frage für das Allgemeinwohl zukomme.

Gegner der Kirche haben wiederholt den Vorwurf gegen sie erhoben, daß sie den Tierschutzbestrebungen nicht das wünschenswerte Verständnis entgegenbringe. Diese Anschuldigung erfährt im „**Pastoral-Blatt**" des Bistums Münster (1909, Nr. 9) in einem Aufsatz über „**Tierquälerei und Tierschutz**" gebührende Zurückweisung. Aus der hl. Schrift gehe deutlich hervor, daß der Mensch das Recht habe, zu seinem Nutzen Tiere zu töten, wenn auch anzunehmen sei, daß die Menschen vor der Sündflut sich nur von Vegetabilien genährt haben (Gen. 1, 29 und 9, 3). An verschiedenen Stellen der hl. Schrift werde indirekt Mitleid mit den Tieren empfohlen, da ja auch der Herr, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt,

mit ihnen Mitleid hat (z. B. Jon. 4, 11; Matth. 6, 26; 10, 29; Prov. 12, 10); auch finden sich direkte Anordnungen für den Schutz der Tiere, man erinnere sich nur des Gebotes Gottes: „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ausruhen, damit auch dein Rind und Esel ausruhe“ (Ex. 23, 12) oder des andern: „Verbinde nicht das Maul des Ochsen, welcher auf der Tenne deine Früchte drischt!“ (Deut. 25, 4.) Eine wertvolle Ergänzung zu diesen Aussprüchen der hl. Schrift bieten die Lehren und das Leben der Heiligen; Thomas von Aquin spricht von den bösen Folgen der Tierquälerei (Summa c. gent. I. III c. 112) und im Leben so vieler Heiligen, allen voran in dem des hl. Franziskus von Assisi, finden sich zahlreiche Züge der Tierfreundlichkeit. Im Einverständnis damit lehre auch die Moraltheologie, daß es zwar erlaubt sei, die Tiere zur Arbeitsleistung heranzuziehen, zur Gewinnung von Nahrung zu töten, des Vergnügens wegen der Freiheit zu berauben und zu dressieren, zu wissenschaftlichen Experimenten zu benützen, nicht aber sie grausam zu behandeln; „wer den Tieren, die auf ihn angewiesen sind, die notwendige Pflege fehlen läßt, wer sie schonungslos ausbeutet, wer ihnen ohne vernünftigen Grund oder über das notwendige Maß Schmerzen zufügt, wer ohne jeden vernünftigen Grund ein Tierleben vernichtet, versündigt sich durch Tierquälerei“. Die Frage des Tierschutzes sei somit eine Frage von großer pädagogischer Bedeutung, auf welche schon die Jugend aufmerksam zu machen sei und welcher der Seelsorger besonders auf dem Lande Beachtung schenken müsse; dagegen sei gegenüber den „Tierschutzvereinen“, deren es in Deutschland bereits über 300 gebe, eine gewisse Vorsicht geboten: es mache sich in ihren Publikationen oft eine übertriebene und ungesunde Sentimentalität bemerkbar, namentlich werde das Seelenleben der Tiere zuweilen in einer Weise dargestellt, daß der Unterschied zwischen Mensch und Tier sich verwische. Eine solche Auffassung kann die Kirche selbstverständlich nicht gutheißen: „Die vexatio animalium darf nicht durch eine gleichfalls sündhafte indigna affectatio ersetzt werden, wie sie in unserer Zeit in den Tierasylen und Tierkirchhöfen mit kostbaren Grabmälern in grotesker Weise auftritt.“

Daß die Kremation keineswegs eine Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege ist, wie die Verteidiger der Feuerbestattung behaupten wollen, beweist Franz Jost in dem Artikel „Erd- oder Feuerbestattung und die öffentliche Gesundheitspflege“ in der „Schweizerischen Rundschau“ (IX, Heft 4). Wenn die Beerdigung sich unter Beobachtung angemessener Vorsichtsmaßregeln vollziehe, bringe sie für die Gesundheit keine Gefahren; dementsprechend seien bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch weder von älteren noch von neueren Völkern hygienische Rücksichten zugunsten der Leichenverbrennung geltend gemacht worden. Es werde nicht gelingen, durch statistische Belege den Nachweis zu leisten, daß von Friedhöfen — wenn man es nicht an der erforderlichen Pflege und Vorsicht fehlen ließ — ansteckende Seuchen ausgegangen seien. Was von den Kremationsfreunden als Beweis für die hygienische Unzulässigkeit der Erdbestattung angeführt werde, sei entweder aus dunklen Zeitfernen hergeholt und daher unkontrollierbar, oder durch Nichtberücksichtigung der elementarsten sanitärischen Vorschriften verursacht. Jost führt sodann eine ganze Reihe von Aussprüchen hervorragender Ärzte und Hygieniker an, die seine Ausführungen bestätigen; sogar eifrige Anhänger der Kremation wie Dr. Herzberg in Berlin und Dr. Gorini, einer der begeistertsten Vorkämpfer der Feuerbestattung, müssen zugeben, daß sich die Behauptung von der gesundheitlichen Gefahr der Erdbestattung nicht aufrecht erhalten lasse. (Vgl. auch

den Artikel von Stark, „Die Feuerbestattung vom gerichtsärztlichen Standpunkt", im „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik" [XXXIV, Heft 3/4], wo davon die Rede ist, daß viele kriminalistische Untersuchungen, die durch Exhumierung der Leiche angestellt werden müssen, durch die Kremation unmöglich gemacht werden, sowie die der „Umschau" entnommene Notiz in unserer Zeitschrift, X, Heft 2, S. 250.)

„Johannes Sensenschmied, ein berühmter Buchdrucker aus Eger, und seine Werke" geben Dr. Karl Siegl Stoff zu einem längeren Artikel in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" (XLVIII, Nr. 1). Die Arbeit, zu welcher der Verfasser das Material hauptsächlich aus der Wiener Universitätsbibliothek schöpfte, wirft interessante Streiflichter auf die Anfänge der Buchdruckerkunst und das rege Literaturleben, das durch sie erblühte. Über Sensenschmieds Jugend ließen sich keine näheren Angaben finden; er muß in dem Zeitraume 1422—1432 in Eger, wo sein Vater ein Haus besaß, geboren worden sein und scheint seine Lehrjahre in Augsburg verbracht zu haben, vielleicht als Schüler des Augsburger Meisters Günther Zainer von Reutlingen. Die selbständige Tätigkeit Sensenschmieds aber begann 1470 in Nürnberg, wo er der erste Buchdrucker war und auch das Bürgerrecht erwarb. Seine Gehilfen waren Heinrich Kefer aus Mainz, der vorher bei Gutenberg selbst in Dienst gewesen, und der nachmalige Leipziger Universitätsprofessor Andreas Frißner, dem vor allem die kritische Revision der zu druckenden Texte oblag. Als literarischer Berater stand dem Drucker überdies auch der berühmte Nürnberger Rechtsgelehrte Andreas Rumel zur Seite, der 1475 eine Ausgabe des codex Justinianus besorgte. Aus Sensenschmieds Nürnberger Offizin sind in der Zeit von 1470 bis 1478 vierzig Werke hervorgegangen, darunter die höchst seltene Ausgabe des Kommentars über das Hohe Lied Salomons von Johannes de Gerson, Kanzler an der Universität zu Paris, dann die älteste Ausgabe des allegorischen Kommentars Papst Gregors des Großen über Hiob, und die „Pantheologia" des gelehrten Dominikanermönchs Rainerius de Rivalto, ein Riesenwerk von zwei Großfoliobänden, das in alphabetischer Reihenfolge alles enthält, was die berühmtesten Theologen, Schriftausleger und Kanonisten vor Rivalto geschrieben. Dieses Werk, dessen zierliche und geschmackvolle Charaktere Bewunderung verdienen, wird von Sachkundigen ein musterhaftes Druckdenkmal und das schönste Erzeugnis der Nürnberger Buchdruckerkunst genannt. Überhaupt zeichnen sich Sensenschmieds Drucke, die zumeist in Großfolio erschienen, mit schönen Bilderinitialen geschmückt, durch prächtige Ausstattung aus; die größte Ehre aber machte ihm der Fleiß, den er auf die Korrektur seiner Arbeiten zu verwenden pflegte; er selbst betont in der Schlußanzeige zur „Pantheologia", er habe das Werk mit derart sorglichem Fleiße korrigiert, daß größerer kaum aufgewendet werden könne. Im Jahre 1478 verlegte Sensenschmied seine Druckerei nach Bamberg, vermutlich, weil in Nürnberg die Konkurrenz zu groß wurde. Waren dort doch inzwischen drei neue Druckereien entstanden, darunter die des Anton Koberger, die allein mit 24 Pressen täglich arbeitete und über hundert Gesellen — Setzer, Korrektoren, Drucker, Posselierer, Illuministen, Komportisten und Buchbinder — beschäftigte. In Bamberg, wo Sensenschmied ebenfalls das Bürgerrecht erwarb, scheint er sich hauptsächlich auf den Druck von Missalbüchern und Breviarien verlegt zu haben. Es entstanden in seiner Offizin, in der zeitweilig der Mainzer Ordensmann Johannes Beckenhaub als Korrektor tätig war, wieder

prächtige Meisterstücke, so das Missale ordinis S. Benedicti für den Abt Ulrich III. auf dem Michelsberge, ein Brevier für das Bistum Freisingen, das Speierer, Olmützer, Prager, Augsburger, Bamberger und Regensburger Missale, welch letzteres er im Auftrage des Bischofs Heinrichs IV. in Regensburg selbst drucken mußte, zu welchem Zwecke er seine ganze Offizin mit großem Kostenaufwand von Bamberg nach Regensburg zu schaffen hatte. Im ganzen gingen aus Sensenschmieds Bamberger Druckerei zirka 25 Werke hervor, davon als allerletztes das Bamberger Missale (1490). Bald nach dessen Vollendung muß der fleißige und hochgeachtete Meister, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Buchdruckerkunst zu Ehren und Ansehen zu bringen, gestorben sein.

Über die unkünstlerische, oft geschmacklose Ausstattung und Illustrierung der Gebet- und Andachtsbücher klagt Fritz Witte in der „Zeitschrift für christliche Kunst“ (XXII, Heft 6, „Das religiöse Buch und der Buchschmuck“). Man lasse sich die Gelegenheit entgehen, Kunst ins Leben des gewöhnlichen, ungebildeten Mannes zu tragen, dessen ganze Hausbücherei meist nur aus einigen religiösen Büchern bestehe, und man versäume es, durch künstlerischen Schmuck der Andachtsbücher für Kinder veredelnd auf die jungen Gemüter einzuwirken. Und doch gebe es Künstler genug, die mit Freuden zugreifen würden, wenn sie bei einer so dankbaren Arbeit mithelfen und der Volksseele nahetreten dürften. Auch könne man ja, falls es an geeigneten Neuentwürfen für Einband, Buchschmuck, Illustration fehlen sollte, bei den alten Meistern lernen oder sie im Notfalle kopieren. „Lange genug sind wir bis zur Übersättigung bedient worden mit der seichten, nichtssagenden Schablonenzier großer und kleiner Druckereien, und höchste Zeit wird es, daß wir alle, allen voran der Klerus, den Ruf der Kirche retten helfen, daß sie eine Hüterin der echten, wahren Kunst sein will für alle Zeiten, weil diese selbe Kunst ein nicht zu unterschätzendes Macht- und Erziehungsmittel ist, gerade in den Händen der Kirche, die nicht allein auf den Verstand, sondern vielmehr durch Herz und Gemüt hindurch wirken will.“ — Die Redaktion der Zeitschrift bemerkt zu Wittes Ausführungen, es fehle manchen Verlegern sicher nicht am guten Willen zur Inanspruchnahme tüchtiger Künstler; wenn sie trotzdem auf dem in Rede stehenden Gebiete nicht Besseres bieten, so liege das an den minimalen Preisen, zu denen sie religiöse Bücher fürs Volk liefern müssen und die sich mit den Honorarforderungen der Künstler nicht in Einklang bringen lassen. Dennoch hätte sicherlich manches Geschmacklose vermieden, manches Zutreffende erlangt werden können.

E. Gutensohn plädiert im „Pionier“ (I, Heft 12) für „Bilderbesprechung in der Schule“. Es genüge nicht, daß man die Wände der Schulzimmer mit gediegenen Bildern schmücke, man müsse die Kinder auch künstlerisch „sehen“ lehren; denn nur die wenigsten Schüler seien reif genug, um aus Kunstwerken geistigen Gewinn zu schöpfen. Interessant und verdienstvoll wäre es, meint der Verfasser, wenn recht viele Geistliche und Lehrer in dieser Hinsicht mit den Kindern Versuche anstellen und die Resultate veröffentlichen wollten. Im allgemeinen werde es sich empfehlen, über die Bilder etwa so zu sprechen, wie die Mutter es mit den Kleinen tun würde, also möglichst zwanglos und ja nicht „schulmäßig“. Einzelheiten für die Art der Besprechung ergeben sich aus der Natur des Bildes selbst und aus der Reife oder Unreife der Schüler. Bei der Auswahl der Bilder für das Schulzimmer müsse mit Überlegung vorgegangen werden, damit die Erziehung zur Kunst mit der Erziehung zum Guten Hand in Hand gehe; daher sei

in erster Linie das religiöse Bild zu beachten. Hier biete sich für den Katecheten und den Schulinspektor ein dankbares Feld zur Betätigung, das des fleißigen Anbaues würdig sei.

In einem Artikel über „Die Zukunft Österreich-Ungarns", die der Verfasser in einer an Stelle des Dualismus tretenden Trias und in der Gleichberechtigung aller Nationalitäten sieht, schreibt Walther Schücking („Süddeutsche Monatshefte", VI, Heft 10): „Es ist in weiten Kreisen des Protestantismus bis auf den heutigen Tag Sitte geblieben, das Wesen und die Bedeutung der katholischen Kirche des Mittelalters unter Gesichtspunkten zu beurteilen, wie sie das Kampfeszeitalter der Reformation geboren hat. Man spricht viel von den Ketzerverbrennungen und man verschweigt, daß jahrhundertelang die katholische Kirche die alleinige Trägerin der Zivilisation in deutschen Landen gewesen, und daß das Erzbistum Mainz, das Bonifazius 747 gründete, gerade durch die Verknüpfung mit Rom mehr für die Hebung der deutschen Kultur getan als später alle die Markgrafen, die heute in der Siegesallee stehen, wo Gottes Sonne im wahrsten Sinne des Wortes auf die Gerechten und Ungerechten von ihnen scheint." Einer ähnlichen Ungerechtigkeit wie gegen die katholische Kirche mache sich das Preußentum gegen Österreich-Ungarn schuldig. Die Geringschätzung für den habsburgischen Staat, die man sich im Jahrhundert des Kampfes um die Loslösung von dem ursprünglich übergeordneten Hause Habsburg angewöhnt habe, mache sich immer noch in Preußen bemerkbar. Man werde dabei weder den politischen noch den kulturellen Verdiensten der Donaumonarchie gerecht. Die Leistungen der Habsburger für die Erhaltung deutscher Zivilisation gegenüber dem andrängenden Türkentum zum Beispiel würden im Geschichtsunterricht der preußischen Schulen kaum erwähnt werden, wenn nicht einmal 10.000 Brandenburger im Türkenkriege mitgefochten hätten. „Erst recht pflegt sich der richtige Preuße selten klar zu machen, was unsere Dichtung und Literatur, was Malerei und Musik, was Baukunst und Schauspiel Österreich und speziell Wien verdanken, das eben doch als alte Kaiserstadt die glänzendsten Kulturtraditionen unter allen deutschen Residenzen hat." Eine Folge dieser Geringschätzung sei der Mangel an Interesse für die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns; es gebe seltsamerweise über das österreichisch-ungarische Problem mehr Bücher von Franzosen als von Reichsdeutschen. Darum habe sich des deutschen Publikums bei der Einverleibung der Okkupationsländer großes Erstaunen bemächtigt: „Das hatte man dem Kaiserstaat ja gar nicht mehr zugetraut." Die Ereignisse des Herbstes 1908 mit dem Zusammenstehen aller Parteien des Abgeordnetenhauses im Moment der Krisis und Kriegsgefahr haben bewiesen, wieviel Staatsgesinnung in der Donaumonarchie noch vorhanden sei, — „Es gibt eben eine österreichisch-ungarische Reichsidee, die zum Glück viel mächtiger ist, als der Außenstehende ahnt."

Über „Die Lage und die historische Aufgabe der Deutschen in Österreich" hat Prinz Ludwig von Bayern in seiner am 3. Oktober 1909 in Helmstadt gehaltenen Rede (wiedergegeben in der „Allgemeinen Rundschau", VI, Nr. 41) beachtenswerte Worte gesagt. Er schildert die Lage des Deutschtums, dessen Herzschlagader durch das gewaltsame Hinausdrängen Österreich-Ungarns aus Deutschland unterbunden worden sei, als eine sehr schwierige und fährt dann fort: „Was ist da zu tun? Meiner Ansicht nach bleibt den Deutschen in unserer Nachbarmonarchie nichts anderes übrig, als was allen, die nicht im Deutschen Reiche sich

befinden und mit anderen Nationen zusammenleben, nötig ist: daß sie fest zusammenhalten, eins bleiben, Streitigkeiten, die ja unvermeidlich sind, zurückhalten und sich vertragen. . . Sie müssen trachten, treue Staatsbürger und tüchtige, hervorragende Menschen zu sein, dann wird es ihnen wieder gelingen, die Stellung einzunehmen, die ihnen zukommt. Aber etwas dürfen sie nicht tun; sie dürfen durchaus nicht über die Grenzen schielen, das ist Hochverrat und Schädigung aller guten staatstreuen Deutschen in Österreich-Ungarn. Es ist auch nicht zulässig, daß von seiten des Deutschen Reiches in die Verhältnisse unserer Nachbarmonarchie hineingegriffen wird. So wie wir es uns verbitten, daß das Ausland sich in unsere Geschäfte mischt, so hat auch Österreich-Ungarn das Recht, es sich zu verbitten, daß wir hineinschauen."

„Prinz Eugenius von Savoyen" findet in der „Deutschen Rundschau" (XXXVI, Heft 2) durch Ferdinand Laban eingehende Würdigung; dabei erwähnt der Verfasser die befremdliche Tatsache, daß unsere Zeit vom Prinzen Eugen im Grunde genommen nicht viel mehr weiß, als daß er „der edle Ritter" gewesen. Von seiner Persönlichkeit zum Beispiel sei in unseren Köpfen nur ein sehr verblaßter Begriff vorhanden, während wir von Friedrich dem Großen, von Napoleon, von Wallenstein, vom Großen Kurfürsten, ja selbst von Peter dem Großen eine deutliche Vorstellung haben. In Österreich-Ungarn lebe er nicht so leibhaftig in Erinnerung der großen Menge wie Maria Theresia, Joseph II. oder Laudon. Nur in der Wiener Bevölkerung seien noch Spuren von einer lebendigen Persönlichkeitsvorstellung des großen Savoyarden zu beobachten. Auch Literatur und Kunst seien ihm gegenüber sehr spröde geblieben: es gibt nur wenige Bildnisse von ihm und unter diesen wenigen sind nicht einmal alle porträtähnlich. Die Dichter aber haben sich um ihn viel weniger gekümmert als um andere Helden. „Weshalb jenes Zurücktreten Eugens, der uns doch zeitlich gar nicht so ferne steht?" fragt Laban und er findet die Antwort in dem Umstande, daß die Weltereignisse der Eugenschen Epoche uns heute nichts mehr zu sagen haben, daß die Bewertung der damaligen historischen Ereignisse in ihrer unmittelbaren Bedeutsamkeit für die Gegenwart nur sehr gering ist. Die Geschichte der Türkenkriege, der spanische Erbfolgekrieg, Ludwigs XIV. Raubkriege — „Wir überlassen sie und den ‚Lederstrumpf' der Jugend". Nach Eugens Tode aber kamen Geschehnisse, an denen wir heute noch zehren. „Vom ersten Handeln Friedrichs an fühlen wir die lebendige Beziehung aller Ereignisse bis in unsere Gegenwart hinein. Da ist ununterbrochener Fluß der Begebenheiten und ihrer Folgen, die bis auf unsere Tage herabreichen. Dem Rückwärtsschauenden scheint Eugen mit einem Male wie in die Versenkung zu verschwinden. Es ist etwas abgeschlossen, etwas vorbei, das uns als Lebende nicht mehr interessiert. Nur ist es schade, daß darunter das Andenken an diesen großen, mächtigen und guten Menschen — wie ihn Heinrich v. Sybel nannte — zu leiden hat."

Dr. J. Wiese erwähnt in einer kleinen Plauderei in der Berliner Halbmonatsschrift „Das Weltall" (IX, Heft 24) verschiedene „Kosmologische und kosmogonische Vorstellungen der Naturvölker", die der Komik nicht entbehren. Die Australier zum Beispiel glauben, den Wind töten zu können, und versuchen es auch; die Buschmänner ihrerseits sind der Meinung, daß man den Regen nicht ärgern dürfe, und die Chinook suchen ihn durch Schießen zu vertreiben. Die Indianer sowie viele afrikanische Völker halten den Himmel für eine feste Masse, die gestützt oder durch Tiere und Geister getragen werden muß. Die

Himmelskörper, Tag und Nacht, Wind und Regen, Blitz und Donner sind belebte Wesen oder stehen mit solchen im Zusammenhang. Die Brasilianer erzählen, die Nacht habe der großen Kobraschlange gehört; als nun die Tochter der Schlange sich verheiratete, bat sie den Vater, er möge ihr etwas Nacht schenken, und der Vater schloß ein wenig Nacht in einen Tukumankern, den er den Boten übergab. Diese aber öffneten den Kern aus Neugier und die Nacht benützte die Gelegenheit, um in die Welt zu entfliehen. In den rückständigsten Schöpfungslehren wird die Welt „gemacht", und zwar von Menschen, Tieren oder vermenschlichten Naturkörpern. Dabei wiederholt sich bei den verschiedenen Völkern die Erscheinung, daß diese „Macher" Eigenschaften besitzen, die nach unserer Anschauung für verwerflich gelten, zum Beispiel List, Lüge und Betrug. Diese Erscheinung, so meint Dr. Wiese, hänge zweifellos mit der Vorstellung zusammen, daß die verschiedenen Bestandteile der Welt ursprünglich im Besitz anderer Mächte waren, denen sie erst durch List oder Gewalt entrissen werden mußten, als der Mensch ihrer bedürftig wurde. So bestehen Mythen über die Entwendung des Sommers, des Süßwassers, der Himmelslichter oder — eine der bekanntesten und verbreitetsten Mythen — des Feuers aus dem Himmel oder aus der Unterwelt.

„Farbenparadies, edle Plastik, erlesene Architektur, das ist Dalmatien mit seinen Landschaften", erklärt Joseph August Lux in „Nord und Süd" (1909, 2. Dezemberheft), wo er eine stimmmungsvolle Plauderei über „Dalmatien, das Land der Vergangenheit und der Zukunft" veröffentlicht. Aus jahrhundertelangem Vergessen beginnt Dalmatien zu erwachen, um das Land der künftigen Reisen und der künftigen wirtschaftlichen Entfaltung zu werden, wozu es durch die malerische Pracht seiner Landschaften sowie durch den Reichtum seiner Berge an Kupfer, Mangan, Eisen und Kohlen prädestiniert erscheint. Heute freilich streift noch der Bär durch die Felsenklüfte und der „Morlack", der bettelarme Bergbewohner, haust mit seinen wenigen Schafen in den Gebirgshöhlen. Die uralten Städte liegen zum Teil in Trümmern und es fehlt an Menschenkraft, um sie neu aufzubauen und zu bewohnen. Der Verfasser hat die Hauptorte Dalmatiens besucht und findet sie „scharf individualisiert, trotz der vielen gemeinsamen Züge, die ihnen unter der Herrschaft vergangener Kunst und Kultur eingeprägt worden sind". In Zara, der von einem Gürtel moderner Gebäude umschlossenen altbyzantinischen Stadt, lebt seiner Meinuug nach der Genius loci des ganzen Landes, spiegelt sich das seltsame Bild der Mannigfaltigkeit, die Dalmatien charakterisiert, nicht nur in Tracht und Sitte der Bewohner, dieses wunderbar schönen, stolzen Menschenschlages, der leider gar so wenig von Hygiene und Reinlichkeit wissen will, sondern auch in Kunst und Geschichte, die hier bewegter waren als irgendwo sonst. Die liebliche Gegend um Zara ist reich an einst blühenden, jetzt halbverödeten Ortschaften, an in Trümmern liegenden Schlössern, die noch in der Herabgekommenheit Spuren früherer Pracht aufweisen. „Königslegenden haften an allen diesen Städten und Orten des Verfalles; kroatische und ungarische Könige hielten hier Lager, Bischöfe hielten Residenz, und von venezianischer Kultur zeugt der größere Teil der Baureste", deren Zerstörung von den Greueln der Türkenzeit erzählt. — Sebenico, das in Treppen und Terrassen den Berg hinanklettert und Überfluß an Torbögen, Straßenüberwölbungen, malerischen Plätzchen, intimen Höfen hat, nennt Lux die einheitlichste, mittelalterlichste Stadt Dalmatiens. Der 1443 begonnene, aber erst im 16. Jahrhundert vollendete Dom ist von erhabener Schlichtheit in der Form; Stein und Marmor sind das Bau-

material, selbst das kunstvolle, dreiteilige Dach ist mit Stein überwölbt. In Spalato bildet der Palast des Diokletian die Hauptsehenswürdigkeit, obgleich er zum größten Teil in Schutt und Moder versunken ist. Von ihm inspiriert entstand im 12. Jahrhundert jene Architektur- und Bildhauerschule, deren Wirken sich in ganz Dalmatien nachweisen läßt, so zerstörend und ändernd die späteren Kulturen auch eingegriffen haben. — Die Läden von Ragusa vereinigen in sich den Kunstfleiß der Dalmatiner wie der Bewohner Bosniens, Montenegros, Albaniens und der Herzegowina; Stickereien, Kostüme, Schmucksachen und Metallarbeiten verschiedener Art sind da zu haben und werden von Käufern und Käuferinnen in farbenprächtiger Tracht angestaunt und ausgewählt. Alles hier ist Leben und Farbe. „Ganz Italien birgt nicht solche Wunder, wie ein Abend in Ragusa mit dem Blick auf das Meer in der Farbe des Lapis Lazuli, auf den Goldgrund des Abendhimmels und auf die weißen Mauerwälle und Türme aus der Glanzzeit der ragusäischen Republik." — Altertümlich interessant ist auch Cattaro, die herrlich gelegene, von starken Forts umgebene Festung voll venezianischer Baureste und modernen Militärlebens, welches an diesem strategisch wichtigen Punkte so in den Vordergrund tritt, daß das antiquarische Interesse zurückgedrängt wird. All diese Küstenorte des Wunderlandes Dalmatien und die ihnen vorgelagerte mehrfache Perlenschnur von Inseln müssen nach dem Ausspruch des Verfassers künstlerisch empfunden und erlebt werden, „wie man ein Stück edle Plastik, erlesene Architektur, juwelenhaft farbige Leinwand erlebt, — aus unmittelbarer Anschauung".

In einem mit „L" unterzeichneten Artikel „Der bayerische Klerus" in Nummer 20 der Zeitschrift „März" heißt es: „Wenn ich die Benediktinerklöster ausnehme, darf ich behaupten, und niemand kann mir den Gegenbeweis bringen, daß in keiner geistlichen Bücherei Altbayerns ein deutscher Klassiker vertreten ist .... Die ‚Bücherei' des altbayerischen Geistlichen befindet sich in einer Art Nachtkasten oder steht auf einem kleinen Pulte; sie besteht aus einer ‚Geschichte der Heiligen', ein paar gebundenen Kalendern, etlichen Gebetbüchern und Stingls Verwaltung des katholischen Pfarramts. Diese Bände genügen, um vor bäuerlichen Besuchern den Schein des Wissenschaftlichen aufrecht zu erhalten, und damit haben sie ihre Aufgabe gelöst. Denn der Hochwürdige hat niemals das Bedürfnis, ein Buch zu lesen ...." Diese Beschuldigungen erfahren gebührende Zurückweisung durch die Vereinigung der katholischen Buchhändler, die zirka 200 Firmen umfaßt und folgende, von den Verlegern Herder, Schöningh, Pustet, Meyerhoff, Huber und Bader unterzeichnete Antwort auf jenen Artikel veröffentlicht: „Eine Reihe süddeutscher Tagesblätter hat diesen Schmähartikel auf den bayerischen Klerus bereits unter Anführung zahlreicher Gegenbeweise zurückgewiesen. Es liegt uns deshalb auch fern, uns gegen diese frivolen Behauptungen in ihrem Wortlaut zu wenden; denn es gibt wohl selbst unter den Lesern des ‚März' keinen, der sie für wörtlich wahr nehmen wird. Aber sie könnten trotz ihrer handgreiflichen Unwahrheit, zumal wenn sie auch vom katholischen Buchhandel widerspruchslos hingenommen würden, bei manchen harmlosen Lesern den Glauben erwecken, daß die bayerischen katholischen Geistlichen wirklich literatur- und bildungsfeindlich seien. Demgegenüber müssen wir aus langjähriger geschäftlicher Erfahrung feststellen, daß der bayerische, wie der deutsche Klerus überhaupt, zu den besten Bücherkäufern gehört und daß zahlreiche Verlagsunternehmungen, auch solche nichttheologischen Charakters, ohne den Absatz unter dem Klerus geradezu undurchführbar wären. Manche Sortimentsbuchhandlung würde ohne die Kundschaft der Geistlichkeit überhaupt nicht bestehen,

manche andere nur schwer sie entbehren können. Auch kauft der katholische Klerus nicht bloß katholische Literatur, sondern auch solche, sowohl wissenschaftliche wie belletristische, die seiner Weltanschauung entgegengesetzt ist, um durch eigenes Studium zu ihr Stellung nehmen zu können. Den ‚Simplizissimus' freilich und seinen Bruder ‚März' dürfte man leicht vergeblich in den sonst recht reichhaltigen Bibliotheken der Geistlichen suchen. Dafür können aber nicht wenige Mitglieder auch des bayerischen Klerus ihrer Bücherei namhafte Werke ihrer eigenen Feder einverleiben, durch die sie ihren ‚kulturfördernden Aufgaben' jedenfalls besser gerecht werden, als ‚Idealisten' von der Art des Herrn ‚L' mit solchen Verleumdungen. — Mit dem übrigen Inhalt dieses unerhörten Schmähartikels uns zu befassen, haben wir keine Veranlassung. Nur das eine sei festgestellt: Entweder hat der Korrespondent des ‚März' nie mit katholischen Geistlichen zu tun gehabt oder er hat seine Behauptungen erhoben wider besseres Wissen." — Da der Buchhändler tatsächlich die beste und zuverlässigste Auskunft über die angebliche Literaturfeindlichkeit des Klerus erteilen kann, verdient diese klare und bündige Zurückweisung einer bösartigen Verleumdung den Dank der ganzen katholischen Welt.

Gelegentlich der Besprechung einiger neuer Romane stellt Franz Herwig im „Hochland" (VII, Heft 1) an den Kritiker die Forderung, er müsse die Kunst lieben und kennen. „Er muß ein Jahrzehnt willig und demütig ihre Erscheinungen studieren, ehe er es wagen darf, Urteil zu sprechen. . . . Auch unerbittlich muß er sein. Keine gute Absicht darf ihn beschwichtigen, keine elegante Form ihn bestechen. . . . Wo er aber Begabung spürt, muß er sie hegen. Denn der Tüchtigen sind so wenige." — Niemand wird diese Forderungen ungerecht finden; ebenso muß man anerkennen, daß einzelne Ratschläge, die Herwig im Laufe seiner Besprechung den katholischen Schriftstellern gibt, gehört zu werden verdienen, — im Irrtum aber scheint der Verfasser sich zu befinden, wenn er zum Schluß, nach einer zum Teil recht günstigen Kritik des Romans „Mariano Torrent" von Henry Wittmann und scharfem Tadeln des Kraneschen Buches „Starke Liebe", meint: „Mir scheint überhaupt, als wenn unsere katholischen Autoren sich von gutgemeinten Ratschlägen in ein Extrem jagen lassen" (indem sie sich nämlich an „Probleme" heranwagen). Falls mit den „gutgemeinten Ratschlägen" auf die Belehrungen angespielt werden soll, die den katholischen Schriftstellern in letzter Zeit von gewisser Seite sehr freigebig zuteil werden, so muß daran erinnert werden, daß Freiin v. Krane für die „Starke Liebe", die laut Keiter bereits 1902 entstanden ist, sich diese Ratschläge unmöglich zunutze gemacht haben kann. Ferner tadelt Herwig bei den besprochenen katholischen Romanen (zu denen er irrtümlicherweise auch „Stern des Niederganges" der Protestantin M. v. Oertzen rechnet), daß sie nirgends die katholische Weltanschauung ihrer Autoren verraten; „der katholische Geist mit seinen unendlich vielen Äußerungen bewegt doch so oft unser Leben, weshalb nicht im Roman?" — Es ist schwer, den Herren vom „Hochland" etwas recht zu machen! Bisher warfen sie jedem Autor, der seiner katholischen Weltanschauung, seinem religiösen Empfinden in seinem Werke deutlichen Ausdruck gab, unkünstlerische Tendenzmacherei vor, — nun aber wird der Spieß mit einemmale umgedreht! — Etwas merkwürdig klingt auch der folgende Satz: „Meinen die katholischen Autoren aber, daß sie nur ängstlich jedes Wort vermeiden müßten, was auf eine katholische Gesinnung hindeutet, um nur ein Schriftsteller nach unserem Herzen zu sein?" Darauf ist wohl die

Gegenfrage gestattet: Meint der Verfasser wirklich, daß unsere Autoren kein anderes Streben kennen, als Schriftsteller „nach dem Herzen" gewisser Kritiker zu sein?

* * *

Aufruf zur Errichtung eines Sankt-Klemens-Hofbauer-Denkmales in Mariazell. — Unsere Zeit ist dankbar. Denkmale aus Erz und Marmor errichtet sie den Helden des Geistes und der Tatkraft. Aber tiefer noch als der gewaltigste Gedanke wirkt das lebendige Beispiel, die schöpferische Liebe, jene Liebe, die nach dem Worte des Apostels selbst herrlicher ist als der Glaube, der Berge versetzt.

Selig das Jahrhundert, das einen hl. Antonius, einen hl. Franziskus, einen hl. Vinzenz schauen, ihre Worte hören, ihren Schritten folgen durfte! Selig aber auch wir, die Epigonen jenes liebenswürdigen Heiligen, der vor hundert Jahren in schwerbewegter Zeit einer der unermüdlichsten Ruderer am Schifflein der Kirche war. Sankt Klemens Hofbauer! Apostel Österreichs! Kein heiligerer Schatten kann aus den Tagen des furchtbaren, von Westen her einbrechenden Umsturzes, aus den lähmenden Kriegsschrecken der napoleonischen Zeit und ihrer verstörten Geister heraufbeschworen werden als der bescheidene Ordensmann, den unsere heilige Kirche in den letzten Tagen mit der höchsten Würde, dem Diadem der Heiligkeit gekrönt Freudig war das Herz von Österreich gehoben, als es diese Kunde traf. Unser frommes, treukatholisches Land hat einen neuen Heiligen hervorgebracht! O, daß er noch lebte! O, daß wir ihn schauen dürften in seinem schlichten Talar, mit dem sonnigen Leuchten seiner treuen Augen und dem Kinderlächeln, der in sich verklärten, Gott hingegebenen Seele! Und da fuhr es uns zündend durchs Herz: was gewesen ist für das irdische Leben verloren, aber die hl. Kunst, diese strahlende Tochter des Himmels, kann uns sein teures Bild zurückrufen, kann ihn, den unser körperliches Auge nicht mehr schauen durfte, vor das Auge des Geistes zaubern, kann ihn unter uns stellen, wie er lebte, wandelte und sann.

Ein Denkmal dem hl. Klemens Hofbauer!

Er, der Tausenden ein Tröster war, wo fand er selbst Trost in den Sorgen, Beschwerden und erdrückenden Lasten seines Lebens? Zu den Füßen der Patrona Austriae, — in Mariazell! Er, der Tausende auf die Bahn des Guten führte, sie in Schwanken und Zweifeln erhob und erleuchtete, wo pilgerte er hin, wenn die Flugkraft seiner Seele erlahmen wollte und er umsonst in mannigfachen Nöten die Hand nach einem Helfer ausstreckte? — Nach Mariazell. Das fromme Herz, der begeisterte Blick, der sich so gern zur Gnadenmutter im uralten österreichischen Reichsheiligtum hob, von welcher Stätte aus wird er freudiger auf den Gläubigen ruhen, als von dem großen Pilgerziele aller österreichischen Völker, von Mariazell?

Auf darum, ihr alle, die ihr Maria und ihren großen Heiligen kindlich liebt, weihet euer Scherflein dem Zustandekommen dieses herrlichen Werkes, auf daß gar bald die überlebensgroße Statue des österreichischen Heiligen sich vor dem österreichischen Reichsheiligtum erhebe! Mit der Linken auf der Brust das Kreuz haltend, mit der Rechten liebevoll einladend auf Österreichs größtes Heiligtum hinweisend, wäre diese gewaltige Statue nicht nur ein Zeichen des noch immer frisch pulsierenden katholischen Lebens in Österreich, sie wäre noch mehr für alle Zeiten eine stumme, aber eindrucksvolle Predigt für alle, die sich dem Heiligtum nähern. — Könnte ein österreichisches Katholikenherz für einen schöneren Gedanken erglühen als für den, zur Verherrlichung des treuen Freundes, Lehrers und Vaters unseres Volkes beitragen zu dürfen

Fast ebenso zerrüttet sind unsere Zeiten, als es das vorige Jahrhundert war; aber im Himmel oben ist uns ein eifriger Fürbitter erwacht! Möge bald sein heiliges Standbild lächelnd und verheißend von dem Gnadenorte auf uns niedersehen, wenn wir zu ihm aufrufen: „Heiliger Klemens, bitte für uns!"

Erz. Dr. Michael Napotnik, Fürstbischof, Marburg. — Dr. Wenzel Frind, Weihbischof, Prag. — P. Heinrich Abel S. J., Wien. — Graf Egbert Belcredi, Neutitschein. — Baronin M. Bronn-Czernin, Wien. — Josef Ecker, Domkapitular, Laibach. — Dr. Anton Grießl, Dompropst, Graz. — Dr. Josef Hutter, Provikar der Diözese Trient. — Severin Kalcher, Abt, Mariazell. — Jakob Kapusta Domkapitular, Brünn. — Gräfin Elisabeth Kinsky-Wilczek, Wien. — Prinzessin J. Lobkowitz-Palffy, Wien. — Anton Mauß, Kirchendirektor, Wien. — Johann Mayböck, Domkapitular, Linz. — Graf Karl Montjoye, Wasserburg, Steiermark. — Dr. Gustav Müller, Domkapitular, Wien. — Dr. Josef Porzer, Vizebürgermeister, Wien. — Dr. Kaspar Schwarz, kaiserlicher Rat, Wien. — Gräfin F. Sternberg-Larisch, Castolowitz, Böhmen. — Dr. Anton Stojan, Propst und Reichsratsabgeordneter, Kremsier. — Dr. Stanislaus Walcziński, Dompropst, Tarnow. — Josef Wild, Kommerzialrat, Wien. — Josef Winkelhofer, Propst, Krems. — Gräfin M. Zichy-Metternich, Wien.

Spenden werden in der Redaktion des „Mariazeller Glöcklein", Wien I, Seitenstettengasse 5, entgegengenommen und im „Mariazeller Glöcklein" bestätigt.

* * *

Aus der Lackenbacherschen Stiftung ist eine Prämie von 800 Kronen für die beste Lösung nachstehender biblischer Preisfrage zu vergeben: „Die Jenseitsvorstellungen im Buche der Psalmen". Beizufügen ist ein genaues Verzeichnis der benützten literarischen Hilfsmittel und ein alphabetisches Sachregister. Die Arbeit (lateinisch oder deutsch, ersteres jedoch bevorzugt) soll sich im Sinne der Enzyklika „Providentissimus Deus" als gediegen erweisen und zum Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung beitragen sowie ersehen lassen, ob der Verfasser in jenen Sprachen versiert ist, deren Kenntnis zu einem gedeihlichen Bibelstudium unerläßlich ist und zu deren Erlernung der Lackenbachersche Stiftbrief aneifern will. Die Bewerbung steht jedem ordentlichen Hörer der theologischen Fakultäten in Wien, Prag (deutsche und böhmische) und Budapest und jedem römisch-katholischen Priester in Österreich-Ungarn offen mit Ausschluß der Universitätsprofessoren. Die Konkurrenzarbeiten sind an das Dekanat der theologischen Fakultät der k. k. Wiener Universität spätestens bis zum 15. Mai 1911 (anonym, mit einem Motto versehen, in Begleitung eines versiegelten Kuverts, das außen das gleiche Motto, innen Name und Adresse des Verfassers enthält) einzusenden. Die preisgekrönte Arbeit ist mit den Änderungen, Zusätzen und Verbesserungen, welche die Zensurkommission nahegelegt oder bestimmt hat, in Druck zu legen. (Pauschalsumme 400 Kronen ö. W.) Es ist erwünscht, daß die Arbeiten nicht gebunden und nur auf einer Blattseite geschrieben eingereicht werden.

Wien. Von der k. k. n.-ö. Statthalterei.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Fig. 1. En-Nahr von Nordwesten.

Fig. 2. Ma' Razjân von Südosten.

Fig. 4. Ḫ. Kornûb von Osten.

Fig. 8. Im Zelte des Halbnomaden.

Fig. 5. Ḫ. Kornûb von Süden.

Fig. 6. Ḫ. Fênân. Vom römischen Turme gegen Nordwesten.

Fig. 3. ʻAjn Ḳdejs von Osten.

Fig. 7. Ein Beduinenzelt.

Fig. 9. Reitkamele.

✝

Während dieses Heft der „Kultur“ eben ausgedruckt wird, überrascht uns schmerzlich die betrübende Nachricht von dem Ableben des ersten Präsidenten der Leo-Gesellschaft

Dr. Josef Alex. Freiherrn v. Helfert

(gestorben am 16. März 1910).

Ein Greis von 90 Jahren, doch an geistiger Schaffenslust und Schaffenskraft noch ein Jungmann zu nennen, mitten aus der Arbeit und aus Arbeitsplänen heraus, so schied er von uns. Noch am 2. März hatte er der Festversammlung präsidiert, welche die Leo-Gesellschaft zur Erinnerung an den hundertsten Jahrestag der Geburt Leos XIII. veranstaltete, — zwei Wochen später, und sein Geist weilt bereits im ewigen Jenseits. Helfert war ein ganzer Mann. Ein Mann der unverdrossenen Arbeit und der treuen Pflichterfüllung. Ein Mann von geradem Sinn und ohne Hehl. Ein Mann, empfänglich für alles Rechte und begeisterungsfähig für alles Gute. Ein Mann voll Liebe für sein Österreich und voll Hingebung für seinen Kaiser. Sein Geist erschloß sich für alles Wissenswerte und Schöne; ein hochbetagter Greis, wußte er zu lernen mit der Lernbegierde eines Jünglings und mit der Bescheidenheit, die das Kennzeichen des Weisen ist. Er war ein aufrichtiger und treuer Freund seinen Freunden. Und mehr als alles das: er war ein treuer Christ. Sein Glaube war ihm heilig und dessen Bekenntnis in Wort und Leben erachtete er für seine oberste Pflicht. Was Helfert der Wissenschaft geleistet, vor allem der Geschichte, davon werden diese Blätter noch zusammenfassend berichten. Sein Wirken als Staatsmann hat er selbst in seiner köstlichen Schlichtheit und Bescheidenheit in dieser Zeitschrift geschildert. Der Leo-Gesellschaft stand Helfert seit ihrem Bestehen als Präsident vor. Er war einer ihrer Gründer und blieb ihr unermüdlicher Förderer. Solange und soweit seine Kräfte und seine Zeit es ihm gestatteten, fehlte er bei keiner ihrer Veranstaltungen. Helferts Name bleibt uns in immerwährendem dankbaren Gedenken; sein Wirken und Walten ist uns vorbildlich für alle Zeit.

Er ruhe in Gottes Frieden!

Leo XIII. in der Geschichte.[1]

Von **Dr. Ernst Tomek.**

Als die Ereignisse des Jahres 1870 dem vatikanischen Konzil ein vorzeitiges Ende bereiteten, als der Protest des Papstkönigs ungehört verhallte, in Österreich die Gesetzgebung in scharfer Wendung vom Konkordat ablenkte, in Deutschland der Kulturkampf tobte, während jenseits des Rheins das zweite Kaiserreich in den Staub sank, da soll Pius IX. öfters gesagt haben: „Es ist Zeit, daß ein anderer mich ablöst". Nicht als ob ihm vor der Zukunft der Kirche gebangt, der Mut zum Ausharren gefehlt hätte — war es doch eine Zeit des Aufschwunges für die Kirche, wir brauchen nur an ihre innere Kräftigung zu denken, an die allgemeine Begeisterung der Katholiken für Pius —, aber er glaubte trotzdem, daß ein Wechsel auf dem Stuhle Petri von Vorteil sein könne. Er hinterließ seinem Nachfolger in den Lehrsätzen des Vatikanums ein mächtiges Bollwerk gegen die modernen Feinde, in der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit eine sichere Waffe, im Syllabus eine für Freund wie Feind unübersteigliche Mauer. Und doch! Gerade diese autoritativen Enunziationen waren es, die viele der Besten kopfscheu gemacht, die Außenstehenden noch weiter entfernt, die staatlichen Regierungen entfremdet hatten. Die Welt stand eben damals ganz im Banne des Liberalismus, dieses echten Sohnes der französischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts und der Revolution, der durch seine Scheinideale auch edelgesinnte Gemüter anzog. Man hoffte also auf die Zukunft und versprach sich, daß ein kommender liberaler Papst die Scheidewand zwischen der Kirche und der modernen Kultur niederreißen und beide Faktoren miteinander versöhnen werde.

Als der neunte Pius zu Beginn des Jahres 1878 die Augen schloß, wählte das Kardinalskollegium mit raschem Entschluß den fast 70jährigen Kardinal Pecci, der bereits als Delegat von Benevent und als Nuntius in Brüssel Beweise von seinem staatsmännischen Geschick gegeben, als Erzbischof von Perugia sich als eifrigen und streng kirchlichen Bischof gezeigt hatte, ohne zur konservativen Partei im Kollegium zu gehören, so daß man wohl rechnen konnte, er werde imstande sein, die klaffenden Risse zu schließen. Auf die Frage des Kardinaldekans, welchen Namen der Neugewählte von nun ab führen wolle, gab dieser den Namen Leo an, wohl in Erinnerung an Leo XII., den Papst, den er als Jüngling so bewundert hatte. Leo XII. hatte als

[1] Am 2. März 1910 feierte die Leo-Gesellschaft den 100. Geburtstag Leos XIII. durch eine Festversammlung, in welcher der obenstehende Vortrag sowie die beiden folgenden gehalten wurden.

erster unter den Päpsten einerseits die Macht der katholischen Bewegung des XIX. Jahrhunderts, anderseits die gefährlichen Nebenströmungen erkannt, die unter dem Schein von Liberalität sich eindrängten; in die Politik hatte sich Leo XII. nur gemischt, wenn es den Frieden zwischen Staat und Kirche galt, Nichtkatholiken, wie zum Beispiel dem Zaren Alexander I., war er sehr freundlich entgegengekommen. So bedeutete also der Name Leo für Pecci ein Regierungsprogramm, und das Programm ward durch Leo XIII. zur Tat.

Alle, die sich schon heimlich auf den Kontrast zwischen Pius und Leo freuten, wurden enttäuscht, als sie sehen mußten, daß der neue Papst kein i-Tüpfelchen vom Syllabus hinwegnahm, daß die ständige Forderung einer Versöhnung des Papsttums mit dem Fortschritt, dem Zeitgeist, von Leo durchaus nicht in der Weise erfüllt wurde, daß er sich den modernen Ideen einfach unterwarf. Der Papst, Staatsmann und gelehrter Humanist zugleich, kannte sehr wohl die berechtigten Postulate der wahren Kultur an die Kirche, mochte sich aber auch an dem Beispiel der Päpste des XV. Jahrhunderts der Folgen klar werden, die sich aus der allzugroßen Hingabe an die Zeitideen ergeben.

Durch diese Gedanken erscheint Leos Kirchenpolitik bestimmt. Indem er einerseits auch das kleinste Kompromiß mit den Zeitideen verwarf, das den Glaubenslehren der Kirche und den damit grundsätzlich verbundenen Einrichtungen widerstreben, das Heil der Kirche gefährden hätte können, zeigte er da, wo es ihm nur immer möglich war, ein Entgegenkommen, eine edle Liberalität, die ihm wirkliche Erfolge sicherte. Diese Bereitwilligkeit zu einem innigen Bündnis zwischen der Kirche und dem wahren Fortschritt zu zeigen, hatte Leo in seinem Verkehr mit den einzelnen Staaten reichliche Gelegenheit, seine entgegenkommende Nachgiebigkeit konnte er gegenüber den von Rom getrennten Kirchen betätigen.

Die Arbeit wurde ihm wahrlich nicht leicht gemacht. Als er den Stuhl Petri bestieg, hing ja wohl der katholische Erdkreis mit einer seltenen Innigkeit an Rom, aber die Regierungen verhielten sich sämtlich kalt und fremd. Indeß überwand Leo durch seine alles bezwingende, warme Liebe und duldende Langmut manche Schwierigkeit, indem er nicht aufhörte, sich schriftlich an die Häupter der Regierungen zu wenden. So hat sein Schreiben, in dem er dem Deutschen Kaiser seine Thronbesteigung anzeigte, auf den machtbewußten protestantischen Herrscher einen gewinnenden Eindruck gemacht.

Aber auch in großen Rundschreiben sprach Leo unermüdlich über das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Staat: von den zwölf größeren Rundschreiben, die er bis 1888 erließ, beschäftigte sich ein Drittel mit dieser Frage. Die bedeutendste Enzyklika Immortale De vom 1. November 1888 sollte am meisten zur Klärung und Orientierung über die päpstliche Politik beitragen. Ausgehend von der Tatsache, daß die Kirche die Mutter aller wahren Kultur sei, in der Neuzeit aber entgegengesetzte Normen sich breit machten, stellt der Papst Staat und Kirche vergleichend gegenüber: ersterer habe seinen Ursprung in Gott, daher leite sich die Gewalt der Fürsten nur von Gott ab, sie sei auf ihn angewiesen, daher der Staat auch verpflichtet, Gott die Ehre zu geben. Die Kirche hinwieder sei eine Vereinigung, die sich auf das ganze Menschengeschlecht erstrecke und in Verfolgung ihres übernatürlichen

Zweckes ganz selbständig sein müsse. Staat und Kirche seien also in den ihnen zustehenden Gebieten von einander unabhängig, trotzdem sei namentlich wegen der im beiderseitigen Interesse liegenden Materien ein Zusammengehen für beide förderlich.

Das waren Leos XIII. oberste politische Leitsätze. Er war aber weit davon entfernt, an ihnen starr festzuhalten. Denn wenn er auch die von ihm postulierte Verbindung von Staat und Kirche als das ideale Ziel anstrebte, so war er dennoch liberal, wenn es sich um die Bestimmung der beiderseitigen Grenzen handelte. Um höherer Güter und um des Friedens willen verzichtete er zum Beispiel in der südamerikanischen Republik Kolumbia auf die kirchliche Gerichtsbarkeit über den Klerus, gestand er in Preußen die Anzeigepflicht der Bischöfe für die Pfarreien zu, ja er ging so weit, daß er sogar die Trennung von Kirche und Staat als möglich anerkannte, wenn dieser Zustand nicht wie in Frankreich künstlich herbeigeführt sei, sondern wie in Nordamerika aus der Geschichte des Landes erwachse.

Nur in zwei Ländern hat Leos Weisheit und Friedensliebe versagt: in Italien selbst und in Frankreich.

Für das italienische Nationalkönigtum bedeutete ja die Vernichtung der päpstlichen Territorialherrschaft eine Existenzfrage.

Doch sogar da ließ sich Leo XIII., selbst als alle Einigungsversuche und Proteste wirkungslos geblieben waren, zu großen Zugeständnissen herbei, um wenigstens das religiös-kirchliche Leben zu erhalten. Dafür mußte er zusehen, wie die Regierung den Namen Jesu von den Portalen der Gebäude ausmeißeln, das Kreuz vom Kapitol schlagen ließ, wie sich das päpstliche Rom in eine moderne Großstadt verwandelte, in der das Papsttum nur geduldet war, während infernaler Kirchenhaß und Sittenlosigkeit sich breit machten. Als zu den drei großen Jubelfesten Leos, zum 50. Jahrestage der Priesterweihe (1887), zum 50. Gedenktage der Bischofsweihe (1893) und zum Papstjubiläum (1903) sämtliche europäische Herrscher gratulierten, da blieb nur der italienische König fern, und als der russische Zar zum Präsidenten für die Friedenskonferenz in Haag den Papst als den berufensten Friedensstifter, als den liebenswürdigsten Monarchen der Welt vorschlug, hat nur Italien den Plan vereitelt.

Ebensowenig glücklich war Leo in Frankreich, wo die Loge seit 1876 auf die gewaltsame Trennung von Kirche und Staat hinarbeitete. Keiner anderen Regierung ist Leo weiter entgegengegangen: er hat die Republik ohne Vorbehalt anerkannt, den Katholiken Gehorsam befohlen, er ist sogar für die Staatsschulen eingetreten. Um jeden Grund der Feindseligekit zwischen den Machthabern und den Katholiken zu beseitigen, verbot er dem Klerus und der katholischen Presse eine Einmischung in das Parteiwesen und rief sowohl Bonapartisten, Orleanisten als Legitimisten zur Einigung auf. Daß seine Kraft indes den Bruch nur aufschieben, nicht ganz verhüten konnte, das liegt heute vor unser aller Augen.

Nicht minder klar aber steht der schönste kirchenpolitische Erfolg Leos heute vor uns, jener Sieg, den die Katholiken Deutschlands unter seiner Führung errangen.

Während noch die im Januar 1878 durch den Münchener Nuntius Aloisi-Masella mit Bismarck geführten Verhandlungen gescheitert waren, brachte

es Leos schönste politische Eigenschaft, seine unverdrossene Geduld, dahin, daß das preußische Staatsministerium zuerst im März 1880 die friedlichen Gesinnungen Sr. Heiligkeit schriftlich bezeugte, 1882 sogar die diplomatische Vertretung beim Vatikan herstellte. Während Preußen die Bischofsstühle von Breslau, Trier, Fulda, Osnabrück und Paderborn besetzen ließ, kam der Papst der Regierung dadurch entgegen, daß er die beiden Erzbischöfe Melchers von Köln und Ledochowski von Gnesen-Posen zur Resignation bewog. Bismarck selbst war es, der den Maigesetzen die schmerzlichsten Spitzen abbrach, und die Berliner Hoftheologen, die die Feldmusik zum Kampfe gemacht hatten, mußten es erleben, daß der große Kanzler selbst sich über die angebliche Gefährlichkeit der Vatikanischen Dekrete lustig machte.

Ölzweige des Friedens waren es, als Bismarck mit Spanien dem Papste 1885 das Schiedsrichteramt über die Karolineninseln übertrug und der Papst ihm den Christusorden verlieh; eine Krönung der Friedenspolitik bedeutete es, als Leo XIII. 1888 an seinem Jubeltage eine kostbare Mitra trug, die ihm Wilhelm I. geschenkt hatte.

Wurde in Deutschland erst durch die Politik eine Verbindung angebahnt, so waren die Beziehungen zwischen dem Vatikan und Österreich-Ungarn stets die freundlichsten. Wenn auch Wien den Protest Leos gegen das italienische Regiment schweigend zu den Akten legen mußte, so wurde dadurch das herzliche Verhältnis zwischen Leo und dem Hause Habsburg nicht gestört, da der Papst wohl erkannte, daß die Habsburger wie einst für Europa, so heute für die Monarchie die stärkste Stütze des Katholizismus seien. Leo hat die durch die früheren Gesetze, durch den Nationalitätenstreit und die äußere Politik entstandene schwierige Lage durch keine schroffen Forderungen vermehrt, sondern nur zu erleichtern gesucht. In das innere kirchliche Leben dagegen griff der Papst wieder in einigendem Sinne ein, indem er zum Beispiel den österreichischen Bischofskonferenzen 1891 ein Arbeitsprogramm gab, in welchem er auf die Hauptbedürfnisse der österreichischen Kirche hinwies. — In dem Schreiben an die österreichischen Bischöfe, an deren Spitze damals die Kardinäle Schönborn von Prag und Fürstenberg von Olmütz standen, äußerte der Papst seine lebhafte Freude über den Zusammenschluß der österreichischen Kirche und betonte die Ersprießlichkeit jährlicher Versammlungen des Gesamtepiskopats. Wie wir wissen, wurde dieser Wunsch des Papstes durch die Geschäftsordnung, die sich die Bischöfe später gaben, dahin modifiziert, daß die Vollversammlungen nur alle fünf Jahre stattfinden, während ein siebengliedriges vorberatendes Komitee alljährlich zur Herbstzeit zusammentritt.

Als besonders wichtige Punkte für diese Verhandlungen sollten die Bischöfe nach dem Schreiben des Papstes stets im Auge behalten: vor allem die Einheit der Kirche durch die enge Verbindung mit dem apostolischen Stuhle, daß die Gläubigen ihren Bischöfen in freudigem Gehorsam und dem Papste selbst in kindlicher Liebe ergeben seien. Der Klerus solle nach den Tridentinischen Grundsätzen erzogen und ein zeitgemäßes Wissen erhalten, das Volk solle durch Predigten und Christenlehren unterrichtet werden und in Vereinen unter der bischöflichen Oberaufsicht Schutz finden. Ebenso legte Leo den Bischöfen die Presse ans Herz und riet für jedes Land (unicuique regioni) ein Blatt zu gründen, das den Altar und den häuslichen Herd verteidige.

Das alles sind uns heute geläufige Dinge, vor 20 Jahren, als sich die katholische Bewegung im Aufstreben befand, waren es wertvolle Fingerzeige.

Leos Friedensprogramm umfaßte indes nicht allein Staat und Kirche, sondern auch die von der Kirche durch Häresie und Schisma Getrennten. Wem sind seine Bemühungen um die Anglikaner nicht bekannt, seine Bestrebungen, überall die katholische Hierarchie wieder herzustellen, so daß die Hierarchie unter seinem Pontifikat um 206 Sitze vermehrt wurde! Der Segen seiner festen und doch maßvollen Haltung gegenüber den Amerikanern wirkt auch heute noch fort. Vielleicht ist dieser Sieg seiner Liberalität der schönste, denn er verstand es, die Katholiken der neuen Welt, wo alle Tradition fehlt, wo die kolossalen Leistungen der natürlichen menschlichen Kräfte zu einer Unterschätzung der übernatürlichen verleiten, von ihren gefährlichen Wegen abzuziehen. Und was Leo XIII. für die Wiedervereinigung der orientalischen Kirchen getan, wie er die Kopten und Armenier gewann, was er für die Ausbreitung des Glaubens in Afrika, Ostindien und Japan getan, das ist in unser aller Gedächtnis.

Den Höhepunkt erreichten Leos XIII. Enunziationen in dem Schreiben vom 20. Juni 1894 Praeclara gratulationis, in dem sich der Papst für die ihm vom gesamten katholischen Erdkreis zugekommenen Liebesbeweise und die Glückwünsche der meisten Staatshäupter bedankt. In diesem Schreiben hat Leo alles das in die gesamte Welt hinausgerufen, was ihm als Stellvertreter Christi nicht als bloßes Ideal, sondern als das von Christus verheißene Ziel der Kirchen- und Weltgeschichte vorschweben mußte, die Vereinigung aller Völker unter einem Hirten und in einer Herde. Das hohe Alter konnte dem Papst ein bald bevorstehendes Ende glaubhaft erscheinen lassen und darum ahmte er im Vollbewußtsein seiner Würde und seiner Pflicht das hohepriesterliche Gebet des Heilands nach, der bei seinem Abschied um Einigkeit für alle, die an ihn glauben würden, flehte. „Da aber dieses Gebet des Gottmenschen", so sagt der Papst wörtlich, „nicht allein jene umfaßte, die damals an Jesus Christus glaubten, sondern auch die Gläubigen aller zukünftigen Zeiten, so gibt uns das einen passenden Grund, vertrauensvoll unsere Wünsche zu eröffnen, die dahin gehen, alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts oder der Länder zur Einheit des Glaubens zu berufen und zu ermahnen." Zuerst ruft Leo die Heiden auf und da steigert sich seine Rede zum Gebete, zur direkten Appellation an Christus. Darauf wendet er sich an die von Rom durch das Schisma getrennten christlichen Kirchen und beklagt es, daß sie durch den Wechsel der Zeiten, durch Mißtrauen und durch Zwistigkeiten losgerissen worden seien. In dritter Linie redet der Papst die in der Neuzeit von der Kirche abgefallenen protestantischen Völker an. Er hält ihnen vor, daß es ihnen durchaus nichts nütze, wenn sie anstatt der von ihnen selbst untergrabenen Glaubenslehren eine allgemeine Bruderliebe als Religion hinstellten. „Wie kann denn", so ruft er, „die Liebe die Herzen der Menschen vereinen, wenn ihr Geist im Glauben nicht eins ist?" Schließlich wendet sich Leo an die Katholiken und schildert ihnen die großen Vorteile der Glaubenseinheit für die Kirche, die Staaten, für die ganze menschliche Gesellschaft. Die Vorsehung hat den greisen Papst fast noch ein Dezennium nach diesem wie ein Abschied, wie ein Testament klingenden Schreiben auf seinem Posten belassen und ihm

wenigstens einen Teil der Ernte zu schauen vergönnt, zu der er den Samen gelegt. Ein Urteil darüber, wie viel Frucht noch die Arbeit des großen Papstes zeitigen wird, können wir heute nicht einmal abschätzungsweise abgeben, da zum Beispiel die englische und die amerikanische Kirche gerade zurzeit in frischer Blüte stehen.

Ein abschließendes Gesamturteil vom historischen Standpunkt über Leo XIII. ist uns ebenfalls schwer möglich, weil es schwer ist, das Gebiet zu bestimmen, auf dem er das Größte geschaffen hat. Vielleicht wird eine fernere Zukunft, die dieses Pontifikat aus einer besseren Perspektive überschauen kann als wir, die unmittelbaren Nachkommen, als größtes Verdienst die soeben skizzierte starke Befestigung der Kirche nach außen in ihren Beziehungen zu einer fremden feindlichen Welt ansehen. Denn Leo hat durch sein staatsmännisches Geschick das Ansehen des apostolischen Stuhles so sehr gehoben, wie dies keinem seiner neuzeitlichen Vorgänger geglückt war. Aber auch innere Befestigung hat die Kirche ihm zu verdanken. Wenn es überhaupt wahr ist, daß die Kirche niemals noch größeren Gefahren gegenüberstand, als in unsern Tagen, dann wird unser Bangen vor der dunklen Zukunft durch einen Rückblick auf die Resultate des leoninischen Pontifikats in Zuversicht gelöst.

Das Urteil, das einmal die Weltgeschichte über Leo XIII. fällen wird, wenn die derzeit noch geheimen Akten zugänglich sein werden, ist also noch nicht abzusehen. Aber so viel können wir bereits sagen: die Geschichte wird am Beginn und am Ende des XIX. Jahrhunderts je einen großen Mann finden: Napoleon und Leo XIII., und der Vergleich zwischen beiden wird sich ihr aufdrängen: der eine, dem die erste Stunde des Jahrhunderts gehört, der mit dem Eisen sich den blutigen Pfad zur Weltherrschaft bahnt, der andere, der die letzte Stunde des Säkulums sein nennen kann, der mit den Waffen des Geistes sich ein geistiges Weltreich schaffen will.

Und wenn es wahr ist, daß die Geschichtswissenschaft der Zukunft mit dem Maßstab der Kulturgeschichte messen wird, dann wird der Friedenspapst hinter dem Welteroberer nicht zurückstehen müssen.

Die Stellung der Enzyklika Aeterni patris zu den philosophischen Zeitbestrebungen.[1]

Von Hofrat **Dr. Otto Willmann.**

Der große Papst, dessen Andenken wir heute feiern, wird nicht nur in der Kirchengeschichte fortleben, sondern auch in den Annalen der Geschichte der Philosophie. In diese hat er seinen Namen für alle Zeit eingeschrieben durch das Erlassen der Enzyklika Aeterni patris vom 4. August 1879, in welcher er zum Studium der christlichen Philosophie, insbesondere aber zu dem der thomistischen auffordert. Er legt den Bischöfen ans Herz, „die goldene Weisheit des heiligen Thomas von Aquino von neuem zu Ehren zu bringen und möglichst weit zu verbreiten, zum Schutze und zur Zierde des Glaubens, zum Wohle der Gesellschaft und zur Förderung aller Wissenschaften". Er geht damit weit über eine Reorganisation der Studien des Klerus hinaus und führt allem Philosophiebetrieb ein Ferment zu, weshalb denn auch das forum externum, das ist die Vertreter der Zeitphilosophie, zu der Enzyklika Stellung genommen. Es hat niemand gewundert, daß sie sich ablehnend ausgesprochen haben, es kann dies aber keinen von uns an den Weisungen des höchsten Lehrers der Christenheit irremachen, um so weniger als die Gründe der Ablehnung keineswegs tiefgehende sind. Die Einwände, welche gegen die Enzyklika vorgebracht wurden, geben uns vielmehr einen willkommenen Anlaß, dem Contra das Pro entgegenzustellen, wie auch Aristoteles gern von den Aporien, das ist den Bedenken, ausgeht und wie, ihm folgend, die scholastischen Peripatetiker die Quästionen mit einem Videtur quod non: „Es scheint, daß es nicht so ist", eröffneten und mit At contra fortfuhren.

Die Vertreter der Zeitphilosophie stellten und stellen noch in Abrede, daß die Weisungen der Enzyklika in die philosophischen Interessen, Bedürfnisse, Denkmotive, Anschauungen der Gegenwart einzugreifen geeignet sind. Es widerspreche der *historischen* Auffassung, den Thomismus und den ihn bedingenden Aristotelismus aus dem Flusse der historischen Entwicklung herauszuheben, da es vielmehr gerade gelte, beide aus ihrer Zeit zu begreifen, welche bei beiden eine wesentlich andere war als die heutige. Unsere Spekulation — heißt es weiter — habe ihre Signatur durch die Naturwissenschaften erhalten, welche bei den Griechen im Kindheitsalter, im Mittelalter im Hintergrunde stand. Sie danke ihre exakten Methoden der Neuzeit und eine Hauptaufgabe der Gegenwart sei es, diese Methoden

[1]) Vgl. die Note auf Seite 130.

auf die Psychologie anzuwenden, für welche Aristoteles und Thomas nur unzulängliche Umrisse bieten sollen. Die Frage also, ob deren Systeme uns heute etwas gewähren, ist mit: Quod non! zu beantworten.

Wir nehmen uns heraus, diesem Entscheid ein Videtur vorauszusetzen: so mag es auf den ersten Blick scheinen; tritt man aber der Sache unvoreingenommen näher, so kommt man zu dem entgegengesetzten Ergebnisse. Man hat vollen Grund, die Gedankenarbeit der beiden großen Denker als etwas Einzigartiges und ihre Zeit als eine schöpferische anzusehen. Beide haben weit- und tiefgreifende Synthesen vollzogen, das ist Ineinsbildungen von vorher auseinander gehenden Einsichten: Aristoteles verbindet empirische Forschung und schöpferische Spekulation, den sokratischen schlichten Menschenverstand und die ideale Welterklärung und gewährt damit den Reinertrag der antiken Philosophie. Der heilige Thomas stellt den Einklang von Glauben und Wissen her, die er mit Augustinus als im jenseitigen Schauen konvergierend erkennt, zugleich aber ineinander verschränkt in dem Gebiete der der Offenbarung konformen Weisheit. Beide Leistungen haben Unverlierbares gewährt, welches der Fluß der Geschichte keineswegs wegschwemmen darf und auch nicht weggeschwemmt hat. Zumal Aristoteles ist jederzeit ein Orientierungspunkt für ernste Denker geblieben. Wir sind ihm, dem Begründer der Logik, der Metaphysik, der Psychologie, der Gesellschaftslehre tributpflichtig, mögen wir es Wort haben wollen oder nicht, und die historische Auffassung fordert, die faktische Bedingtheit zu einer begriffenen zu erheben. Dazu fehlen nun keineswegs die Anfänge.

Hegel, ein Denker, der nicht gering zu schätzen ist, hat den Ausspruch getan: „Das Beste bis auf die neuesten Zeiten . . . ist, was wir von Aristoteles haben," und er gibt seiner „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften" die berühmte Stelle der Metaphysik als Abschluß, worin der göttliche Geist als der Höhe- und Schlußpunkt der Spekulation hingestellt wird. Damit arbeitete er Trendelenburg vor, der erklärte: „Die organische Weltanschauung, welche sich in Plato und Aristoteles gründete, habe sich von ihnen her fortgesetzt und müsse sich in tieferer Untersuchung der Grundbegriffe . . . nach und nach vollenden." Damit wird der Aristotelismus geradezu erneuert, und das wäre eine willkürliche Repristination, wenn nicht auch das Bindeglied zwischen dem attischen Lykeion und dem unserigen zur Geltung gebracht würde, das ist aber die Scholastik. Sie hat jenes „Beste" erhalten und fortgebildet, und jene „tiefere Untersuchung der Grundbegriffe" bedeutsam gefördert. So wären jene beiden neueren Denker auf den Thomismus hingeleitet worden, wenn sie die ihnen aufgeleuchtete Einsicht weiter verfolgt hätten.

Sie wären aber dann erst Aristoteles ganz gerecht geworden, was bei beiden nicht der Fall ist. Hegel gibt seinem monistischen Systeme den theistischen Grundgedanken der aristotelischen Theologie zum Abschlusse, was sozusagen durchaus stilwidrig ist. Bei Aristoteles ist das Erste, τὸ πρῶτον, das Vollkommenste, bei Hegel ist es „der ärmste Begriff" des bestimmungslosen Seins, worin Aristoteles einen Rückfall in den Pantheismus erblicken müßte. So erscheint das Zitat aus der Metaphysik bei Hegel als eine fremdartige Giebelverzierung. Aber auch Trendelenburg bleibt hinter seinem

großen Vorbilde zurück; er hat wohl eine theistische Gottesanschauung, aber hält sie für spekulativ undurchführbar; er entzieht sich ihren Konsequenzen durch den Satz der subjektiven Mystiker Deus nesciendo scitur: „Wir wissen von Gott durch Nichtwissen." Er hat vergessen, daß sein Meister die Lehre vom Sein Theologik nennt und ihr die rationale Gotteserkenntnis zum Eckstein gibt. So bleiben beide Denker in der Vorhalle des Lykeions stehen; der monistische und der subjektivistische Zug des modernen Denkens läßt sie nicht in das Innerste eintreten, das sich den christlichen Scholastikern längst erschlossen hatte. In seiner Bekämpfung des Averrhoes hatte der heilige Thomas für alle Zeit der gleißenden Lehre von dem All-Einen, die Lehre von dem Alpha und Omega gegenübergestellt, nicht als ein subjektives Postulat, sondern als Bedingung der Erkenntnis alles Wirklichen. Monismus und Subjektivismus sind die beiden Säuren, welche alle moderne Gedankenbildung anfressen, und es bedarf, um sie zu neutralisieren, eines wirksamen Fermentes, wie es die aristotelisch-thomistische Philosophie gewährt. Jene beiden Irrtümer sind übrigens, mögen sie heute noch so beliebt und verbreitet sein, nur Nebenschößlinge der Spekulation; den Stamm der Entwicklung bezeichnet die theistische Philosophie, welche mit dem Psalmworte geht: „Bei Dir ist die Quelle des Lebens, in Deinem Lichte sehen wir Licht" (Psalm 35, 10). Bei Gott ist die Quelle, nicht er ist die Quelle; in seinem Lichte wird uns Erkenntnis, nicht in dem unserigen. Das ist die philosophia perennis, das Rückgrat der Entwicklung der Philosophie, welches für die philosophie-geschichtliche Forschung das erste und größte Objekt bildet.

Wir können ihren Grundgedanken durch einen Satz des heiligen Thomas ausdrücken: „Die begriffliche Erkenntnis der Sinnendinge leitet uns in das dem Begreifen zugängliche Gebiet der göttlichen Dinge." Das Gebiet der Sinnendinge ist aber die Natur, ihre begriffliche Erkenntnis ist die Erforschung ihrer Formationen und Gesetze. Der Satz weist uns somit zur Naturforschung an, als der Aufgabe, auf welche unsere Fassungskraft zunächst hingeordnet ist; aber die Naturforschung — so fordert er — soll orientiert sein durch das sie überschreitende Gebiet der intellegibilia divinorum, das noch in der Sphäre unseres Begreifens liegt, nach oben aber durch die credenda, die Offenbarungswahrheiten, begrenzt wird. Von solchen oberen Grenzen wollen freilich die Modernen nichts hören; sie verschanzen sich in den Methoden und setzen die Prinzipien zu Hypothesen herab. Als Orientierungspunkt genügt ihnen das All-Eine, das eine Art Rahmen für das Weltbild herstellen muß. Nun ist zwar Genügsamkeit im Leben eine löbliche Sache, aber solche intellektuelle Genügsamkeit gleicht dem Zuklappen eines Buches, auf dessen Verständnis man verzichtet. Methoden und Prinzipien sind untrennbar; Methoden sind Wege, Prinzipien sind Anfangs- und Schlußpunkte, und sie weisen auf ein Erstes und ein Letztes hin. Davon handelt die Prinzipienlehre, das ist die Metaphysik, die zum Leben der Wissenschaft geradeso notwendig ist, wie die Logik und mit dieser verwachsen ist, so gewiß Denken und Sein, Erkennen und Erkenntnisinhalt verwachsen sind. Exaktheit verlangt alle methodische Forschung; aber neben der Exaktheit der Mathematik und der Physik steht die metaphysische Exaktheit, und was

Exaktheit überhaupt ist, ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß das Wort die Übersetzung von ἀκρίβεια ist, wovon Aristoteles in exakter Weise gehandelt hat.

Wenn die Neueren zwischen Naturforschung und Psychologie engen Kontakt herstellen wollen, so ist dies ganz im Sinne des Aristoteles, welcher die Seelenlehre als Zweig der Physik behandelt, Physik allerdings nicht als Lehre von der Körperwelt, sondern als Lehre von den Naturen der Dinge verstanden. Seine Seelenlehre ist durch die Metaphysik orientiert, was von der neueren nicht gilt, daher ihre Systeme weit auseinandergehen. Seit dem 17. Jahrhundert ist sie, man kann sagen, zerklüftet durch den Gegensatz von Sensualismus und Intellektualismus, von welchem Eucken sagt: „Wir erhalten zwei Systeme der Erkenntnis, deren Begriffe zunächst nicht mehr als den Namen gemeinsam haben, ja es geht ähnlich durch das gesamte moderne Wirken die Zweiheit aller Größen und Güter."[1]) Dann hat man aber ernstlich Grund, nach den Synthesen der älteren Denker Ausblick zu halten. Die Sensualisten wollen alles auf die Sinneserkenntnis bauen und erklären die begriffliche als verworrenes Wahrnehmen, und die Intellektualisten, so Descartes und Leibniz, lassen nur die Verstandeserkenntnis gelten und nennen das Wahrnehmen ein verworrenes Denken, — ein Dissens, der eine verworrene Gesamtlage schafft. Bei beiden Parteien ist das Erkennen das Hauptproblem, neben welchem die psychischen Funktionen des Lebens und Strebens zurücktreten. Treffend sagt Dilthey: „In den Adern des erkennenden Subjektes, das Locke, Hume und Kant konstruieren, rinnt nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denktätigkeit."[2]) Diesem Mißstande haben in unserer Zeit die Voluntaristen abzuhelfen gesucht, indem sie den Willen, das Streben nachtragen. Das ehedem konstruierte Subjekt hat man ferner seiner Isolierung enthoben und in die Gesellschaft eingerückt, indem man eine Völkerpsychologie oder Sozialpsychologie in Angriff nahm.

Man hätte das Auseinanderfahrende und das Nachzutragende bei Aristoteles von vornherein beisammen finden können, welcher lehrte: „Dreierlei ist es, wodurch wir unseres Handelns und der Wahrheit Herr werden: Wahrnehmung, Verstand und Streben."[3]) Bei ihm gibt es kein isoliertes Subjekt, vielmehr ist das Individuum von Haus aus auf die Gesellschaft hingeordnet: ζῶον πολιτικόν, homo animal sociale, wie die Scholastiker sagen. Hingeordnet sind aber auch die Seelenkräfte auf objektive Inhalte, deren sie Herr zu werden angewiesen sind: das Wahrnehmen auf die Sinnendinge, der Verstand auf die Denkinhalte, Streben und Wollen auf die Güterwelt, — eine Synthese von Subjekt und Objekt, ohne welche die Psychologie haltungslos wird und dem Solipsismus zutreiben muß.

Aber die aristotelische Psychologie bedarf der Ergänzung durch die der christlichen Denker: neben den aristotelischen Büchern „Von der Seele" haben die „Bekenntnisse" des heiligen Augustinus ihre Stelle, welche uns

---

[1]) „Die Lebensanschauungen der großen Denker." S. 323.
[2]) „Einleitung in die Geisteswissenschaften." S. XVII.
[3]) „Nikomachische Ethik." VI, 2.

erst in die penetralia cordis einführen, die Einheit des Menschenwesens zum vollen Bewußtsein bringen, das Innenleben in seinen Tiefen aufweisen, aber zugleich das Oberlicht darein fallen lassen. Beim heiligen Thomas aber ist die Synthese der aristotelischen und augustinischen Seelenkunde vollzogen. Hier sind die Prinzipien gegeben, steht man auf ihnen fest, so können die neueren Methoden und kann die nachgewachsene Fülle des empirischen Materiales ihren Platz finden. Die Psychologie des ganzen Menschen ist dann auch der Schlüssel zum Verständnisse der Menschheits verbände, wirkliche Sozialpsychologie, eine Ausstattung für die praktischen Aufgaben, welche das Problem der Gesellschaft uns stellt.

So hat unser At contra gezeigt, daß die Enzyklika Aeterni patris an mehr als einer Stelle in die Bedürfnisse und Interessen der Philosophie eingreift: Die aristotelisch-scholastische Philosophie ergänzt und reguliert die historische Ansicht, sie schärft ein, daß die Naturforschung in der Metaphysik ihr Komplement habe, sie weist nachdrücklich die Seelenlehre auf die Totalität des Innenlebens hin. Diese Einsichten, gleich Standbildern in den weltweiten Hallen der katholischen Wissenschaft aufgerichtet, werden vermöge der der Wahrheit innewohnenden Kraft mehr und mehr die Geister gewinnen: Veritas manet et invalescit in aeternum, wie die Schrift sagt (3 Esdras 4, 38). Wenn nicht unsere zeitgenössischen Denker, so werden sich deren von Ernst und Wahrheitssinn erfüllten Nachfolger ihnen zugänglicher zeigen. Vielleicht dürfen wir die heute noch Ablehnenden mit dem Sohne des Hausvaters im Evangelium vergleichen (Matth. 21, 28 f.), der dessen Weisungen sein Nolo, ich will nicht, entgegensetzt, aber, zu besserer Einsicht gelangt, hingeht und danach handelt. Das Gegenteil tut sein Bruder, welcher sagt: Eo, domine! „Ich gehe, Herr!“, aber nicht geht. Auch er hat sein Gegenbild in unserer Zeit: es sind jene, welche sich der christlichen Weisheit zugänglich zeigen, aber auch fremdartigen Einflüssen Raum geben, die modern Angekränkelten, die Modernisten. Ihnen redet die Enzyklika Pascendi ins Gewissen, die insofern das Gegenstück zu der leoninischen bildet, mit dieser eines Sinnes und Geistes, wie sie ein Denkmal apostolischer Weisheit. Zeitlich uns näher liegend, mag sie uns zugleich ihre Vorgängerin ins Gedächtnis rufen, auf die uns unsere Feier unmittelbar hingewiesen hat.

Leo XIII., der soziale Papst.[1])

Von Prof. Dr. F. M. Schindler.

Als Kardinal Joachim Pecci zum Papste gewählt worden war, begrüßte ihn, der den Papstnamen Leo angenommen hatte, in Rom das Witzwort:

Non è Pio, non è Clemente
È Leone — senza dente.

Das unzart auf das vorgerücktere Alter des Papstes anspielende Witzwort sollte eine eigentümliche Bestätigung erfahren. Leo erwies sich als ein Mann der Kraft, dem die Zähne des forschen Kraftgefühles fehlten, das den Kraftbesitz so häufig zu begleiten und seine Wirkungen zu beeinträchtigen pflegt. Dafür gesellte sich in ihm zum geistigen Kraftbesitze überragende Klugheit, um die Kraft zu rechter Stelle in die Tat umzusetzen, und der ehrende Beiname, der ihm schon im Leben fast sprichwörtlich zuteil ward, wird ihm in der Geschichte dauernd bleiben: Leone Sapiente.

Seiner Weisheit Zeugnis ist in besonderem Maße, was ihm die Welt in der Kernfrage der Jetztzeit dankt, in der sozialen Frage. Es verschaffte ihm den Ehrentitel: der soziale Papst.

Leo sah in seinem fast ein Jahrhundert umspannenden Lebensgange eine Sturzflut sozialer und wirtschaftlicher Umwälzung, wie sie die Geschichte der Menschheit in gleicher Ausdehnung und gleicher katastrophaler Wirkung kaum jemals vorher verzeichnet. Aus der geistigen Revolution, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts unter den christlichen Kulturvölkern eingesetzt hatte, ward ein Zwitter geboren, der religiös-politische und ökonomische Liberalismus. Herrschgewaltig schritt er durch die Kulturländer, widerspruchsvoll in sich, aber mächtig genug, zu verwirren und zu zerstören. Seine verwirrende Parole war: „Freiheit für alle". Sein Wesen war im religiösen und politischen Leben die Unterdrückung der Freiheit für alle jene, welche in Religion und Sitte an einer göttlichen Offenbarung und übernatürlichen Erhebung des Menschen festhalten und welchen die Politik etwas anderes ist als die Kunst, dem falschen Freisinn die Macht im Staate zu erhalten; im wirtschaftlichen Leben die Knebelung und Ausbeutung aller Klassen des Volkes zum Vorteil des Geldreichtums. In Lapidarschrift schildert Leo in der unsterblichen Enzyklika über die Arbeiterfrage den Zustand der Kulturwelt, den die Herrschaft des Liberalismus namentlich im wirtschaftlichen Leben geschaffen: „In jener Umwälzung wurden die alten Ordnungen der arbeitenden Klassen zerstört und

---

[1]) Vgl. die Note auf S. 130.

keine neuen Einrichtungen traten zum Ersatze dafür ein; das Staatswesen entkleidete sich mehr und mehr der christlichen Sitte und Lebensanschauung, und so geschah es, daß Handwerk und Arbeit allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Konkurrenz isoliert und schutzlos überantwortet wurden. Die Geldkünste des modernen Wuchers traten hinzu, um das Übel zu vergrößern. Produktion und Handel sind fast zum Monopol von Wenigen geworden und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auferlegen".

Die Verwirrung, welche der Liberalismus durch seine Freiheitsparole in den Geistern anrichtete, wurde noch gesteigert durch ein Zweifaches. Erstlich wurde, weniger rücksichtlich des religiösen und politischen, um so mehr aber rücksichtlich des wirtschaftlichen Lebens, der Güterproduktion und des Güterumlaufs, das prangende Schlagwort von der absoluten Freiheit vielfach auch in den Kreisen der Katholiken mit offenkundiger Sympathie begrüßt. Sodann trat der Marxsche Sozialismus auf den Plan, der mit der gleichen Parole von der Freiheit für alle und mit seinen utopischen Zukunftsverheißungen die Massen weitum an sich zog und mit seiner bestechenden Kritik des Bestehenden im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben auch den ernsteren Geistern Probleme stellte, für die eine zuverlässige Orientierung erst noch zu suchen war.

Vom ökonomischen Liberalismus, der sein theoretisches System gern als das „klassische" bezeichnen hörte und selbst bezeichnete, fanden besonders Anklang die Postulate von dem unbeschränkt freien Walten der wirtschaftlichen Kräfte in der Gütererzeugung und im Güterverkehr; von der Nichteinmischung des Staates in das wirtschaftliche Leben des Volkes; von dem naturnotwendigen Schwanken des Arbeitslohnes um das Existenzminimum; von der unbedingten Geltung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage in der Bestimmung des Arbeits- und Warenpreises; von dem Anspruche des Wirtschaftslebens, im großen und im kleinen, in Besitz, Erwerb und Gebrauch der materiellen Güter überhaupt, nur von ökonomischen, nicht auch zugleich und zuoberst von sittlichen Gesetzen Regel und Maß zu empfangen. Die Wunden, welche dem Gesellschaftskörper offenkundig durch die Herrschaft solcher Postulate geschlagen wurden, sollten durch die freie Liebestätigkeit der Besitzenden geheilt, und durch ein alle Nöten des arbeitenden Volkes umspannendes Netz von Wohltätigkeitseinrichtungen sollte die Kluft überbrückt werden, welche die brutale Macht des Kapitalismus zwischen Besitz und Arbeit aufgerissen hatte.

Anderseits setzte der Sozialismus, der sich selbst den rühmenden Beinamen „der wissenschaftliche" gab, falsche Ideen, von blendender Sophistik umhüllt, in Umlauf, die vorerst auch manchem Einsichtigeren Schwierigkeiten, ihre Hohlheit klar zu erkennen, bereiteten. Die Idee von der Gesellschaft als der Vereingung von Menschen mit absolut gleichem Rechte und zum Zwecke direkter Zuwendung aller notwendigen, nützlichen und angenehmen Erdengüter für jeden einzelnen leuchtete wie helle Frühlingssonne nach langer Winternacht, der Winternacht eines Gesellschaftszustandes vollendeter Ungleichheit der Gesellschaftsklassen in Recht und Sitte, in Lebenserwerb und Lebensgenuß. Der Gedanke, die Arbeit sei die alleinige Erzeugerin alles Wertes in der Güterproduktion, täuschte durch die verblüffende Einfachheit, mit welcher er das Rätsel der Wertentstehung zu lösen, und durch die Würde, zu welcher

er die menschliche Arbeit emporzuheben schien. Seine notwendige Folgerung, daß aller Kapitalsgewinn Raub an der Arbeit und Ausbeutung der Enterbten der Gesellschaft sei, zumal im Gewande der Marxschen Lehre vom Mehrwert mit ihrem schillernden Tiefsinn, erschien wie die fundamentalste, unwiderlegliche Bekräftigung aller Anklagen gegen die Ausbeutungskünste des Kapitalismus und sein angemaßtes Recht. Selbst das Postulat, das Privateigentum an Produktionsgütern müsse verschwinden und dem Gemeineigentum aller Produktionsgüter weichen, fand Geneigtheit zu nachsichtiger Beurteilung angesichts der siegessicheren Verheißungen allgemeinen Erdenglücks, von denen seine Verkündigung begleitet war.

Wer sich der Dinge aus dem 6. bis 8. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts erinnert, weiß es wohl, in welch große und tiefreichende geistige Wirrnisse auch die katholische Welt durch den Widerstreit der Meinungen über alle diese Ideen und Forderungen des „klassischen" ökonomischen Liberalismus und des „wissenschaftlichen Sozialismus" verstrickt war. In der ganzen Stufenleiter von einer fast vollständigen Anerkennung des ökonomischen Liberalismus bis zur bedenkenerregenden Annäherung an die Postulate des Sozialismus waren die Auffassungen über die brennendste Frage der Zeit in der gesamten christlichen Welt unheilvoller Spaltung verfallen. Damit entbehrte aber die ganze Kulturwelt der zuverlässigen Orientierung in Dingen, die mit der Lebensführung des einzelnen und dem Wohle der Völker und Staaten wesenstief verwachsen sind, und die Propagatoren der sozialistischen Umsturzideen feierten ihre höchsten Triumphe. Damals bestimmte einer derselben (Bebel) siegesgewiß auf Jahr und Tag die Zeit des nahen Falles der bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung voraus. Es war die Zeit, in der selbst im katholischen Österreich die aus der Tiefe der christlichen Lehre geschöpften wahren Reformprinzipien nur in geschlossener Versammlung, sozusagen bei gedämpftem Licht und mit verhaltener Stimme verkündet werden konnten; die Zeit, in der man auch hier nur unter dem Schutze der Nacht mit den Freunden echter christlicher Sozialreform verkehren durfte, wollte man anders selbst im christlichen Volke das Ansehen eines vertrauenswürdigen Volksvertreters bewahren.

Da erklang aus der ewigen Roma von Petri Stuhl Leo XIII. Stimme feierlich und ernst, befreiend und erlösend; die Stimme des gottbestellten Völkerhirten, welche Worte des Friedens zu den im sozialen Kriege erschöpften Völkern sprach; die Stimme des hohen Lehrers der Wahrheit, dessen Wort die Zweifel löste, den entzweiten Geistern Erleuchtung und Einigung brachte und der mit sicherer Hand auf die einzig wahren Wege des Völkerglücks hinwies. Und die Stimme Leos fand Gehör bei den Völkern; freudig bewegt nahm ihr Wort die katholische Welt auf, achtungsvoll die ganze Kulturwelt. Und wenn seit fast zwei Jahrzehnten unter den Katholiken aller Länder und Nationen der Erde jeder Streit über die Grundprinzipien christlicher Sozialreform verstummt ist und jeder Zweifel über die Wertung der grundsätzlichen Postulate des ökonomischen Liberalismus wie des Sozialismus aufgehört hat; wenn in der ganzen Kulturwelt die Hauptforderungen des christlichen Reformprogramms für alle ernsten und nicht vom Parteigeist befangenen Männer zur führenden Leuchte geworden sind, so ist dies den Lehren des sozialen

Papstes zu verdanken; sie waren, was der berühmte Brief an Diognetes in der altchristlichen Literatur von Christi froher Botschaft in ihrer Gesamtheit rühmt, ein Sauerteig für die ganze Erde.

Die Richtungslinien der sozialen Lehren Leos lassen es klar erkennen, daß ihr nächstes Ziel die Bekämpfung der falschen und widerchristlichen Grundsätze des Liberalismus und Sozialismus über das menschliche Gemeinschafts- und Wirtschaftsleben ist. Extremer Individualismus auf der einen, extremer Sozialismus auf der anderen Seite, das waren, mit einem Schlagworte bezeichnet, die verderblichen Grundirrtümer, die zu bekämpfen waren. Forderte der Liberalismus die absolute Freiheit des einzelnen in Gütererwerb und Güterverwendung, Freiheit von Gottes Gebot und von jeder Beschränkung durch staatliche Gesetze und Einrichtungen, so bestritt der Sozialismus dem einzelnen jedes Recht auf Eigenbesitz und Eigenerwerb an Produktionsgütern und reklamierte diese ausschließlich für die Gemeinschaft. Alles Recht in Erwerb und Besitz dem einzelnen, kein Recht der Gemeinsamkeit, ist die Parole des Liberalismus, welcher der Sozialismus die ebenso einseitige entgegenstellt: Im Produktivgüterbesitz alles der Gemeinsamkeit, im Gütererwerb alles durch die Gemeinschaft und von der Gemeinschaft. Beiden gegenüber hält Leo die altbewährte christliche Mittelstellung fest, die dem einzelnen und der Gemeinschaft gibt, was jedem gebührt. Er verkündigt einen Individualismus im Erwerbs- und Wirtschaftsleben, der die berechtigten Forderungen der Gemeinschaft gegenüber allen einzelnen vollauf respektiert, und einen Sozialismus, welcher kein wahres Recht des einzelnen verletzt, vielmehr die Rechte aller einzelnen festigt und fördert, indem er sie richtig abgegrenzt in den Dienst des Gemeinwohls einordnet. Diesen Richtlinien folgend, geht jedoch Leo sodann den Fragen um das Recht des Individuums und der Gemeinschaft im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben in ihrer ganzen Breite und Tiefe nach und er entwirft auf dem Grunde der Evangelien und im innigsten Anschluß an die Lehren der philosophia perennis ein Gesamtbild vom Wesen und Zweck des menschlichen Gemeinschaftslebens und von den Bedingungen seiner Wohlfahrt im ganzen und in seinen Gliederungen, von der Pflicht und Würde menschlicher Arbeit, von ihrem Recht und ihren menschheitswürdigen Zielen, von der Ordnung in den Beziehungen zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter, zwischen der Gesamtheit aller wirtschaftlichen Erwerbsarbeit und dem Staate — ein Gesamtbild von umspannender Weite, klar in seiner Anordnung und von bezwingender Leuchtkraft in jedem seiner Teile.

Wo immer wir ihm dann ins einzelne folgen, bewundern wir die geniale Einfachheit der Darstellungsmittel; eine hervorragende Gabe, das Wesentliche herauszuheben und ihm alles zugehörige unterzuordnen; das praktisch Wichtige zu betonen und es vor dem minder Wichtigen hervortreten zu lassen; alles bis auf seine letzten Gründe bloßzulegen und gleichsam von innen heraus seine Wahrheit leuchten zu machen. Mag er übrigens die Gewalt des Vaters in Haus und Familie als Ausfluß und Nachbild der Vatergewalt Gottes nachweisen und aufzeigen, wie aus dieser Beziehung der hausväterlichen zu Gottes Gewalt im tiefsten Grunde all ihr Recht und ihre Verpflichtung sich ableitet und das ganze Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Herrschaft und Dienstboten seine eigentümliche Weihe und

Würde empfängt; oder mag er von dem Grundsatze, der Staat sei um des zeitlich-irdischen Gemeinwohles der Bürger willen da, also von der Betrachtung des Zweckes der bürgerlichen Gesellschaft aus mit sicherem Stifte die Grundlinien des christlichen Staatsrechtes zeichnen: von dem Charakter des Staates als einer Gemeinschaft, die in sich selbständig und von anderen Gemeinschaften unabhängig, jedoch nicht unabhängig von Gottes Gesetz ist, dessen Bewahrung allein der Menschen Wohl verbürgt, vom Zweck und Ursprung der Staatsgewalt, ihrem Pflichten- und Rechtskreise, ihrer Verantwortlichkeit vor dem Herrn aller Welten; von dem Recht der persönlichen Freiheit der Bürger im Staate mit allen Konsequenzen für ihr Familien- und Erwerbsleben, ihre Religionsübung, ihre Sittlichkeit. So stellt er in den Mittelpunkt der Betrachtung des Arbeitsrechtes den Charakter der menschlichen Arbeit als freier Betätigung der menschlichen Persönlichkeit im Dienste ihrer irdischen Lebensaufgabe und von da aus setzt er Recht und Pflicht des Arbeiters fest, das Recht auf die Achtung seiner religiösen, politischen und bürgerlichen Freiheit, das Recht auf Wahrung seines Lebens und seiner Gesundheit, auf menschenwürdige und wohlwollende Behandlung, auf gerechten Lohn zur Bestreitung des standesgemäßen Lebensunterhaltes; die Pflicht zu sorgsamer und treuer Leistung der vertragsgemäß übernommenen Arbeit. Das Recht des privaten Eigentums an Erdengut und dessen Erwerb seitens der einzelnen lehrt er als ein in der menschlichen Natur selbst begründetes Recht betrachten. Das Erwerbsrecht aber wie das Besitzrecht ist kein schrankenloses Recht; beide sind vielmehr in ihrer Ausübung dem göttlichen Sittengesetze unterworfen, das nur den gerecht erworbenen Besitz gestattet und überhaupt keinerlei Erwerb zuläßt durch Handlungen, die sich nicht harmonisch in das Sittengesetz einordnen oder mit dem friedlichen Bestande des Gemeinschaftslebens unverträglich sind; und aller Eigentumsbesitz an Erdengut ist mit sozialen Pflichten belastet, mit Pflichten der legalen Gerechtigkeit gegen die Gemeinsamkeit selbst, mit Pflichten der Liebe gegen Arme und Notleidende. Alle sittlich erlaubten Berufs- und Erwerbsstände im Volke stellt er als Glieder eines Organismus dar, jedes bestimmt, den anderen zu geben und von ihnen zu empfangen; jedes in seinem Gedeihen von der friedlichen Einordnung aller in das Ganze abhängig, dessen Wohlfahrt ebensosehr durch die Wohlfahrt seiner Teile bedingt ist, wie es diese stützt und fördert.

So erscheint Leo XIII. in der Tat als der providentielle Papst seiner Zeit. Der Zeit, in der die menschliche Arbeit ihre höchsten Triumphe feiert, aber zugleich die gefährlichste Bedrohung der Völker in ihren handarbeitenden Massen schafft, gibt er das Evangelium der Arbeit, die Botschaft von ihrer sittlichen Würde und von ihrem göttlich geordneten Rechte; der Zeit neuer und bisher ungekannter sozialer Verwicklungen und Wirren gibt er die unverbrüchlichen Normen des menschenwürdigen und menschenbeglückenden Gemeinschaftslebens. Der soziale Papst: so steht Leo XIII. vor unserem rückschauenden Geiste; so wird er fortleben in der Erinnerung der Völker; so wird er fortwirken in der Menschen Frieden und Glück, wenn sie das Erbe treu bewahrt und verwendet, das ihr Leo in seinen sozialen Lehren hinterlassen hat.

Die Helfert.

Von Josef Alex. Frh. v. Helfert.[1])

Die Helfert sollen aus dem Thüringischen stammen. Mein Freund Rieger, der gleich allen studierten Böhmen aus der Zeit des Wiedererwachens der nationalen Sprache und Literatur etwas vom Philologen hatte, äußerte einmal, wir müßten ursprünglich Helfart oder gar Höllfahrt geheißen haben. In Böhmen war ihr Stammsitz Tachau. Es geht da die Rede von einem Sebastian Helfart, gewesenem Hauptmann, und es wäre möglich, daß dieser in oder bald nach dem Dreißigjährigen Kriege, der ja in dem benachbarten Deutschland noch ärger als diesseits des Böhmerwaldes gewütet hatte, hieher zog und sich in Ruhestand setzte. Tatsächlich lassen sich die Helfert in den Tachauer Tauf- und Sterbematrikeln bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurück verfolgen und fast alle mit reichem Familiensegen. Vom 13. Oktober 1664 bis zum selben Datum 1675 werden dem „Hannß Helffer" fünf Kinder geboren: Hans Caspar, Barbara, Anna, Marie, Johann Thomas. Am 5. Mai 1679 stirbt Samuel „Helfert", Bürgermeister in Tachau, am 12. Mai 1711 Johann „Helffer", vielleicht der früher genannte „Hannß", als „gewes. Bürgermeister und Weißgärber allhier". Bald darauf erscheint ein Johannes Franciscus, dem 1740 ein Sohn Friedrich und 1753 ein zweiter Sohn Sebastian geboren wird, die beide Weißgärber werden. Friedrich hat von vier Frauen, die er nacheinander geheiratet und begraben, nicht weniger als acht Kinder, ebenso Sebastian, gleichfalls von vier Frauen. Sebastian weiß sich unter seinen Mitbürgern ein hohes Ansehen zu erwerben und heißt bei ihnen „der Papst". Sein ältester Sohn, Johann, übersiedelte nach Plan, nahm 1759 als Weißgärber eine Postmeisterstochter zur Frau und wurde Begründer des Planer Zweiges. Der zweite Sohn, Franz Amadeus, tritt in den geistlichen Stand und bringt es bis zum Kanonikus; der vierte, Franz Anton, zum Kanzleidirektor beim Grafen Harrach; der fünfte, Thomas Julius, zum Wirtschaftsrat beim Fürsten Starhemberg.

In dieser Zeit findet sich ein Zweig der Familie im nordöstlichen Böhmen, in Trautenau und in Königgrätz. Am 23. Oktober 1746 erscheint

[1]) Die nachfolgenden Zeilen waren von Freih. v. Helfert als Einleitung zu dem Aufsatze „Im Elternhause" gedacht, den der nunmehr in Gott ruhende Verfasser in der „Kultur" VII (1906), S. 450—465 veröffentlichte. Um noch einige ausstehende Daten einzufügen, hielt Freih. v. Helfert diese Einleitung damals zurück, die wir nunmehr als wertvolles Vermächtnis des teuren Dahingeschiedenen zum Abdrucke bringen.

„Vrozeny pan Frantz Helffert Kratowsky wejberczny rad pirovany" als Zeuge bei einer Vermählung, die in der fürstlichen Kapelle von Schloß Náchod begangen wird. Dem Königgrätzer Zweig gehört der Kanonikus und Konsistorialrat Augustin Helfert an, der in der Theresianischen und Josephinischen Zeit, besonders unter den Bischöfen Hay und Trauttmansdorff, eine einflußreiche Rolle gespielt zu haben scheint; er wird namentlich in Sachen der Schulreform viel genannt. Ein Königgrätzer Kaufmann und Hausbesitzer Joseph Helfert heiratet eine Barbara Herula Rozbiersky, geboren am 20. September zu Chrudim, und wird dadurch mit dem Bierverleger Joseph Östreicher verschwägert, dessen Nachkommen nach Krakau ziehen und sich dort „Estreicher" nennen. Einer seiner Enkel, Alous, Universitätsprofessor in Krakau, hat die Antonia Rozbiersky zur Gattin, deren jüngste Tochter, Marie, Gattin des Professors, Abgeordneten, zuletzt Finanzministers Julian Ritter v. Dunajewski wird.

Von den Königgrätzer Helfert stammte mütterlicherseits Maria Schubert ab, die ab und zu mehrere Wochen in unserem väterlichen Hause zubrachte und nach dem Tode unserer Mutter ganz bei uns wohnte. Sie hatte seit vielen Jahren ein ehrbares Verhältnis mit einem Offizier der Palombia-Infanterie Joseph Franěk; sie konnten erst, als er um die Mitte der Vierzigerjahre Hauptmann wurde, ans Heiraten denken, doch ihren Vorsatz nicht gleich ausführen. Als im Jahre 1846 die galizischen Wirren ausbrachen und Franěks Regiment nach Krakau beordert wurde, erhielt er eine Friedensanstellung im Stabe des Prager Invalidenhauses. Er war schon ein etwas alter Knabe, sie nur um zwei Jahre jünger, als sie vor den Altar traten. Sie brachte ein totes Kind zur Welt, ein weiteres folgte nicht. Die alternden Gatten verband die innigste Liebe. Sie sank „nach kurzem Leiden" am 9. Dezember 1880 ins Grab, er wenige Wochen später, am 10. Januar 1881. Er war ein Vierundachtziger und im Partezettel stand „an Altersschwäche"; nach der Meinung derer jedoch, die ihm näher standen, haben ihm Gram und Schmerz über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin den Rest gegeben.

Bei den Tachauer und Planer Helfert erbten sich die Weißgärberei und verwandte Gewerbe — Ledergeschäft, Handschuhmacherei — von Generation zu Generation fort. In der Regel übernahm es der Älteste der Familie, neben ihm oft noch ein und der andere der Brüder. Die anderen Söhne mußten in verschiedener Weise ihr Unterkommen suchen und gingen nach allen Weltgegenden auseinander. Vom Tachauer Stamm stirbt am 19. Mai 1769 „Anton Helffer ein Kreuzherr". Im Jahre 1771 wird die Stelle des Registrators bei der alten Kammerregistratur in Prag durch einen Helfert besetzt. Am 12. November 1795 wird dem Dominik Helfert, „Schauspieler in Krumau, Stadt, NC. 17", ein Töchterchen geboren und Katharina getauft; Taufpaten waren Franz Götz, fürstlich Schwarzenbergscher Direktor, und dessen Gattin Katharina. Dominiks Tochter wurde gleichfalls Schauspielerin und schleppte sich mit dieser edlen Kunst pflichtgetreu und gottesfürchtig, mitunter recht kümmerlich durchs Leben; mein lieber Vater hat ihr dann und wann etwas zukommen lassen und ich folgte, als sie sich nach seinem Tode

an mich wandte, seinem Beispiele, was sie ihm und mir mit rührender Dankbarkeit vergalt.

Noch wäre des früher genannten Franz Amadeus, der sich dem geistlichen Stande widmete, mit einigen Worten zu gedenken. Er war ein aufgeweckter Kopf und hatte den Ruf eines guten Kanzelredners. Er kam an den Hof des Königs von Sachsen und soll sich durch eine Predigt ausgezeichnet haben, die er 1813 nach der Schlacht bei Leipzig in Gegenwart der alliierten Monarchen hielt. Er kam zur selben Zeit mit der Familie Windischgrätz in geistliche Berührung, die ihm eine der reichsten Pfründen des Saazer Kreises verlieh, die zum Dominium Winternitz gehörige Dechantei Radonitz. Zu Anfang der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ließ er die Pfründe administrieren und zog sich nach Prag in den Ruhestand zurück, wo er, wohl durch Verwendung meines Vaters, ein Ehrenkanonikat im Vyssehrader Domkapitel erwarb.

Ein Adam Helfert wurde nach Nordamerika verschlagen. Ich habe es leider verabsäumt, ihn um das Verwandtschaftsverhältnis zu fragen; da unter den Tachauer und Planer Helfert meines Wissens und Erfahrens kein Adam vorkommt, könnte er dem Königgrätzer Zweige angehört haben, wenn es nicht etwa im Thüringischen noch Helferts gibt. Aus Utica vom 12. Juni 1889 datiert, erhielt ich von ihm einen Brief, worin er mich frug, ob es richtig sei, daß die Helfert ehemals adelig gewesen, — für den Angehörigen eines republikanischen Staates eine sonderbare Anfrage. Ich konnte ihm den gewünschten Aufschluß nicht erteilen.

* * *

Johann Helfert, der Begründer des Planer Zweiges, hatte fünf Söhne und zwei Töchter. Der älteste, Johann, und der jüngste, Adalbert, wurden Weißgärber. Johann ging in die Fremde und schuf sich zu Pulkau in Niederösterreich ein behäbiges Heim; Adalbert übernahm die Planer Wirtschaft und das Gewerbe von seinem Vater. Der zweite und dritte, Anton und Joseph, kamen in die Studien, deren Kosten ihre Eltern ohne das eigene Mittun der Söhne, die sich durch Unterrichtgeben weiter halfen, nicht hätten bestreiten können. Von den Töchtern ehelichte Margareta einen Schuhmacher in Plan, Anna einen Hutmacher in Tachau. Der vorletzte der Söhne, Franz, mußte zum Trommelfell schwören, kam nach den Befreiungskriegen nach Pest und verdarb sich, gegen die Abmahnung meines Vaters, seine weitere Laufbahn durch eine verfrühte Heirat, um deretwillen er sich in einer Militärkanzlei verwenden ließ.

Franz war unter den Helfert eine Ausnahme. Unter den zahllosen Trägern dieses Namens, deren Existenz ich erforschen konnte, finden sich alle Stände vertreten: im Gewerbe außer den vielen Weißgärbern, Handschuhmachern und Ledergehilfen Seifensieder, Spengler, Maschinisten, Kaufmannskommis, Eisenbahnbedienstete, zwei Orgelbauer, ein Kellner, in anderen Lebensstellungen Privatbeamte im Kanzlei- und Wirtschaftsfache, Geistliche, zwei Komödianten, Staatsbeamte, doch im Dienste des Mars der einzige Franz, und dieser war es ohne Zweifel gegen seinen Wunsch durch Assentierung

geworden. Ein kriegerisches Geschlecht waren also die Helfert, trotz ihres Ahnherrn, des fast sagenhaften Hauptmannes aus dem Dreißigjährigen Kriege, gewiß nicht. Bella gerant alii! Dafür haben die Helfert in Ruhe und Frieden häufig ein hohes Alter erreicht: am 3. April 1738 stirbt ein Kaspar „Helfer“ mit fünfundsiebzig, am 28. Juni 1754 ein Thomas „Helffer“ mit vierundachtzig, am 11. August 1788 ein Franciscus „Helfert“ mit neunundsiebzig Lebensjahren und ähnlich viele andere. Auch die Schauspielerin Katharina ist nahezu achtzig Jahre alt geworden. Mein Onkel Anton hat als zwei- oder dreiundneunzig jähriger Greis das Zeitliche gesegnet.

* * *

In der letzten Zeit hat mein ältester Enkel Zdenko, der einen genealogischen Spürsinn entwickelt, eine Familie Helfert im Egerer Gebiete entdeckt. Sie erscheinen zuerst im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts als Hausbesitzer in Tüppelsgrün, später in Edersgrün, und schreiben sich von einem Adam Helfert her, der aber, schon dem Alter nach, mit dem früher erwähnten Nordamerikaner Adam nicht ein und dieselbe Person sein kann. Also vielleicht auch unmittelbar aus dem Thüringischen?

Abendgeläut.

Von Hermann Hillner.

Dies Abendgeläut, dies Abendgeläut
Erzählt mir von Heimat und Jugendzeit,
Erzählt von der seligen Zeit so viel,
Da zuletzt ich hörte dies Glockenspiel.

Dies friedenbringende Spiel — und nun
Ist alles aus . . . Im Grabe ruh'n
Die Herzen, die einst sich hier gefreut,
Und lauschen nicht mehr dem Glockengeläut.

Und so wird's sein, bin tot auch ich;
Dann hören andre Sänger dich
Und wandern durch die Täler weit
Und preisen dich, du Glockengeläut.

Die Römer in Afrika.

Von Mfgr. Graf **Peter Vay v. Vaja.**

I.

Das Pompeji der Wüste.

Südlich von den Ufern des Meeres, am Rande der Sahara, lag Suffetula. Der Name ist nicht sehr bekannt. Er geriet in Vergessenheit wie die Stadt selbst, welche er einst bezeichnete. Und doch war sie unter den Römern, besonders in der letzten Ära ihrer Herrschaft, eine sehr blühende Stadt. Auch unter so vielen stolzen Munizipien gehörte sie unter die bedeutendsten.

Die Heerführer von Byzanz haben, Afrika mit ihren Heerscharen überflutend, auch in Suffetula eine starke Besatzung zurückgelassen. Ja bis auf den heutigen Tag erhielt sich die rustikale Steinmauer, mit welcher sie das ehemalige Kastrum, in dem ihre Scharen kampierten, befestigt haben. Dann kamen die Vandalen, die alles in Trümmer schlugen, alles in Brand steckten; was aber übriggeblieben war, verschleppten die Araber, um Hütten zu bauen, bis schließlich die Sahara ihr dichtes Bahrtuch, den Flugsand, über die Trümmer breitete.

Trotz alledem konnten Suffetula weder die Söldner von Byzanz noch die Vandalenhorden, noch eine arabische Nomadenschar, nicht einmal die Sanddünen der Wüste von der Erdfläche tilgen. Denn auch was bis heute noch verblieb, bietet ein sprechendes Bild von der einstigen Gestalt der berühmten Stadt, gibt einen vollständigen Begriff von ihrer ehemaligen Größe.

Noch heute steht da der mächtige Triumphbogen des Markus-Aurelius, es erhielt sich der von Säulen umgebene Plan des Forum und auf der Anhöhe oben ragt das stolze Prätorium. Auch hier sind die einstigen Gassen und Plätze zu sehen wie in Pompeji, uns auf Schritt und Tritt ein Portal, eine Loggia oder einen anderen architektonischen Überrest erschließend. Aber während am Fuße des Vesuv die Lava alles geschwärzt und versengt hat, hat hier der Goldstaub der Sahara und die Trockenheit der Atmosphäre die Steine unversehrt bewahrt.

Der dreifachen Verheerung zum Trotz bietet Suffetula den unmittelbarsten Gesamteindruck der ehemaligen römischen Städte. Auch dort, wo nur wenig von der einstigen Größe übrig geblieben ist, können wir uns eine klare Orientierung über die Lage verschaffen. Denn wenn auch viel zugrunde gegangen ist, so wurde doch glücklicherweise nichts durch spätere Neubauten verändert. Was den Eindruck von Pompeji und Herkulanum am meisten

beeinträchtigte, ist gerade, daß im Lauf der Zeit über die Ruinen gebaut wurde. Dies zerstört in erster Linie die künstlerische und antike Stimmung.

Die Impression, die altertümliche Färbung, der unveränderte Hintergrund, die klassische Atmosphäre sind der hauptsächliche Vorzug und ein alleiniges Privileg von Suffetula.

Wenn der Wanderer nach langwierigem Herumirren die Umrisse der verfallenen Stadt zum ersten Mal erblickt, muß er davon aufs tiefste ergriffen werden. Führt doch schon die Reise selbst durch die unermeßliche Wüste gewissermaßen in eine andere Welt und zaubert in eine völlig andere Zeit zurück.

Wir sehen nichts und wir begegnen meilenweit niemandem. Die Landschaft ist in ihrer Art ohnegleichen und dient als würdige, dramatische Dekoration der alten Denkmäler. Die östlichen Verlängerungen des Atlas bilden einen phantastisch gezeichneten, gezackten Vorhang. Nach Durchschreitung der engen Kluft bietet sich uns die Wüste wie mit einem Zauberschlag dar.

Den höchsten Punkt des im Vordergrunde sich erhebenden Plateaus beherrschte einst Suffetula. Der Platz war zweifellos vortrefflich gewählt. Vom strategischen Gesichtspunkte aus sowohl als hinsichtlich seines Kolonisierungswertes hätte man sich an keinem vorteilhafteren Punkte ansiedeln können. Und auch abgesehen von diesen praktischen Zwecken entsprach der Platz nicht weniger den ästhetischen Ansprüchen. Suffetula könnte mit Recht die Krone der Sahara genannt werden.

II.

Der erste Spaziergang.

Es scheint als stünde die glühende, glänzende Scheibe der sich neigenden Sonne einen Augenblick völlig bewegungslos am Horizonte, ehe sie gänzlich untergeht. Die safranfarbigen flammenden Strahlen haben schier das mit Schäfchenwolken gesprenkelte Himmelsgewölbe selbst in Brand gesteckt, die ausgedorrte, brennende Wüste mit einem Goldschauer überschüttend, inmitten welcher die Säulenreihen, die Hallen, der Siegesbogen von Suffetula sich als lilafarbene Silhouette abheben.

So war der erste Eindruck. An Ort und Stelle angelangt, dämmerte es, aber ich wollte, ehe es finster ward, die bedeutenderen Denkmäler aufsuchen. Der schmale Rain führte geradewegs zu dem die Ehrenpforte der Stadt bildenden Triumphbogen. Er wurde zu Ehren des Markus Aurelius gebaut und ist des Namens des hervorragenden Kaisers durchaus nicht unwürdig. Es ist ein beträchtlicher Bau von ernster Auffassung. Das Material ist Bruchstein von schönem Ton. Das Konzept ist nach Möglichkeit streng und edel, die Ausführung erstaunlich exakt. Die riesigen Steine sind ohne allen Mörtel und Zement aufeinandergesetzt und stehen bis jetzt, der Zeit und der Zerstörung zum Trotze, unbewegt an ihrer Stelle.

Ein schmaler, gepflasterter, an die von Pompeji her bekannten Straßen erinnernder Weg führt zum Forum hin. Wie wir wissen, hatten auch die größten Metropolen, gerade wie heute noch die Städte des Orients, schmale

Gassen; schon das heiße Klima erforderte es so. Außerdem ist auch vom malerischen Gesichtspunkte aus die Wirkung eines dämmerigen, bald mit Schwibbogen, bald mit Plachen gedeckten Bazars und Gäßchens unvergleichlich schöner als die eines breiten, staubigen, von der Sonne ausgeglühten Boulevards.

Die besten Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung sind die neuen französisch-afrikanischen Städte. Um wie viel schöner und angenehmer sind zum Beispiel die Suks von Tunis, diese blendenden Irrgänge der unbeschreiblichen Schätze des Orients, als die schier unerträglich heißen, kahlen neuen Stadtteile. Von den Römern haben übrigens auch schon in dieser Hinsicht die neuen Eroberer wenig gelernt. Weder die Organisation ihres Heeres, noch ihre Regierungsmethode ist mit dem hohen Niveau der Kolonialpolitik der Cäsaren vergleichbar. Und vor allen Dingen waren sie nicht bestrebt, den einstigen Eroberern deren seltenen Takt abzulauschen, welchem in erster Linie ihre fünfhundertjährige Herrschaft in Afrika zuzuschreiben ist.

So viel vom Forum von Suffetula noch besteht, ist ganz und gar ausreichend, um uns dessen einstige Gestalt vor Augen zu führen. Es ist nicht übermäßig groß. Aber die Foren der italienischen Städte waren ja auch nicht von zu großer Ausdehnung. Der Platz diente dem Volke vor allem als Versammlungsort; er spielte die Rolle einer offenen Halle, wo man sich täglich einfand, mit seinen Bekannten zusammenkam, Geschäfte abschloß und sich zerstreute, wie man das bis heute am St.-Markusplatz in Venedig sehen kann.

Das Forum wurde beiderseits von gleich vielen Prachtgebäuden eingeschlossen. Die Treppenwerke der meisten sind noch erhalten, die Säulen manchen Marmorperistyls blieben ebenfalls an ihrer einstigen Stelle gleich riesenhaften Ausrufungszeichen, die lange, weiße Streifen malen auf das durchscheinende Firmament. Ja wir können sogar die Überreste von so manchem prächtigen Privathause heute noch antreffen. Was Geld und Geschmack gewähren können, haben die Mächtigen von Afrika verschwenderisch angehäuft. Verfügten sie doch über riesenhafte Vermögen. Es scheint, als wären die Produkte der Kolonien unerschöpflichen Quellen entsprungen. Sie produzierten und versandten auf die Märkte des Mutterlandes Getreide und andere Saatfrüchte, Mineralien, edle Metalle in außerordentlicher Menge, so daß Afrika zu dieser Zeit mit Recht die Kornkammer Roms genannt wurde.

III.

Die Elemente der Gesellschaft.

Die Bevölkerung der Kolonie schloß verschiedene Elemente in sich. In erster Reihe waren die Nachkommen der Stammväter des Weltteils, die Berber, dort. Mögen auch in den vorgeschichtlichen Zeiten aus den verschiedenen Teilen der Welt die ursprünglichen Völker Numidiens, Mauretaniens, Libyens eingewandert sein, im Laufe der Zeiten vermischten sie sich größtenteils. Sallustius, der im Auftrage Cäsars, seines Freundes, durch viele Jahre Gouverneur der afrikanischen Kolonien war, hält die Mauren auf Grund verschiedener Lokaldaten und in erster Linie nach dem Chronisten Hiempsal für

Abkömmlinge der Meder, während er in den Numidern die Söhne von nomadischen Persern vermutet.

Sei es wie immer, wichtig ist, daß Nordafrika von den ältesten Zeiten her seine Ureinwohner hatte, die zwar einen verschiedenen Typus, aber ein und dieselbe Sprache hatten, welche von Ägypten bis Tripolis und im Süden bis zum Kongostaat und Senegal heute noch verstanden wird und von derjenigen des später herrschenden Elementes, des Arabischen, vollständig abweicht.

Dieses wilde, die Freiheit liebende, bis zur Gegenwart ein Nomadenleben führende Element bildete den größten Teil der Bevölkerung der Kolonie.

Das ehemalige phönizische und semitische Element löste sich sehr bald auf. Sie ließen sich in erster Linie in den Städten nieder und lebten vom Handel wie zuvor. In ihren Händen verblieb durchgehends ein Teil des Gewerbes und Handels. Schließlich kamen die römischen Eroberer über sie, aber auch diese vertraten sehr verschiedene Gesellschaftsklassen. Es gab Krieger und Grundherren, große Herren und Sklaven.

Wenn wir durch die ausgestorbenen Plätze und Gassen von Suffetula schlendern, werden uns auch die einstigen sozialen Verhältnisse der Metropole der Sahara sofort klar. Die monumentalen öffentlichen Gebäude, welche an den entferntesten Punkten des Imperium und um den Preis von märchenhaften Summen den Senatus Populusque Romanus zu verherrlichen berufen waren, die Markthallen, in deren Mauern das Vermögen der Nation sich zusammenscharrte, die ansehnlichen Haine der Grundbesitzer oder das Castrum der unbesiegbaren Legionen erschließen uns alle von je einer anderen Seite das einstige Bild der heute verfallenen Stadt.

Zu einem tief in einer Schlucht, im Schatten seiner mit blühenden Oleandern bewachsenen Ufer rieselnden Bach abbiegend, finden wir noch die Spuren der ehemaligen Wasserleitung. Ja ein hoher Aquädukt, der auf einem aus vier Bruchsteinen gebauten mächtigen Pfeiler das Tal überwölbt, blieb in völlig gutem Zustande erhalten. Auch zahlreiche öffentliche Bäder finden wir im Weichbild der Stadt. Zwei geräumige christliche Basiliken boten ebenfalls dem vollständigen Untergange Trotz. Einige öffentliche und private Gebäude reihen sich die mäanderartigen Straßenzüge entlang, in deren Pflaster die Räder einstiger Fahrzeuge tiefe Spuren gelassen haben.

Der Grundriß der Stadt ist überraschend einförmig und gleichmäßig. Aber dies ist natürlich, da sie nicht aus Zufall oder äußeren Umständen zufolge entstand, sondern auf allerhöchsten Entschluß, beinahe mit einem Schlage gebaut wurde. Ebenso wie wir bei Betrachtung einer neuen kanadischen oder indischen Stadt die neuesten Errungenschaften zur Geltung kommen sehen, war es auch bei den jenseits des Mittelmeeres gebauten Munizipien Roms der Fall. Waren doch in vieler Hinsicht die Verhältnisse selbst ähnlich. Je mehr wir die alten Autoren lesen, je eingehender wir uns mit den ehemaligen Ereignissen befassen, eine desto augenfälligere Analogie finden wir zwischen den beiden großen Kolonisierungsmächten, der britischen und der römischen. Und diese Ähnlichkeit beschränkt sich nicht nur auf die wichtigeren Züge, auf die wesentlicheren Fragen, sondern wir sehen sie auch bei zahlreichen Nebenumständen; am auffallendsten ist die Analogie aber in dem Regierungsgeiste der Kolonie.

IV.

Regierungsgeist.

Daß sie die eroberten riesigen Gebiete ausschließlich mit bewaffneter Macht nicht sicherstellen könnten, davon waren die Römer von vorneherein überzeugt. So wünschten sie mit dem unterjochten Elemente, so weit es möglich war, eine Interessengemeinschaft zustande zu bringen. Dies geschah natürlich auf die beste Art durch die Sicherstellung eines höheren Erwerbes, durch die Entwicklung vorteilhafterer Agrarverhältnisse und, was nicht weniger von Belang ist, sie boten eine größere persönliche Freiheit als die ehemalige Autonomie sie gewährte.

Der Ausführung einer solchen hochstrebenden Stadtpolitik konnte nur eine bevorrechtete Klasse entsprechen. Aber die Römer wußten auch das sehr wohl ebenso wie die Engländer, und wie diese nach Kalkutta, Ottawa, Sidney Vizekönige abordnen, die fürstliche Gehalte beziehen, ebenso vertrat die Republik oder in späteren Zeiten den Kaiser ein Civis von großem Ansehen, dessen erste Aufgabe es eben war, die Macht der herrschenden Nation mit gehöriger Pracht- und Pompentfaltung zum Ausdruck zu bringen.

Auf diese Art ist es verständlich, daß die afrikanische Gouverneursstelle sehr gesucht war. Neben der großen Ehre gewährte diese Stelle einen Jahresgehalt von einer Million Sesterzien. Aber daß, zumal nach damaliger Rechnung, auch eine bedeutendere Summe nicht zu viel sein konnte, das können wir schon daraus ersehen, daß nur solche Personen die Annahme des Amtes wagen konnten, die neben diesen reichlichen Bezügen noch über ein bedeutendes Privatvermögen verfügten.

Auch noch unter den Ruinen von Afrika können wir uns eine klare Vorstellung davon machen, welch blendender Luxus in den Kolonien in den letzten Jahren der Republik oder im Kaiserreich entfaltet wurde. Der eine oder andere Herrenwohnsitz oder eine ländliche Villa versetzen noch in ihrem Verfalle inmitten ihres Schuttes in Staunen. In Suffetula, das eine der entlegensten Städte war, hat man, trotzdem es tausend und tausend Meilen von der Hauptstadt trennten, die sämtlichen in der Metropole herrschenden Sitten eingebürgert. Seine Ansiedler brachten den Luxus, das Gepränge des kaiserlichen Hofes mit sich.

Wenn der Prachtaufwand Roms einerseits von den Geschichtschreibern mit Recht verurteilt wurde, so diente er anderseits unbestreitbar ihren Eroberern, und in erster Reihe deren Kolonialpolitik, zum großen Vorteil. Den Völkern Asiens und Afrikas konnten sie die Herrschaft des Imperium nur mit gehörigen Äußerlichkeiten verständlich machen. Auf Achtung, auf Unterwerfung konnte nur eine entsprechende Vertretung rechnen. Wenn der in Karthago residierende Prokonsul einer der ansehnlichsten Bürger Roms war und, weil es seine Pflicht war, auf die luxuriöseste Art zu leben, eine Million Sesterzien bezog, so war dies ebenso ernst durchdacht, wie es England wohl erwogen hat, warum es dem in Kalkutta Hof haltenden obersten Gouverneur jährlich einige hunderttausend Kronen zahlt.

Am Schauplatze der einstigen Größe von Suffetula stehend, sehen wir klar jene andere äußerst wichtige Tendenz der Kolonialpolitik Roms, mit

welcher es seinen in der Ferne lebenden Mitbürgern das möglichst angenehme Dasein zuteil werden lassen wollte. Es wünschte, daß sie das Land, in dem sie zu leben, zu arbeiten und dem Vaterlande zu dienen berufen waren, lieb gewinnen. Vor allen Dingen strebte man an, daß sie ihren dortigen Aufenthalt nicht als Verbannung oder nur als einen vorübergehenden ansähen, sondern daß er tatsächlich zu ihrer Heimat werde. Hatten sie das Land, in welchem sie leben mußten, liebgewonnen, dann erst konnten sie ihre eigene Person und das Volk und dessen Regierung, die sie vertraten, bei ihren Untergebenen beliebt machen.

Hievon legt das an der Grenze der Sahara erbaute Suffetula Zeugnis ab. Selbst die Ruinen seiner einstigen Größe verkünden, welch schöne Stadt es in seiner Blütezeit gewesen sein mag. Auch der letzte stumme Steinblock erzählt von ehemaliger Herrlichkeit. Denn das auf solcher Kulturstufe stehende Volk der Römer begnügte sich sichtlich nicht damit, Wachtposten und Handelszentren herzustellen, sondern sein feiner Geschmack, sein außergewöhnlicher ästhetischer Sinn erforderten, daß das, was es schuf, seinen hochstehenden Ansprüchen vollständig angemessen sei. Wie ich den Triumphbogen des Diokletian passiere — denn auch zu seiner Ehre wurde einer errichtet — und auf der Stätte einstiger Herrlichkeit umherblicke, verwirklicht sich mir das Bild der ganzen Stadt immer mehr und es ist mir, als ob ich jetzt schon auch deren einstiges Leben zu verstehen anfinge.

Vor dem Prätorium mache ich zum letzten Male Station. Es war dies einst der Stolz der Stadt und ist bis heute eines der interessantesten römischen Denkmäler von ganz Afrika. Was von diesem monumentalen Bau noch besteht, wäre allein schon die langwierige Reise wert. Die dreigeteilte, mit einem Peristyl versehene, von einer mächtigen Säulenreihe eingeschlossene und mit einem klassischen Tympanum gekrönte Gebäudegruppe ist einer der schönsten und am besten erhaltenen architektonischen Überreste des Altertums.

Das Material ist auch hier lichter Bruchstein, dessen Oberfläche die Sonne Afrikas mit flimmernder, goldfarbiger Patina überzieht. Die Säulen und das Treppenwerk sind aus demselben vortrefflichen harten Stein gehauen. Die Ausführung deutet auf die rustikale Richtung. Wie wir das in erster Reihe bei den Bauten von Florenz sehen, war das Hauptbestreben des Architekten darauf gerichtet, die Qualitäten des Steines hervorzuheben, den Wert des Stoffes in vollem Maße zur Geltung zu bringen.

Mehrere Kunstkritiker, die sich mit den Denkmälern von Afrika befassen, wundern sich, daß die Ausführung nicht hinlänglich detailliert und die Polierung keine genügende ist. Die Baumeister Roms waren viel zu große Künstler, als daß sie sich hätten auf solche Irrwege ablenken lassen. Bei den Bauten der für die Wüste geplanten Stadt konnten sie Details nicht berücksichtigen, konnten sie nicht kleinlich sein. In der Metropole der Sahara konnten sie nur mit bewußter Stoffwahl durch die mächtigen Dimensionen der Masse und durch die ernste Großartigkeit der Gesamtwirkung Dauerndes, Gutes und Schönes schaffen.

(Weitere Abschnitte folgen.)

Frühlingswunder.

Von Richard Seyß-Inquart.

Wach auf, Frau Erde, wach auf! wach auf!
Und schau in den lachenden Himmel hinauf
Mit staunendem Entzücken!
Gar Liebes über Nacht geschah:
Der Lenz, dein strahlender Buhle, ist da
Und will dich bräutlich schmücken!

Frau Erde schrickt aus dumpfem Traum,
Sie glaubt der seligen Botschaft kaum
Und öffnet verschlafen die Lider;
Da bringt ihr der Lenz ein smaragdenes Kleid
Und hüllt in die schimmernde Herrlichkeit
Ihre jungen, schwellenden Glieder.

Er streut ihr Blumen ins flatternde Haar,
Die glühen und atmen so wunderbar,
Blauveilchen, Flieder und Rosen, —
Und webt ihr aus Blüten und Sonnenschein
Den Hochzeitsschleier duftig und fein
Mit zärtlichem Scherzen und Kosen.

Und unter prangendem Himmelsdom,
Umspielt von glitzerndem Lichterstrom,
Wogt festlich der Hochzeitsreigen.
Und Fink und Drossel und Nachtigall,
Die singen mit süßem, minnigem Schall
Von knospenumsponnenen Zweigen! —

Auch du, mein Herz, bist heute als Gast
Zu all dem jubelnden Märchenglast
Von Junker Lenz geladen.
Mein Herz, schließ auf die Tore weit!
Das ist die helle, gesegnete Zeit,
Die Zeit der Wunder und Gnaden!

Die neue Evangeliumspredigt des heiligen Klemens Maria Hofbauer.

Von **P. Augustin Rösler.**

Zacharias Werner hat zur Zeit des Wiener Kongresses den merkwürdigen Ausspruch getan: „Ich kenne nur drei große Männer in der Gegenwart: Napoleon, Goethe und P. Hofbauer.“ Gerade jetzt ist das erste Jahrhundert nahezu verflossen, seitdem dieses Wort gefallen ist und seitdem die genannten Drei in die Geschicke ihrer Zeit eingegriffen haben. Das allein schon weckt eine gewisse Aufmerksamkeit für dieses Wort und regt zur Nachforschung an, ob Werners oft wiederholtes Urteil nur ein kühnes Produkt der Phantasie des Dichters gewesen ist oder ob es durch die Geschichte den Charakter eines prophetischen Wahrwortes erhalten hat. Ja, die weitere Frage drängt sich auf: wer von den drei großen Zeitgenossen war im Sinne Werners der größte? Das Interesse an dieser Untersuchung wächst noch bedeutend dadurch, daß es sich hiebei nicht bloß um ein historisches Triumvirat handelt, das in ein und demselben Zwecke seinen Einigungspunkt findet, sondern um Vertreter der verschiedensten, ja entgegengesetztesten Kulturelemente. Was sie im Geiste Werners vereinigt hat, war eine außerordentliche Kraft. Als Kraftnaturen hat der Dichter selbst jeden von ihnen bezeichnet. Jeder ging mit seltener Hingabe in seiner Sache auf und suchte für sie die Welt zu erobern.

Es braucht kaum im voraus bemerkt zu werden, daß, wie für Werner in dem Wien seiner Zeit, so für uns heute der schlichte, erste deutsche Redemptorist, Klemens Hofbauer, der in Wien seine Ruhestätte gefunden hat, die Hauptbedeutung beansprucht. Der welterobernde Napoleon und der Dichterfürst Goethe müssen neben ihm in den Hintergrund treten. Das verflossene Jahr hat ihm durch die Heiligsprechung in Rom die höchsten Ehren gebracht, die einem Kinde der katholischen Kirche zuteil werden können. Als „Apostel von Wien“, der von der alten Kaiserstadt aus das christliche und katholische Leben nicht bloß in Österreich, sondern in allen deutschen Landen weckte, hat er unbedingt Anspruch auf das tiefste Interesse der österreichischen Katholiken und speziell der Wiener.

Napoleon wird unter die „Großen“ gerechnet, weil er in der rücksichtslosen genialen Anwendung der Waffengewalt kaum seinesgleichen hat. Als Soldatenkaiser hat sich der korsische Welteroberer den traurigen Beinamen des „bestgehaßten Mannes aller Zeiten“ erworben. Groß war sein Feldherrngenie, groß die Zauberkraft über die Herzen seiner sieggewohnten Soldaten, die auf sein Wort blind in den Tod gingen; einzig groß waren seine Pläne und gewaltig war der Erfolg, mit dem sie ins Werk gesetzt wurden. Alle diese

„Größen“ aber wurden übertroffen durch die Selbstsucht, die Triebfeder, welche das Genie Napoleons und seine Pläne nie zur Ruhe kommen ließ und die durch keinen Erfolg befriedigt werden konnte. Die eisige Kälte seines egoistischen Herzens war weder durch die heißen Tränen von Millionen noch durch die Ströme von Blut, die infolge seiner Eroberungspolitik flossen, zu besiegen. Der radikale Egoismus war in ihm personifiziert, und hierin lag seine Kraft. Dauernde Erfolge konnten damit unmöglich erreicht werden.

Viel höher stand die Kraft des Genies, das Goethe zum großen Eroberer auf dem Gebiete der Literatur machte. Die rohe Macht der Waffen kann die Geister nicht unterwerfen; die geistige Macht der Wahrheit und Schönheit dagegen ist ihrer Natur nach unsterblich und nötigt Geschlecht auf Geschlecht zur Huldigung. So wurde Goethe für alle Zeit ein Mächtiger der Weltliteratur. Er steht heute dem Gebildeten so nahe, wie er vor hundert Jahren den Zeitgenossen der Freiheitskriege stand; seine Macht über die Geister aber ist heute vielleicht größer noch als damals.

Fragen wir jedoch, ob diese Macht auch imstande ist, die Herzen zu beglücken, so können wir keine befriedigende Antwort geben. Goethe, „das Schoßkind des Glückes“, „der schöne Hexenmeister“, wie Wieland ihn nannte, der die Herzen an sich riß, war selbst doch nie recht glücklich. „Süßer Friede, komm', ach komm' in meine Brust!“ hat er in „Wanderers Nachtlied“ geseufzt und damit bezeugt, daß er auf seiner langen Wanderschaft den Frieden nicht zum Begleiter gehabt hat. Bewundert wurde er und wird er von allen; geliebt wurde er von wenigen, und diese wenigen dürfen kaum stolz auf ihre Liebe sein. Im „Werther“, in den „Wahlverwandtschaften“, endlich im „Faust“ spiegelt sich der Lebensgang des Dichterfürsten. Bemitleiden lernen kann man vielleicht aus diesen Werken den Menschen Goethe; lieben schwerlich. Wenn die Weltdichtung „Faust“ heute „zur modernen Bibel für viele“ geworden ist, so ist das nur eine Bestätigung der traurigen Charakteristik der Gegenwart, welche unlängst im „Literarischen Zentralblatt“ (1909, Nr. 23, S. 731) also gegeben wurde: „Ein schmerzhaftes Stöhnen und Sehnen geht durch unsere ruhe- und rastlose Zeit. Täglich mehrt sich die Masse unseres Wissens; unser technisches Können kennt kaum noch unüberwindliche Schwierigkeiten . . und doch haben wir keine Freude daran; immer häufiger hört man die müde, mißmutige Frage: Wozu das alles? Es fehlt uns dasjenige, was unserem Dasein Halt und Schwung gibt, e i n e f e s t e, g e s i c h e r t e W e l t a n s c h a u u n g. Oder richtiger: Wir sind dahinter gekommen, daß sich mit der Weltanschauung, die seit dem Jahrhundert der Aufklärung in steigendem Maße unserm gesamten geistigen Leben seine Physiognomie aufgeprägt hat, nicht leben läßt“. — Erinnern diese Worte nicht an Goethes Klage, worin er sein Leben mit dem beständigen Wälzen eines Steines vergleicht? „Der alte Heide“, wie sich Goethe selbst genannt hat, war mit der Macht seines Genies nicht imstande, glücklich zu werden, geschweige denn andere wahrhaft zu beglücken. Ein höherer, feinerer Egoismus als der Napoleons hat sein Genie völlig beherrscht; immerhin war es der Egoismus des natürlichen, unerlösten Menschen, der wohl Zauberglanz verbreiten kann wie der Vollmond, aber keine wärmenden, lebenweckenden Strahlen aussendet wie die Sonne. — Ähnlich wie Goethe hat ein größerer als er über diesen armen natürlichen Menschen den Seufzer

ausgestoßen: „Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" — Er hat aber auch, was Goethe nicht getan hat, die Antwort auf die fragende Klage gegeben und so sein Amt als Weltapostel ausgeübt, indem er jubelnd rief: „Die Gnade Gottes durch Jesus Christus unsern Herrn." (Röm. 7, 24. 25.)

So sind wir zu unserem Heiligen, zu P. Klemens Hofbauer gekommen. Was ihn groß gemacht hat und ihm eine welterobernde Kraft verliehen hat, die bis heute glücklicher als die Napoleons und Goethes wirkt, ist eben der in der Liebe tätige Glaube an die Gnade des Evangeliums. Er war sich dieser Macht wohl bewußt, denn sein ganzes Sinnen und Trachten, sein kraftvolles Tun und heldenmütiges Leiden hatte im Evangelium seine Wurzel und ging im Eifer für das Evangelium auf. „Oft, sehr oft," versichert sein begeisterter Schüler, der berühmte Emanuel Veith, „ja fast täglich vernahm ich von ihm die feierlich und nachdrücklich ausgesprochenen Worte: Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden!" — Dieser Macht hat er sich ganz und gar geweiht, so daß er sich selbst darüber völlig vergaß. Das ist der himmelhohe Unterschied, der ihn der Geistesrichtung nach von Napoleon und Goethe trennt; diese strengten ihre geniale Kraft für ihr selbstsüchtiges Ich an und suchten demselben alles dienstbar zu machen; P. Hofbauer dagegen hatte allen Egoismus aus seinem Herzen ausgerottet und lebte nur für das Reich seines geliebten Herrn und Erlösers, an den er glaubte.

Genau wie Paulus, der Weltapostel, konnte P. Hofbauer sagen und hat es mehr durch die Tat als im Worte verkündet: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; es ist nämlich eine Gotteskraft zum Heile für jeden, der da glaubt." (Röm. 1, 16.) Im Besitze dieser Himmelskraft und in der unbegrenzten Hingabe an sie ist er jener Kraftmensch geworden, der predigte, wie einer, der Macht hat, den die Besten seiner Zeit als Wundermann anstaunten. „Ein Genius religiöser Tatkraft war mit P. Hofbauer inmitten der Wiener Kreise erschienen." Die Wurzel dieser genialen Kraft haben wir aber in dem Worte zu suchen, das er den Zeugenaussagen nach als seinen einzigen Ruhm beanspruchte: „Ich bin durch und durch katholisch." Das übernatürliche Glaubensleben, das er hiemit bezeichnet, war ihm notwendiger als die Luft zum Atmen. Dem Fische außerhalb des Wassers verglich er daher Leute, die ohne diesen katholischen Glauben mit seiner ganzen Innigkeit und Tiefe leben wollten. Er hat die Glaubenskraft der katholischen Kirche als eine welterobernde und weltüberwindende Kulturmacht für seine Person wie für seine Zeit zur Geltung gebracht. Freilich teilt er diese Bedeutung mit allen, die als Heilige sich zu vollkommenen Christen entwickelt haben; seinem besonderen Berufe gemäß hat er aber, wie wenige, diese Wahrheit in hervorragendem Grade der Welt handgreiflich gemacht.

Aus dieser Glaubenswurzel sproßten zunächst seine weltbeherrschende Geringschätzung aller irdischen Macht und Herrlichkeit und der ihn ständig beherrschende Jenseitsgedanke. Gerade in dieser Beziehung gilt das schöne und wahre Wort von Martin Spahn: „Es liegt ein Hauch des heiligen Franz von Assisi über ihm." — „Eine Handvoll Sand" ist ihm aller Reichtum. Eine Dame, die ihr ganzes großes Vermögen unerwartet verloren hatte, tröstete er mit diesem Vergleiche. Die Ländergier eines Napoleon ist im Lichte

dieser Weisheit unbegreifliche Torheit. „Man lobt Kinder und Narren“ ist ein Lieblingsspruch P. Hofbauers seinen Schülern gegenüber. Der Weltruhm eines Goethe macht daher ebensowenig Eindruck auf ihn. „Alles meinem Gott zu Ehren“ ist sein Wahlspruch. So geht er, glücklich in seiner Armut, unberührt von Schmach wie von Menschenruhm, in ungetrübtem Frieden durch die sturmbewegte Zeit, immer hoffnungsfreudig, immer sich selbst gleich. „Eine himmlische Ruhe“ fand der welterfahrene, vielgereiste Protestant Perthes in seinen Zügen. Die wahre religiöse Innerlichkeit ist sein unverlierbarer Schatz; dieselbe hat mit dem lichtscheuen pietistischen Mystizismus, der zu seiner Zeit hie und da grassierte, nichts zu tun. Im Gegenteil hat P Hofbauer mit seinem scharfen Verstande und seinem hellen Glaubenslichte sofort derartige aftermystische Tendenzen durchschaut und bekämpft. Bekanntlich ist der edle Bischof Sailer in seiner Arglosigkeit mit minder scharfem Blicke als der Heilige allzuwenig vorsichtig solchen Verirrungen gegenüber gewesen. Der Heilige wurde von höchster Stelle aus veranlaßt, sein Urteil über den Ruf, in den Sailer auf diese Weise gekommen war, abzugeben. Es ist ein besonderes Verdienst der neuen, schönen und zuverlässigsten Biographie des Heiligen von P. Adolf Innerkofler C. Ss. R.[1]), um dies hier hervorzuheben, daß darin das Verhältnis des Heiligen zu Sailer ins rechte Licht gestellt wird. Eine solche Rechtfertigung Sailers sowohl wie des Heiligen war notwendig, nachdem in der vorausgegangenen Biographie von P. Haringer die Glaubenstreue Sailers ohne genügenden Grund verdächtigt worden war.

Zu dem lebendigen, kraftvollen Jenseitsglauben des P. Hofbauer steht das einseitige, kurzsichtige Diesseitsstreben der modernen Gegenwartsmenschen in schroffem Gegensatz. Und doch gibt es für die unleugbaren großen Schäden, die unter dem glänzenden Schein der modernen Kultur am Marke der Gesellschaft nagen, kein anderes Heilmittel als die katholische Glaubenskraft des Evangeliums, die P. Hofbauer in Warschau und in Wien in allen Schichten der Bevölkerung aus dem Schutte der „Aufklärung“ und des religiösen Indifferentismus wiedererweckt hat. Die sorgsamste soziale Gesetzgebung wird die Schrecken des Klassenkampfes nicht bannen, wenn die Parole gilt:

„Macht hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!“

Mit seiner katholischen Glaubenskraft erobert sich P. Hofbauer ferner seinen rätselhaften, überraschenden Einfluß auf die Bildung und das Wissen seiner Zeit. Das Paulinische Wort erhielt durch ihn eine neue Bestätigung: „Wir predigen Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, denen aber, die berufen sind, seien es Juden, seien es Griechen, Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ (I. Kor. 1, 23. 24.) In seinem furchtlosen, hoffnungsfrohen Auftreten offenbart sich das Selbstbewußtsein, das in den Worten des Weltapostels liegt: „Wir verkündigen Christus, indem wir jedermann ermahnen und jedermann belehren in aller Weisheit, damit wir jedermann vollkommen in Christus Jesus dar-

[1]) P. Adolf Innerkofler: „Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des heiligen P. Klemens Hofbauer, des vorzüglichsten Verbreiters der Redemptoristenkongregation.“ Regensburg, Pustet. 1910.

stellen." (Kol. 1, 28.) P. Hofbauers Schulbildung und seine durch Studium erworbenen Kenntnisse konnten ihm diese Zuversichtlichkeit keineswegs verschaffen. P. Innerkofler hat sich in dem genannten Werk zwar alle erdenkliche Mühe gegeben, ein entsprechend normales theologisches Studium in P. Hofbauers Leben nachzuweisen; der unbefangene Leser wird aber kaum sagen können, daß der Nachweis zweifellos geliefert ist. Der Studiengang des Heiligen war infolge der ganz eigentümlichen Lebens- und Zeitverhältnisse unregelmäßig und mangelhaft. Abgesehen von seinen unleugbar großen natürlichen Anlagen verdankte er seine helle, scharfe Urteilskraft in praktischen Fällen wie in wissenschaftlichen Fragen jener höheren Begabung, die er gerne als seine „katholische Nase" bezeichnete. Eben dieser katholische Sinn war selbst den meisten gebildeten, gutgesinnten Katholiken seiner Zeit verloren gegangen. Die sogenannte Aufklärung und das erfolgreiche Streben Josefs II., die Katholiken vom Zentrum der katholischen Glaubenseinheit, von Rom fernzuhalten, hatten diesen Verlust herbeigeführt. P. Hofbauers ungetrübte Glaubenskraft sollte den Schaden heilen. Man kann den Arzt, der hier in der Person des Heiligen helfen sollte, kaum besser schildern, als es Martin Spahn folgendermaßen getan hat: „In allem war Hofbauer das Gegenstück zu dem herrschenden Zeitgeiste. Litten seine Zeitgenossen darunter, daß die angewöhnte Sitte, die anerzogene Empfindsamkeit ihre natürlichen Kräfte bis zu deren Erschlaffung überwog, daß sie zu elementaren, echten Empfindungen, besonders zu einem starken, unreflektierten Glauben kaum noch fähig und dem Volke völlig entfremdet waren, so erschien in Hofbauer gerade die Welt der seelischen Fähigkeiten voll entwickelt; Glaube, Wille, Charakter und die Gabe der Intuition ungebrochen, die Verbindung mit dem Volke und dessen Leben unmittelbar. So eignete ihm denn auch in vollkommener Art jener katholische Sinn, der der Aufklärung unfindbar fern gelegen hatte und von dessen Besitz doch alle weitere und höhere Entwicklung des wieder rege gewordenen kirchlichen Lebens in Deutschland abhängig war." (Hochland, 1909. S. 308.) So atmete P. Hofbauers apostolische Predigt die reine, frische Alpenluft des Glaubens und zog trotz ihrer einfachen Sprache die Herzen unwillkürlich an, während die schöngeistig gekünstelten Phrasen der seichten Moralprediger jeder Anziehungskraft entbehrten. Ohne selbst zu den Gelehrten zu gehören, brachte der „Apostel von Wien" es fertig, daß die edelsten Gelehrten sich gerne vor der Weisheit des Gekreuzigten beugten. Er bewies handgreiflich und besser als viele Bände von Apologien des Christentums, daß das Wort Christi für alle Zeit eine Tatsache ist: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden."

Die Schlußfolgerung für die Gegenwart hat P. M. Meschler in seinem herrlichen Artikel: „Klemens Maria Hoffbauer, ein zeitgemäßer Heiliger" (Stimmen aus M.-Laach, 1910. S. 17) so gezogen, daß wir nichts besseres tun können, als seine kräftigen Worte hier anzuführen: „Hoffbauer war ein Mann nicht bloß des nüchternen, sondern des starken und feurigen Glaubens. Das hat ihn unüberwindlich, zum Urheber einer großen Volksbewegung zu Gott gemacht, der Glaube, welcher die Welt überwindet. (I. Jo. 5, 4.) Und wie es damals war, so ist es noch heute. Ohne einen tiefen, festen und ganzen Glauben ist es mit aller Arbeit nichts

und mit allem kirchlichen Empfinden nicht weit her. Mit seichtem, liberalisierendem Glauben wird keine Zeit bezwungen und keine widerstreitende Welt gewonnen. Ob der Heilige, wenn er jetzt auf Erden erschiene, mit seiner feinfühligen ‚katholischen Nase' nicht an Dingen, die jetzt Mode sind, Anstoß genommen hätte? Jedenfalls waren nationales, fortschrittliches, über- und unterkonfessionelles Christentum sicher nicht nach seinem Sinn."

Ein gewisser heiliger Radikalismus, eine Erneuerung von der Wurzel aus, ist endlich in P. Hofbauers Gottes- und Nächstenliebe hervorzuheben. Ja gerade hierin ist der tiefste Grund dafür zu suchen, daß es ihm gelang, das Evangelium neu zu predigen. War sein Glaube felsenfest, so hat er doch mit dem Apostel gesagt: „Wenn ich allen Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so bin ich nichts." (I. Kor. 13, 2.) Allen alles werden ohne Scheu vor irgend einem Opfer, — das ist der Inhalt seines apostolischen Lebens. Andersgläubige möchte er auf seinen Armen in die Kirche tragen, wie er versichert, weil er in seiner Liebe sein Glück im Besitze des Glaubens mit ihnen teilen will. In der Tat wirkte er auch auf Andersgläubige ohne jede pharisäische Proselytenmacherei geradezu magnetisch.

Es ist eben die katholische Liebe, die, weit entfernt, Parteisache zu sein, alle Menschen umfaßt, von der sein Apostelherz glüht. Daher verzweifelt er auch am Sterbebette des verstocktesten Sünders nicht. Das Todesbett ist im Gegenteil der Schauplatz, auf dem er die größten Siege über die Herzen davonträgt. Zu jeder Zeit zum Helfen in seelischen wie in leiblichen Nöten bereit, hat er nur für sich selbst keine Zeit. Eine auf Kanzlei- und Bureaustunden beschränkte Seelsorge, die unter dem Josephinismus gang und gäbe geworden war, hatte die katholische Liebe des Erlösers verbannt oder wenigstens in Fesseln gelegt. P. Hofbauer führt sie frei und froh in den Beichtstuhl, auf die Kanzel, in die Schulen und Waisenhäuser, ans Krankenbett, ins Gefängnis, in die Privathäuser wieder zurück. — Von dieser ersten und höchsten aller Kulturmächte, die der Stifter des Christentums zum Kennzeichen seiner Jünger machte, hat weder Napoleon noch Goethe etwas wissen wollen. Darum sind beide von dem armen, ungelehrten Redemptoristen in der Welteroberung weit übertroffen worden. Hofbauer ist von seiner Zeit nicht bloß bewundert, sondern noch mehr geliebt worden. In unzählige zerrissene Herzen hat er den Himmelsfrieden seines Meisters als heilenden Balsam ausgegossen. Die Stätte, wo seine sterblichen Überreste mit Ehrfurcht aufbewahrt werden, ist heute von gläubigen und liebenden Seelen besucht, die in ihm einen Fürbitter an Gottes Thron verehren. Vor allem aber wirkt die weltüberwindende Kraft seiner glaubensstarken Liebe unvermindert auf dem Erdkreise weiter; ihre reich sprudelnde Quelle strömt in der katholischen Kirche, um stets neue Helden des Christentums hervorzubringen, die sich nach seinem Vorbilde bilden können. So wird denn auch in Zukunft Napoleon immer in der Weltgeschichte als der große tyrannische Welteroberer seinen Platz behaupten; in der Literaturgeschichte wird Goethe als eine fürstliche Größe stets mit Bewunderung genannt werden; größer aber als beide wird für Zeit und Ewigkeit der heilige Klemens Hofbauer in seiner Liebeskraft und Glaubensmacht weiter wirken.

Das Spielgrafenamt in Niederösterreich.

Von Dr. E. Hildebrand.

Die Geschichte und Beschaffenheit des Spielgrafenamtes in Niederösterreich ist in ein noch wenig gelüftetes Dunkel gehüllt. Und obwohl gerade in neuerer Zeit durch eingehende Untersuchungen über Werke der alten Spielmannspoesie von seiten der Germanistik sowie durch Betonung und Wiedererweckung jener Poesie durch hervorragende schöpferische Talente unserer Tage — ich nenne nur Scheffel, Geibel, Baumbach, Julius Wolff — manches geschehen ist, den „fahrenden Gesellen" unserem Verständnisse näher zu bringen, so ist es bisher doch nicht gelungen, nennenswerte neue Aufschlüsse über die gesellschaftliche Organisation jener Gilden, und deren Einrichtungen, Statut und Entwicklung beizubringen. Ich muß gütig bemerken, daß auch ich in meinen darauf gerichteten Bemühungen leicht wesentlich glücklicher war und mich deshalb darauf beschränken muß, die wenig gekannten und meist an entlegenen Orten zerstreuten Materiales zusammenzutragen und zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten.

Bevor ich auf mein Thema eingehe, muß ich einer Arbeit gedenken, die vor fünf Jahrzehnten über das Spielgrafenamt im Erzherzogtum Österreich unter und ob der Enns von einem Gelehrten, Dr. Josef Bacher, ausgeführt und in einem ankündigenden Auszuge (von kaum zwei Druckseiten) der Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, in der Sitzung vom 10. Oktober 1860 vorgelegt wurde. Auf den kurzen Notizen jenes Berichtes beruht nahezu alles, was in den neueren theater- oder musikgeschichtlichen Werken über dieses Thema zu lesen ist. Das ganze, ausführliche Werk aber, zu dem jene Mitteilung in den Akademieschriften nur gleichsam eine Inhaltsanzeige bildete und auf dessen Erscheinen damit hingewiesen werden sollte, — dieses Werk, das eine eingehende Darstellung des gesamten älteren Musik- und Theaterlebens in Österreich zum Inhalt hatte, die Frucht eines langen, gelehrten Fleißes, — es ist nie erschienen und spurlos verschwunden. Meine Nachforschungen darnach haben ein eigenartiges tragisches Resultat ergeben; ich erfuhr folgendes: als das Werk vollendet und abgeschlossen dem Druck übergeben werden sollte, zeigte es sich, daß kein Setzer imstande war, die unglaublich schlechte Schrift des Verfassers zu entziffern; und da sich nun die Notwendigkeit ergab, daß der Autor sein Manuskript selbst zum Gebrauche der Setzer einem Kopisten in die Hand diktiere, war er selbst nicht mehr imstande, die rätselhaften Charaktere zu deuten, die er niedergeschrieben! Die Arbeit eines Lebens war, obwohl körperlich vorhanden,

dennoch tot und ein wertloses Papierkonvolut. Der Autor aber soll, — ein tragisches aber begreifliches Geschick, — in Wahnsinn verfallen und später — nach den einen im Irrenhause, nach anderen von dort entlassen — als gebrochener Mann in Amerika gestorben sein.

Leider ist mit der Arbeit jenes unglücklichen Gelehrten auch die Angabe der von ihm benützten Materialien und Archivalien verloren gegangen und es liegt die Gefahr nahe, daß auch diese letzteren selbst bei der bekannten landesüblichen Indifferenz Denkmälern des Altertums gegenüber, wie sie bis in unsere Tage bestand und teilweise noch fortlebt, unwiederbringlich verloren sind.

* * *

Wenn wir uns die Stellung der Spielleute in der mittelalterlichen Welt vergegenwärtigen wollen, müssen wir über den Begriff, den wir heute mit dem Worte Spielmann verbinden, weit hinausgehen. In unserer Zeit dient der wandernde Spielmann fast ausschließlich dem Vergnügen der niederen Stände, im Mittelalter konnten ihn auch die höchsten nicht entbehren. Denn abgesehen von der naiveren, unverwöhnteren Lebenslust in allen Kreisen der mittelalterlichen Gesellschaft, — auch die edleren geistigen Bedürfnisse waren fast ausschließlich auf die Spielleute angewiesen. Der Spielmann brachte nicht nur das Beste und Neueste auf musikalischem Gebiet, er war auch für eine Zeit, in der das stumme Lesen kaum erst über die Studierstube des Gelehrten sich hinauszuverbreiten begann, der berufene Vermittler für alle Gattungen der schönen Literatur, vom ernsten Heldengesang, von üppigen Ritterroman bis zum derben Schwank und zur neckischen Rätselfrage; ja er war als Darsteller kleiner mimischer Szenen der einzige Vertreter der profanen Schauspielkunst. Als weitum wandernder Gast brachte er die Kunde von fremden Ländern zugleich mit den großen und kleinen Neuigkeiten des Tages. Kurz, für alle die Anregung und Belehrung, welche uns Konzertsaal und Theater, Buchladen und Zeitung zu bieten bestrebt sind, hatte beim größten Teil des mittelalterlichen Publikums der wandernde Spielmann zu sorgen. Daneben aber oblagen dem fahrenden Volk alle jene niederen Unterhaltungskünste, die es noch heute in Schenke und Jahrmarktsbude zu üben pflegt. So ergab sich von selbst nach der Wertschätzung der Leistungen eine gesellige Abstufung in dieser bunten Welt, von dem vornehmen Sänger, der im vertrauten Umgang mit Fürsten lebte, bis herab zum bettelhaften Schnurranten, der im Tierfell umhersprang und Feuer fraß.

Es waren drei Hauptelemente, aus denen sich der Stand der Spielleute zusammensetzte: die Sänger der keltischen und germanischen Völker, die Lustigmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker.

Den Sängern der keltischen und germanischen Vorzeit haftete kein Makel an. Sie gehörten zu den Besten ihres Volkes, hoch geehrt um ihrer Kunst willen, die von den Göttern kam. Jeder Hofhalt hatte seinen Sänger als ständiges Mitglied; andere wanderten von Volk zu Volk, von Herrensitz zu Herrensitz, emsig bemüht, den Schatz der nationalen Heldendichtung im Gedächtnis zu sammeln, zu mehren und zu verbreiten. Ob nicht

schon in der alten Zeit dieses unstäte Leben den fahrenden Sänger an öffentlichen Orten unter den seßhaften Hofsänger gestellt hat, läßt sich nicht entscheiden. Sicher war dies bei den späteren keltischen Barden der Fall, wo sich die Hausbarden streng von den wandernden Barden unterschieden. Für die ursprüngliche Hochschätzung des ganzen Standes spricht jedoch das bei einzelnen Stämmen noch lange geltende Gesetz, das dem Unfreien verbot, Gelehrter, Schmied oder Barde zu werden.

Wenn der wandernde Sänger des europäischen Nordens in der allgemeinen Achtung sank, so hatte er das hauptsächlich dem zweiten Element zu danken, das sich von Süden her über die Länder der Kelten und Germanen ergoß, dem verrufenen Volk der römischen Mimen, Spaßmacher und Gaukler.

Von alters her hatte sich die römische Welt an dem volkstümlichen Possenreißer ergötzt, der durch Rede und Gebärde Gestalten und Szenen des täglichen Lebens in karikierender Weise nachahmte und daher mimus, der Nachahmer, genannt war. Er trug schon in der ältesten Zeit das bunte Lappenkleid, das noch heute dem italienischen Harlekin eigen ist. Mit ihm teilten sich die Tänzer, Gaukler und Taschenspieler, die Flötenbläser und Saitenspieler in die Gunst von hoch und nieder, und alle durchwanderten scharenweise die weiten Provinzen des Römerreiches. Sie drängten sich auf die Bühne, wo bei dem sinkenden Geschmacke des Publikums die Seiltänzer, Akrobaten und Messerwerfer im Bunde mit leichtfertigen Tänzerinnen bald der edlen Schauspielkunst gefährliche Konkurrenz machten. — Das Reich zerfiel; die Theater verödeten im 5. und 6. Jahrhundert völlig; die alten Schauspieler, die Histrionen, starben aus; aber jenes Unkraut der Lustigmacher war unverwüstlich. In allen Provinzen überdauerten sie die römische Herrschaft und das römische Theater — und wie dereinst vor Cäsar und Augustus trieben sie nun ihre Künste vor Attila und Theodorich dem Großen.

In dieser gemischten Gesellschaft gingen die wandernden Sänger der Kelten und Germanen unter und teilten ihr Schicksal. Eine gemeinsame Bezeichnung warf alle die mannigfaltigen Abstufungen in eins zusammen: altfranzösisch jongleur und menestrel, — altdeutsch spilman. Die Sprache faßt sämtliche unterhaltende Künste unter dem Begriff „Spiel" zusammen, und Spielmann heißt daher ein jeder, der solche Künste berufsmäßig ausübt.

Um das Bild noch bunter zu machen, gesellte sich als drittes ein gelehrtes Element hinzu, die fahrenden Kleriker (clerici vagabundi), auch Goliarden genannt, Männer von höherer Schulbildung (clerici hießen alle Studierten), die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, in den Klöstern, Zechstuben und Hoflagern der Christenheit sich umtrieben, unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verkommene Genies aller Art, die als Dichter und wortgewandte Gesellschafter an den Tischen der Großen ihr Brod suchten. Ihre Blüte fällt ins 12. Jahrhundert, wo ihre prächtigen lateinischen Liebeslieder einen siegreichen Wettkampf mit Troubadours und Minnesängern begannen und der Archipoëta, die Krone aller Vaganten, vor Barbarossas Kanzler jene berühmte Goliardenbeichte ablegte, das Genialste, was die weltliche Lyrik des Mittelalters geschaffen. Unter diesen fahrenden Gelehrten waren Männer jeden Alters, grauhaarige Mönche und Einsiedler, welche

noch in ihren alten Tagen ihrer Zelle entlaufen waren, neben glattwangigen Studenten, wie sie damals, vom Rufe der neu aufblühenden Schulen gelockt, scharenweise zusammenströmten, — die fahrenden Schüler, welche ihr Wanderleben bis ins 16. Jahrhundert fortführten und durch Wundermären und Schwänke, durch Zauberkuren und Schatzgräbereien sich die Gastfreundschaft der Laienwelt erkauften.

Es war selbstverständlich, daß die Kirche nicht bloß an diesen ihren wilden Schößlingen, sondern an dem ganzen Treiben der Spielleute Ärgernis nahm. Berthold von Regensburg, der gewaltigste Kanzelredner des deutschen Mittelalters, fordert sie nicht einmal mehr zur Buße auf, da sie doch rettungslos verloren seien; — und diesem Urteile gemäß waren die Spielleute, wenigstens im späteren Mittelalter, von der hl. Kommunion ausgeschlossen. Vor dem Gesetze galten sie für rechtlos oder es war ihnen ein höhnendes Scheinrecht zuerkannt. Nach dem Schwabenspiegel sollte derjenige, der einem Spielmann etwas zu leide getan hatte, an eine Wand treten, auf welche die Sonne fiel, und der Spielmann sollte das Recht haben, dem Schatten seines Beleidigers einen Schlag zu versetzen, — das war seine ganze Genugtuung. Bis ins 18. Jahrhundert hinein gehörten die Fahrenden zu den unehrlichen Leuten, die mit ihren Nachkommen vom Eintritt in die bürgerlichen Zünfte ausgeschlossen waren. Die Goldschmiede von Köln zum Beispiel forderten von jedem zureisenden Gesellen einen amtlichen Nachweis, daß er weder eines Bartscherers, noch Baders, noch Leinewebers, noch eines Spielmannes Kind sei. „Lotterpfaffen mit langem Haar und Spielleut sind außer dem Frieden“, heißt es im Landfrieden von 1281.

Die Verachtung galt natürlich nicht der Sang- und Saitenkunst; denn diese gehörte, in der früheren Zeit wenigstens, zur feineren Bildung. Ich erinnere nur an Volker, den ritterlichen Fiedeler, oder an den in allem Saitenspiel erfahrenen Tristan. Was die eigentlichen Spielleute, das „fahrende Volk“, verächtlich machte, das war die niedrige, aufdringliche und brotneidische Art, wie sie im allgemeinen ihren Erwerb suchten. In das begehrliche Gedränge wurden auch die anständigeren hineingezogen; denn bei der massenhaften Konkurrenz der unverschämten konnte der verschämte Spielmann Hungers sterben. Es war das heimatlose Vagabundentum, was ihnen schadete, das leichtfertige Wirtshausleben der Fahrenden, dem sie in deutschen Landen den Beinamen loter verdankten; es waren ihre nicht immer sauberen Nebengewerbe, ihr Zusammenleben mit streunenden Gaunern und Frauen von schlimmstem Rufe. Denn auch das weibliche Element entsandte seine Vertreter in die Reihen der Fahrenden: das mittelhochdeutsche Glossar kennt ein Wort spilwîp. Diese Weiber tanzten und sprangen auf den Märkten und bei den Gastmählern. Auch in jenen nicht eben züchtigen Szenen, welche die mittelalterlichen Mimen aufführten, hatten Spielweiber ihre Rollen. Diese Kolleginnen, durch deren Lebenswandel der Name „fahrende Frauen“ die schlimmste Bedeutung erhielt, trugen das ihrige dazu bei, den ganzen Stand in der öffentlichen Achtung herabzudrücken.

Doch wie es auch um das persönliche Ansehen des Spielmanns bestellt war, die Kurzweil, die er brachte, war allerwärts willkommen. Wenn Kaiser Ludwig der Fromme die Spaßmacher in Rücksicht auf seine Gäste zwar

zuließ, aber ihnen auch nicht das leiseste Lächeln schenkte; oder wenn Kaiser Heinrich III. an seinem Hochzeitsfest zu Ingelsheim im Jahre 1043 den Fahrenden ihren Anteil nicht gönnte und sie ungespeist und unbeschenkt traurig abziehen ließ, um das, was er ihnen entzog, den Armen zu spenden: so waren das vereinzelte Ausnahmen, die zwar von den geistlichen Chronisten belobt wurden, den Betroffenen aber nur vorübergehenden Schaden brachten. Im allgemeinen hatten sich die vielgeschmähten Fahrenden über die geistlichen Herren so wenig wie über die weltlichen zu beklagen. Oft pflegten die Vornehmen bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß sie, wie es in deutschen Dichtungen heißt, „aus Milde der Kleider ledig" dastanden. Im „Rosengarten", seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein sehr beliebtes und oft umgestaltetes Gedicht, musiziert eine Maid vor Kriemhilt und dem Markgrafen Rüdeger:

„Hinter sich trat der Markgraf, zog ab das Gewand
Und gab es der Spielmännin mit seiner milden Hand."

* * *

Früh schon sahen sich die weisen Räte der Städte genötigt, ihre Bürger vor dem Andrange der Fahrenden zu schützen. Umso ungehinderter ergossen sich diese letzteren über die Dörfer und lockten das junge Volk zum Tanz unter der Linde. Da gab es jene Szenen, wie sie uns von Nithart und seinen Nachahmern so lebhaft geschildert wurden: die üppigen bäurischen Galane, die Dorfsprenzel, drängen sich heran:

„Der Grimpel und der Grampel, Haselpuselhart,
Rimolt und Wolfgart,
Rumolt und der Wetterschüll und der Heinzlin Giegelwart."

Der letztere läuft, daß ihm der Schweiß über die Augen rinnt, auf die Dorfschönen los, deren eine ihm ein Kränzlein reicht. Da schreien sie alle nach dem Spielmann und der schielende Löchlein in seiner gestreiften Hose verlangt den krummen Reihen, den man mit Hinken tanzt:

„Der Spielmann stimmt die Pauken; die Reifen sind gespannt.
Schon hatte da der Löchlein ein Mädel bei der Hand:
O, du tapferer Spielmann, mach' uns den Reihen lang! —
Juchheia, wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang."

Hier brauchten sich die Spielleute am wenigsten Zwang anzutun. Unter ausgelassenen Sprüngen reizten sie die Burschen und Dirnen, ihnen jene alten, mutwilligen Tanzlieder nachzusingen, gegen welche die Kirche so lange vergebens eiferte, — wie die Spielleute überhaupt in ihrem Widerstreit gegen den Klerus die alten heidnischen Festgebräuche, Tanz und Mummenschanz als Ordner und Vorsänger lebendig erhielten.

Besonders einträglich waren den Fahrenden — wie noch heute — die Kirchweihen und Jahrmärkte des Volkes. Da erschienen sie mit tanzenden Bären, Hunden und Ziegen, Affen und Murmeltieren, liefen auf dem Seil, schlugen Purzelbäume nach vorwärts und rückwärts, sprangen durch Reifen, ließen Schüsseln auf Stäben wirbeln, warfen Schwerter und Messer und

stürzten sich unverletzt auf deren Spitzen und Schneiden, verschlangen Feuer und zerkauten Steine, übten Taschenspielerkünste unter Mantel und Hut, mit Zauberbechern und Ketten, ließen Puppen miteinander fechten, schmetterten wie die Nachtigall, schrieen wie der Pfau, pfiffen wie das Reh, rangen und tanzten beim Klang der Doppelflöte, hüpften in grotesken Tiermasken umher, führten rohe theatralische Szenen auf, zankten sich in komischen Streitgesprächen, parodierten weltliche und geistliche Stände und trieben ohne Ende ihre tollen und derben Possen. Dazu erscholl alle Art Musik, das Lied des Sängers und das Gekreisch des Marktschreiers, der dem gaffenden Volke die Wunder der vier Himmelsstriche erzählte und zauberkräftige Heilmittel anpries.

Doch abseits von dem lärmenden Gewühl sehen wir Bänke in Hufeisenform aufgestellt. Dort sitzt der „wohlsprechende Spielmann" und beginnt seine Verse zu rezitieren. Mit Mühe bringt er sein Publikum zum Schweigen, indem er dessen Neugierde durch Lobpreisungen seiner Wundermäre zu reizen sucht. Zuweilen, wenn die Geschichte eben recht spannend wird, hält er inne nnd erklärt, er werde nicht weiter erzählen, wenn ihm nicht sein Lohn zuteil werde, — ein Erpressungsmanöver, das unsere Zeitschriften mit ihrem bekannten „Fortsetzung folgt" am interessantesten Punkt eines Kapitels in ihrer Art erneuert haben. So erzählt der Dichter des Liedes vom König Laurin, wie dieser alle die Helden in Banden gelegt und in ein Verließ gesperrt hatte:

„Nun lagen sie gefangen:
Wie mögen sie frei gelangen? —
Das kann geschehen auf keine Art,
Eh nicht ein Trunk dem Spielmann ward."

Am Abend bricht er ab, da er müde sei und nun in die Schenke müsse; sie möchten morgen nachmittag wiederkommen mit einem Geldstück in dem Hemdzipfel eingebunden, aber nicht mit dem kleinsten: denn der wäre ein Filz, der damit einen „höfischen Spielmann" ablohnen wollte.

Auch in den Häusern der Bürger, auf den Schlössern des Adels waren die Fahrenden gern gesehen. Wenn Herr Neithart die Herzogin auf die Wiese führt, wo er im ersten Veilchen „den Sommer gefunden hat", so folgen ihm Pfeifer und Fiedler, Trompeten und Saitenspiel. — Zu allen Tauf- und Hochzeitsfesten kamen die Spielleute und geleiteten die Neuvermählten bis in die Brautkammer; sie kamen zu den Leichenbegängnissen der Großen und ehrten die verstorbenen Gönner durch Klagelieder.

Vor allem aber strömten die Fahrenden zu den großen Festen der vornehmen Welt, zu Hoftag und Schwertleite. Sie wußten wohl, daß sie dem Hofe bei festlicher Geselligkeit unentbehrlich waren, und nannten sich daher mit stolzem Selbstgefühl „höfische Leute". Während des Essens wiederhallte der Saal von ihrem Sang und Klang. Hörner riefen zur Tafel und ein schmetternder Tusch begrüßte jeden einzelnen Gang des Mahles. — So ging es in friedlicher Zeit. Stampften aber statt der schlanken Frauenzelter die schweren Streitrosse im Burghof und zogen die Herren im Topfhelm und Kettenhemd mit wallenden Bannern und Waffenröcken ins Feld, so fehlten auch da die Spielleute nicht. Sie folgten dem Lager, ritten auch wohl dem Heere voraus und feuerten die Krieger durch Heldenlieder an, ja sie griffen auch selber zum Schwert, die echten Nachkommen der alten Barden.

Wenn sie nicht die Kutte des Pilgers trugen, liebten die Spielleute farbige, auffallende Tracht. Schon im 12. Jahrhundert kam bunte Kleidung bei ihnen in Brauch. Besonders beliebt wurde in der späteren Zeit die sogenannte geteilte Tracht, wobei Rock und Hosen senkrecht in zwei Farben geteilt waren. Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Spielmannsbrauch und zwar lange bevor es in der höfischen Welt des 12. Jahrhunderts zur herrschenden Mode wurde. Spätere Abbildungen zeigen den Spielmann in grellbunter Tracht mit einem wallenden roten Federbusch auf dem Kopfe, und in einer der frühesten deutschen Reichspolizeiordnungen wurde geradezu allen Schalksnarren, Pfeifern, Spielleuten, Landfahrern, Singern und Reimsprechern eine besondere, leicht erkennbare Kleidung vorgeschrieben, „damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten können".

Sein Instrument trug der Spielmann um den Hals gehängt oder auf dem Rücken. Mancher Sprecher oder Sänger verwahrte wohl auch in der Gürteltasche ein Pergamentbüchlein, worin er sich die Gedichte seines Repertoirs aufgezeichnet hatte. War der Dichter zugleich Spielmann, so behielt er seine Gedichte für sich und trug sie selber vor. Seine Werke vererbten sich in seiner Familie als ein kostbares Gut, das seinem Besitzer den Lebensunterhalt verschaffte. Im andern Falle überließ der Dichter sein Werk einem Spielmann, häufig gegen entsprechende Bezahlung. Nicht selten fanden die Spielleute besserer Sorte auf ihren Wanderfahrten einen dauernden Dienst im Hofhalt eines edlen Herrn und näherten sich damit in ihrer Stellung den alten Sängern der Heldenzeit; ja, einzelne dieser Hofspielleute wurden reiche Grundherren. Ein besonderer Freund des Gesanges und Saitenspiels war König Manfred von Apulien, der eine große Anzahl von Spielleuten in seinen Diensten hatte, darunter 17 deutsche Meister, deren Namen uns der steirische Reimchronist aufzählt. „Sollte ich", fügt er hinzu, „den Namen derer nachforschen, die noch Fiedler hießen, so möchte euch das leicht zu viel werden. Ihrer waren mehr als genug, und sie trieben solchen Unfug, daß ihrem Herrn die Städte gram wurden . . ."

* * *

Wie sich im Mittelalter die Gewerbsgenossen allerwärts zu wohlorganisierten Zünften verbanden, bildeten auch die Spielleute Vereine und Bruderschaften, welche sie dem Schutze Mariä und der Heiligen unterstellten. Eine vielgepriesene Schutzpatronin der fahrenden Leute war die wundertätige mater dolorosa von Dusenbach im Oberelsaß. Sie, die Himmelskönigin, die sich aller Armen und Niedrigen, aller Geschmähten und Verfolgten mütterlich erbarmte, breitete ihren Mantel auch über das unehrliche Volk der heimatlosen Vaganten, und manche Legende wußte davon zu sagen, wie sie Spielleuten ihre Huld bewies. Dem einen, den zu Rochester ein Windstoß von der Brücke ins Wasser gestürzt hatte, war sie auf seinen Ruf zu Hilfe gekommen, so daß ihn, während er wie Arion die Harfe schlug, die Wellen ruhig ans Ufer trugen. Dem andern, der in Clairvaux vor ihrem Bilde getanzt, hatte sie eigenhändig die heiße Stirn gekühlt; dem Dritten hatte sie zu Roc-Amadour eine vor ihr brennende Kerze auf seine Geige niedersteigen lassen; eine andere heilkräftige Kerze hatte sie in der Pestzeit zwei

Spielleuten von Arras geschenkt. Die Sage vom Geiger aus Gmünd, dem die heilige Cäcilia ihre goldenen Schuhe zugeworfen (eine Umbildung der Legende vom berühmten Kruzifix zu Lucca), ist aus dem Gedichte Justinus Kerners allgemein bekannt geworden.

Außer dem im Geiste und Charakter der Zeit gelegenen Zug nach Bildung von Zünften und Innungen überhaupt mag noch ein anderer Grund Anlaß gegeben haben, daß sich speziell die Spielleute nach streng geregelten Satzungen zu einer Körperschaft vereinigten. Es ist schon betont worden, wie der ursprünglich hochansehnliche Stand der Sänger allmählich herabsank unter die tiefste soziale Schicht der damaligen Gesellschaft, wie sich die Ehre zur Unehre und zum Schimpfe verkehrte und das Wort Spielmann fast gleichbedeutend wurde mit Betrüger und Landstreicher. Demgegenüber wird bei den immer noch vorhandenen ehrlichen und ihrer hohen Aufgabe bewußten Vertretern dieses Standes das Bedürfnis lebendig geworden sein, eine Scheidewand zu ziehen zwischen sich und dem Lottervolk draußen, das ihren Namen schändete, und allen, die sich ihnen anschlössen, strenge Proben der Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit nach gut bürgerlichen Begriffen aufzuerlegen.

Zu allererst geschah ein solcher Schritt im sanges- und liederreichen Wien; ein Jahrhundert, nachdem hier Walther von der Vogelweide singen und sagen gelernt hatte, in der Stadt, von der Wolfgang Schmelzl im Jahre 1548 sang: „Hie seind viel Singer, Seitenspiel — Allerlei Gesellschaft, Freuden viel. — Mehr Musicos und Instrument — Find't man gwißlich an keinem End'!" Ich habe oben schon jene Bestimmung des Landfriedens von 1281 zitiert, wonach „Lotterpfaffen mit langem Haar und Spielleut außer dem Frieden" sind. Und Artikel 24 der Handveste Herzog Albrechts II. für Wien besagt: „Wenn jemand einen leichten (unwerten) Mann schlägt, einen Lotter oder Spielmann . . . . so soll er nichts dem Richter zu geben schuldig sein, sondern dem Kläger darf er fröhlich drei Schläge dazu geben." Unter dem Einflusse solcher Bestimmungen und mehr noch unter dem Einflusse der Ursachen, welche solche Bestimmungen nötig machten, wird es gewesen sein, daß sich im Jahre 1288 die Musikanten von Wien vereinigten und in der Pfarrkirche zu St. Michael eine musikalische Bruderschaft zur Verehrung Gottes durch die Kunst errichteten, sie unter den Schutz des heiligen Nikolaus stellten und „Nicolai-Bruderschaft" (Nicolai-Zeche) benannten.[1]) Die für die Geschichte des älteren Musik- und Theaterlebens unschätzbaren Akten dieser Bruderschaft, die in dem Pfarrarchiv der Michaelerkirche vorhanden waren, sind infolge zweier von der niederösterreichischen Regierung anno 1652 erlassenen Dekrete laut der noch vorfindlichen Empfangsbestätigung an die Regierung übergeben, von dieser aber nie wieder zurückgestellt worden und wohl für immer verschwunden.

Die früheste Urkunde, in der die Nicolai-Bruderschaft erscheint, ist ein Gewährbrief über zwei Weingärten, welche die „Nicolai-Zechbrüder" im

[1]) Die Michaelerkirche, die 1275 mit fast ganz Wien abgebrannt war, wurde im Jahre 1288 neu aufgebaut. Die kleine, am damaligen Michaels-Freithof stehende Nikolauskapelle, in welcher seit der Zerstörung der Kirche Gottesdienst gehalten ward, wurde damals aufgelassen und dafür in der rechten Seitenapsis des neuen Gotteshauses ein Altar zu Ehren des heiligen Nikolaus errichtet.

Jahre 1354 erkauft haben und welcher Kaufbrief vom Herzog Albrecht von Österreich bestätigt ist. — In demselben Jahre 1354 wählte sich die Bruderschaft, um in Not und Bedrängnis auch einen weltlichen Schutzherrn zu haben, einen Vogt aus einer mächtigen und angesehenen Familie, dem sie sich unterstellte. Dieser Vogt war der Ritter Peter von Ebersdorf, Oberst-Erblandkämmerer in Österreich, der das oberste Spielgrafenamt für Österreich errichtete.

Wie der oberste Vorstand der deutschen Seiler „der Seilerkönig“ hieß, der Vorstand der Kupferschmiede „der Keßlerkönig“, der Oberste des Schiffervolks beim Walfischfang „der Speckkönig“, so erfreuten sich anderwärts auch die Vorstände der einzelnen Spielmannsinnungen des stolzen Königstitels. In der Provence, dem Eldorado der Fahrenden, wurde schon 1175 ein gewisser Wilhelm Mita zum „König“ über sämtliche Spielleute gekrönt, wozu die Gräfin von Urgel eine Krone spendete, deren Wert auf 40.000 Sols geschätzt wurde. Wir wissen jedoch nicht, ob das ein bloßer Ehrentitel war, oder ob sich damit eine bestimmte Autorität über die Standesgenossen verband. Zunächst scheint dann der Königstitel dem Vorstand der Hofspielleute verliehen worden zu sein. In einer Urkunde Philipps des Schönen vom Jahre 1288 erscheint neben dem Heroldskönig und dem Bubenkönig ein König Flötlein (rex Flaioletus). Derselbe Philipp ernannte 1296 einen Jean Charmillons zum Spielmannskönig der Stadt Troyes.

Im Orient bestand das Vorsteheramt über die Dichter und Märchenerzähler schon seit den Tagen des Kalifen Harun al Raschid. In Frankreich war die älteste Spielmannszunft jene von Paris, deren Statuten im Jahre 1321 von 29 Männern und acht Frauen unterzeichnet wurden. Ihr Vorstand führte von rechtswegen den Titel Roy des menestreuls du royaume de France. In England fand schon seit den Tagen König Johanns alljährlich eine Spielmannsversammlung zu Chester statt, wo die Nachkommen Duttons die oberste Gerichtsbarkeit über die Fahrenden ausübten. Unter den Minstrels, die vor Eduard I. am Pfingstfest des Jahres 1306 aufspielten, waren nicht weniger als fünf „Könige“. Der älteste Freibrief, der einer Spielmannsgenossenschaft ausgestellt wurde, stammt aus dem Jahre 1381.

Der erste Spielmannskönig, von dem uns in Deutschland ausdrückliche Meldung geschieht, ist Johannes der Fiedler, dem Kaiser Karl IV. auf dem Hoffest zu Mainz wegen seiner großen Kunstfertigkeit und seiner treuen täglichen Dienste den Titel rex omnium histrionum verlieh mit der Verfügung, daß ihm sämtliche Spielleute im heiligen römischen Reich gehorchen sollten und daß er alle Gaben, die er empfinge, überall im Reiche zollfrei sollte verkaufen dürfen. Vielleicht hatte jedoch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts jener derb realistische Dichter, welcher der „König vom Odenwald“ genannt ist, eine ähnliche Würde bekleidet. Im Jahre 1385 ernannte sodann der Erzbischof Adalbert von Mainz seinen Pfeifer Brachte zum „künige farender lüte“ in seinem Erzbistum. Desgleichen wurde in der benachbarten Pfalz im Jahre 1393 Wernher, der Pfeifer von Alzei, vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Älteren auf Lebenszeit zum Könige über alle fahrenden Leute erhoben. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, im Jahre 1407, entstand zu Uznach im Kanton St. Gallen eine „Bruderschaft der farend Lüt, Giger

und Pfiffer", doch ist von einem König im Stiftungsbrief nicht die Rede. Es gab übrigens auch in der Schweiz ein „Pfyfer-Königreich", das ursprünglich von den Grafen von Kyburg und später vom Züricher Stadtmagistrat verliehen wurde.

Bekannter als alle übrigen wurde das Pfeiferkönigtum im Elsaß. Es war eine eigentümliche Einrichtung des Mittelalters, daß einzelne vornehme Herren mit der Schutz- und Gerichtsherrschaft über bestimmte Gewerbe belehnt wurden. So standen im deutschen Reich die Zunft der Keßler unter dem Pfalzgrafen bei Rhein, die der Hafner in Oberschwaben und im Breisgau unter dem Herrn von Offenburg, die Feldtrompeter und Heerpauker unter dem Kurfürsten von Sachsen und auf gleiche Weise übten eben, wie erwähnt, über die österreichischen Spielleute die Herren von Ebersdorf und dann deren Nachfolger im Oberstkämmereramte die Schutzvogtei aus. — Im Elsaß standen die Spielleute unter dem Herrn von Rappoltstein. Dieser als der oberste Pfeiferkönig wählte sich einen Stellvertreter aus der Zahl der Spielleute, dem er zugleich den Königstitel übertrug.

Alljährlich am Dienstag nach Mariä Geburt fand zu Rappoltsweilier der Pfeifertag und das Pfeifergericht statt. Da zog der Pfeiferkönig mit einer kleinen vergoldeten Krone auf dem Hut zur Kirche und hinter ihm in langer Reihe paarweise die Mitglieder der Bruderschaft, mit ihrer silbernen Denkmünze geziert, wobei jeder, was ihm gerade einfiel, auf seinem Instrumente spielte. Nach der Messe wandte sich der Zug zum herrschaftlichen Schlosse, wo dem Schutzherrn mit einem Konzert gehuldigt wurde, wofür die Schloßbeamten trefflichen Wein spendeten. Dann ging es in lustigem Getümmel den Schloßberg hinab zum Festmahl im Gasthaus „Zur Sonne", wobei der König zechfrei war und noch zwei Gäste mitbringen durfte. Nach dem Mahle wurde Gericht gehalten, wurden Streitigkeiten geschlichtet und die Angelegenheiten der Bruderschaft besprochen. Daran schloß sich ein dreitägiges Volksfest. — Der letzte Pfeifertag wurde im Jahre der französischen Revolution, 1789, gefeiert. In den folgenden Stürmen ging auch dieser Rest fröhlichen Mittelalters in Trümmer. Der letzte Herr von Rappoltstein und oberste Pfeiferkönig war Maximilian Joseph von Pfalz-Zweybrücken, der spätere König von Bayern.

Die erste Urkunde, welche das Spielgrafenamt in Österreich erwähnt und aussagt, daß es dem jeweiligen Oberst-Erblandkämmerer in Österreich zustehe, also mit diesem Amte verbunden sei, ist der Familienvertrag, den Hans v. Ebersdorf, des vorerwähnten Peter v. Ebersdorf Sohn und Nachfolger im Amte, mit seinen Brüdern und Vettern Sigmund, Reimprecht und Alber am 6. Juli 1431 um das oberste Kämmereramt abschließt, „das nu fürbasz allweg der elter des Namens von Eberstorf der dazu nüz und fügleich ist," haben soll. Es ist da gesagt, daß alle „varunde spilleut" zu dem Kämmereramte gehören und daß niemand über sie zu richten hat als der Spielgraf, den der oberste Kämmerer — als oberster Spielgraf — einsetzt. In einer Urkunde aus wenig späterer Zeit, 1459, die aber nur in einem Regest auf uns gekommen ist, nennt sich Peter Irmely „Spielgraf" und Lorenz Lautenmacher derzeit „Zechmeister der Trummeter-Zech und Sanct Niclas-Bruderschaft in Wien".

Über die Amtsbefugnisse, die Rechte und Pflichten der Spielgrafen wie des obersten Spielgrafen fehlen — wenigstens für unser Land — genauere Bestimmungen; man kann, außer dem wenigen, was sich gelegentlich (wie die ebenerwähnte Gerichtsbarkeit über die Spielleute) aus Urkunden ergibt, nur die erhaltenen analogen Bestimmungen der übrigen ähnlichen Ämter herbeiziehen: dem elsässischen Pfeiferkönig, den die Herren von Rappoltstein ernannten, waren alle in seinem Königreich angesessenen fahrenden Leute untergeben und ihm jährlich ein Huhn und einen Sester Haber zu reichen schuldig. Seines Amtes war es, zu sorgen, daß kein Spielmann, „der sey ein Pfeiffer, Trummelschläger, Geiger, Zinkenbläser oder was der oder was die sonsten für Spiel und Kurzweil treiben können, weder in Städten oder Flecken oder auch sonst zu offenen Tänzen, Gesellschaften, Gemeinschaften, Schießen oder andere Kurzweilen nit soll zugelassen oder geduldet werden, er sey denn zuvor in die Bruderschaft auf- oder angenommen".

Eine andere, künstlerische Seite der Amtsverpflichtung des Spielgrafen, die aber jedenfalls nur diesen und nicht den Oberst-Spielgraf anging, findet sich in Khuens Epithalamium Marianum umschrieben:

„Der Spielgraf sich ergetzet,
sieht, ob der Chor
Mit Baß, Tenor
und jedem Ton besetzet;
Denn wann er hört
So viel verkehrt
unangenembe Stimmen,
Er maisterlos,
ganz furios
erzaigt erst seinen Grimmen."

Schmeller, der diese Verse zitiert, erklärt dazu: „Spielgraf — ehemals beim kurfürstlichen Oberst-Stallmeisterstab: der Vorsteher der Hof- und Feldtrompeter, der Hofmusik überhaupt."

Aber auch über das Spielgrafenamt in österreichischen Landen haben wir einige Aufzeichnungen. Zedler erklärt in seinem Universallexikon: „Spielgraf, ludorum publicorum praefectus, [er meint damit den Oberstspielgraf] ist derjenige zu Wien, welcher die Herrschaft über die Musikanten, Komödianten und andere öffentliche Spieler hat, die ohne seine Erlaubnis in den österreichischen Landen nicht agieren oder aufspielen dürfen. Es gehöret ihm auch das Erkenntnis über diejenigen, so wegen des Spielens in Uneinigkeit geraten."

Der Spielgraf war somit die Personalinstanz für alle fahrenden Leute. „Was ain man zu klagen hat hinz ainem ieglichen varunden manne, der sol darumb nindert zu recht stên nur vor seinem spilgraven, es sei dann aine solche sach, die an den frid oder an das leben gêt, da mues er umb antwurten vor dem statrichter", verfügt Artikel 26 des Wiener Stadtrechtbuches. Schon diese Notiz allein würde zur Annahme berechtigen, daß das Amt des Spielgrafen an mehreren Orten bestand: die Aufzeichnungen einer Wiener Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts bezeugen denn auch, daß das ganze Land in sieben Spielgrafenämter mit genau abgegrenzten Sprengeln eingeteilt war. Solche Ämter bestanden:

1. Auf dem Tullnerfeld. Die Grenzlinie ging von Höflein a. d. Donau, dem Südrande des Tullnerfeldes entlang über Ried, Böheimkirchen und St. Pölten an die Traisen und dieser entlang zur Donau, wieder hinab nach Höflein.

Der 2. Sprengel war nördlich der Donau: er reichte von Korneuburg bis Stein und Horn „dieselbig Gegend weit und breit".

Der 3. Amtsbezirk ging von Hainburg bis hinauf nach Klosterneuburg, von da südlich nach Heiligenkreuz bis Gutenstein, hinüber zur Leitha, fast das ganze nördliche Viertel unter dem Wienerwald. Die Stadt Wien jedoch war, so weit ihr Burgfrieden reichte, aus der Spielamts-Gerichtsbarkeit ausgeschieden und dem obersten Spielgrafen zugeordnet.

4. Das Amt auf dem Böhmischen Gemärk umschloß die Linie Krems, Zwettl, Waidhofen a. d. Thaya, Weitra, Eggenburg und wieder zurück nach Krems und zur Donau.

Der 5. Sprengel ging von Korneuburg an die Leiserberge hin zur March, an die ungarische Grenze.

Der 6. Bezirk umfaßte das Gebiet: Heiligenkreuz, Kaumberg, Waidhofen a. d. Ybbs, Amstetten, Ybbs, Mautern, Hollenburg, Heiligenkreuz.

Das 7. und letzte Spielgrafenamt endlich bildete das mährische Gemärk: von Stein über Horn nach Hardegg, der Grenze entlang bis an den Freynstetter Wald, herab zur Donau und wieder gegen Stein.

Über jeden solchen Bezirk war ein Spielgraf gesetzt, dem dieses Amt vom Oberstspielgraf bestandweise auf kürzere oder längere Dauer verliehen wurde. Ein solcher Bestandbrief, aus der Zeit zwischen 1453 und 1455 stammend, ist in den Blättern des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich (Jahrgang 1880, durch Dr. Schalk) abgedruckt. Es gibt mit demselben Reinbrecht von Ebersdorf, oberster Kämmerer in Österreich, Andre dem Steyrer das Spielgrafenamt von Hainburg vom Datum der Urkunde ab auf ein Jahr in Bestand, wofür dieser eine Jahressteuer von 2 Pfund Pfennig Landeswährung dem Zechmeister der Nicolai-Bruderschaft (Bruderschaft der Spielleut) in Wien zu reichen hat. Der Oberstkämmerer entbietet allen Grafen, Herren, Rittern und Knechten, Bürgermeistern und Richtern, daß sie Andre dem Steyrer, wofern dieser in Spielamtssachen sie angehe, an die Hand gingen und ihm hülfen, Ungehorsame an das Gericht des obersten Spielgrafenamtes in Wien einzuliefern, damit sie bestraft würden. Den Spielleuten aber wird darin geboten, Andre dem Steyrer den Jahrschilling (den Bruderschaftsbeitrag) abzuliefern und in allem zu gehorsamen, was sich von des Spielgrafenamtes wegen gebührt.

Die Leistungen, welche die einzelnen Spielgrafen für ihren Sprengel zu entrichten hatten, waren nach der verschiedenen Größe und Ergiebigkeit dieser Sprengel verschieden. Während Andre der Steyrer für den Hainburger Amtsbezirk 2 Pfund Pfennig Abgabe leistet, ergibt sich aus einer gleichzeitigen Rechnung, daß ein gewisser Thaman Behem der Bruderschaft „von ains spilgrafenambts wegen, das er inn gehabt hat auf dem Tulnerfeld," 4 Schilling Denare schuldig ist. Auch noch andere Einkünfte flossen in die Kasse der Nicolai-Zeche, die dafür alljährlich ein Seelenamt und vier Messen zu Ehren ihres Schutzheiligen lesen ließ. So sind sechs Wiener Bürger genannt, die von ihren Häusern je 4 bis 8 Pfund Pfennig und mehr in die

Nicolai-Zeche lieferten. Den geistlichen Stiften den Landes aber oblag eine andere seltsame Steuer, die sie alljährlich am Michaelstag (29. September) an die Bruderschaft abzuführen hatten: die Äbte der Klöster Heiligenkreuz, Zwettl, Baumgartenberg und Lilienfeld mußten je ein Paar Filzschuhe, Klein-Mariazell zwei Paar liefern, Altenburg hatte einen Pelz, Klosterneuburg und Göttweig je einen Pelz und ein Paar Filzschuhe dem Spielgrafenamte zu reichen.

Bei den Herren von Ebersdorf blieb die Würde des Oberstspielgrafenamtes, sich mit dem Oberst-Erblandkämmereramte vom Vater auf den Sohn vererbend, bis zum Erlöschen des Geschlechtes. Im Jahre 1556, am 3. Oktober, starb zu Prellenkirchen Sigmund II. von Ebersdorf, der letzte der Familie, in welcher vierzehn oberste Kämmerer und zehn oberste Spielgrafen aufeinander gefolgt waren. Das Lehen fiel heim und wurde schon im darauffolgenden Jahre dem Freiherrn Christoph von Eitzing zugesagt; am 31. Juli 1561 wurde derselbe samt seinen Söhnen von Kaiser Ferdinand mit dem Oberstkämmerer- und Oberstspielgrafenamte in Österreich belehnt, starb aber schon im zweitfolgenden Jahre. Von seinen vierzehn Kindern — zehn Söhne und vier Töchter, von denen eine mit Seifried Freiherrn v. Breunner vermählt war, — setzte den Stamm nur der Sohn Wolfgang fort, der, in zweiter Ehe mit Katharina Freiin v. Breunner vermählt, einen Sohn Philipp Christoph zurückließ; dieser starb 1620 als der letzte seines Namens und hinterließ nur eine Tochter Elisabeth, die mit Seifried Freiherrn v. Breunner in — mit sieben Kindern gesegneter — Ehe lebte. Dieser Freiherr v. Breunner erlangte, als der nächste Erbberechtige, die kaiserliche Belehnung mit den beiden Erbämtern des obersten Kämmerers und Oberstspielgrafen. Sein Sohn Seifried Christoph, der erste Graf v. Breunner, der Begründer der Fideikommißherrschaft Asparn a. d. Zaya, der in erster Ehe mit Anna Marie Elisabeth Freiin v. Harrach, der Tochter einer Gräfin von Hohenzollern, vermählt war, ein bedeutender Staatsmann, seit 1626 Statthalter der niederösterreichischen Lande, starb 1651; dessen Sohn Seifried Leonhard erlangte für sich und seines Geschlechts jeweilig Ältesten von Kaiser Leopold I. durch ein eigenes Diplom — da eben der Grafenstand auf das ganze Geschlecht ausgedehnt wurde — ansehnliche, fast fürstliche Privilegien und Freiheiten, z. B. einzelnen Personen wie auch ganzen Familien den Adelstand zu verleihen, Doctores, Licentiaten, Notarios zu ernennen, dann die Rechte des Erbspielgrafenamtes über alle Spielleute und Musikanten, Komödiantentruppen, Gaukler und Lustigmacher in Österreich u. dgl. mehr. Er war sechsmal verheiratet und hinterließ achtzehn Kinder; aber bereits in seinem Enkel starb diese Linie aus und die Besitzungen, wie auch die Ämter und Würden, gingen auf einen jüngeren Zweig der Familie über, bei dem mit den übrigen Ämtern auch das Oberst-Erblandkämmerer- und Oberstspielgrafenamt verblieben.

Das letztere hatte inzwischen mancherlei Wandlungen durchgemacht; gegründet zur Verehrung Gottes durch die Kunst und um die anständigen Elemente der Sänger- und Musikergilde zu schützen vor der Vermengung mit dem fahrenden Gauklertum, war es im Laufe der Zeit verknöchert und zu einer schwerfälligen Maschinerie geworden, in deren Räderwerk überdies ein starrer Bureaukratismus hemmend eingriff. Wer sich je in die stilistischen

und sachlichen Ungeheuerlichkeiten so mancher Verordnungen und Patente des Codex Austriacus, dieser foliantenreichen Sammlung von Staats- und Polizeivorschriften, vertieft hat, wird dies verstehen. — Auch über das Spielgrafenamt und dessen Einrichtungen aus der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts erfahren wir manches interessante Detail in jenen Kodizes, die eine Fundgrube für Lokalforscher, besonders auf kulturwissenschaftlichem Gebiete, darstellen.

So ersehen wir, daß schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die alte Einteilung in sieben Spielmannsbezirke der Vierteleinteilung gewichen war; daß die Grafen Breunner die Stelle eines „Spielgrafenamtsverwalters" kreiert hatten, dem die beamtliche Führung der Geschäfte oblag. 1658 hatte diesen Posten „der getreue, liebe Karl Eder" inne, den Kaiser Leopold 1665 in dieser Eigenschaft bestätigte. Graf Seifried Leonhard Breunner hatte damals eine Reihe von Beschwerden über Unzukömmlichkeiten im Spielleutewesen vor den Kaiser gebracht: daß „den unterschiedlichen Patenten zuwider ihm allerhand Unordnungen und Eingriffe zugefügt würden, indem die im Land hin und wieder wohnenden Thurner sich aus der Zech und Bruderschaft S. Nicolai hauptlos zu machen und mit ihrer Kunst in die Freiheit zu stellen" unternehmen, und daß sie so nicht nur dem Oberstkämmereramte den schuldigen Respekt und Gehorsam entzögen, sondern auch andere dazu verleiteten. Gleichwohl drängen sie sich „ohne einigen Fug und mit merklichem Abbruch und Schaden anderer inkorporierten Musikanten ein und wollen sich dem Spielgrafenamt nicht einverleiben, noch die gebräuchlichen Zettel erheben und den Jahresschilling entrichten". Diesem unziemlichen Exempel folgten andere, „und zwar viele aus denen Studenten, Herren-Dienern, Stadt-Quardi-Knechten u. dgl."

Infolgedessen weigerten sich nun auch andere „sonsten bei dem Spielgrafenamt einverleibt gehorsame Musikanten und Spielleut, — zum Teil, so die Hoch- und Mahlzeiten bedienen, teils auch die gemeinen Geiger und Pfeifer, so auf Tanzböden, in denen Wirtshäusern und Tavernen um das Geld aufmachen," die Gebühr abzuliefern; dasselbe geschähe auch von denjenigen, welche mit allerhand fremden Tieren und Kurzweilen ins Land kommen und die sich — dem alten Herkommen gemäß — vorher bei dem Spielgrafenamt um die schriftliche Bescheinigung und gebührende Erlaubnis zu melden hätten.

Dadurch werde zuvörderst das uralte geistliche Stift S. Nicolai zu leiden haben, dem dadurch die Gefälle dergestalt geschmälert würden, daß dasselbe mit dem jährlichen und quatemberlichen Gottesdienst samt dem dazu gewidmeten Ornat und anderen Requisiten in die Länge nicht mehr könne erhalten werden. — Endlich komme es vor, daß die Obrigkeiten den Spielgrafenamtsverwaltern nicht recht gegen die „widersässigen Thurner" an die Hand gehen wollten, ja gewisse Städte hielten sie geradezu selbst vom Gehorsam zurück.

Daraufhin erneuert Kaiser Leopold 1665 die alten Bestimmungen, welche den Spielleuten Gehorsam und Einordnung in die Bruderschaft, der Obrigkeiten und Standespersonen Unterstützung der Spielgrafen aufträgt: interessant ist in diesem kaiserlichen Patente die Aufzählung der mannigfachen Abarten und Spezialitäten, in welche sich die Spielmannskunst geteilt hatte;

„Ihr Thurner, Organisten, Positiver," spricht sie der Erlaß an, „ihr Klein-Zimbler, Instrument- und Lautenschlager, Härpfler, Geiger, Pfeifer, Schwegler, Hackbrettler u. dgl. Spielleut, . . . imgleichen ihr Freifechter, Hafen-Schupfer oder andere Glücks-Hafner und Comödianten, Gaukler, Seilfahrer, Hollhüpper, Trummelschlager, Leyrer, Bären-, Affen- und Hunds-Tanzmacher, Schwertfanger, Frei-Singer und Singerin, Jauffer, Buchstecher, Trachter-, Würfel-, Taschen- und dgl.-Spieler, Schalksnarren und Schalksnärrin und in Summa alle Andere, so vor den Leuten Spiel und Kurzweil treiben (dabei aber bei Leib- und Gutsstraf das Gotteslästern, Fluchen und Schwören, wie auch einige unzüchtige Reden, Gebärden und Vorstellungen nicht zu gestatten)" — sie alle sollen ihre Erlaubniszettel lösen usw. Den Städten und Standespersonen aber wird aufgetragen: Fürs erste: zu ihren Festlichkeiten keine Spielleut zu nehmen, die sich nicht als Mitglieder der Nicolai-Bruderschaft ausweisen, — bei Strafe von 50 Gulden; zweitens: den autorisierten Spielleuten keine Steuer aufzuerlegen; drittens, den Spielgrafen und ordentlich eingeschriebenen Musikanten Schutz zu gewähren, — bei Strafe von 100 Gulden; endlich viertens die Bruderschaftsmitglieder nicht zum Ungehorsam aufzureizen. Die Pönalien sollen zur Hälfte dem Fiskus, zur Hälfte der Nicolai-Zeche gehören.

Allzu viel scheinen die Musikanten sich nicht an die ihnen gesteckten Gebietsgrenzen gehalten zu haben. Im Jahre 1713 und früher schon lassen sich z. B. die steirischen Turner („Stadtthurner", die den Turmdienst versahen, Stadtpfeifer und Wächterhörner bliesen) Privilegien vom Kaiser ausstellen, daß sie in ihrem Lande vor allen anderen Musikern „bei allen sonderlichen vornehmen Hochzeiten und Festivis den Vorzug haben sollen," — was aber die steirische Landesregierung nicht hinderte, im Jahre 1720 auf Ansuchen der Nicolai-Bruderschaft zu Wien zu eröffnen, daß die Musik bei ständischen und bürgerlichen Festlichkeiten auch von dieser besorgt werden dürfe. Weniger glücklich als in Steiermark war die Bruderschaft in Mähren: auf Beschwerde der mährischen Kammer, daß dort auf Jahrmärkten, Kirchtagen und dgl. verschiedene, mit Pässen des obersten Spielgrafenamtes versehene Personen „dem Publico höchst nachtheilige sogenannte Bauernspiele" aufführten, wird 1763 verordnet, daß, wenn auch solche Erlaubnis dem Obristspielgrafen-Amte wirklich zuständе, sich diese doch nicht weiter als auf Österreich ob und unter der Enns und keineswegs auf Mähren und andere Länder „extendieren" könne.

Eine ganze Reihe von Bestimmungen des Codex Austriacus handelt über diese und jene Formalität bei Ausübung der Spielleutekünste, über die Höhe der Stempel, mit welchen die jeweiligen Lizenzen zu versehen seien und die sehr verschieden waren; so hatten z. B. im Jahre 1765 die „auf dem Lande musizierenden Spielleute" für die alljährlich zu erneuernde Lizenz 3 Kreuzer, die „auf dem platten Lande spielenden Komödianten, Seiltänzer und sogenannte Krügelspieler, welche bloß auf Landmärkten und Kirchweihen herum reisen", 15 Kreuzer Lizenzstempel zu zahlen. Eine Anzahl von Polizeimandaten stellt die freie Ausübung der Kunst in immer engere Grenzen, vermindert die Anzahl der Feiertage, an denen gespielt werden darf, verkürzt die Spielzeit am Abende, beschränkt die Ausgabe von Konzessionen, bringt immer schärfere und härtere Maßregeln gegen die Mitglieder der Bruder-

schaft und noch schärfere und härtere gegen die Nichtmitglieder jener Gilde in Anwendung, steigert die Höhe der den Musikanten auferlegten Abgaben ins ungeheuerliche, so daß die ganze Einrichtung kaum mehr — sollte allen den unzähligen kleinlichen Bestimmungen und Beschränkungen nachgekommen werden — sich regen und bestehen konnte. Und obgleich auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1777 eine Neuorganisation des ganzen Spielgrafenamtes durchgeführt wurde, war es doch nicht möglich, der in ihrer Wesenheit veralteten und einer völlig anderen Kulturperiode angepaßten Einrichtung neues Leben einzuhauchen: der abgestandene Wein war auch in den neuen Schläuchen nicht genießbarer.

Das gräflich Breunnersche Familienarchiv in Grafenegg bewahrt unter anderm die im Jahre 1777 ausgegebenen „Statuta u. respective Verhaltungs-Puncta, nach welchen sich jeder von Seiten des K. k. Obrist-Spielgrafenamt privilegirter Musikus genauest zu achten hat", ein Schriftstück, das die Unterschriften des Grafen Wenzel Breunner sowie des Obristspielgrafenamtsanwaltes JUDr. Jos. Edler v. Sensel und des Spielgrafenamtsverwalters Joh. Jos. Hirner trägt und in 24 Punkten die Befugnisse und Verpflichtungen der dem Amte zugewiesenen Musikanten und Spielleute aufzählt. Darnach bestehen zwei Klassen von privilegierten Musicis: die Stadt- und Burgfrieds-Musici, die ihrem Verdienst in der Stadt, der Vorstadt, auf allen bürgerlichen und Freigründen und außer den Linien in den vier Landesvierteln aller Orten nachgehen dürfen; diese haben an Aufnahms- und sonstigen Korporationstaxen die erhebliche Summe von 110½ fl. zu entrichten. Die zweite Klasse waren die Landbrüder, von denen ein Landbruder inner den Linien 16½ fl., ein Landbruder außer den Linien 5¼ fl. zu bezahlen hatte. Die wienerischen Landbrüder durften inner den Linien nur dann einen Dienst annehmen, wenn sie sich beim Amt meldeten und es sich erwies, daß kein befugter Stadtmusikus ohne Dienst stand; im anderen Falle hatten sie, außer der bestimmten Strafe, auch noch diesen für den Verdienstentgang schadlos zu halten.

Die übrigen Landbrüder besaßen ihre Lizenz nur für das Viertel, in dem sie dieselbe erworben, und durften nicht aus einem in das andere auf Gastrollen oder, wie es heißt, „wohl gar nacher Wien" gehen. Um die Aufnahme in die Korporation (so heißt es jetzt statt der ehemaligen „Bruderschaft") zu erlangen, mußte der Bewerber eine Probe seiner Fähigkeit um Beisein des Amtsverwalters und dessen Beisitzern ablegen, worauf er zum „privilegierten Musikus" erhoben wurde. Als solcher hatte er, wofernern Stadtmusikus war, die Verpflichtung, einen Jahrschilling von 3 fl. zu bezahlen und an dem alljährlich am Namensfest des Schutzpatrons St. Nikolaus in der Pfarrkirche zu St. Michael abzuhaltenden Hauptfest wie auch an den vier Quatembermessen teilzunehmen. Die Landbrüder, deren Jahrestaxe 1½ fl. betrug, hatten nur zur Jahrtagsmesse zu erscheinen. Dem Leichenbegängnis eines Stadtmusici hatten dessen sämtliche Amtskollegen anzuwohnen, die sechs Jüngsten aber sollten in den vorhandenen schwarzen Amtsmänteln neben oder hinter der Bahre einhergehen. Die übrigen Punktationen betreffen zumeist das rechtliche Verhältnis der verschiedenen Mitglieder des „Oberst-Spielgrafen-Amts-Gremium", wie es genannt wird, untereinander sowie zu den Wirten

und dem Publikum. Wer von den Amtshandlungen und Verordnungen „mit Hintansetzung des schuldigen Respekts" zu reden unternimmt, kommt auf drei Tage zum Profoßen, desgleichen, wer einen anderen seiner Fähigkeiten wegen verspottet, „da sich öfter ereignen könnte, daß dadurch die größten Händel und Uneinigkeiten entstehen, ja oft gar die Verdienste geschmälert werden."

In Wien war es alter Brauch, daß die zu Dienst stehenden Musikanten sich vormittags, an Sonntagen zwischen 8 und 9 Uhr, an Werktagen eine Stunde später, vor dem Erzbischöflichen Hofe versammelten und die Wirte oder wer sonst Musik nötig hatte, dorthin gingen, um sich mit demjenigen, der ihnen zusagte, für den Abend zu akkordieren, — ähnlich wie noch heute die Handwerksgesellen sich in und vor ihren Innungshäusern anzusammeln pflegen. Der Berliner Buchhändler Nicolai hatte noch, als er im Jahre 1781 seine bekannte „Reise durch Deutschland und die Schweiz" unternahm, Gelegenheit, diese Einrichtung kennen zu lernen. Aber die Worte, mit denen er von der Existenz des obersten Spielgrafenamtes in seinem Reisewerke Nachricht gab, sind nur mehr das Grabgeläute, das dieser Institution nachklang. Denn bereits am 9. November 1782 erschien in der amtlichen Wiener-Zeitung, in derselben Nummer, welche die Ankündigung der beabsichtigten Herausgabe von Nicolais Reisewerk brachte und zur Pränumeration darauf einlud, folgende Kundmachung: „Von der k. k. niederösterreichischen Landesregierung wird hiermit jedermann zu wissen gemacht, daß zufolge höchster Entschließung vom 19. Oktober d. J. das Privilegium des k. k. obersten Spielgrafenamtes in Österreich ob und unter der Enns, als eine gar nicht mehr anpassende und wider die natürliche Freyheit, durch Kunst sein Brot zu verdienen, streitende Beschränkung aufgehoben worden sey, solches folglich von nun an ganz aufzuhören habe."

So war nach fast halbtausendjährigem Bestande die Spielmannsgilde in Wien still und klanglos zu den Toten gesunken zu der Zeit, da eben im Morgenrot einer anderen Zeit eine neue und höhere Wertschätzung der Kunst emporstieg. Die Spielgrafen hatten ihre Aufgabe erfüllt und ihre Zunft durch das Wirrsal mancher trüben Zeit hindurchgeführt bis zu dem Tag, da die Kunst, keines Gängelbandes mehr bedürftig, ihr siegreiches Banner frei entfalten konnte.

Religions- oder Moralunterricht an der Mittelschule?

Von Regierungsrat **Dr. Viktor Thumser.**

Wenn ich die Frage, ob an der Mittelschule der bisherige konfessionelle Religionsunterricht durch Moralunterricht ersetzt werden soll, zur Erörterung bringe, so geschieht es nicht bloß deshalb, weil sie bereits in verschiedenen Ländern — wir brauchen u. a. nur an Japan und Frankreich zu denken — in positivem Sinne entschieden ist und die sogenannte ethische Bewegung seit geraumer Zeit fast allerorts eingesetzt hat, sondern weil ja auch bei uns mannigfache Kreise darnach drängen, schon aus dem Lehrplane der Volksschule den konfessionellen Religionsunterricht auszuscheiden. Gegenüber solchen Bestrebungen geht es nicht an, lediglich die persönliche feste Überzeugung von der Richtigkeit der derzeitigen Unterrichtsordnung zu betonen, wir müssen sowohl die Gründe der gegenteiligen Anschauung in ihrer Nichtigkeit klar aufzudecken, als auch unseren eigenen Standpunkt als wohl begründet zu erreichen suchen.

Zunächst wollen wir uns die Frage vorhalten: was führte denn zu der so mächtigen Entwicklung der ethischen Bewegung? weshalb erscholl gerade in unserer sonst so materiell gesinnten Zeit so laut der Ruf nach dem Moralunterricht?

Darauf geben vor allem die Beratungen am ersten Kongresse für Moralpädagogik, der im Oktober 1908 zu London stattfand, eine recht deutliche Antwort. Zu diesem fanden sich aus allen Ländern Europas, aber auch aus Amerika, aus Japan ansehnliche Vertreter ein; von unserem engeren Vaterlande sandte Transleithanien gleichfalls eine Reihe tüchtiger Wortführer. Daß Zisleithanien außer dem Sekretär der hiesigen ethischen Gesellschaft, Herrn Doktor Wilhelm Börner, und mir niemand mit seiner Vertretung betraute, bedauerte ich lebhaft. Allerdings kamen während des Kongresses die verschiedensten Anschauungen zu Worte; es meldeten sich insbesondere aus Frankreich und Belgien die Verfechter der radikalsten Richtung. Doch traten ihnen gleich entschieden und fest strenggläubige Vertreter des konfessionellen Religionsunterrichtes entgegen. Mit Freude erfüllte es mich, daß die Delegierte der katholischen Lehrerinnen aus dem Deutschen Reiche in schlichter, aber eindringlicher Rede ihre Überzeugung von der Notwendigkeit des Religionsunterrichtes zum Beifall der Versammlung darlegte. Jedenfalls waltete in London das Streben vor, die einigenden Momente zu finden, welche die verschiedenen Parteien für die schärfere Betonung des Moralunterrichtes wie der Aufgabe der Erziehung durch die Schule überhaupt vorbrachten, und nicht durch die Hervor-

kehrung der Gegensätze die Erfolge des Kongresses und seinen Bestand für die Zukunft in Frage zu stellen. Besonders wichtig wäre es mir erschienen, wenn auch aus unserem österreichischen Vaterlande berufene Vertreter der konservativen Richtung, wie wir deren genug besitzen, in London ihr gewichtiges Votum abgegeben hätten.

So verschiedenen Lagern also die Teilnehmer am ersten Kongresse für Moralpädagogik auch angehörten, darin stimmten alle überein, daß die in der heutigen Jugend so kraß zutage tretende Verwahrlosung immer energischer nach Abwehr, nach geeigneten, sicher und nachhaltig wirkenden Vorkehrungsmitteln verlange. Und dieses einhellig und ohne Einschränkung ausgesprochene Urteil muß jedermann unterschreiben, der nicht absichtlich gegen offenkundige Mängel der Zeit blind sein will. Den Grund zu diesem bedauerlichen Übel findet man vor allem in sozialen Mißständen. Vater und Mutter müssen in den untersten Bevölkerungsschichten dem Erwerbe nachgehen; die Kinder entbehren, soweit nicht die Schule die schützende Hand über sie hält, fürsorglicher Wartung; aufsichtslos sind sie den Gefahren der Gasse preisgegeben. Sie kennen nicht das treue Herz der Mutter, sie kennen nicht den Schirm echten Familienlebens. Da man aber gar wohl weiß, die sozialen Verhältnisse könnten nicht in Kürze dahin gebessert werden, daß die Mutter wieder der Familie zurückgegeben werde, sucht man auf alle mögliche Art die Gesellschaft vor den Gefahren, die in der noch weitergehenden Verwahrlosung der Jugend gelegen sind, zu bewahren: man gründet Kinder-, Knaben- und Mädchenhorte der mannigfachsten Art; aus gleichem Grunde sucht man den erziehlichen Einfluß der Schule zu heben und den Moralunterricht als eine besondere Disziplin der verschiedenen Schulkategorien zu erklären.

Doch zeigen nur die Kinder der ärmsten Familien einen gewissen Rückschritt in ihrem ethischen Werte? Blieb die moderne Zeit auf die Kinder der sogenannten besseren Stände ohne jeglichen Einfluß? — Das müssen gerade wir, die in den letzten dreißig Jahren der Mittelschule angehören, entschieden verneinen. Was unser ganzes öffentliches Leben durchzieht, was in allen Berufsgattungen, in allen Lebenslagen so klar zutage tritt, bleibt nicht ohne Rückschlag auf unsere Jugend. Wer nicht offenkundige Mängel bemänteln, wer nicht der Volksgunst zu Gefallen reden will, muß sagen: die Jugend, als Gesamtheit genommen, ermangelt heutzutage jenes feinen Pflichtgefühls, jener natürlichen, willigen Anerkennung der Autorität, die ihr vordem, noch vor zwanzig Jahren, eignete.

Auch wir werden, und zwar gerade mit Rücksicht auf die Mängel, die sich auch bei zarter besaiteter Natur der Jugend heutzutage geltend machen, für die Stärkung des erziehlichen Einflusses der Schule sowie für alle wohlüberlegten Vorkehrungen eintreten, welche die Gesellschaft zur Sicherung ihres Bestandes gegen die Auswüchse der Schrankenlosigkeit unserer Jugend trifft.

Aber eines müssen wir uns doch noch fragen: reichen diese Maßnahmen der Gesellschaft aus, treffen sie das Übel an der Wurzel? hat man etwa auch *alle* Entstehungsursachen des Übels klar ins Auge gefaßt?

Angenommen, die Schule nützt aufs sachgemäßeste, aufs erfolgreichste die Mittel aus, welche ihr die verschiedenen Disziplinen, ihr eigener Organismus bieten, um erziehlich auf die Jugend zu wirken; angenommen, der Gesellschaft

gelinge es, die möglichst größte Anzahl der besten Jugendhorte zu gründen; ja angenommen, die sozialen Verhältnisse besserten sich so, daß keine Mutter durch Nebenerwerb der Familie entzogen würde: sind damit tatsächlich schon alle Gefahren behoben, welche einer gesunden Entwicklung des Charakters der Jugend drohen? Haben wir mit jenen Vorkehrungen auch die Familie auf jene Höhe gehoben, ihr jene Reinheit der Atmosphäre gegeben, in der allein die zarten Keime der jugendlichen Seele zu jener sittlichen Kraft und Stärke gedeihen können, welche Mutter Natur den Menschen als edles Ziel persönlicher Selbstvervollkommnung hinstellt, jener sittlichen Kraft und Stärke, die uns inmitten der alltäglichen Sorgen, der Kämpfe des Lebens, wie gegenüber den Lockungen falscher Propheten und des selbstherrlichen Ichs der Menschenwürde nicht vergessen und die Pflichten unseres Lebens unter allen Umständen erfüllen läßt?

Wir dürfen also nicht vergessen, daß die zutage getretene, bedauernswerte Verrohung der Jugend auch darauf zurückgeht, daß sie oft in der Familie selbst nicht jene Beispiele von Pflichtgefühl, Selbstbeherrschung, Gemeinsinn, von zarter Empfindsamkeit für das Edle und dessen Gegenteil findet, an denen sie sich in ihrer Schwäche und Unbeständigkeit emporranken und zu sittlicher Stärke fördern könnte. Aber nicht etwa, daß lediglich in den niederen Volksschichten das Familienleben nicht selten der natürlichen Reinheit und des heiligen Ernstes entbehrt, — es ist ein offenes Geheimnis, daß auch in den sogenannten besseren Kreisen der Familiensinn mit der Entwicklung der Kultur in den letzten Dezennien vielfach sich gemindert hat, daß gar oft die Eltern durch mannigfache, zuweilen an sich ganz löbliche Nebenrücksichten von ihrer heiligsten Aufgabe, von der Sorge um das körperliche und geistige Wohl ihrer Kinder, sich abziehen ließen. Wie oft ruht die Erziehung der Kinder in fremden Händen, während sich die Eltern gesellschaftlichen Verpflichtungen oder weitverzweigter Vereinstätigkeit hingeben zu müssen glauben!

Und worin hat jener zunehmende Mangel an Sittenstrenge und Selbstzucht in der Gesellschaft seinen Erklärungsgrund? Da muß nun zunächst allerdings folgende Tatsache zugestanden werden: je komplizierter sich der Mechanismus des täglichen Lebens gestaltet, je mehr Industrie, Handel, Kunst, die Kultur eines Landes sich heben, desto mehr steigern sich auch die Bedürfnisse des einzelnen, desto mehr entwickelt sich bei den Menschen das Gefühl des persönlichen Wertes auf Kosten des Gemeinsinns. Doch wenn in solchen Zeiten — wie es ja auch in unseren Tagen allenthalben geschieht — den Massen in allen Berufszweigen einseitig ihre Rechte vor Augen gehalten werden, ist es bei solch falscher Aufklärung zu verwundern, wenn der Egoismus des einzelnen wie der einzelnen Gesellschaftsklassen das Gefühl für die Gesellschaft, für den Staat gänzlich untergräbt, Ordnung und Bestand der Gesellschaft gefährdet? Es mangelt in solchen Fällen jene hohe sittliche Lebensauffassung, die uns stets klar die Grenze von Recht und Pflicht beachten lehrt, die uns drängt, das Rechte zu tun und Unrecht zu meiden. Dieser Mangel edler Lebensauffassung gewinnt aber um so bedenklichere Verbreitung, je weiter der Unglaube um sich greift, der ein höheres Walten in unserem Leben leugnet. Niemand, der der Wahrheit Zeugnis geben will, kann bestreiten, daß es nur wenigen tief philosophisch angelegten Naturen gelungen ist, nachdem sie den

Glauben ihrer Väter verworfen hatten, sich zu einer solchen sittlichen Höhe emporzuarbeiten, welche ihre Lebensführung, vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, als edel erscheinen läßt. Was aber nur wenige bevorzugte Naturen erreicht haben, darf man nicht von der Allgemeinheit erwarten. Daher war und ist es ein unverantwortliches Unrecht, dem einzelnen Menschen oder ganzen Gesellschaftsschichten den Glauben durch sogenannte Aufklärung zu zerstören. Man raubt ihnen hiemit eine sittliche Kraft, die ihren Charakter und damit ihr Tun und Handeln stützte, ohne ihnen einen Ersatz hiefür bieten zu können; die Lebensanschauung, die unser Wollen und Wirken regeln und bestimmen soll, läßt sich nicht in kurzer Frist lehren, sondern muß von uns in eigenem geistigen Ringen gewonnen werden. Die Wahrheit meiner Behauptungen kann die Entwicklung der Verhältnisse in unserem Heimatlande vom letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts an sowie die Geschichte alter und neuer Zeit mit einer Fülle von Beispielen beweisen.

Diese allgemeinen Erwägungen waren notwendig, um unseren Standpunkt bei der Lösung der Frage, ob in der Mittelschule der konfessionelle Religionsunterricht durch den Moralunterricht ersetzt werden soll, leichter finden und sicherer begründen zu können.

Die drei Mittelschultypen, wie wir sie jetzt in Österreich besitzen, Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen, stellen sich zur Aufgabe, der Jugend eine gewisse allgemeine Bildung zu vermitteln, welche sie zu dem wissenschaftlichen Betriebe der Hochschulstudien befähigen soll. Sie sind keine Fachschulen, die einseitig die Pflege einzelner geistiger Fähigkeiten oder auch bestimmter Fertigkeiten ins Auge fassen: sie wollen vielmehr die verschiedenen geistigen Fähigkeiten der Jugend durch deren Erziehung zu selbständiger Arbeit, zu selbständigem Denken soweit anregen und fördern, daß es ihr ein Leichtes sei, nach freier Wahl in die Gedankenprobleme einer der an den Hochschulen vertretenen Fachwissenschaften sich allmählich einzuarbeiten und zu vertiefen. Daher müssen in den Lehrplänen aller drei genannten Mittelschulen humanistische und realistische Disziplinen vereinigt sein: die Gymnasien betonen mehr das humanistische, die Realschulen mehr das realistische Moment, die Realgymnasien bewahren eine gewisse Mittellinie zwischen beiden.

Kann nun eine Mittelschule, die eine höhere allgemeine Bildung vermitteln soll, auf den Religionsunterricht verzichten, kann es eine Mittelschule, die, wie man es heutzutage mit Recht anstrebt, ihren Schülern den Zutritt zu allen Hochschulen ermöglichen soll?

Schon oben wurde gesagt, daß es nur bevorzugten, tiefphilosophisch angelegten Naturen möglich ist, ohne auf dem Boden einer bestimmten Konfession zu stehen, eine so edle Lebensauffassung zu gewinnen, die sie zu einer, vom rein menschlichen Standpunkt aus beurteilt, tüchtigen Lebensführung befähigt. Eine solch tiefphilosophische Betrachtungsweise eignet aber keineswegs der Mittelschuljugend, nicht bloß nicht beim Beginne ihrer Studien, sondern auch noch nicht den Abiturienten. Der Jugend aber den gläubigen Sinn zu rauben, ist ebenso verwerflich und unverantwortlich, wie gegenüber jenen Bevölkerungsschichten, die zu keiner philosophischen, selbständigen Betrachtungsweise emporgedrungen sind. Daher nimmt das österreichische Gesetz den Eltern das Recht, die Konfession ihrer Kinder in der Zeit vom siebenten

bis zum vierzehnten Lebensjahre zu ändern, während sie ihnen das Bestimmungsrecht für die Zeit vorher schrankenlos, für die Zeit nachher unter Voraussetzung des Einverständnisses der Kinder einräumt. Es ist nur billig, daß die Kinder nach diesen Verordnungen in jener Konfession, die ihnen das Elternhaus für die ersten Kinderjahre bestimmt, auch für die oben bezeichneten Jahre zu verbleiben haben, damit sie eben nicht durch die Willkür der Eltern einen Zwiespalt der Lebensauffassungen kennen lernen, der ihnen allerdings bereits klar in die Sinne fiele, den sie aber nicht durch eigenes Nachdenken, eigenes Urteil beheben könnten. Für sie bestände dann entweder die Gefahr beunruhigender quälender Unsicherheit zwischen zwei Lebensauffassungen oder die noch größere völliger Gleichgültigkeit in der Beurteilung der höchsten Dinge.

Mittelschulen also, welche der Jugend eine höhere allgemeine Bildung vermitteln, welche ihr die Reife für die Hochschulstudien geben wollen, durch die sie zu leitenden Stellungen in die Gesellschaft gelangen soll, müssen ihr doch wohl auch das Rüstzeug in die Hand geben, durch eigenes Urteil, durch selbständige Denkarbeit eine Lebensanschauung zu gewinnen, der nur die persönliche Überzeugung die für das Leben so notwendige Sicherheit und Festigkeit zu verleihen vermag. Soll der einzelne Mensch bei dem Dilemma, ob er der Stimme des Glaubens folgen oder, ihr sich verschließend, den Weg des Rationalisierens in allem und jedem einschlagen soll, bei den Aporien, wie sie ihm eigene Zweifelsucht oder fremder Vorwitz nahelegen, zu einer ruhigen Entscheidung gelangen, dann muß er vor allem wissen, was denn seiner Väter Glauben lehre, was dieser ihm zu glauben vorschreibe. Es ist bezeichnend, daß ein so hervorragender Historiker und protestantischer Theolog wie Harnack, als er sich auf der Baseler Philologenversammlung in der pädagogischen Sektion dafür aussprach, daß in dem protestantischen Religionsunterrichte die Schüler auch über die Lehren des Katholizismus aufgeklärt werden sollen, dies vor allem damit begründete, daß auf diese Weise die in der Gesellschaft über die katholische Religion verbreiteten Vorurteile soweit wie möglich beseitigt würden. Woher sollte denn auch die Jugend die Aufklärung über das Wesen und den Inhalt der Konfession der Väter erfahren, wenn nicht durch die Schule, wenn nicht durch jene Fachleute, welche — abgesehen von ihrem Berufe, die Mittler zu sein zwischen Gottheit und Gemeinde — das Erforschen der Konfession sich zur Lebensaufgabe gemacht haben? Ist es doch eine allgemein bekannte Tatsache, daß insbesondere in unserer Zeit die Hast des alltäglichen Lebens, die Schwierigkeit des Lebenskampfes den Menschen immer mehr abzieht von dem Insichgehen, von der Erwägung transzendentaler Fragen. Wir können füglich behaupten, daß die Mehrzahl selbst jener Eltern, welche ihren Kindern in Fragen des Glaubens wahren und sicheren Bescheid geben wollten, dies bei der Unsicherheit und Unklarheit des eigenen Wissens nicht immer zu tun vermag. Was aber die große Gesellschaft an Ungereimtheiten, an böswilliger Verdrehung bei Besprechung von Glaubenssachen leistet, dafür bringt beinahe jeder Tag neue, fast unheimliche Beweise. Lernt der Jüngling die Tatsachen seiner Konfession in unverfälschter Form kennen, erfährt er, was sein Glaube als Wahrheit, was er als Irrtum erklärt, dann hat er das

nötige Substrat, um bei aufsteigenden Zweifeln zur Klarheit und Ruhe der Überzeugung zu kommen. Hat man ihm die Mittel hiezu geboten, dann trifft ihn allein die Verantwortung für seine Wahl einer bestimmten Lebensauffassung.

Wir sehen also, die Aufnahme des konfessionellen Religionsunterrichtes in den Lehrplan unserer Mittelschulen hat eine tiefe, für den einzelnen, wie für die Gesellschaft bedeutungsvolle Begründung. Dem einzelnen gegenüber erfüllt der Staat gewissermaßen die Pflicht, ihm bei dem nun einmal jeden Menschen überkommenden quälenden Zweifel am Glauben, bei dem Kampfe zwischen Strenggläubigkeit und Unglauben die nötigen Mittel zur Entscheidung an die Hand zu geben; dadurch aber, daß die Gesellschaft auf diese Weise jenen ihrer Mitglieder, welche im Gemeinwesen Richtung gebend, welche Lehrer und Führer sein sollen, die Möglichkeit bietet, zu einer gefestigten, edlen Lebensanschauung und Lebensauffassung zu gelangen, sichert sie am besten ihren eigenen Bestand. Wenn aber in den leitenden Kreisen strenge, edle Lebensauffassung und wahrer, echter Familiensinn durch ungeheuchelte, auf innere Überzeugung gegründete Religiosität Gemeingut würden, dann, aber auch nur dann müßte sich der segensvolle Einfluß auch auf die übrigen Bevölkerungsschichten äußern, dann erst könnte eine Regeneration des Familienlebens und damit der Gesellschaft erhofft werden.

Daß aber strenggläubiger Sinn, daß konfessioneller Religionsunterricht nicht in Widerspruch zu treten braucht mit wissenschaftlicher Forschung, mit deren Ergebnissen, ist gerade in letzterer Zeit zu wiederholten Malen mit Erfolg gezeigt worden. Der konfessionelle Religionsunterricht führt also durchaus nicht an sich und notgedrungen zu Widersprüchen mit dem in Geschichte oder in den Naturwissenschaften.

Daß der Religionsunterricht in der Mittelschule in positivem Sinne von eminenter Wichtigkeit ist, mag einer der größten, man kann wohl sagen der größte Philologe der Jetztzeit, Ulr. v. Wilamowitz-Möllendorff, mit den Worten beweisen, mit denen er in dem Vorworte zu seiner für Gymnasiasten bestimmten griechischen Chrestomathie die Aufnahme von Proben aus der griechischen Philosophie und der altchristlichen Literatur begründet; der Gelehrte sagt: „Und endlich das Wichtigste: höher als alles Wissen und Können unserer Söhne, höher als daß sie tüchtige Bürger unseres Vaterlandes werden, steht uns doch, daß ihre Seelen für das Reich Gottes gewonnen werden. Gibt es da überhaupt etwas Wirksameres als es zu machen wie Klemens, die griechische Philosophie neben dem Evangelium und dem Apostel aufzurufen? Epiktet und Marius und Poseidonios und Aristoteles und Platon, sie weisen wohl verschiedene Wege, aber das Ziel ist dasselbe: *sie alle weisen zu Gott.*"

Unterricht in Ethik, in Moral an Stelle des Religionsunterrichtes treten zu lassen, schließt gerade diese von Wilamowitz mit Recht so warm geforderte Beziehung zu Gott von vorneherein aus. Man sagt: das Kind, der Jüngling müsse dazu erzogen werden, das Gute um seiner selbst willen zu tun, ohne Rücksicht auf die etwaigen Folgen in einem späteren Leben, im Jenseits. Wer aber in der Moral der Jugend die Rücksicht auf Gott verschweigt, wer ihr vorenthält, daß, wie die griechischen Philosophen schon

lehrten und wie unsere Religion sagt, das höchste Gut eben Gott ist, der nimmt ihr — mag er es zugeben oder nicht — von allem Anfang den Gottesglauben, ein Unrecht, das er vor keinem Forum, auch nicht vor dem der „Vernunft“, rechtfertigen kann. Moral, auf das irdische Leben, auf das Verhältnis des Menschen zum Nebenmenschen und auf die ihn umgebende Natur beschränkt, ist nur ein Teil der Moral und verzichtet gerade auf die Betrachtung jenes Verhältnisses, das dem ganzen Moralunterricht die hehre Weihe gibt und das sozusagen das A und das Ω der Moral bildet.

Dies die positiven Gründe, welche die Aufnahme des konfessionellen Religionsunterrichtes in den Lehrplan der Mittelschulen erheischen.

Nunmehr wollen wir die Gründe, welche die Gegner für ihre Anschauung ins Treffen führen, auf ihre Stichhältigkeit prüfen.

Zunächst behaupten sie, der konfessionelle Religionsunterricht nähre die Zwietracht unter der Jugend. Ja werden sich die Kinder erst durch ihn und nicht durch die Ausübung der Religion, wie sie ihnen von den ersten Jahren ihres Lebens in der Familie entgegentritt, ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession bewußt? Oder will man vielmehr jener Gleichgültigkeit, jenem Indifferentismus das Wort reden, wie sie auch noch in unseren Tagen nur zu häufig in den Familien sich offenbaren, die Konfession nur insoweit festhalten lassen, als es bequem und vorteilhaft erscheint, sonst aber in allen Lebenslagen Schwäche, gänzliche Haltlosigkeit, ja Unwahrheit des Charakters zeitigen? Ferner erklären sie es für einen Fehler gegen gesunde Pädagogik, den Kindern durch den konfessionellen Religionsunterricht Überzeugungen einzuimpfen, die von außen in sie hineingetragen werden und nicht von selbst in ihnen sich entwickeln, geschweige denn aus ihrem Innern herausgeholt werden. Demgegenüber bleibt nur die Frage: trifft dies nicht auch beim Moralunterricht zu? Oder bringen da wirklich die Kinder schon von Natur die Begriffe mit zur Schule, die sie nur aus ihrem Schlummer zu wecken braucht? Will man leugnen, daß die Moral, losgelöst von der Religion, ein recht kaleidoskopartiges Ansehen gewänne? Kann man bestreiten, daß die verschiedenen Gesellschaftsschichten, ja die einzelnen Familien, sobald sie den religiösen Standpunkt aufgeben, ihren besonderen Moralkodex sich bilden? Ist da nicht gerade die Schule mit dem konfessionellen Religionsunterricht, der für alle seine Glieder dieselben Bestimmungen aufstellt, diejenige Gemeinschaft, welche hier wie auch durch ihre sonstige Organisation den Gegensatz der Sippen und Stände auszugleichen sucht und das Prinzip der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz, soweit es auf sie ankommt, verwirklicht?

Doch läßt sich obiger Einwurf noch allgemeiner entkräften. Was hätte der Unterricht, was hätte die Erziehung überhaupt für eine Aufgabe, wenn der Lehrer, der Erzieher nicht bildend auf Geist und Herz der Jugend wirken sollte? Welche Bedeutung hätte die gerade in unseren Tagen mit Recht so hochgeschätzte Persönlichkeit des Lehrers, wenn er nichts von seinem Ich auf das der Schüler überleiten dürfte? Oder ist es für den Einblick in das Wesen aller anderen Disziplinen von Vorteil, der Jugend jene Elemente beizubringen, durch deren Kombinierung sie immer tiefer einzudringen vermögen in den Reichtum der einzelnen Wissenszweige, sie an jene Denkübungen zu gewöhnen, durch welche sie allmählich zum selbständigen Erfassen der

verschiedenen wissenschaftlichen Tatsachen gelangen? Beeinflußt der Lehrer bei der Erklärung von Schriftstellertexten, die verschiedene Deutung zulassen, bei der Wahl bestimmter Hypothesen, bei der Charakterisierung von Literatur- und Kunstwerken nicht auch das Urteil, die Denkart der Jugend? Ist aber Religion das einzige Gebiet, das für die Schule als ein noli me tangere gelten soll, damit die Jugend in ihrer Ratlosigkeit um so entschiedener den verwirrenden Einflüssen der Außenwelt preisgegeben werde? Gerade die Einheitlichkeit und das feste Gefüge der durch den konfessionellen Religionsunterricht vermittelten Gesetze und Wahrheiten gibt der Jugend eine feste Stütze, um in der Zeit, wo die Zweifel sich in des Menschen Brust entweder selbst regen oder von außen in ihm geweckt werden, einen ruhigen, sicheren Standpunkt wiederzufinden.

Zur Ausscheidung des Religionsunterrichtes aus dem Lehrplane der Schulen ruft man auch die Staatsgrundgesetze zu Hilfe: durch den Religionsunterricht werde — so heißt es — jenes Staatsgrundgesetz verletzt, welches dem Bürger das Recht zuerkennt, zu keiner religiösen Handlung gezwungen werden zu können. Hier liegt zunächst eine auffällige Verwechslung des Religionsunterrichtes mit den religiösen Übungen vor. Durch jenen werden die Schüler nicht unmittelbar zu irgend einer religiösen Handlung verhalten. Den berührten Unterschied hält auch unsere Gesetzgebung fest, indem sie auch für konfessionslose Kinder bestimmt, daß sie in der Zeit vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahre einen konfessionellen Religionsunterricht genießen sollen. Der tieferliegende Grund dieses dem Fernstehenden auffällig erscheinenden Gesetzes ist wohl in folgender Überlegung zu finden:

Der Staat anerkennt einerseits die hohe Bedeutung der Familie und die Autorität der Eltern inmitten derselben, indem er diesen das Recht zuspricht, die Konfession ihrer Kinder bis zu deren siebentem Lebensjahre völlig frei zu bestimmen. Anderseits will er den letzteren mit dem Eintritte in das vierzehnte Lebensjahr die Möglichkeit bieten, der von den Eltern für sie getroffenen Wahl einer Konfession oder der Konfessionslosigkeit aus eigenem Urteil beizustimmen oder nicht. Die Kinder sollen also von dem Zeitpunkte, wo sie zum Gebrauche ihrer Vernunft kommen, bis zu jenem, wo sie eine gewisse Selbständigkeit des Urteils erlangt haben, eine bestimmte Konfession und zum Teil deren Beziehung zu den anderen kennen lernen, damit sie in einer so wichtigen, oft für das ganze Leben entscheidenden Frage durch die Voreingenommenheit ihrer Eltern nicht allzu schwer geschädigt werden könnten. Allerdings scheint uns die Grenze, von welcher an ein neuer Wechsel der Konfession bei den Kindern gestattet wird, das vierzehnte Lebensjahr, mit Rücksicht auf den verhältnismäßig geringen Grad von geistiger Urteilsfähigkeit der Vierzehnjährigen zu früh angesetzt. Aber selbst der Zwang, der durch die mit dem konfessionellen Religionsunterricht verbundenen religiösen Übungen der Jugend auferlegt wird, verstößt keineswegs gegen die Staatsgrundgesetze, die eben von „Bürgern" sprechen. Denn wäre nicht sonst mit demselben Rechte das Privileg der Eltern, die Konfession ihrer Kinder bis zum siebenten Lebensalter bestimmen zu dürfen, auch als Verletzung der Staatsgrundgesetze zu bezeichnen? Wenn die Eltern aber meinen, daß sie durch die Bestimmungen der Mittelschulgesetze in ihren Entschließungen als freie

Staatsbürger beeinträchtigt seien, so mögen sie nicht vergessen, daß, wenn sie wirklich charakterfest sind, sie keinen Zwang erfahren noch verspüren können. Wer aus Überzeugung einer bestimmten Konfession angehört, muß auch deren Kultgebräuche anerkennen und an diesen sich beteiligen; die Konfession aber nur als bequemen Deckmantel oder gar als geeignetes Mittel zur Erzielung praktischer Vorteile gebrauchen zu lassen, dazu kann sich die Gesellschaft, der Staat nicht verstehen. Und die Eltern mit solcher Gesinnung mögen, wenn sie fühlen, daß bei ihrem Gebaren die eigene Autorität durch die Vorschriften des Staates Schaden leidet, den Grund für diese mißliche Tatsache in ihrer persönlichen Verkehrtheit und Schwäche finden; denn niemand, auch kein Schulgesetz zwingt sie, bei einer bestimmten Konfession zu verbleiben; doch nur auf ihre eigene Verantwortung können sie diese für sich und ihre Kinder aufgeben, beziehungsweise ändern. Der einzelne und so auch die Familie muß begreifen lernen, daß mit dem Umfang der Gemeinschaften auch deren Autorität wächst, daß das Individuum, die Familie sich der Autorität des Staates unterordnen müssen; das Aufbäumen des Individuums in allen Lebenslagen gegen die Schranken der Gesellschaft, des Staates führt zum sicheren Ruin jeglicher Ordnung. Ein Staatsgrundgesetz, das die Rechte des Individuums höher einschätzte als das Interesse des Staates, wäre naturwidrig und darum schon absolut schlecht.

Der konfessionelle Religionsunterricht hat sich uns also als ein notwendiger Bestandteil des Lehrplanes unserer Mittelschulen erwiesen, eine Wahrheit, welche auch nicht die Gründe der Gegner zu entkräften vermögen. Nunmehr seien aber einige methodische Erwägungen zur Würdigung übergeben.

Die unleugbare Tatsache, daß sich bei den Jünglingen vom vierzehnten Lebensjahre an Zweifel gegen die Wahrheiten der Religion regen, hat zu der Forderung Anlaß gegeben, wenigstens an den Obermittelschulen den Religionsunterricht aufzugeben, oder, wie zum Beispiel Harnack zu Basel beantragt, ihn auf zwei Jahre zu unterbrechen und sodann nur vom historischen, nicht vom dogmatischen Standpunkte wieder aufzunehmen. Demgegenüber bin ich, wie sich auch gegen Harnacks Anschauungen einige der erfahrensten und tüchtigsten Schulmänner Deutschlands aussprachen, allerdings der Überzeugung, daß gerade in diesen Jahren des Zweifels der Religionsunterricht seine segensreichste Aufgabe leisten kann. Der Religionslehrer muß in dieser Zeit zum liebevollen Seelenarzte seiner Schüler werden. Er darf nicht in jeder Äußerung eines Zweifels frechen Vorwitz finden, sondern muß darin die Abirrungen jugendlicher Schwäche erkennen. Je vertrauensvoller er die Schüler in ihrem Wankelmut, in ihrer Unsicherheit an sich heranzieht, desto nachhaltiger, desto sicherer vermag er für die Gewinnung und Wahrung wahrhaft religiöser Gesinnung bei seinen Schülern zu wirken. Schroffe Zurückweisung drängt die Jugend zu anderen Autoritäten, welche gerne deren Aufklärung und Belehrung auf sich nehmen.

Ein Bedenken gegen den derzeitigen Lehrplan des katholischen Religionsunterrichtes am Obergymnasium wurzelte sich mir aber immer fester ein, je länger und tiefer ich über dessen Aufgaben nachdachte. Wir beginnen mit der Apologetik und Dogmatik und schließen mit der Kirchengeschichte. Mir schiene gerade der umgekehrte Weg besser. Die Kirchengeschichte entspricht

nach meiner Überzeugung der geistigen Verfassung der Quintaner weit mehr als die Dogmatik. Sie erfahren durch jene die Entwicklung der christlichen Religion und damit zugleich das Auftreten der einzelnen Irrlehren und deren tatsächliche Widerlegung; für diese Darlegungen bringen sie Interesse und Reife in gleicher Weise. Hingegen ist die zusammenfassende, zum Teil auch philosophische Beweisführung der Dogmatik für unsere Quintaner, die oft noch recht naiv denken, zu hoch und darum, weil nicht verständlich, auch nicht überzeugend. Und damit geht der Hauptzweck der Dogmatik verloren. Die Oktavaner sind aber durch den ganzen Unterrichtsgang in allen Disziplinen, durch die Lektüre in allen Sprachen für abstrakte Beweisführungen weit geschulter, sie wissen deren Wert und Kraft weit klarer zu verstehen und zu würdigen. Die Dogmatik bildet somit den Schlußstein des Religionsunterrichtes und gebe dem Abiturienten eine feste Grundlage fürs Leben mit, auf der er mit voller Verantwortung die eigene Weltanschauung aufbauen kann.

Auf ähnliche Überlegungen geht es zurück, wenn ich meine, daß der Religionsunterricht an der Untermittelschule von der biblischen Geschichte ausgehen solle. Es dürfte sich empfehlen, in der ersten und zweiten Klasse aus der biblischen Geschichte nur jene Kenntnisse des Katechismus und der Liturgik zu entwickeln, welche der Schüler zur Betätigung des Glaubens und zu verständnisvoller Teilnahme an den religiösen Übungen unmittelbar benötigt. Die systematische Zusammenfassung der Glaubenslehren, wie sie der Katechismus bietet, werde am Abschlusse der Untermittelschule gegeben, wo sie nicht nur für den mehr wissenschaftlichen Betrieb des Religionsunterrichtes am Obergymnasium, sondern auch für jenen Teil der Schüler, welcher sodann einer mehr praktischen Lebensrichtung folgt, von nicht zu unterschätzendem Werte ist.

Schließen will ich mit dem ernsten, aber berechtigten Wunsche: Mögen all jene Faktoren, welche leitende Stellungen in der Gesellschaft einzunehmen berufen sind, Männer der Wissenschaft, Parlamentarier, die Angehörigen der höchsten Beamten- und Gesellschaftskreise bei der Beeinflussung der Massen sich ihrer Verantwortung stets bewußt bleiben und immer die eine Frage festhalten: Quo vadis? Denn populär, modern sein, heißt nicht den unklaren Trieben des Volkes und der Zeit fröhnen, sondern weit ausschauenden Blickes die Kräfte der aufs höchste entwickelten Individualitäten nutzen zum Besten der Gesellschaft, zum Besten der Menschheit!

Der Unternehmer und die Unternehmungsformen.

Von **E. Schwiedland.**

Mit jedem Berufe entsteht eine einseitige Lebenstätigkeit zum Zweck des Erwerbes. Damit ist auch die Grundlage gegeben zum Entstehen von Unternehmern. Diese sind Besitzer von Erwerbsveranstaltungen (Unternehmungen), in denen für ihre Rechnung Sachgüter oder Dienste gegen Entgelt dargeboten oder vermittelt werden. Die bezügliche materielle Veranstaltung oder „Organisation" — der Betrieb, das Unternehmen, — ist das erste Kennzeichen der Unternehmerschaft; Absicht und Zweck ist aber hiebei der Erwerb eines Gewinnes: Betrieb auf eigene Rechnung ist das zweite Merkmal des Unternehmers.

Der Lohnwerker, der eine Mühle oder eine Gerberei betreibt oder fremdes Garn in seiner eigenen Behausung verwebt, besitzt eine Veranstaltung, welche die Voraussetzung seines selbständigen Erwerbes ist: er ist Unternehmer. Desgleichen der Handwerker, der in eigener Werkstätte tätig ist, oder der Verleger, der von seinem Betriebe aus andre lenkt. Ebenso der Fabrikant.

In allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens bestehen Unternehmer. Sie lassen bald Rohstoffe, Halbfabrikate oder Enderzeugnisse herstellen, bald erwerben sie bloß Waren zum Wiederveräußern; bald erbieten sie sich wieder zur Leistung von Diensten, die gegebenenfalls andere auf ihre Rechnung vollführen; vielfach vermitteln sie Sachgüter oder Dienste fremder Unternehmer; anderwärts leihen sie Geld dar, oder sie gewährleisten Ersatz von Schäden wie von entgangenem Verdienst.

Aus dem für solche Sachleistungen, Dienste oder Vermittlungen bezogenen Entgelt fließt ihr Gewinn. Das Unternehmen ist ihre Last und ihre Gewinnquelle zugleich. Sein Bestand begründet eine Verlustgefahr, ermöglicht aber zugleich die Verwirklichung der Gewinnabsicht. Seine Einnahmen sollen alle Aufwendungen ersetzen und darüber hinaus die persönliche Betätigung des Unternehmers entlohnen. Ist der Ertrag größer als der Ersatz dieser Kosten einschließlich der Verzinsung für das im Betrieb angelegte Kapital und des Lohnes, den die Arbeit des Unternehmers unter sonstigen gleichen Verhältnissen beanspruchen kann, — dann ergibt sich ein Unternehmungsgewinn (Profit). Er ist mehr als jener Lohn und ist vermöge des Unternehmens erworben.

Der Unternehmer trachtet, neue Waren und Leistungen in Schwung zu bringen oder bereits benutzte Güter im Gebrauch zu verallgemeinern, strebt also neuartige Begierden zu wecken oder vorhandene anzureizen.

Dadurch erhöht er die Nachfrage nach den Befriedigungsmitteln, die er darbietet, mehrt er seine Kunden. Hat dieses Unternehmen keinen Erfolg, so muß er die Verluste tragen, wie er im andern Fall den Gewinn einheimst. Und heben ihn große Erfolge sozial empor, so bescheren ihm anderseits ein völliger Mißerfolg, die Zahlungseinstellung, der Konkurs — Mißachtung.

In der naturalwirtschaftlichen Epoche knüpft sich die Produktion wie der Konsum der Produkte an das einzelne Haus: die Familienwirtschaft produziert für den eigenen Bedarf; da ist noch keine unternehmerische Tätigkeit vorhanden. Gleichwohl begegnen wir hier bereits gemeinsamen Veranstaltungen zu Zwecken, welche die Gesamtheit interessieren oder die Kräfte einer Wirtschaft übersteigen. Das genossenschaftliche Zusammentreten zu gemeinschaftlichem Vorteil kann ein Kriegs- wie Beutezug, Jagdzug wie Fischfang, die Ausführung einer Arbeit oder eine gemeinsame Schiffahrt zur Verführung von Erzeugnissen der Genossen sein; man beteiligt sich an ihnen wegen des Nutzens, wenn die Veranstaltung allen Teilnehmern Vorteil bringt, wie ein Fischzug oder die Ableitung eines Baches, oder weil jeder einzelnen Wirtschaft im Bedarfsfall ähnliche Hilfe, die gleiche Gegenleistung, in Aussicht steht. Der Vorteil der beteiligten Wirtschaft wächst ihr unmittelbar „in natura" zu.

Solche genossenschaftliche Verbindungen können zu dauernden Verbänden werden, die ihre einzelnen Mitglieder überdauern. Ihre Reste haben sich in den russischen Artjels, in den chinesischen Genossenschaften und anderwärts erhalten.

Späteren Ursprungs sind genossenschaftliche Unternehmungen, die es auf einen Handelsgewinn absehen und dazu Sklaven wie Lohnknechte verwenden. Zur Zeit Mohammeds waren alle Einwohner Mekkas, die überhaupt einen Besitz hatten, an den Handelskarawanen beteiligt, die aus der Stadt auszogen, und noch heute werden in Nordafrika gemeinschaftlich Karawanen ausgerüstet, um Schafe, Kamele, Früchte nach den südlichen Oasen zu führen und dafür dort Datteln einzutauschen.

In den mittelalterlichen Städten gewinnen Handwerks- wie Handelsunternehmungen größere Bedeutung. Vom XV. Jahrhundert an entwickelt sich mehr und mehr die Verlegerei, vom Ende des XVIII. an die Manufaktur und die Fabrik. Sie alle produzieren für den Absatz, den Markt. Doch ist es ein fast komisches Übersehen, wenn man den Begriff des Unternehmers auf Produzenten einschränkt. [1])

Der Gewinn, den die Unternehmer verschiedener Art auf den einzelnen Gebieten des Wirtschaftslebens anstreben und einheimsen, ist ihre Belohnung. Er ist der Reingewinn, das ist der Überschuß nach Abzug der Verzinsung der dem Unternehmer gehörigen, wie der ihm von Fremden geliehenen Kapitalien, die im Geschäft Verwendung finden, und nach Abzug der Vergütung, die der Unternehmer für seine etwaige gewöhnliche Arbeit als Lohn in einem fremden Betriebe erhielte. Er ist also die Prämie für seine selb-

[1]) Bezüglich der Begriffe der Naturalwirtschaft, der Verlegerei u. dgl. sei auf Schwiedland, „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" (Wien, Manz, 2. Aufl., 1910) verwiesen.

ständige Betätigung und für das Wagnis, das darin liegt; man hat ihn daher oft als eine Risikoprämie, als den Lohn für das unternommene Wagnis des selbständigen Betriebs, — der dazu ausgelegten Kapitalien, der betätigten Arbeit und der unternehmerischen, das ist auf den Gewinn abzielenden und in entscheidenden Augenblicken bestimmenden Leitung, — aufgefaßt. Doch erlangt er ihn nicht deshalb, weil er all das gewagt, sondern weil er all das derart angewandt hat, daß seine Darbietungen (Sachen, Dienste, Vermittlungen) von den Kunden im Verhältnis zu seinen Eigenkosten reichlich entgolten wurden. Es ist eher eine Prämie für sein wirtschaftliches Geschick.

Gewähren die Erträgnisse den Unternehmern nicht die landesübliche Lohnsumme und die landesübliche Verzinsung, so ist kein Unternehmergewinn vorhanden; dieser setzt erst bei einem höheren Erträgnis ein. Je geringer er in einem Geschäftszweig im allgemeinen ist, desto mehr schreckt er von einer Unternehmertätigkeit der bezüglichen Art ab. Je höher er aber wird, desto mehr zieht er gewinnstrebende Personen als Unternehmer an.

Die Höhe der Gewinne kann aus den allgemeinen Verhältnissen oder aus der besonderen, individuellen Gestaltung des Unternehmens fließen. Dann sind sie wesentlich das Ergebnis einer geschäftstüchtigen Betätigung des Unternehmers, besonderer Naturfaktoren, einer besonders günstigen Lokalität oder besonders geeigneter Hilfskräfte und Arbeiter.

Der Vorzug, den manches wohlgeratene Unternehmen vor anderen gewährt, äußert sich in einer besonderen Höhe seines Ertrages. Dieser Überschuß ist sozusagen eine Vorzugsrente des betreffenden Unternehmens. Ergeben sich die Vorzüge bei eigener Bewirtschaftung, so ist das daraus entspringende Plus eine Ertragsrente, sind sie übertragbar, so äußern sie sich auch als Pacht- oder als Kapitalsrente. Errichtet in einer von Fremden vielbesuchten Gegend ein Unternehmer ein Hotel oder ein Kaffeehaus auf dem schönsten Punkte, so hat er dadurch einen Vorzug vor den später kommenden Unternehmern und kann vermöge dessen höhere Preise und, wenn er sein Unternehmen verpachtet, höheren Pachtzins fordern. Günstigere Lage des Unternehmens zum Markte, bei Baugründen größere Nähe zum Verkehrsmittelpunkt, höhere Bodenfruchtbarkeit, größere Mächtigkeit von Mineralienadern, höhere Kräfte eines Wasserlaufes, größere Naturschönheit oder gesundheitliche Vorzüge eines Fleckens begründen höhere Qualitäten und dadurch einen besseren Ertrag.

Auch in kleineren Verhältnissen finden wir ähnliches. So erwerben die Wiener Fiaker- und Einspännerbesitzer ihre Standplätze von Vorgängern und lösen deren Rechte je nach der Lage des Standplatzes teuer ab. Ähnlich ist es mit den Konzessionen von Kaffee- und Gasthäusern, von Apotheken und Privatspitälern. Hier begründen Rechtsverhältnisse ein Monopol.

Im Falle des Verkaufes erwirbt der Nachfolger im Besitz das bevorzugte Unternehmen teurer und dadurch wird die Vorzugsrente zugunsten des Erstbesitzers kapitalisiert und kommt daher unter gleichbleibenden Verhältnissen zugunsten des Nachfolgers kaum mehr zum Vorschein; der Erwerber hat eben das erträgnisreichere Objekt entsprechend teurer bezahlt. Um diese Kapitalisierung des Vorzuges sich selbst zuzuwenden, treten oft Spekulanten

auf, die Baugründe, Wasserkräfte, Gärten in der Voraussicht kaufen, daß ihre Schätzung alsbald steigen werde. Der Spekulant verkauft dann das betreffende Objekt teurer und zieht einen Teil der kapitalisierten Vorzugsrente ein. Er hat eben richtig vorausgesehen und rascher zugegriffen als andre. Bei der Einverleibung von Vororten in Stadtgemeinden oder bei der Anlage neuer Straßen- und Stadtbahnen zeigt sich ein solches spekulatives Vorkaufen, um die alsbald sich ankündigende Rente dem früheren Besitzer und dessen etwaigen Nachfolgern vorwegzunehmen.

Solche natürliche oder rechtliche Vorzüge können freilich auch wieder verloren gehen. Man brauchte nur mit dem Konzessionswesen zu brechen und es entständen sofort freie Gewerbe in großer Zahl, die den bisherigen Monopolisten ihre Stellung streitig machen würden. Oder es braucht nur eine Garnison oder ein Bezirksgericht verlegt zu werden und die Werte der Grundstücke, Häuser und Wirtschaften sinken im verlassenen Orte sofort. Bei der Anlage von Bahnen ereignet sich dies häufig an früheren Posthalterstationen. Ebenso haben die während der sogenannten Agrarkrise zu Ende des XIX. Jahrhunderts infolge der starken überseeischen Einfuhr gesunkenen Nahrungsmittelpreise den Ertrag und damit den Wert vieler Grundbesitze in Mitteleuropa geschädigt, die früher (infolge der Vermehrung der Bevölkerung und einer Erleichterung der Transporte) steigende Renten trugen. Die Erträge vor andern Grundstücken bevorzugter Bodenpartien beziehungsweise Bergwerke bezeichnet man als **Grund-** beziehungsweise **Bergwerksrente.**

Hohe Einnahmen von Erfindern beruhen oft auf rechtlichen Monopolen (Patenten); doch findet hier infolge Verbesserungen und neuer Erfindungen gegebenenfalls rasch eine Vernichtung ihrer Renten wie Kapitalsanlagen statt. —

Was die Formen der Unternehmungen angeht, unterschied Schäffle herrschaftliche und genossenschaftliche Unternehmungen.

Die „herrschaftlichen Geschäfte sind dadurch charakterisiert, daß nur einzelne der zur Unternehmung verbundenen Personen den Geschäftsgang bestimmen, das Risiko tragen und den Gewinn einziehen, während die andern als dienende Arbeiter die Arbeitsweisung von der geschäftlichen Herrschaft empfangen und für die Vollziehung des herrschaftlichen Auftrages in fixem Lohn abgefunden werden. Einzelne sind Geschäftsherren, Arbeitgeber, allein gewinnberechtigt, andre Geschäftsdiener, bloße Arbeitnehmer, welche abgelohnt werden".

Bei genossenschaftlichen Unternehmungen ist eine Mehrheit, und zwar eine größere Zahl von Unternehmern vorhanden, die zur Förderung ihrer Haus- oder Erwerbswirtschaften, sich zu einem gemeinsamen Unternehmen vereinigen. Die ersteren sind **Erwerbs-**, die letzteren **gemeinnützige** Unternehmungen.

Ferner sind Unternehmungen **privater** und **öffentlicher Körperschaften** (von Gemeinden, Kreisen, Ländern, des Staates usw.) zu unterscheiden. Unter diesen spielen seit längerem staatliche Erwerbsunternehmungen, in letzter Zeit auch Gemeindebetriebe eine Rolle.

* * *

Die herrschaftlich organisierten Erwerbsunternehmungen werden von einzelnen oder von einer Mehrheit von Personen geleitet. Danach sind sie Einzelunternehmen oder Erwerbsgesellschaften.

Einzelunternehmer sind Lohnwerker, Handwerker, kleine Händler, häufig auch Fabrikanten, fast alle land- und forstwirtlichen und manche Bergwerksbesitzer, viele Geldverleiher und vereinzelte Versicherer.

In Österreich waren im Jahre 1902 von 626.000 gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben 609.000 Unternehmungen eines einzigen Inhabers. Diese Ziffer erweist schlagend die Bedeutung der privaten Einzelunternehmung. Daneben bestanden nur 17.000 sonstige Unternehmungen, und zwar rund 14.000 private Erwerbsgesellschaften (12.000 Betriebe vereinter Unternehmer, 1835 Aktiengesellschaften, 225 Gewerkschaften des Bergbaues) — etwa 1800 öffentliche Erwerbsunternehmen (563 Staatsbetriebe, 20 Landesbetriebe, 8 Bezirksbetriebe, 689 Gemeindebetriebe, 282 Betriebe kirchlicher und 303 sonstiger Korporationen) — und der Rest Genossenschaften (davon 420 landwirtschaftlicher Art).

Die private Einzelunternehmung, die bei uns also mehr als 97 Prozent aller Betriebe umfaßt, hat bestimmte Vorteile.

Sie garantiert das regste Interesse des Leiters der Unternehmung, weil ihr Erfolg oder Mißerfolg sein eigenes Wohl und Wehe bewirkt. Zugleich genießt der Einzelunternehmer die größte Ungebundenheit in seinen Absichten und Verfügungen. Der Erfolg dehnt das Geschäft schrittweise aus, denn der Einzelunternehmer pflegt die Gewinne, die sein Betrieb ergibt, wieder in seinem Geschäfte anzulegen.

Allein auch Nachteile sind mit dieser Unternehmungsform verbunden, die Arbeitskraft wie das Vermögen des Einzelunternehmers begrenzen häufig den Umfang seines Unternehmens. Man kann allerdings Angestellte haben, aber diese werden nicht vom gleichen Eifer beseelt sein, wie der Unternehmer selbst. Daher ist die Unternehmung an die geistige wie körperliche Individualität des Unternehmers geknüpft und von seinem persönlichen Schicksal beeinflußt: alle Widrigkeit, die seine Person bedrohen, Krankheit, Erschöpfung, Tod, berühren oder stellen gleichzeitig das Schicksal der Unternehmung in Frage. Erbgang verteilt das Unternehmungskapital und mancher Anteil wird da der Unternehmung entzogen, das der Haupterbe belastet und mit schwachem Betriebskapital übernimmt.

Daher haben gemeinsame Betriebe einer Mehrheit von Unternehmern gleichfalls ihre Bedeutung. Diese privaten Erwerbsgesellschaften sind zwar minder zahlreich, aber in den weitaus meisten Fällen ungleich erheblicher und bilden mehrere Typen.

Eine der wichtigsten Formen der herrschaftlich gegliederten privaten Erwerbsgesellschaften ist die offene Handelsgesellschaft. Sie wird von zwei oder mehr Personen unter einem den gesellschaftlichen Betrieb andeutenden Geschäftsnamen — ihrer Firma — betrieben, wobei jeder Teilhaber mit seinem gesamten persönlichen Vermögen („unbeschränkt") für die Verpflichtungen des Unternehmens haftet. Gerät also die gemeinschaftliche Unternehmung in Schulden, so kann jeder Gläubiger jeden einzelnen Gesellschafter

direkt haftbar machen und gerichtlich belangen, und zwar ohne zuerst die Gesellschaft klagen zu müssen.

Diese Art gemeinsamen Geschäftsbetriebes hat Vorzüge. Sie bietet die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit von Unternehmern, die sich gegenseitig ergänzen. Auch erleichtert sie die Kapitalsvermehrung durch Aufnahme neuer kapitalkräftiger Gesellschafter. Störungen außerhalb der Unternehmung ergreifen nicht alle Unternehmer zugleich. Während der Einzelunternehmer sein Kapital nur langsam vermehren kann durch Sparen und Anlegen der Gewinne im Betriebe oder durch Aufnahme von Darlehen, die er später zurückzahlt, kann die offene Handelsgesellschaft sich ohneweiters durch die Eingliederung reicher Gesellschafter stärken. Die unbeschränkte Haftung dieser Gesellschafter erhöht zugleich die Kreditfähigkeit des Unternehmens. Ebenso können auch treffliche Mitarbeiter dauernd angeschlossen werden; in Nordamerika sollen tüchtige Mitarbeiter häufiger zu Kompagnons gemacht (assoziiert) werden, auch wenn sie kein Vermögen haben, und die Folge ist ein reicher Nachwuchs tüchtiger Geschäftsleiter. Zugleich verstärkt diese Vervielfältigung die Kräfte der Leitung und ermöglicht eine Arbeitsteilung in der Leitung, z. B. zwischen der vorwiegend kommerziellen und der vorwiegend technischen Führung einer Fabrik usw.

Diesen Vorzügen stehen auch Nachteile der Gemeinsamkeit gegenüber. Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gesellschaftern können den Geschäftsbetrieb stören; diese Unternehmungsform setzt also Leute voraus, die geneigt sind, dem Fähigsten sich unterzuordnen, oder doch sich so vertragen, daß nicht der Betrieb unter Zwistigkeiten leide.

Ein zweiter Typus ist die stille Gesellschaft. Davon redet man, wenn sich jemand an einem fremden Betriebe mit einer Vermögenseinlage gegen Anteil am Gewinn und Verlust beteiligt. Dieses Gesellschaftsverhältnis tritt nach außen nicht zutage: die Firma deutet nicht an, daß stille Gesellschafter vorhanden sind, und der Geschäftsinhaber bleibt rechtlich unbeschränkter Herr des Geschäftes. Die Einlage des stillen Gesellschafters wird für die Dauer des Verhältnisses sein Eigentum und haftet daher für die Geschäftsschulden unbedingt; der stille Gesellschafter hat kein Recht, den Gang des Geschäftes zu beeinflussen, ebensowenig wie ein anderer Geschäftsgläubiger, ist bloß Gläubiger mit Gewinnanteil, darf aber Einsicht in Bilanz und Geschäftsbücher verlangen, um seinen Anteil am Erträgnisse selbst berechnen zu können.

Ein dritter Typus ist die Kommanditgesellschaft. Bei dieser gibt es Gesellschafter, die sich am Geschäftsbetrieb nur mit Einlagen beteiligen (Kommanditisten); da sie aber Gesellschaftsteilhaber sind, tritt ihr Vorhandensein in der Firmenbezeichnung („& Co.“) zutage. Die Geschäftsinhaber (Komplementäre) sind unbeschränkt haftbar, Kommanditisten nur im Maße ihrer Einlage (freilich bloß für die Geschäftsschulden, nicht für persönliche Schulden des Geschäftsinhabers).

Stille Gesellschafter und Kommandite bieten für die unbeschränkt haftenden Unternehmer fast alle Vorteile der Einzelunternehmung, und können die Kapitalskraft des Geschäftes ungemein verstärken. Freilich operiert der Geschäftsleiter mit fremden Einlagen, was unter Umständen nur mora-

liche Verpflichtungen begründet, die ihn weniger anfeuern, sein Äußerstes zu leisten, als das Selbstinteresse.

Wir gelangen zur Aktiengesellschaft, die gleich der offenen Handelsgesellschaft große wirtschaftliche Bedeutung hat. Hier sind keine unbeschränkt, mit ihrem ganzen Vermögen haftenden Unternehmer vorhanden, sondern alle haften nur mit den von ihnen gezeichneten Einlagen, den Aktienanteilen. Hiedurch wird ein Gesellschaftsvermögen zum Betriebe eines bestimmten Geschäftes vereinigt, für dessen Schulden es haftet.

Bei uns bedarf die Errichtung einer Aktiengesellschaft der staatlichen Genehmigung (Konzession) und sie muß ein ebenfalls genehmigtes Statut haben. Ihre Begründung erfolgt gewöhnlich so, daß eine Anzahl sogenannter Gründer die Statuten der Gesellschaft feststellt, die sämtlichen Aktien übernimmt und sie ganz oder zum Teil einzahlt. Damit ist das Grundkapital der Gesellschaft gebildet, und nun bestellen sie deren Organe: den Vorstand und den Aufsichtsrat. Der formell in letzter Instanz entscheidende Faktor ist die Generalversammlung der Aktionäre, die jährlich zumindest einmal einzuberufen ist. Da einer beliebig viele Aktien erwerben kann, ist es möglich, daß eine Minderheit der Aktionäre die Mehrheit der Aktien besitzt und dadurch maßgebenden Einfluß auf die Geschäftsführung übt.

Die Aktienunternehmung kann aber auch soviele Aktionäre zählen, als die Zahl der Aktien beträgt. Die Personen der Aktionäre sind wie Spreu im Wind und können von Tag zu Tag wechseln; sie brauchen einander nicht zu kennen und sind auch nicht notwendig in Fühlung oder gemeinsam tätig, um den Erwerbszweck des Unternehmens zu erfüllen. Tatsächlich versteht in der Regel die weit überwiegende Mehrheit der Aktionäre von den Geschäften, denen sich die Unternehmung widmet, nichts. Bernh. Shaw meint, daß auch eine Horde von Blödlingen eine Aktienunternehmung bilden könne, weil sie den richtigen Betriebsleiter mieten kann. Tatsächlich haben freilich zumeist Großaktionäre die Leitung und bestellen die Angestellten, welche die nötigen kaufmännischen und technischen Fähigkeiten haben und den Dienst unter ihrer Aufsicht tun. Ein Ausschuß der Aktionäre, der Direktions- oder Verwaltungsrat, und die Generalversammlung der Aktienbesitzer üben die Kontrolle und die beschließende Gewalt. Die leitenden Beamten sind also nicht die Unternehmer, sondern deren Söldlinge; der oberste Beamte selbst ist nur soweit Unternehmer als er gleichzeitig Aktionär ist. Seine Arbeitskraft bildet eines der Produktionselemente, welche die Unternehmer erwerben.

Diese Unternehmungsform ermöglicht eine rasche Bildung und leichte Ausdehnung des Unternehmens. Wenn die Rentabilität eines Geschäftes feststeht, kann jede erforderliche Menge Kapital gegen Ausgabe von Aktien aufgebracht werden. Daher eignet sich die Aktiengesellschaft für Unternehmungen, die stoßweise großer Kapitalsvermehrungen bedürfen. Durch Emission sogenannter junger Aktien, das ist durch den Eintritt weiterer, neuer Teilnehmer, wird dem alten Kapital neues hinzugefügt.

Dabei wird das Unternehmen losgelöst von der Person und der individuellen Betriebsamkeit der Kapitalisten. Die Person des gewöhnlichen Aktionärs ist in der Mehrheit der Fälle ganz unerheblich. Macht es ihm kein Vergnügen, die Aktien zu besitzen, so verkauft er sie und scheidet somit aus, ohne

Störung zu verursachen, es sei denn, daß es sich um einen Hauptaktionär handelt, der dank überwiegenden Aktienbesitzes die Unternehmer beherrscht.

Die Risken verteilen sich zugleich auf eine Menge Leute. Dadurch werden Unternehmen von einer Großartigkeit möglich, wie sie vom einzelnen und vom Staate nicht gewagt werden. Als es sich darum handelte, die ersten Bahnen zu bauen, war der Staat nicht geneigt, dieses unerprobte große Unternehmen zu wagen, sondern es wurde durch Aktiengesellschaften bewerkstelligt, und so großartig die aufgebrachte Summe war, das Risiko verteilte sich auf viele. Eine Aktiengesellschaft hat auch den Suezkanal gebaut, den von Panama begonnen, das erste Kabel gelegt. Als bei uns die Konzession für den Bau der Nordbahn bewilligt werden sollte, war man bekanntlich an der maßgebenden staatlichen Stelle von der Aussichtslosigkeit des Beginnens überzeugt, denn nicht einmal der Stellwagen zwischen Wien und Brünn war dazumal täglich voll besetzt. Den richtigen Blick bewies aber der kaufmännische Unternehmer der Bahn, das Haus Rothschild. Heute kostet die Nordbahnaktie im Nennwert von 400 Kronen das Sechszehnfache.

Infolge der großen Grundkapitalien und namhaften Reserven genießen gedeihende Aktienunternehmungen auch umfassenden Kredit.

Die Nachteile der Unternehmungen auf Aktien sind aber ebenfalls zahlreich und erheblich. Sie entstammen teils dem Umstand, daß die Leitung über ein großes, aber fremdes Vermögen verfügt, dessen Verwaltung nicht die gleiche Verantwortlichkeit weckt, wie der eigene Besitz, und zum anderen der börsenmäßigen Bewertung der Aktien, deren Preis nach den jeweiligen Schätzungen des künftigen Ertrages schwankt.

Was die Verwaltung betrifft, so ist eine gewisse Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit die Folge der Teilung der Befugnisse zwischen Verwaltungsräten, Direktoren, Beamten und Generalversammlung der Aktionäre. Die letzteren sind die Unternehmer, müssen aber die Geschäftsführung dem Vorstande überlassen. Dieser operiert mit fremdem Geld und sein Wagemut wird deshalb leicht die Vorsicht überwiegen; ein Gewinn drückt sich zwar in einer Gewinnbeteiligung der leitenden Beamten und Verwaltungsräte aus, ein Verlust aber trifft die Aktionäre. Daher wurde der Vorschlag gemacht, gesetzlich vorzuschreiben, daß der Direktor einen Teil seines Vermögens in Aktien anlegen und überdies noch für ein Mehrfaches dieses Wertes haften müsse.

Dazu kommt noch die Möglichkeit einer Vermengung von Privat- und Gesellschaftsgeschäften seitens der Leiter des Betriebes, also Unanständigkeit der Direktion und Mangel an Sparsamkeit. Oft hat ein Direktor die Geschäfte, die gut waren, für eigene Rechnung, riskante dagegen im Namen der Gesellschaft abgeschlossen. Das statutenmäßige Verbot für Direktoren, eigene Geschäfte zu machen, ist da kein genügender Schutz, denn einem begabten Direktor wird man durch die Finger sehen. Im Deutschen Reiche hatte eine Bahn einmal eine Generalversammlung einberufen, um den Bau einer Zweiglinie zu beschließen. Sie war nicht rentabel, aber der Direktor hatte dort Grundstücke erworben und diese stiegen im Werte infolge des Baues der Nebenlinie, deren Betrieb den Aktionären Verlust brachte. Großaktionäre, die Strohmänner als Aktionäre auftreten lassen, zum Beispiel

ihre eigenen Beamten oder solche von Gesellschaften, die sie beherrschen, können oft jeden Beschluß fassen lassen, der ihnen frommt, der Minderheit der Aktienbesitzer aber schadet. So kann etwas selbst zum Nachteile des Unternehmens beschlossen werden, wenn es für die namhaftesten Aktienbesitzer persönlich wichtig und nützlich ist.

Mit dem Mangel an Sparsamkeit kann auch Neigung zur raschen Kapitalserhöhung einhergehen. Man vermehrt die Aktien und beschafft durch deren Ausgabe neues Kapital. Das ist angenehm, aber diese neuen Aktien müssen nunmehr ebenfalls verzinst werden und das gelingt oft nicht, weil die Entwicklung der Volkswirtschaft nicht gleichmäßig vor sich geht, sondern empfindlichen Rückschlägen ausgesetzt ist.

Die Erträgnisse endlich werden in der Form von Dividenden, welche die landesübliche Verzinsung des Aktienkapitals und den auf die Aktionäre überdies entfallenden Unternehmergewinn enthalten, jährlich ausbezahlt. Dadurch werden große Beträge jährlich verteilt, die von den Aktionären zu ihren eigenen, der Unternehmung fernliegenden Zwecken verwendet werden, während ein großer Einzelunternehmer für seine Familie nicht ähnlich große Beträge verwendet und den Überschuß in der Unternehmung anlegt, zur Tilgung etwaiger Schulden oder zur Steigerung der Leistungsfähigkeit seines Betriebes. Die Aktiengesellschaft dagegen muß Mittel, deren sie bedarf, durch Darlehen bei Banken oder durch Ausgabe neuer Aktien beschaffen und in beiden Fällen für dieses Geld fortlaufend Opfer bringen.

Die börsenmäßige Weitergabe der Aktien aber hat zur Folge, daß die Unternehmungen oft von Finanzleuten gegründet werden, bloß um einen Gründergewinn beim Verkauf der Aktien zu machen, unbekümmert um den Schaden, der den künftigen Erwerbern der Aktien erwächst. So bringen die Gründer selbst Grundstücke ,Gebäude, Fabriken, Maschinen oder Vorräte ein, die sie hoch bewerten lassen. Das sind sogenannte Apports. Unser Aktienregulativ schreibt zwar vor, daß die Anrechnung solcher Apports kontrolliert werden muß, aber man kann diese Vorschrift dadurch umgehen, daß man formell das Aktienkapital einzahlt und diese anrüchigen Gegenstände dann von der bestellten Verwaltung formell kaufen läßt; das ist dann kein Apport mehr, der eingebracht und durch Hingabe von Aktien, also von Anteilen, beglichen wird. Der Profit ist aber der nämliche. Oder es hat einer ein Unternehmen, das rentiert und allgemein vorteilhaft bekannt ist. Da kommen nun die Gründer oder Financiers und stellen den Antrag, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Nun wird der Gewinn der Unternehmung zugrundegelegt, oft ein künftig noch höherer Gewinn angenommen, und der mit $4^1/_2$ oder 5 Prozent kapitalisierte Betrag dieses Ertrages als Aktienkapital festgesetzt, für dessen Höhe Aktien ausgegeben werden. Hievon erhält der bisherige Unternehmer einen Teil oder er wird mit einem Barbetrage abgefunden. Das Aktienkapital zahlen dann die Gründer (zum Teil oder gänzlich) ein und übernehmen dementsprechend die gesamten Aktien oder einen Teil davon. Bald versuchen sie, die Aktien „abzustoßen", das heißt, das große Publikum zu bestimmen, daß es mit seinen Ersparnissen Aktien kaufe. Bilanzen und sonstige Mitteilungen lassen sich färben und die Börse, wo die Aktien zum Handel eingeführt, das ist notiert

werden, begrüßt jede günstige Nachricht mit einem Steigern des Preises, also der Börsenkurse. Prospekte werden seitens der Gründer ausgeschickt und alle publizistischen Mittel angewandt, damit die Aktien möglichst über ihrem Nennwert — über pari, wie man zu sagen pflegt — abgehen. Dieses Steigen der Aktienpreise benutzen die ersten Aktionäre, um sich ihres Besitzes zu entledigen. Kommen später ungünstigere Erwerbsverhältnisse ans Licht, so stürzen die Kurse des Papieres an der Börse und die jeweiligen Aktionäre kommen zu Schaden; das Interesse der Gründer am Betriebe hört auf mit dem Verkauf der Aktien, bei dem sie ihren Gründergewinn einheimsen.

Personen mit weitem Gewissen und unbegrenzter Erwerbssucht können aber auch als maßgebende Großaktionäre und Verwaltungsräte noch später aus dem Schwanken der Aktienkurse Gewinn ziehen. Offenkundige Verkäufe eines informierten Aktionärs an der Börse veranlassen eine Kurssenkung, die man zu versteckten, viel erheblicheren Einkäufen benutzen kann. Es ist möglich, die Ertragsverhältnisse ungünstiger erscheinen zu lassen, als sie sind, damit die unkundigen Aktionäre ihres Besitzes überdrüssig werden und ihn veräußern, während kundige Personen durch Mittelmänner den überhaupt erlangbaren Rest an Aktien erwerben. Nachher veranlassen sie ermunternde Mitteilungen, worauf die Aktien steigen und dadurch den nunmehrigen Aktionären wieder Gelegenheit geboten ist, sich eines Teiles ihres Besitzes, zu wesentlich erhöhten Preisen, zu entledigen.

Um Mißbräuche der Direktoren und Gründer einzuschränken, wird an die Gesetzgebung appelliert; ihr Eintreten ist notwendig wegen der großen Gangbarkeit der Aktie. Unser Handelsgesetzbuch aus 1862 ist freilich vollkommen ungenügend; es setzt, gleich dem Vereinsgesetze vom Jahre 1852 staatliche Genehmigung der Aktiengesellschaft vor ihrer Gründung voraus. Infolgedessen hat man diese Gesellschaften sozusagen wie behördlich konzessionierte Unternehmungen aufgefaßt, deren Gründungsverhältnisse der Staat für entsprechend befunden habe. Allein die staatliche Verwaltung hat sich bis zum 1873er Krach blutwenig um die materiellen Verhältnisse gekümmert und die Konzessionierung mehr als bloße Förmlichkeit behandelt. Es fehlt auch staatlichen Organen die Geschäftskenntnis und der nötige Einblick in die Gründungsvorgänge, um deren Reellität entsprechend festzustellen. Nach 1873 kam freilich eine Praxis der allerstrengsten Prüfung, wobei viele Gesuche, Aktiengesellschaften zu begründen, abgewiesen worden sind. Endlich sind unsere Aktionäre, wenn sie den Aufsichtsrat und Vorstand rechtlich haftbar machen wollen, darauf angewiesen, vor Gericht für deren Handlungen die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches anzuführen, das aus 1811 stammt und für diese Fälle nicht ausreicht.

Einen Versuch zur Besserung der Verhältnisse hat nun das neue deutsche Handelsgesetzbuch vom Jahre 1897 gemacht, das mit Beginn 1900 in Kraft trat. Es regelt die Gründungsvorgänge der Aktiengesellschaften, das Wirken der Majorität und die Emission von Aktien zum Handel, und stellt Gründer, Aufsichtsrat, Vorstand und Teilnehmer an der Emission unter strenge zivil- und strafrechtliche Verantwortung. Auf dieser Grundlage wird das Aktienwesen sich weiter erfolgreich entwickeln können, ohne daß die Schäden im gleichen Ausmaße wie bisher sich wiederholen könnten.

Bei uns wurde bloß 1899 durch ein Aktienregulativ einiges an den Rechtsverhältnissen im Verordnungswege geregelt, ohne damit viel zu bessern. Dagegen besteht bei einem großen Teile der Bevölkerung ein grenzenloses Mißtrauen gegen alles, was Aktie heißt und das unterbindet die Entfaltung dieser an sich ersprießlichen Unternehmungsart.

Kommanditgesellschaften auf Aktien sind Vereinigungen von Komplementären und Kommanditisten, das ist von unbeschränkt und von beschränkt haftenden Mitunternehmern. Dabei werden aber die Anteile der einzelnen nicht in den absoluten Beträgen, sondern in Aktienanteilen berechnet. Man ist also z. B. nicht Kommanditist mit 10.000 Kronen, sondern hat 50 Aktien zu 200 Kronen, und alle Rechte werden nach solchen Anteilen bemessen. Die Vorschriften für diese Unternehmungsform enthält gleichfalls das Handelsgesetzbuch.

Eine weitere, bei uns bis in die letzte Zeit nicht bestandene Form ist die Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Sie ist französischen Ursprungs, ein Mittelding zwischen offener Handels- und Aktiengesellschaft. Die Haftung ist gegenüber der offenen Handelsgesellschaft beschränkt, die Zahl der Teilnehmer und die Umständlichkeit der Funktionen gegenüber der Aktiengesellschaft verringert. Die Gesellschafter haften solidarisch, aber beschränkt auf das statutenmäßig festgesetzte Stammvermögen und allfällige im Statut vorgesehene Nachschüsse. Die Übertragung der Anteile ist erschwert. Diese Geschäftsform ist besonders geeignet für Familien-Aktiengesellschaften, das ist für Unternehmen, die nach dem Tode ihres Inhabers von dessen Familienangehörigen fortgeführt werden. Für diesen Fall eignet sich die offene Handelsgesellschaft nicht, weil da jeder Teilhaber unbeschränkt und mit seinem ganzen Vermögen haftet; dieser Umstand bewirkt nun das Ausscheiden verheirateter Töchter oder von Söhnen, die nicht die geschäftliche Laufbahn ergreifen und nicht mit ihrem gesamten Vermögen haften wollen; werden aber diese Angehörigen bar abgefunden und ihre Erbteile ausgezahlt, so schwächt sich damit das Betriebskapital des Unternehmens, und daher ist dieses Abscheiden zu vermeiden.

Einem deutschen Gesetze von 1892 folgend hat die österreichische Gesetzgebung 1906 die Gesellschaften mit beschränkter Haftung eingeführt. Man erwartet von ihnen eine Belebung des gesellschaftlichen Geschäftsbetriebes, namentlich im Warenhandel und in der Industrie.

Endlich ist eine besondere Art von Erwerbsgesellschaft die Gewerkschaft im Bergbau. Sie entsteht, wenn ein Bergwerk mehrere Mitbesitzer (sogenannte Gewerken) hat. Der Gewerke braucht beim Eintritt in die Gewerkschaft nicht unbedingt eine Kapitalseinzahlung zu machen; es genügt, wenn er seinen Bergwerksbesitz einbringt. Nur das gesellschaftliche Vermögen haftet Dritten, die Gewerkschaft kann aber im Notfalle Zubußen ausschreiben, denen man sich, wenn die Mehrheit sie beschlossen hat, nur durch Verzicht auf das Miteigentum an dem Unternehmen entziehen kann.

Die Anteile an den Bergwerken werden Kuxe genannt, und zwar wurde jeder Bergbau in 128 Kuxe (in Preußen neuerdings 100 oder 1000) geteilt. Das sind ideelle Rechtsanteile, die früher als unbewegliche Sachen angesehen und in das Grundbuch (Bergbuch) eingetragen wurden. Das Ge-

werkschaftsvermögen besteht also in erster Linie im Werte des Bergwerkes, sodann in den Zubußen. Nach außen wird die Gewerkschaft durch den Grubenvorstand vertreten.

Diese alte Unternehmungsform ist neuerdings durch jene der Aktiengesellschaft verdrängt worden, in der sich nun Bergbaue oft konstituieren. Hier gibt es keine Zubußen, und nur das Aktienkapital haftet; auch kann man dann die Anteile in kleine Werte (in Aktien) zerlegen und an die Börse bringen. Dennoch ist die Form der Gewerkschaft dem Bergbau angepaßt, weil die Zubußen dem schwankenden Kapitalsbedarf, wie ihn die Verhältnisse des Bergbaues erfordern, Rechnung tragen. Im Falle Investitutionen nötig werden oder Schäden zu ersetzen sind, müssen einfach die Gewerken entsprechend ihrem Eigentumsanteil dazu beitragen. In Deutschland hat in einigen Fällen auch eine Umbildung von Aktiengesellschaften in Gewerkschaften stattgefunden.

Himmelsboten.

Von Sophie Freiin v. Künsberg.

Ihr strahlend hellen Sterne
Auf hohem, dunklem Zelt,
Ihr seid uns lichte Boten
Aus ferner Heimatswelt.

Kein Aug' hat es gesehen,
Kein Herz es hier erfährt,
Kein Ohr hat je vernommen,
Was Gott uns dort gewährt.

Und nur Ihr Himmelsleuchten
In klarer, gold'ner Pracht,
Bringt uns ein leises Ahnen
In dunkler Erdennacht.

Ihr weckt ein heißes Sehnen, —
Doch stillen könnt' ihr 's nicht, —
Nach einer sel'gen Helle,
Nach einem ew'gen Licht.

Die Konversion des Professors Albert v. Ruville.

Von Dr. **Georg Reinhold.**

Vor einigen Jahren erschien bei Lehmann in München eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion". Die Verfasser sind durchwegs Protestanten, zumeist Professoren der Theologie, und das Christentum, für dessen Weiterentwicklung sie die Richtlinie angeben, steht vor ihnen in der ohnehin schon „geläuterten" Form des Protestantismus. Dieses Christentum wird hier so gründlich und so lange weiterentwickelt, bis davon schließlich nichts mehr übrig bleibt, als der Vater-Gott und der Wert der Menschenseele, also zwei Lehrstücke, die gar nicht mehr spezifisch christlich, sondern Gemeingut aller Religionen, auch der nichtchristlichen sind. Den Vorgang dieser Entwicklung könnte man etwa vergleichen mit der Art, wie das Wachstum und Gedeihen eines lebenskräftigen, blühenden, starken Baumes dadurch gefördert werden soll, daß man ihn zuerst absägt, dann die Äste, das Laubwerk und die Rinde entfernt, um schließlich das Holz in Stücke zu schneiden. Eine so aufgefaßte Weiterentwicklung des Christentums ist selbstverständlich keine Entwicklung mehr, sondern seine Vernichtung.

Eine ganz andere, und zwar die vor der Vernunft und vor der Geschichte einzig mögliche Art von Entwicklung des protestantischen Christentums, hat uns vor kurzem ein bis dahin ebenfalls protestantischer Universitätslehrer zuerst durch die Tat und dann durch das geschriebene Wort aufgezeigt und in den Satz zusammengefaßt: „Der positive, gläubige Protestantismus, falls er ehrlich angenommen und folgerichtig weiterentwickelt wird, führt zur katholischen Kirche." Wir meinen die Konversion des Professors der neueren Geschichte an der Universität Halle an der Saale, Dr. Albert v. **Ruville**, und seine zur Rechtfertigung dieser Konversion veröffentlichte Schrift „Zurück zur heiligen Kirche".[1]) Die Wahrheit äußert ihre unbesiegliche Kraft überall dort, wo sie aufrichtig gesucht wird. Mitten im Herzen des Protestantismus, innerhalb des Bannkreises der stiftungsgemäß protestantischen Universität Halle, nicht gar weit von der Stadt der 95 Thesen, hat sich eine solche nach Wahrheit suchende Seele durch den dichten Wall fest eingewurzelter Vorurteile hindurch zum vollen und freudigen Bekenntnis des katholischen Glaubens

[1]) **Ruville**: „Zurück zur heiligen Kirche. Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten". Berlin, Walther, 1910.

emporgerungen und hat an die Stelle des Schlachtrufes „Los von Rom!" die Friedensworte gesetzt: „Zurück zur heiligen Kirche!", — und dies trotz der unfehlbaren Sicherheit, mit welcher der freisinnige Neuprotestantismus nicht bloß alles Katholische, sondern überhaupt alles, was man bisher Christenglauben nannte, als endgültig abgetan erklärt. Die das Durchschnittsmaß weit überragende Bedeutung der Persönlichkeit, welche hier auf den Plan tritt, dürfte wohl auch die lautesten Rufer im Streit etwas stutzig machen, aber sie scheinen es vorzuziehen, das unliebsame Ereignis in Stillschweigen zu begraben, anstatt ihm durch Gegenrede eine noch weitere Publizität zu verschaffen. Und doch liegen die Gründe für diese Konversion, wie Ruville selber sagt, ganz und gar auf der wissenschaftlichen, auf der Verstandesseite, und man brauchte beim Versuche, diese Verstandesgründe zu widerlegen, gegenüber einem Gelehrten, der bereits als Austauschprofessor für Amerika in Aussicht genommen war, nicht zu fürchten, etwa zu tief auf das Niveau „katholischer Inferiorität" herabsteigen zu müssen.

Welches war der innere Entwicklungsgang, der Ruville auf die Linie des katholischen Glaubensbekenntnisses führte? — Im protestantischen, aber streng positiven Glauben erzogen, hat Ruville diesen gläubigen Standpunkt durch alle die Stadien des Zweifels, materialistischer, pantheistischer und modernistischer Gedanken, wie sie sich in selbständig denkenden jugendlichen Geistern einzustellen pflegen, hindurch treu bewahrt. Gehässige Angriffe auf die katholische Kirche waren ihm stets zuwider, obwohl er überzeugt war, daß ihr schwere Irrtümer anhaften. Sein religiöser Sinn trieb ihn zur Lektüre theologischer Schriften, selbstredend zunächst solcher von liberal-protestantischer Richtung. Merkwürdigerweise war es gerade Harnacks vielgenanntes und vielgelesenes „Wesen des Christentums", das seine bisherige protestantische Glaubensauffassung stark ins Wanken brachte, eine Wirkung, die wohl Harnack selbst am wenigsten erwartet haben dürfte. Den Tausenden, welche Harnacks Buch gierig verschlangen, war es jedenfalls in erster Linie nicht um die Gewinnung positiver religiöser Erkenntnisse zu tun, sondern vielmehr um die erhoffte Befreiung von der göttlichen Auktorität Jesu, den man als bloßen Menschen gern schätzte, aber als göttlichen Gesetzgeber und Weltenrichter doch nicht gerne sah. Das negative Resultat der Arbeit Harnacks, die Beseitigung der Gottheit Christi, genügte ihrem Drang nach Autonomie; die positiven Darlegungen über das Innenleben Jesu, über seine Anschauungen und seine Lehre, waren darnach ohnehin Nebensache. Aber gerade hier setzte bei einem klaren, konsequenten Denker, wie Ruville es ist, der Zweifel ein, ob die Darlegungen Harnacks haltbar seien. Harnack legt Jesu eine das irdische Maß weit übersteigende Bedeutung bei, eine Kraft des Geistes und eine Tiefe der Lehre, die unerschöpflich und für die sittliche Kultur der Menschheit unentbehrlich seien. Vom naturalistischen Standpunkte Harnacks war zu erwarten, daß er hierin nicht übertrieb, daß er also Jesu nur das Minimum der Vorzüge zuschrieb, die ihm auf Grund der geschichtlichen Tatsachen zuzusprechen sind. Aber mit dieser überragenden Stellung ist es ganz unvereinbar, daß sich das Evangelium Jesu zu einem im innersten Kern unwahren Lehrgebäude entwickelt und doch wieder reichen Segen ausgeströmt haben sollte. Hatte Jesu jene Eigenschaften, die ihm Harnack zuschrieb, so

konnte er nur eine übermenschliche, aller irdischen Schwächen ledige, an Bedeutung unübertroffene Persönlichkeit sein, deren Erscheinen als ein Wunder höchster Ordnung zu betrachten und auf eine unmittelbare göttliche Sendung zurückzuführen war. Dann aber konnte sie nicht von willkürlichen menschlichen Zutaten überwuchert worden sein; die Lehre von der Gottessohnschaft, von der Auferstehung, von der Dreieinigkeit und vieles andere hätte sich nicht aus der Lehre Jesu herausentwickeln können, wenn es nicht im Keime darin gelegen war und nicht auf unumstößlichen Tatsachen beruhte. Damit war für Ruville der kirchliche Liberalismus in dieser Form abgetan und die Grundlehren des Christentums, des positiven protestantischen sowohl als auch des katholischen, standen ihm über allen Zweifel fest. Wir erkennen Ruvilles tief religiösen Sinn, wenn er als Frucht dieser so gewonnenen Erkenntnis die Freude und das Glück beschreibt, das ihn damals durchströmte und ihm alles, Natur, Leben und Menschen, in neuem, andersartigem Lichte erscheinen ließ. Er empfand in sich die Wahrheit des Schriftwortes: „Gut ist der Herr der Seele, die ihn sucht," und die des anderen: „Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch sei und eure Freude erfüllet werde". Nichtsdestoweniger unterließ Ruville es nicht, die gewonnenen Glaubenswahrheiten jeder Probe auszusetzen und zu diesem Zwecke noch fernerhin liberal-theologische Schriften zu lesen. Allein ernste Zweifel konnten dadurch nicht geweckt werden, denn die schwachen Punkte der Beweisführung lagen offenkundig zutage. Die Lesung auch positiv gläubiger Werke befestigte noch seine Überzeugung, daß die exakte Wissenschaft nicht bloß außerstande ist, den Grundlehren der Kirche etwas anzuhaben, sondern daß sie sogar durch ihre Ergebnisse die Glaubenswahrheit zu bestätigen genötigt ist, vorausgesetzt allerdings, daß sie nicht von vornherein die Möglichkeit göttlichen Eingreifens leugnet und nicht das Wunder grundsätzlich ausschließt.

In diesem Stadium der religiösen Entwicklung Ruvilles war es die frostige Kälte der protestantischen Religionsbetätigung, welche ihn peinlich berührte. Obwohl die Protestanten so viel Gewicht auf das innere „religiöse Erlebnis" legen, fehlte es überall an Gelegenheit zur Anregung und Betätigung desselben. Häufiger Kirchenbesuch wurde getadelt und als Übertreibung angesehen, zudem waren die Kirchen nur an Sonn- und Feiertagen geöffnet. Die Liturgie schien eines bestimmten Kernes zu ermangeln, es überwog die Lehre und die Predigt, und auch das Abendmahl konnte als bloßes Gedächtnismahl kein wesentlich näheres Verhältnis zu Christus begründen. Nichtsdestoweniger erhielt sich in Ruville die Empfindung des Segens, der ihm aus dem Bemühen um christlich-sittlichen Lebenswandel zuströmte, und er fühlte sich schweren Schicksalsschlägen, die ihn damals trafen, gewachsen, ohne daß durch dieselben eine Wendung zur katholischen Kirche herbeigeführt worden wäre. Aber eine andere Erwägung war es, die ihn wieder um einen Schritt weiter zur katholischen Linie hinführte. Um sich zur Höhe des positiven Christenglaubens emporzuarbeiten und darauf zu erhalten, hatte es bei Ruville langen Prüfens und Nachdenkens bedurft, so daß sein Glaube der Hauptsache nach ein Überlegungsglaube war. Auch das Abendmahl hatte nur insoferne Wert und Wirkung, als man seine Bedeutung überdachte. Dieselbe Denkarbeit war auch die Voraussetzung des vielen Predigens in den protestantischen

Kirchen. Für Ruville, den studierten Mann, hätte das vielleicht genügen können, obschon es in Wahrheit nicht genügte. Aber war es ratsam und zulässig, auch den Glauben der großen ungebildeten Masse allein auf eine Denkarbeit zu gründen, die sie erst mit der Zeit, vielleicht nie, leisten konnte? Und wenn das Volk wirklich zu genügendem Verständnis gelangte, war es auch gewappnet gegen die Einflüsse der Irrlehrer, der freisinnigen Theologen? Man konnte doch nicht erwarten, daß solche unzureichend gebildete Leute denselben Weg des Nachdenkens wandelten, den Ruville mit Mühe durchmessen hatte. Die richtige Lehre Christi müßte überall gesichert, die freisinnigen, irrigen Anschauungen müßten wirksam ferngehalten werden; dazu besaßen aber weder die protestantischen Gemeinden, die nicht aus lauter Gläubigen, sondern vielfach aus Feinden des Glaubens und aus Gleichgiltigen bestanden, noch die kirchlichen Behörden, die unter dem Banner der liberalen Professoren, Gemeinden und Parteien standen, die hinreichende Macht. Eine Selbstkorrektur der liberalen theologischen Wissenschaft war ebensowenig zu erwarten, da dieselbe eine positive göttliche Offenbarung von vornherein ablehnt. Für den Fortbestand der durch Christus gegebenen Glaubensoffenbarung wäre somit nur sehr mangelhaft gesorgt. Den Ausweg aus diesem Zweifel zeigt ein Blick auf die katholische Kirche: hier ist die durch den Offenbarungsbegriff geforderte Sicherstellung wirklich gegeben durch die höchste, vom Staate und von den Volksströmungen durchaus unabhängige Lehrgewalt des Papstes. Was an Garantie gegeben werden konnte, ist hier gegeben. Das Steuer war nunmehr bei Ruville fest auf den katholischen Kurs gerichtet und es erübrigte nur, sich des dicken Panzers protestantischer Vorurteile zu entledigen, der noch fest an Ruville hing und der mit den irrigsten Ansichten über die päpstliche Unfehlbarkeit, die Anbetung der Mutter Maria und der Heiligen, die Transsubstantiation, den Zölibat, den Ablaß, die Bindung der freien Forschung und dergleichen gespickt war.

Da kam ihm im Herbst 1908 das erste katholische Buch in die Hand, die Schrift des Verfassers dieser Zeilen, „Der alte und der neue Glaube". Zu seinem Erstaunen mußte Ruville daraus ersehen, daß er von Jugend an ganz falsch über die katholische Kirche unterrichtet worden war, daß Lehrer, Pastoren und Theologen, denen er sein Wissen verdankte, nichts vom Katholizismus verstanden und sich doch nicht gescheut hatten, in absprechendster Weise darüber zu urteilen, ja oft genug ihren Sarkasmus darüber zu ergießen. Ruville nennt das Lüge und Verleumdung, gutgläubige vielleicht, aber doch aus einer ehemals böswilligen entsprungen, zum mindesten aber einen schweren Fehler, und damit war das Steuer gewendet. Ruvilles Schiff kehrte sich der Wahrheit zu, von der es nun mit Macht in ihre Kreise gezogen wurde. Bei seinen katholischen Verwandten, die er aufsuchte, glaubte er jedoch eine gewisse Zurückhaltung zu spüren, die ihn verstimmte. Die gleiche Empfindung hatte er, als er den Schreiber dieses in Wien aufsuchte. Die Äußerungen Ruvilles hierüber in seinem Buche (S. 27) dürfen jedoch nicht mißverstanden werden. Da er sich als Protestanten vorstellte und von einer Konversionsabsicht nichts erwähnte, bot sich überhaupt keine Gelegenheit, über spezifisch katholische Glaubenslehren zu sprechen. — Ein letzter Zweifel war noch zu überwinden, das war die katholische Lehre

vom heiligsten Altarssakrament. Auch dieser Zweifel wurde durch die Lesung von Möhlers Symbolik vollkommen gelöst, Ruville erkannte die ganze Hoheit und Tiefsinnigkeit, die zentrale Bedeutung dieser Lehre, welche den Kernpunkt, die Seele des katholischen Glaubens bildet. Die religiöse Entwicklung Ruvilles, welche ohne eigentliche innere Kämpfe ruhig und stetig vorangeschritten war, hatte ihr Ende erreicht, Vernunft und Pflichtgefühl geboten die Konversion, die alsbald erfolgte.

Dieser Entwicklungsgang Ruvilles, wie er selbst ihn im ersten Kapitel seines Buches schildert, enthält für uns Katholiken einige wichtige Lehren teils tröstlicher, teils schmerzlicher Art. Erfreulich ist die Tatsache, daß unsere katholische Weltanschauung, wenn sie richtig aufgefaßt wird, durchaus kein „greisenhaftes Phantom" ist, das man nur mit Rücksicht auf das Herkommen allenfalls noch eine Zeitlang auf unseren staatlichen Universitäten dulden kann, sondern daß sie im Gegenteil in ewig gleicher Jugendfrische auch heute noch durch das Licht ihrer Wahrheit selbst die Geister der Höchstgebildeten zu fesseln und durch die Fülle ihrer übernatürlichen Gaben ihre Herzen wahrhaft zu beglücken und zu beseligen vermag. Wenn die Intelligenzkreise unserem katholischen Glauben vielfach so kühl, um nicht zu sagen, feindlich gegenüberstehen, so liegt die Schuld nicht an der katholischen Wahrheit. Und das führt uns zur anderen, höchst bedauerlichen Lehre, welche Ruvilles Buch uns gibt: Von der katholischen Kirche, ihren Lehren und Einrichtungen, existiert in den Köpfen auch der Hochintelligenz oftmals nur ein Zerrbild, eine häßliche Fratze. Das gilt nicht nur für die protestantischen, sondern auch für die von diesen stark beeinflußten katholischen Kreise. Aus den Höhen der Intelligenz fließen dann diese falschen Anschauungen hinab in die Niederungen der breiten Volksmassen, wo die Bestreitung und Anfeindung des katholischen Glaubens Formen anzunehmen pflegt, die nicht mehr akademisch sind. Eine der ärgsten Verzerrungen, die dann als Gegenstand wohlfeilen Hohnes und Spottes dienen mußte, hat ja vor kurzem die allgemein bekannte Broschüre eines österreichischen „katholischen" Universitätslehrers [1]) geliefert, und sie wird für alle Zukunft ein hervorragendes Denkmal der Kampfesweise sein, die man in unseren Tagen sogar auf Seite der Hochintelligenz gegenüber den Katholiken anzuwenden beliebt hat. Es werden darin dem katholischen Lehrsystem Dogmen imputiert, die niemals darin standen, und aus oftmals recht trüben und fragwürdigen Quellen werden Dinge als Bestandteile der katholischen Weltanschauung hingestellt, die jeder unterrichtete Katholik mit Entrüstung von sich weisen würde. Wissenschaftlicher Ernst hat hier überhaupt keine Rolle gespielt, aber schon das primitivste Anstandsgefühl hätte es verbieten müssen, in solcher Weise über eine Weltreligion loszuziehen, die ihre Wahrheitsprobe durch zwei Jahrtausende bestanden hat und die ihre Anhänger nach Hunderten von Millionen, auch aus den Kreisen der höchsten Intelligenz, zählt. Auf den Urheber dieser Broschüre wenden wir das Urteil an, das Ruville über seine protestantischen Lehrer fällt: „Sie hätten Mißbräuche heraussuchen und

---

[1]) L. Wahrmund, „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft" (München, Lehmann, 1908).

rügen, sie hätten Entstellungen der Lehre, wie sie auf katholischen Kanzeln bisweilen vorkommen mochten, geißeln, sie hätten den Aberglauben tiefstehender Volksklassen verurteilen können, das läßt sich ihnen nicht verbieten, aber sie durften nicht die Kirche als solche und ihren Lehrgehalt derartigen Verzerrungen gleichsetzen. Das war Lüge und Verleumdung." Es wirft kein günstiges Licht auf die Urteilsfähigkeit und auf die Objektivität des deutschen Publikums, wenn die Broschüre Wahrmunds so viele Sympathien allenthalben erwecken konnte und in der kürzesten Zeit eine beispiellose Menge von Auflagen erlebte. Daß die katholischen Kreise sich nicht mehr, als es der Fall war, darüber aufregten, ist allerdings nicht bloß aus dem Vertrauen auf die Verheißung des Herrn von der Unzerstörbarkeit seiner Kirche und aus seinen Geboten der Verzeihung und der Feindesliebe zu erklären, sondern auch aus dem Bewußtsein der geschichtlichen Erfahrung, daß dergleichen Stürme, oft mit noch größerer Heftigkeit und in noch unwürdigeren Formen, auch in der Vergangenheit bisweilen über die Kirche dahinbrausten, aber an ihr abprallten, ohne ihr mehr als eine Anzahl welker Blätter und dürrer Zweige zu nehmen, während umgekehrt eine fast unübersehbare Zahl der hervorragendsten und edelsten Geister den Rückweg vom Irrtum zur katholischen Wahrheit fand. Bemerkenswert ist, daß sich das Urteil Ruvilles durchaus deckt mit der Klage eines anderen, ebenso hervorragenden protestantischen Gelehrten, des Pädagogen Fr. W. Foerster, der ebenfalls erst vor wenigen Monaten in bezug auf sein Spezialfach in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Sexualethik und Sexualpädagogik" die bitteren Worte schrieb: „Es ist vielen Vertretern der voraussetzungslosen Forschung von vornherein ein Dogma, daß alles, was die katholische Kirche vertritt, Unsinn, Aberglaube und Krankheit ist; sie können sich überhaupt nicht vorstellen, daß ein unbefangener Mensch gerade durch die konkrete Erfahrung, voraussetzungslose Forschung und ernstes Nachdenken auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft dazu kommen kann, gewisse Auffassungen der römischen Kirche als unausweichliche Konsequenzen jeder eindringenden Seelen- und Lebenskenntnis zu bejahen. Solche Zustimmung ist dem Nichtkatholiken einfach nicht gestattet, für ihn muß die Wahrheit da aufhören, wo das Katholische beginnt; er darf hier nichts bejahen oder er wird wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen. Man ist von vornherein fertig mit allem, was er etwa zu sagen hat." Zwei Zeugen von solchem Gewichte könnten wohl auch auf die freisinnige Intelligenz sowohl im katholischen wie im protestantischen Lager einigen Eindruck machen, wenn es dem Freisinn wirklich nur um die Wahrheit zu tun ist.

Kehren wir zu Ruville zurück. Nach der Schilderung der „Erlebnisse", die er kurz behandelt, da es „ja nicht angenehm ist, so viel von sich selbst zu sprechen", wendet er sich der Darstellung der „Erkenntnisse" zu, die er von der katholischen Kirche „auf Grund von Erfahrung, Anschauung und Studium" gewann. So ziemlich alle Unterscheidungslehren, in denen die protestantische Glaubensauffassung von der katholischen abweicht, kommen zur Erörterung, aber auch die Einwendungen, welche man gegen die geschichtliche Auswirkung des katholischen Prinzips zu machen pflegt, werden objektiv und ohne Beschönigung geprüft. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt Ruville

bei der Lehre vom Primat des römischen Papstes und von seiner Unfehlbarkeit, vom heiligsten Altarssakrament und von der Kirche. Bei der Behandlung der beiden letztgenannten Lehrpunkte kommt ebensosehr die Feinfühligkeit eines edlen Herzens wie die Klarheit eines scharfen Verstandes zur Geltung. Mit den Vorurteilen der Protestanten gegenüber allen diesen katholischen Lehren nur zu wohl vertraut, weiß Ruville die katholische Wahrheit in überzeugender, aber für die Protestanten keineswegs verletzender Weise ins rechte Licht zu setzen. Hinsichtlich des Primates in seiner katholischen Auffassung erklärt Ruville: „Diese Auffassung von der Stellung Petri und seiner Nachfolger in den ersten Jahrhunderten habe ich aus den Geschichtswerken gewonnen. Mag sich die Wirklichkeit in manchem anders stellen, mag die Forschung immer neue Ergebnisse liefern, sicherlich wird nicht beseitigt werden die Verheißung Jesu an seine ersten Apostel, der Sukzessionszusammenhang zwischen den römischen Bischöfen und ihm, die Überlieferung des Primats und des göttlichen Lehrauftrages in der römischen Kirche." (S. 43.) Nach einer eingehenden Darlegung der biblischen und geschichtlichen Begründung der Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhauptes und nach Zurückweisung der herkömmlichen Verdrehungen ihrer Bedeutung, kommt Ruville zum Ausdruck des bewundernden Dankes für ihr Bestehen: „Höchsten Dank ist die Christenheit, ja die ganze Menschheit, nächst Jesu Christo seinen Statthaltern auf Erden schuldig, daß sie treu und kräftig festgehalten haben an ihrer vornehmsten Aufgabe, daß sie der Felsboden geblieben sind, auf dem die heilige Kirche ruhte, und nicht diese allein, sondern auch jede der christlichen Gemeinschaften, die sich von ihr abgesondert haben!" Denn daß der positive Glaube in der protestantischen Kirche noch eine Stätte behalten hat, ist nach Ruvilles Überzeugung nur dem Bestande der immer gleichen, weil unfehlbaren katholischen Glaubensüberlieferung zu danken; auch die liberal-protestantische Theologie darf eine gewisse Grenze nicht überschreiten und muß wenigstens den Christennamen beibehalten und eine Art christlicher Sittenlehre predigen, weil sie wohl weiß, daß sie sonst den größten Teil ihrer Anhänger an die gläubige und schließlich an die katholische Richtung verlieren würde. In der katholischen Lehre von der eucharistischen Gegenwart des Heilandes erkannte Ruville, wie schon angedeutet, den Kernpunkt und die Seele des katholischen Glaubens, sie ist die Linie, durch deren Überschreitung jeder Mensch, auch der einfältigste, persönlich die Fülle der Gnadengaben Christi und das sichere Unterpfand der Wahrheit seines Glaubens empfängt. „Was sich der irdischen Erkenntnis verbirgt, das enthüllt sich der seelischen Erfahrung." Ruville beschäftigt sich eingehend mit dem Schriftbeweis für die eucharistische Gegenwart, der auf protestantischer Seite durch falsche Übersetzungen umgangen wurde, mit den verschiedenen Einwendungen, welche die grüblerische Vernunft gegen das eucharistische Mysterium erhebt, und wenn er von dem kahlen, öden, bedeutungs- und sinnlosen Eindruck erzählt, welchen das protestantische Gotteshaus besonders dann macht, wenn es ursprünglich für den katholischen Kultus erbaut war und in protestantische Hände übergegangen ist, so gibt er damit eine Erfahrung wieder, welche jeder Katholik schon gemacht hat: „Es sieht aus wie eine Kirche, ist es aber in katholischem Sinne nicht, denn die Hauptsache

fehlt." Im Kapitel über die Liebe in der katholischen Kirche weiß Ruville in zwangloser, aber sehr ansprechender und überzeugender Weise die katholische Lehre vom Wesen der Kirche als des fortlebenden Christus, von der Liebe zu ihr, welche das hauptsächliche Motiv für die Erfüllung ihrer Gebote ist, von den guten Werken, von dem Verhältnis der Katholiken zu den Andersgläubigen und zur Staatsgewalt und von der Gemeinschaft der Heiligen darzulegen und zu verteidigen. In einer Zeit, wo alle Preßorgane des Freisinns triefen von Haß gegen die „Klerikalen" und zum Ausdruck desselben die kräftigsten Termini technici verwenden, mutet es an wie eine Oase in der Wüste, hier, mitten aus den protestantischen Landen heraus, in begeisterten Worten von der dankbaren Liebe zur Kirche sprechen zu hören. Sogar der Rosenkranz, vor welchem, wie uns Ruville aus Erfahrung versichert, „den Protestanten der Verstand geradezu stille steht, den sie wie ein heidnisches Massengebet ansehen, um so mehr, als ein seltsames Instrument dazu verwendet wird", und der, wie bekannt, auch in akademischen Kreisen durch ein eigenes Spottlied verhöhnt zu werden pflegt, hat Ruville nicht aus der Fassung und ebensowenig um seinen Verstand zu bringen vermocht, ja er weiß sogar viel Schönes von ihm zu sagen; freilich erinnert er sich noch wohl an seine Jugendzeit, in der er, wie jeder andere protestantische Schuljunge, sich erhaben fühlte über die Torheiten des Papstes und der Bischöfe.

Von besonderem Interesse sind dann die Darlegungen über die Freiheit einerseits in der protestantischen, anderseits in der katholischen Auffassung. Schrankenlose Freiheit gibt es weder hier noch dort, wenigstens nicht im Sinne der Ungebundenheit, denn mit dieser ist kein Gemeinschaftsleben verträglich. Aber das Gebiet der Freiheit ist in den beiden Religionsbekenntnissen ein ganz verschiedenes. Der Protestant hat in bezug auf religiöse Satzungen ebenso wie in bezug auf religiöse Übungen die volle Freiheit der Gleichgültigkeit und des Nichtstuns, kein positives Gebot tritt ihm fordernd entgegen, wohl aber hat er die strenge Pflicht, vieles zu unterlassen, wozu ihn etwa religiöser Sinn treibt, jedenfalls aber alles das, was eine katholische Färbung hat. Freilich sind hier Widersprüche, Halbheiten, Unklarheiten unvermeidlich; trotz des Freiheitsprinzipes, das man nicht aufgeben will, stellt man sich auf den Boden einer bestimmten Lehre, sobald es zum Kampfe gegen die römische Kirche geht. Der Katholik dagegen ist wohl an gewisse kirchliche Gesetze gebunden, welche das Mindestmaß der religiösen Übungen angeben, aber darüber hinaus ist der Betätigung seines religiösen Sinnes keine Schranke gesetzt. Die Unterwerfung unter jene kirchlichen Forderungen geschieht nicht aus Zwang, sondern aus dankbarer Liebe, und auch die so sehr gefürchtete Beichtpflicht verliert ihre Schrecken, wenn man weiß, daß jeder sich seinen Beichtvater frei auswählen kann und daß er sich demselben nicht infolge eines Zwanges, sondern in kindlichem Vertrauen unterwirft. — Nachdem Ruville sich durch vollkommen freies, von keinerlei Auktorität beeinflußtes Studium die Überzeugung von der Vernunftsicherheit der Grundlagen des katholischen Christentums verschafft hatte, konnte er im katholischen Lehrsystem selbstverständlich auch keine Bindung der Wissenschaft im allgemeinen und der Geschichtsforschung im besonderen erblicken. Eine

Nachprüfung der katholischen Wahrheiten gegenüber neu auftauchenden wirklichen oder vermeintlichen Resultaten der Wissenschaft steht dem katholischen Forscher jederzeit frei, ja ist, wie wir hinzufügen möchten, im Interesse der Verteidigung des katholischen Glaubens sogar seine sittliche Pflicht, hat aber jederzeit nur eine Stärkung seiner katholischen Überzeugung zur Folge. Was speziell die theologische Wissenschaft betrifft, so sind die protestantischen Theologen ebenfalls durch Dogmen gebunden, deren zwar nur zwei, aber von weittragenden Konsequenzen sind: das ist das Dogma von der Voraussetzungslosigkeit der Forschung, welche die Offenbarungstatsache selbst immer wieder in Frage stellt oder von vornherein ausschließt, und das andere von der Verwerflichkeit der meisten katholischen Lehren. Daher hat die protestantische Theologie Bedeutendes nur auf dem historischen Gebiete, durch Eröffnung neuer Quellen und sorgfältige Detailforschung, geleistet, hingegen auf ein tieferes Eindringen in den Kern der geoffenbarten Wahrheit, in den Heilsplan Gottes, in die Gedankenwelt Jesu, in die Geheimnisse seines Lebens und Wirkens, in die Wunder der Sakramente verzichtet. Ruville scheut sich nicht, die Sätze niederzuschreiben: „Eine prächtige Burg läßt die katholische Theologie vor uns erstehen, auf mächtigem Felsen errichtet, mit schlichtem Hauptgebäude von gediegensten Formen, aber erweitert durch angemessene, wie von selbst daraus erwachsende Türme, Vorbauten und Außenwerke, geschmückt mit reichen, sinnvollen Verzierungen und Verbindungsstücken, alles von einem Gedanken belebt, in vollster organischer Zusammenstimmung aufs genaueste seinem Zwecke angepaßt. Neben diesem Bau des katholischen Glaubens nehmen sich die protestantischen Lehrgebäude aus wie Bauhütten oder besser wie kindliche Nachbildungsversuche neben einem architektonischen Meisterwerke. Sie können ihm an Festigkeit, an Schönheit, an innerer Durchbildung nicht entfernt verglichen werden." Auch für sein eigenes Forschungsgebiet, das der Geschichte, empfindet Ruville keine Bindung der Wissenschaft, sondern vielmehr eine Befreiung von manchen irreführenden Vorurteilen. „Kirchlichen Persönlichkeiten gerecht zu werden ohne eigene kirchliche Gesinnung, ist völlig unmöglich. Die Öffnung der Archive allein gibt noch keine Sicherheit vor falschen Ergebnissen. Es kommt im höchsten Maße darauf an, ob sie von unparteiischen und verständnisvollen Männern benutzt werden. Nun erst vermag ich völlig unparteiisch Geschichte zu schreiben, nachdem ich die bedeutendste Weltmacht, das katholische Christentum, in seiner wahren Gestalt kennen gelernt habe und nicht mehr von verständnislosen oder übelwollenden Zeichnern abhängig bin!"

Sehr lehrreich für uns Katholiken sind endlich die Ausführungen Ruvilles über die Gründe der Feindschaft gegen die katholische Kirche. Die sogenannte Reformation war eine Revolution im weltlichen und im kirchlichen Sinne. In ersterer Beziehung war eine besondere Rechtfertigung auf die Dauer nicht notwendig, denn die Entwicklung der Weltverhältnisse geschieht nun einmal vielfach durch Revolutionen, durch welche immer wieder altes Recht aufgehoben und neues Recht geschaffen wird, und wenn man das aus Gewalt erwachsene Recht nicht anerkennen wollte, dann gäbe es überhaupt kein weltliches Recht auf dieser Erde. Der Christ ist daher angewiesen, jeder anerkannten Obrigkeit zu gehorchen, ohne erst ihren Ursprung zu untersuchen.

Aber anders steht die Sache bei einer Revolution auf kirchlichem Gebiete. Da die kirchliche Rechtsordnung und ihre Grundlage, das Lehrsystem, ihrem Wesen nach auf göttlicher Anordnung beruhen, so kann eine Revolution gegen die Kirche niemals einen gleichwertigen neuen Rechtszustand schaffen. Ein Rechtstitel dafür war weder in der Bibel noch in einer göttlichen Beglaubigung der Reformationshäupter, noch weniger in der Staatsgewalt, am allerwenigsten aber im neu aufgestellten Prinzip der Glaubens- oder Forschungsfreiheit aufzufinden, denn diese letztere ist kein Band, sondern die Verneinung eines Bandes, und sie hebt jede religiöse Gemeinschaft grundsätzlich auf. Es blieb also nur ein Mittel übrig, den Bestand der neuen Religion zu rechtfertigen: man mußte die in der katholischen Kirche vorhandenen Übelstände möglichst übertreiben, die alte Kirche als Karikatur zeichnen und ihr Dogmengebäude als völlig unhaltbar und unverbesserlich hinstellen. Hätte man an der katholischen Kirche ein gutes Haar gelassen, so hätte sich ja sofort die Frage eingestellt, ob man nicht besser täte, zur kirchlichen Einheit zurückzukehren. „Nicht aus der Verwerfung der Dogmen ergab sich der Abfall, sondern aus dem Abfall von der Kirche ergab sich die Verwerfung der Dogmen." In der gleichen Absicht hat man das kräftige Bestreben der alten Kirche, ihre verlorenen Stellungen wiederzugewinnen, als Angriff auf die Glaubensfreiheit und auf das echte Christentum erklärt. Für alle diese Kampfesweisen kam die tatkräftige Mithilfe des Liberalismus gelegen, der sich seinen Grundsätzen entsprechend immer auf die protestantische Seite stellt. „Dem gläubigen Protestantismus hängt sich das Freidenkertum als trauter Genosse an, er mag sich dagegen wehren, soviel er will." Aber alle diese Anklagen erhebt Ruville nicht im bitteren Gefühle des Hasses, sondern in der edlen Absicht, dadurch mit beizutragen zur endlichen Wiedervereinigung aller Christen im wahren Glauben. „Der Stand des echten Christentums in der Welt ist wahrlich schwer genug, daß der Wiederzusammenschluß aller seiner Vertreter nach vierhundertjähriger, durch unglückliche Umstände und irrende Menschen herbeigeführter Trennung, daß der Wandel des Hasses in Liebe, der Freiheit zum Unglauben in Freiheit zum Glauben nur mit höchstem Jubel, mit kniefälligem Danke gegen den Allerhöchsten zu begrüßen wäre."

Als Historiker kennt Ruville gar wohl auch die verschiedenen Mißstände, die es in der katholischen Kirche gab und gibt, und er braucht nicht erst daran gemahnt zu werden, einmal auch hinter die Kulissen zu schauen, um sein Urteil darnach zu korrigieren. Er hat sich, wie er selbst erklärt, viel in fremden Ländern umgesehen und hat viel vom Grafen Hoensbroech gelesen, der jetzt auch die Wiener liberalen Kreise mit seiner Aufklärung beglückt hat. „Mißstände gibt es gewiß, und wenn man sie aus allen Zeiten und Ländern zusammensucht, wird es ein Berg zum Entsetzen, namentlich wenn man auch alles Unverständliche kurzweg dazu zählt." Aber Ruville zieht aus dieser Tatsache ganz andere Konsequenzen, als es sonst gewöhnlich geschieht: „Darin liegt ja gerade der Grundfehler der protestantischen Anschauung. Aus Mißständen will man das Recht zur Abtrennung von der Kirche herleiten. Wenn die ersten Christen so gedacht hätten, dann hätte die Kirche nicht hundert Jahre zusammengehalten, denn schon damals gab es schlimme

Ausschreitungen in Lehre, Kultus und Sitten. Wenn die katholische Kirche wirklich so verrottet ist, wie man gegnerischerseits behauptet, dann um so mehr hinein in die Kirche, ihr hochgesinnten, scharfblickenden, von echter Frömmigkeit beseelten Männer und Frauen der protestantischen Gemeinschaften! Dort ist ein reiches, dankbares Feld der Tätigkeit. Mit offenen Armen wird man euch als Retter und Helfer begrüßen. Aber erst geht es freilich in den Beichtstuhl. Erst muß man sich selber gründlich waschen, ehe man andere oder gar die Kirche zu waschen anfängt. Das wird gewöhnlich von den Kritikern und Reformern vergessen."

Also nicht Zerstörung, sondern wahre Weiterentwicklung des Samens der christlichen Wahrheit! Im Evangelium des Sonntags Sexagesimae lesen wir die herrliche Parabel vom Säemann und vom Samen mit der vom Heiland selbst dafür gegebenen Erklärung, ein wahrhaft göttliches psychologisches Meisterwerk. Der Same fällt teils an den Weg und wird zertreten oder von den Vögeln gefressen, teils auf steinigen Grund, wo er keinen Nährboden und keine Feuchtigkeit findet, teils zwischen die Dornen der weltlichen Interessen, die ihn ersticken, nur ein vierter Teil fällt auf fruchtbares Erdreich und bringt 30-, 60- oder 100fältige Frucht. Die Anwendung auf die modernen Intelligenzkreise liegt nahe. Die Konversionsgeschichte Ruvilles, seine Erlebnisse und Erkenntnisse sind eine neue wertvolle Illustration der alten Wahrheit, die aus göttlichem Munde in so schlichter und doch so ergreifender Weise seit 2000 Jahren zur Warnung der Gefährdeten und zur Aneiferung der Gutgesinnten über das Erdenrund dahintönt.

Stimmung.

Von Josef Weingartner.

Drei Bäume, drei fröstelnde Bäume,
Neigen dem Norden zu.
In ihren zerzausten Kronen
Lagert Todesruh'.

Die Sonne, die goldene Sonne
Ist längst schon tot;
Hinter den Bäumen brütet
Schmutziges Abendrot.

Sturmschwangere Wolken umrahmen
Den fahlen, schwefligen Schein, —
Drei zitternde Bäume ragen
Stumm in den Norden hinein.

Die Schönheit im Reiche der Natur.

Von **Albert Wimmer.**

I.

Gesetzmäßigkeit des Schönheitsbegriffes.

Was ist Schönheit? Diese Frage ist nicht so leicht zutreffend zu beantworten, als es scheinen mag, denn der ästhetische Standpunkt ist nicht nur subjektiv verschieden für jedes Volk und jede Epoche, sondern auch in bedeutendem Grade individuell veränderlich; er bietet demnach keine vollkommen feste Grundlage für ein allgemein und absolut gültiges Urteil.

Der ursprüngliche Geltungsbereich des Schönheitsbegriffes liegt im Gebiete jener Erscheinungen, welche uns durch den Gesichtssinn zum Bewußtsein gebracht werden, und von dem, was unseren Augen schön erscheint, soll deshalb hier in erster Linie gesprochen werden.

Das bewußte Gesamturteil, eine Sache sei schön, bildet sich meist auf der Basis von Einzelurteilen der verschiedensten Art. Diese können sich auf die Form, die Farbe sowie auf die Beschaffenheit der Oberfläche beziehen; außerdem ist für das Gesamturteil oft auch das Verhältnis einer Sache zu ihrer Umgebung, ferner die Berücksichtigung ihrer materiellen Beschaffenheit von Bedeutung; auch die Beziehung zwischen Zweck und Erscheinung eines Dinges ist oft nicht ohne Einfluß auf unser Urteil. Endlich können auch an sich unschön zu nennende Erscheinungen unter der Einwirkung gewisser Umstände, dann aber natürlich nur im Zusammenhalte mit diesen, als schön bezeichnet werden.

Im allgemeinen können wir sagen: ein Anblick gilt für uns als schön, indifferent oder unschön, je nachdem die betreffende Erscheinung in unserer Vorstellung Lustgefühle, gar keine oder unangenehme Empfindungen hervorruft. Durch diese allgemeinste und ursprünglichste Definition ist der subjektive Charakter des Schönheitsbegriffes gekennzeichnet, und zwar ist dieser Begriff nicht nur subjektiv für die Menschheit als Ganzes, sondern auch für die einzelnen Völker, Stände und selbst für jeden einzelnen Menschen, also durchaus individuell. Damit soll aber nicht eine so absolute Verschiedenheit der individuellen Schönheitsbegriffe behauptet werden, daß dadurch zugleich das vollständige Fehlen allgemein gültiger, der ganzen Menschheit gemeinsamer Grundelemente dieses Begriffes ausgesprochen würde.

Vor allem müssen wir aus dem individuellen Schönheitsbegriffe sowie aus jenem, welcher nur bestimmten Völkern, Zeitläufen und auch Ständen eigentümlich ist, alle aberrativen Elemente ausscheiden. Das wichtigste der-

selben ist die Beeinflussung des sinnlichen Eindruckes durch das Gefühl der Zuneigung oder Vorliebe für den Gegenstand der Beurteilung, ob dieser nun eine Person oder eine Sache sei. Im ersteren Falle kommen die Gefühle der Blutsverwandtschaft, der Liebe und Freundschaft, der Verehrung und Dankbarkeit in Betracht, im zweiten Falle die Schätzung des Materialwertes und der Seltenheit, des Nutzens und der Verwendbarkeit sowie eine ganze Reihe ideeller Beziehungen (zum Beispiel Pietät gegenüber den damit verbundenen Erinnerungen und Vorstellungen); in beiden Fällen aber auch die Gewohnheit.

Beispiele hiefür anzuführen, ist fast überflüssig. Für welche Mutter würde ihr häßliches Kind, für welchen Sohn das welke Antlitz seines greisen Vaters nicht ein angenehmer Anblick sein? Und was die Beeinflußung des Schönheitsbegriffes durch die Gewöhnung anbelangt, so genügt als Beweis dafür das lebhafte Unbehagen, welches wir heute beim Betrachten der Damenmoden vor kaum einem Jahrzehnt empfinden, und das Entsetzen, welches uns vermutlich damals ergriffen haben würde, wenn uns die perverse Phantasie eines malenden Paralytikers die heutige Mode in einem prophetischen Bilde vor Augen gestellt hätte. — Ich kenne einen berühmten, mit hohem Schönheitssinne begabten Professor, welcher sich lieber seine Schüler als seinen alten Hut stehlen lassen würde, trotzdem dessen Energie der Haltung nach einem vieljährigen Kampf mit den Naturgewalten jetzt fast auf Null reduziert ist.

Jede Art von Neigung und Vorliebe für das Objekt fügt also unserem Urteile über dasselbe einen höchst veränderlichen individuellen Faktor hinzu, welcher sich durch kein allgemein geltendes Gesetz bestimmen läßt, und dasselbe gilt im negativen Sinne von den Gegensätzen jener Gefühle.

Weitere, im Hinblicke auf den reinen Schönheitsbegriff gleichfalls aberrativ zu nennende Elemente liegen in den organischen und geistigen Eigentümlichkeiten von Individuen und ganzen Völkern, in individueller Hinsicht auch in dem geistigen Gepräge verschiedener Epochen. Diese letztere Beziehung ist besonders wichtig, weil die Wirkungen der betreffenden bestimmenden Faktoren nur zum Teil oder gar nicht in den Machtbereich der Gewohnheit fallen. In diesem Sinne sind Stil, bezüglicherweise ästhetischer Ausdruck des Zeit- und Volkscharakters, und Mode keineswegs immer sich deckende Begriffe. Der wahre, echte Stil entspringt einer unwillkürlichen, allgemeinen Disposition von weiter Verbreitung und elementarer Gewalt, welcher die berufsmäßigen Pfleger des Schönheitsgedankens — Künstler und Kunsthandwerker — unbewußt und unbeabsichtigt nur den sichtbaren Ausdruck leihen. Allerdings kann diese Disposition auch durch eine, wenn auch nicht allgemeine, so doch in allen Schichten der Bevölkerung sich fühlbar machende Dekadenz gegeben sein und der daraus hervorgehende „Stil" ist denn auch darnach. Die Mode hingegen entspringt der bewußten, absichtsvollen Initiative einzelner oder beschränkter Kreise und wird der Allgemeinheit gegen ihren Willen und ihr instinktives Widerstreben aufgezwungen.

Diese Definition schließt naturgemäß nicht die häufige Möglichkeit aus, daß ein lokaler oder Zeitstil durch die Mode, oder diese durch den Stil

beeinflußt erscheint, so daß man ebensowohl von einem modegemäßen Stil als auch mitunter von einer stilvollen Mode sprechen kann.

Ein oft auffallend in Erscheinung tretendes, gleichfalls aberratives Element des vulgären Schönheitsbegriffes beruht endlich in der bewußten oder unbewußten Mitbeurteilung des wirklichen oder eingebildeten Wertes eines Objektes, sei dieses nun Gegenstand eines materiellen oder geistigen Interesses.

Wenige Beispiele werden genügen, diesen meist unterschätzten Faktor unserer Schönheitsurteile zu illustrieren. Unsere Damen sprechen zum Beispiel von einem „wunderschönen Kleiderstoff" gewiß nur selten in Ansehung seiner wirklichen Schönheit allein, sondern zumeist und vorzugsweise mit Taxierung seines realen Wertes. — Wer hätte ferner nicht schon einen eifrigen Landwirt begeistert ausrufen hören: „Das ist ein prachtvoller Dünger!"? — Wenn unsere Ärzte von einem „schönen Fall" sprechen, so graut wohl jedem schon bei der bloßen Vermutung, was sie darunter verstehen könnten. — Sobald ein Numismatiker entzückt ausruft: „Das ist ein wundervolles Exemplar!" oder ein Entomologe von einem „herrlichen Tiere" spricht, so strenge man ja seine Phantasie nicht in der Richtung der Schönheit an; jener hält vermutlich eben einen formlosen, kleinen Metallklumpen, freilich aus der prähistorischen Zeit, in der Hand, und dieser schwelgt in Entzücken vor einem kaum sichtbaren, schwärzlichen Krümelchen, welches einen neu entdeckten Höhlenkäfer darstellt. — Gehen wir in eine Gemäldegalerie und belauschen wir das Publikum. Dort ist eine andächtige Schar eben vor einem kleinen Bilde versammelt, auf welchem mit Beinen und Armen geschmückte Mehlsäcke — wie uns die Aufschrift belehrt — eben einander durchprügeln. Nur leise wagen die Beschauer mit künstlich verdrehten Augäpfeln ihr Entzücken hinauszustöhnen und sie sind dem Anscheine nach außerstande, sich von dem herrlichen Anblicke loszureißen. — Wehe dem modernen Künstler, der sich unterfangen würde, derartiges zu malen! Er würde dem Vorwurf des allzu großen Hypernaturalismus verfallen. Aber dies hier ist ja ein Brouwer aus dem Jahre 1628 und kostete dreißigtausend Mark, — mehr, als der arme Brouwer in seinem Leben für seine sämtlichen Bilder bekam, und genug, um hundert arme Künstler unserer Zeit vom Hungertode zu erretten. — So besitzt also auch unsere Meinung von dem Werte eines Gegenstandes Einfluß auf unser Urteil über dessen Schönheit.

Der individuelle Schönheitsbegriff ist, wie wir sehen, ein Produkt aus mancherlei Faktoren. Scheiden wir nun alle jene Bestandteile desselben aus, welche wir als aberrativ und wechselnd bezeichnet haben und welche eben seinen unbestimmt schwankenden, individuellen Charakter bedingen, so bleibt noch genug übrig, um davon sagen zu können: dieser Kernbestandteil ist der allen Menschen gemeinsame Urbegriff der Schönheit, welcher in gesetzmäßigem Zusammenhange mit der spezifisch menschlichen Natur stehen muß. Dieser Grundbegriff soll nun Gegenstand unserer Betrachtung sein.

Wenn man die Kunst der Völker aller Zeiten in ihrem normalen Ausdrucke betrachtet, so findet man vor allem das Bestreben, die Maße der einzelnen Teile eines Gebildes in einem gewissen Einklang zu halten. Besonders beim Ornament treten diese Gesetze bestimmter Proportionen in

Erscheinung und hier zeigt sich auch die Beobachtung eines anderen Schönheitsgesetzes, — des Gesetzes der harmonischen Raumausfüllung: auch das Verhältnis des vom Ornament freigelassenen Raumes zu dem von ihm ausgefüllten unterliegt dem Prinzip der Harmonie.

Diese in den Anfangsstadien der Kunst gewiß unbewußte Befolgung gesetzmäßiger Schönheitsregeln wurde den Völkern nicht gelehrt, denn die Kunst und ihre Grundgesetze sind älter als deren ästhetisch-kritische Dogmatisierung, welche sich doch nur auf das schon Bestehende stützt. Ein Beispiel hiefür möge hier Platz finden.

Jedermann kennt die dekorative Verwendung der Spirallinie. Diese Kurve kann auf unzählige Arten geometrisch konstruiert werden, am einfachsten aus Kreisbögen von gesetzmäßig zunehmender Größe des Radius, aber gleichbleibendem Zentriwinkel. Denkt man sich eine solche Spirale aus elastischem Material gebildet, so können auch wohl die Abstände ihrer Umgänge durch zentripetalen Druck oder zentrifugalen Zug proportional geändert werden. Ebenso kann auch eine Spirale statt in der Ebene im Raume konstruiert und ferner diese wie jene in perspektivischer Ansicht gedacht werden. Es ist nun geradezu auffallend, daß die als Dekorationen benützten Spirallinien, obwohl gewiß nicht geometrisch konstruiert, doch fast ausnahmslos im Sinne der obigen Aufzählung als gesetzmäßig gebildet erscheinen, ja wir würden jede Spirale, welche sich nicht aus einem mathematisch präzisierbaren Bildungsgesetze herleiten läßt, sofort und ohne Überlegen als unschön bezeichnen.

Auch für die Kurven im allgemeinen gilt ähnliches, wenn auch in vermindertem Maße, da hier die Freiheit der künstlerischen Gestaltung sich nicht durch ein einziges Bildungsgesetz beschränken läßt. Immerhin aber ist es eine Regel für solche Gebilde, daß wenigstens die unmittelbar aufeinanderfolgenden Elemente einer Kurve einen geometrisch darstellbaren, gesetzmäßigen Zusammenhang besitzen; die Weiterführung einer begonnenen Kurve ist keineswegs der bloßen Willkür anheimgestellt.

Es ist unbedingt ein allgemeines Grundgesetz des Schönheitssinnes, daß er, wenn auch naiv und unbewußt, dahin strebt, seine Gebilde als gesetzmäßig entstanden erscheinen zu lassen.

Was das Gesetz der Raumausfüllung anbelangt, so wird man zum Beispiel in der alten und neueren Kunst aller Völker nur ausnahmsweise einen Fall finden, in welchem sie etwa eine symmetrische Fläche durch ein gleichfalls symmetrisches Ornament in der Weise dekoriert hätte, daß beiden Bestandteilen nicht die Symmetrieachse gemeinsam gewesen wäre.

Jeder Unbefangene wird diese beiden Gesetze der Schönheit, welche sich auf die Form beziehen, als bestehend anerkennen, wenn auch die Kunst einer dekadenten Zeit in ihren geradezu pathologischen Äußerungen von ihnen abweichen zu dürfen glaubt.

Das hinsichtlich der Raumausfüllung gewählte Beispiel führt natürlich nur eine einzelne Kombination aus der ungeheuren Menge möglicher Fälle an: die Dekoration einer einzelnen symmetrischen Fläche durch ein einziges symmetrisches Ornament. Es ist aber leicht nachzuweisen, daß bei allen Stilarten, welche die Symmetrie bevorzugen, das angeführte Gesetz Geltung

besitzt, wenn auch in komplizierterem Ausdruck. Doch auch bei den im Detail asymmetrischen Stilarten, wie beim Rokokostil, ist die Raumausfüllung keineswegs so willkürlich und gesetzlos, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Bei solchen Stilen wird die absolute Symmetrie durch das Gleichgewicht der Wirkung in der Verteilung der Zieraten ersetzt und dieses Gleichgewicht läßt sich stets irgendwie auf eine gegebene Symmetrieachse zurückführen. Auch hier ist der Eindruck der Schönheit durch den, wenn auch unbewußten, der Gesetzmäßigkeit bedingt.

Wie tief dem Menschen übrigens die Vorliebe für symmetrische Gebilde eingeprägt ist, mag hier kurz beleuchtet werden.

Man denke sich irgend einen regellosen, beliebigen Linienzug, der geradezu unschön wirkt, lege an ihn irgendwo eine gerade Linie und übertrage ihn symmetrisch, also durch Umkehrung von rechts nach links, unter Beibehaltung der Abstände auf die andere Seite derselben. Die so entstandene Figur wird dem Auge sofort ungleich sympathischer erscheinen. Bildet man nun durch gleichartige Anordnung dieser Figur in mehrfacher Wiederholung um einen Mittelpunkt einen Stern, so kann dieser, trotz der Häßlichkeit seines Grundbestandteiles, geradezu angenehm, also schön wirken. Ein überzeugendes Beispiel für die Richtigkeit des Gesagten bildet das bekannte Kaleidoskop, welches jedes Auge durch den unerschöpflichen Wechsel stets neuer, oft wahrhaft schöner, bunter Sternfiguren erfreut. Und doch liegt diesem bunten Zauber nur ein regelloses, unschönes Häufchen verschieden gefärbter Glasscherben und Splitter zu Grunde. Dieses vervielfältigt sich durch Abspiegelung in den Flächen dreier Glasstreifen im Rohre, welche unter 60 Grad zusammenstoßen, und zwar mit stets wiederholter symmetrischer Umkehrung des ursprünglichen häßlichen Bildes zu den hübschen Sternfiguren.

Die Urteile des Schönheitssinnes hinsichtlich der Farbe sind nicht so leicht auf einfache Grundgesetze zurückzuführen, denn sie sind vielfach mit anderen Sonderurteilen so eng verknüpft, daß sie nicht isoliert werden können. Dennoch lassen sich einige Grundbestandteile des Schönheitsbegriffes in bezug auf Farben von vorneherein als gesetzmäßig feststellen.

Vor allem sind es die reinen Farben des Sonnenspektrums, welche sowohl jede für sich allein, als auch in bestimmten Zusammenstellungen angenehme Empfindungen auslösen, also schön wirken. Unter den Kombinationen sind die harmonischen Kontraste der komplementären Farben sowie die chromatische Skalenfolge im Sinne des Spektrums als schön zu bezeichnen.

Außer den Spektralfarben gibt es aber auch Nichtfarben, das heißt die Stufen des reinen weißen Lichtes durch Grau (schwaches weißes Licht) bis Schwarz (Lichtlosigkeit). Diese Töne ergeben mit sämtlichen Farben zumeist schöne, mindestens nicht direkt häßliche Zusammenstellungen, da sie, als indifferent, keine unharmonischen Kontraste bilden können. Auch für sich allein wirken diese Abstufungen unter Umständen schön, ebenso in Kombination (zum Beispiel Weiß und Schwarz beim Silberfasan, Weiß und Grau bei der Möve).

Eine weitere Gattung von Farbentönen sind die lichtschwachen Grade der reinen Spektralfarben, wie beispielsweise lichtschwaches Gelb, welches

wir Braun nennen. Ob und inwiefern diese Töne schön wirken, hängt von mannigfachen Nebenumständen ab. Nur ein Beispiel sei hier angeführt: die rötlich gelbbraune Färbuug des Tigerfelles macht gewiß einen schönen Eindruck, aber als Ton einer größeren glatten Fläche, zum Beispiel einer Wand, würde dieselbe Farbe entschieden unschön erscheinen, während ihr Effekt als Ton des herbstlichen Laubes wieder ein schöner genannt werden kann. Hier hängt also die Beurteilung der Schönheit auch von derjenigen der Oberflächenstruktur und des Materiales ab. — Für Zusammenstellungen der lichtschwachen Farbentöne gilt dasselbe, was von den reinen Farben gesagt wurde.

Endlich sind noch die farbenschwachen Abtönungen sowohl der reinen als auch der lichtschwachen Farben zu nennen, welche durch Beimischung aller Grade des reinen weißen Lichtes entstehen. Auf diese Farbentöne beziehen sich alle für die übrigen Farben angeführten Regeln in um so mehr gemildertem Grade, als das Weiß in seinen Abstufungen als Mischbestandteil in ihnen überwiegt; im gleichen Verhältnisse schwindet auch die Gefahr, daß durch ihre Kombination mit anderen Farben Disharmonien entstehen oder daß der betreffende Farbenton, für sich allein betrachtet, als unschön erscheinen könnte.

Sowohl bei der Beurteilung der Form wie auch bei derjenigen der Färbung haben wir neben den absoluten Urteilen auch relative kennen gelernt, neben der Beurteilung der Einzelheiten auch diejenige der Gesamtwirkung als notwendig erkannt. In ähnlichem, aber erweitertem Sinne setzt die Mitbeurteilung des Verhältnisses eines Gegenstandes zu seiner Umgebung ein weiteres Element des Schönheitsbegriffes voraus: die Beurteilung des richtigen Zusammenwirkens aller Beziehungen im Gesamteindrucke. Für eine Gesetzmäßigkeit dieser Schönheitsbedingungen läßt sich nur ein ganz allgemeiner Satz anführen: den Anforderungen des Schönheitsbegriffes wird um so vollkommener genügt, je mehr der angenehme Haupteindruck durch die Einzelheiten unterstützt und verstärkt erscheint. Es gilt hier ähnliches, wie bei den Farbenzusammenstellungen. Der Eindruck der Schönheit kann ebensowohl durch eine angenehme, harmonische Übereinstimmung bedingt sein, als auch durch einen gewissen Kontrast, sofern dieser geeignet ist, Empfindungen hervorzurufen, welche die Wirkung der dem Objekte eigentümlichen Schönheit erhöhen. So kann zum Beispiel der Eindruck der anheimelnden Schönheit eines freundlichen Häuschens ebenso durch dessen Lage in einem lieblichen Blütengefilde als auch durch eine wüste Umgebung von starrer Wildheit gehoben werden. Ein farbenprächtiger exotischer Vogel wirkt gewiß schön mitten unter den wunderbaren Blumen seiner Heimat, aber noch herrlicher vielleicht in einer Umgebung kahler, grauer Felsen.

Es kann bei den Aufgaben der bildenden Kunst allerdings vorkommen, daß sie sich nicht die Darstellung der Schönheit selbst, sondern mittelbar die Hervorrufung ethisch schöner Empfindungen im Beschauer zum Ziele setzt, und in diesem Sinne kann auch das Unschöne mittelbar schön wirken. Wie bei der Dichtkunst sind aber derartige Darstellungen im Sinne der Schönheitsgesetze nur dann statthaft, wenn die volle Erreichung des schönen Zweckes von vornherein zweifellos sicher erscheint und die Bilanz zwischen dem

unschönen Objekte und seiner schönen ethischen Wirkung ein unzweifelhaftes Überwiegen des Schönen bedeutet.

Wichtig für die Beurteilung des Schönen ist endlich auch die Beziehung zwischen der Erscheinung und dem Zwecke eines Objektes. Die Bestrebungen des menschlichen Kunstfleißes, einen Gegenstand schön zu gestalten, gehen über die Notwendigkeit, ihm die zur Erfüllung seines Nutzzweckes entsprechendste, relativ einfache Form zu geben, mehr oder minder weit hinaus. Das angestrebte Ziel der Schönheit muß aber meist als verfehlt angesehen werden, sobald die Zweckmäßigkeit dadurch augenfällig beeinträchtigt erscheint. Vom Standpunkte des Schönheitsbegriffes erlaubt ist eine derartige Bevorzugung der Schönheit auf Kosten der Brauchbarkeit nur dann, wenn die betreffenden Gegenstände nicht dem wirklichen Gebrauche, sondern nur symbolisch als Schmuck dienen sollen, wie zum Beispiel Dekorationsvasen, Prunkbecher, dekorative Pilaster an Fassaden und Wänden und — vielleicht auch die meisten Damenhüte, natürlich nur soferne sie schön sind.

Dieses Element des Schönheitsbegriffes ist ebenfalls ein ursprüngliches und allgemein menschliches.

In die gleiche Kategorie gehört auch die Beurteilung eines Objektes hinsichtlich seiner Anpassung an die Wirkungen der Schwerkraft und an die einfachen Gesetze der Mechanik.

So erscheint ein Gegenstand nur schön, wenn die augenfällige Sicherung seines stabilen Gleichgewichtes sofort, ohne erst eine Kalkulation nötig zu machen, jeden bezüglichen Zweifel ausschließt. Aus diesem Grunde ist auch alles einseitig Schiefe, also nicht durch ein entsprechendes Gebilde symmetrisch Ergänzte, als unschön zu bezeichnen. So sind zum Beispiel die berühmten schiefen Türme von Bologna und Pisa absolut unschön. Die erwähnte Rücksichtnahme auf die augenfällige Sicherung der Stabilität eines Gegenstandes gegen die Wirkungen der Schwerkraft bringt es auch mit sich, daß zum Beispiel Gebäude nur dann als schön erscheinen, wenn die Massigkeit der konstruktiven Details von unten nach oben abnimmt. Dabei darf aber nicht in entgegengesetzter Richtung übertrieben werden: die Sicherung der Stabilität darf nicht zu weit über die Grenze des augenfällig Notwendigen hinausgehen. Ein durch einen kyklopischen mächtigen Unterbau gestützter zierlicher Pavillon wäre ebenso unschön, als etwa ein Pokal, dessen Fuß vielmal breiter wäre, als der eigentliche Behälter.

Dieses, man könnte sagen, physikalische Schönheitsprinzip ist so wirksam, daß es unbewußt gewiß vielfach selbst für Dekorationen das leitende Motiv bildet, welches in der Symmetrie und dem Gleichgewichte der Raumausfüllung zum Ausdruck gelangt.

Es wurde schon bei der Besprechung der Beziehungen zwischen einem Gegenstande und seiner Umgebung jener Wirkungen besonderer Umstände gedacht, welche geeignet sind, das an sich Unschöne schön erscheinen zu lassen. Diese Wirkungen sind natürlich nur durch die betreffenden Kombinationen bedingt, sie sind an dieselben gebunden und verschwinden, sobald diese Bedingungen fehlen. Sehr häufig sind diese im Sinne der Schönheit wirkenden Bedingungen geistiger Art: sie beruhen in den schönen Empfindungen, welche das Objekt in der Seele des Beschauers hervorruft und welche dann ver-

klärend auf dasselbe zurückwirken. So wirkt beispielsweise die Darstellung des Todes schön oder auch unschön, je nachdem mit ihr der erlösende Gedanke der geistigen Fortdauer oder bloß der niederschmetternde der absoluten Zerstörung verbunden erscheint. — Ein abgemagerter Leib ist an sich gewiß unschön, geradezu häßlich, wenn seine Darstellung bestimmt ist, die Verheerungen durch Laster vor Augen zu führen; gehört er hingegen dem von flammender Begeisterung über das Irdische erhabenen Asketen an, welcher in verderbter Zeit eine hohe Mission der Humanität erfüllt, so verschwindet seine Häßlichkeit gegenüber der machtvollen Schönheit dieses Gedankens.

Ich führe als Beispiel Olivas Gemälde „Zu Neros Zeit" an. Auf dem Boden der Arena hingestreckt liegt der jugendschöne Leib einer christlichen Märtyrerin, in deren Zügen sich die selige Verklärung des Todes um ihres Glaubens willen malt; und der Himmel tut ein mitleidiges Wunder, indem er den keuschen Körper mit schneeigen Flocken verhüllt. Dieses Bild wirkt schön, denn es zeigt die hehre Majestät des göttlichen Gedankens im Siege über den Tod. Hätte der Künstler aber die christliche Jungfrau, statt sie uns tot im Siege vorzuführen, lebend im Kampfe, in ihrer entsetzten Flucht vor den wilden Bestien, dargestellt, so würde der herrliche Gedanke des glaubenstreuen Märtyrertums völlig von den Empfindungen des Grauens übertäubt werden und dieses Gemälde würde gewiß einen durchaus unschönen Eindruck hervorbringen. In allen diesen Fällen gilt das Urteil der Schönheit eigentlich nicht dem Objekte selbst, sondern dem durch dasselbe vermittelten Ausdruck von Gedanken und Empfindungen geistiger Art, und hier ist eine Grenze erreicht, welche zu überschreiten für unseren Zweck zu weit führen würde.

Vor dem Übergang zu unserem eigentlichen Thema, welches ja der Schönheit in der Natur gewidmet sein soll, mögen hier die im vorstehenden dargelegten Gesetze des allgemein menschlichen Schönheitsbegriffes noch in knapper Wiederholung des Wichtigsten zusammengestellt werden.

Hinsichtlich der Form gilt als schön: harmonische Gesetzmäßigkeit der Formen und ihrer Elemente, harmonisches Gleichgewicht in der Raumausfüllung sowie Symmetrie im allgemeinen; Übereinstimmung von Erscheinung und Zweck, Eindruck der Stabilität innerhalb der augenfälligen Notwendigkeit, daher Verwendung des Schiefen nur mit symmetrischem Ausgleich. — Hinsichtlich der Farbe: reine Spektralfarben an sich oder in natürlicher Aufeinanderfolge, in Zusammenstellungen komplementäre Farben oder Verbindungen mit indifferenten sowie farbschwachen Tönen. — Bezüglich der Umgebung des Objektes: Hebung des Schönheitseindruckes durch Harmonie oder Kontrast.

Ich habe die Schönheitsgesetze nur deshalb zuerst an den Werken des menschlichen Kunststrebens gezeigt, da in ihnen das freie Schaffen des Menschen auf die Ideale von Schönheit hinweist, welche ihm eigen sind und welchen gemäß er auch die Schönheiten in der Natur beurteilt. Von diesen soll nun im folgenden die Rede sein.

Die Schönheitsgesetze, nach welchen die Menschen ihre Werke schaffen, bedingen auch ihre Urteile über die von ihrer Willkür unabhängigen Schönheiten in der Natur. Es ist aber eine alte Streitfrage, ob die menschlichen

Schönheitsgesetze von der Natur entlehnt worden seien oder, als dem Menschen ureigentümlich, ein durchaus selbständiges Geltungsrecht besitzen. Nach dieser letzteren Meinung hätte der menschliche Schönheitssinn das subjektive Recht, an den Gebilden der Natur eine ihm adäquate Kritik zu üben und sie nach *seinen* Regeln zu klassifizieren, nach der ersteren aber die objektive Pflicht, seinen eigenen Gestaltungen nur soweit ästhetische Berechtigung zuzuerkennen, als ihnen die in der Natur gegebenen Schönheits- beziehungsweise Bildungsgesetze zugrunde gelegt erscheinen. Beide Anschauungen dürften den allen extremen Meinungen gemeinsamen Fehler haben, daß sie von der Wahrheit nach entgegengesetzten Richtungen gleich weit abweichen.

Vor allem muß man bei den Gebilden der Natur zwei Bildungsfaktoren in Betracht ziehen: das ihnen zu Grunde liegende Gestaltungsprinzip und anderseits die mögliche Beeinflussung oder auch Störung und Behinderung der Wirksamkeit desselben. Infolge des zweiten Faktors entsprechen die Naturgebilde sehr oft nicht der regelrechten oder vollen Entfaltung jener Eigenschaften, wie sie durch die reine Wirksamkeit des Gestaltungsprinzipes bedingt sein würden. Es gibt daher nicht nur Mißbildungen, also an sich unschöne Gebilde, sondern auch unvollkommene Entwicklungsformen sowie überentwickelte Gestaltungen, welche beide kaum jemals schön zu nennen sind. Für das Urteil der Schönheit kommen also fast ausnahmslos nur die normalen und voll entwickelten Bildungen in Betracht. Aber auch diese erscheinen als von dem menschlichen Schönheitssinne in zahlreichen Abstufungen klassifiziert, vom höchsten Superlativ des Schönen bis zu jenem des abschreckend Häßlichen.

Diese Klassifikation beweist mit zweifelloser Klarheit die Art der Wechselbeziehung zwischen dem menschlichen Schönheitsbegriffe und der Natur: wenn diese dem menschlichen Schönheitssinne als Vorbild für seine Gestaltungen diente, so geschah dies nur hinsichtlich jener Naturgebilde, welche von seinem kritischen Urteil als absolut oder relativ schön anerkannt und zu Vorbildern geeignet befunden worden waren. Kommt also den Naturgebilden in ausgedehntestem Maße die Priorität als Vorbilder für die Gestaltungen des menschlichen Schönheitssinnes zu, so bedingt die vorhergehende kritische Auswahl derselben anderseits wieder die Priorität für den menschlichen Schönheitsbegriff und dieser ist demnach das eigentlich Primäre: denn nicht die sämtlichen Gebilde der Natur werden von ihm als tauglich zu Vorbildern befunden, sondern nur jener Teil derselben, welcher von *seinem* Standpunkte aus als ihm adäquat, als schön erscheint.

Diese logische Schlußfolgerung verliert aber viel von ihrer Schärfe des Ausdruckes, wenn wir bedenken, daß die beiden im vorstehenden auf ihre Präponderanz geprüften Faktoren: menschlicher Schönheitsbegriff und Naturgebilde, als ungleichartige Objekte der Vergleichung die volle Schärfe derselben ausschließen, denn hier erscheint ein Impuls, der Schönheitsbegriff, gegen ein Resultat, die Naturgebilde, abgewogen. Wir wollen daher nun die Resultate jenes Impulses, also die Schöpfungen des menschlichen Schönheitssinnes, mit den letzteren, als den Resultaten der natürlichen Bildungsgesetze (der „schöpferischen Impulse“) in Vergleichung bringen.

Bei dieser Vergleichung der Gebilde menschlicher Kunst mit jenen der Natur zeigt sich vor allem klar der große vorbildliche Einfluß der letzteren, zugleich aber tritt auch augenfällig die elektierende und stilisierende Tätigkeit des menschlichen Schönheitssinnes zutage. Dieser wählt nicht nur die ihm adäquaten Vorbilder aus, sondern er prägt sie auch für seine Ziele um, ohne jedoch dabei die Basis der Bildungsgesetze zu verlassen, welche dem Aufbau der gewählten natürlichen Vorbilder zugrunde liegen. Diese Bildungsgesetze können vom menschlichen Schönheitssinn auch in ganz allgemeinem Sinne angewendet werden, so daß er auf dieser Grundlage Gebilde schafft, welche in der Natur nicht vorkommen. Wenn auch zu solchen Gestaltungen die Natur kein unmittelbares Vorbild lieh, so bedingt sie deren Werden doch vermöge ihrer Bildungsgesetze. Wir können demnach die Wechselbeziehung zwischen den Gebilden der Natur und des menschlichen Schönheitssinnes in Kürze folgendermaßen formulieren: hinsichtlich der Auswahl der Vorbilder und der willkürlichen Gestaltung neuer Formen auf Grund allgemeiner Gesetze übt der menschliche Schönheitssinn ein Vorrecht aus, innerhalb jener Auswahl aber und vermöge ihrer Gesetze tut dies die Natur.

Es ist ein schwieriges Beginnen, die absolute Freiwilligkeit jener Wahl und ihre Begründung durch einen völlig unabhängigen Schönheitsbegriff zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen. Der Mensch, körperlich selbst ein Teil der materiellen Natur und stets von ihren Gebilden umgeben, durch so unzählige Beziehungen und so eng mit ihr verknüpft, besitzt zwar das lebhafte Bewußtsein der Freiwilligkeit jener Auswahl, aber seine Beziehungen zur umgebenden Natur sind ihm vielfach ganz unbewußt und bilden einen Bestandteil seiner Individualität, ohne daß er es ahnt. Er kann deshalb jene absolute Freiwilligkeit der Wahl nicht in dem Sinne behaupten, daß sie zur Gänze absolut willkürlich und absolut objektiv sei.

Der Schönheitssinn ist eine Arteigenschaft des Menschen. Aus ihm fließt einerseits der Wille zu künstlerischem Schaffen, anderseits bedingt er die Art der Auswahl für seine Zwecke. Der Umkreis und der besondere Inhalt dieser Auswahl werden aber vielfach durch Momente beeinflußt, deren ursprüngliche Quelle nicht der Schönheitssinn ist, wenn er auch die solcherart übernommenen Formelemente gemäß seinen Regeln umbildet. Hier scheint jedoch der Kreis der Schlüsse wieder in sich selbst zurückzukehren, denn eben diese Regeln sind ein Parallelismus, ein Spiegelbild der Bildungsgesetze, welche den Naturobjekten zugrunde gelegt erscheinen. Dennoch liegt gerade hier das Spezifische, Ureigentümliche des menschlichen Schönheitssinnes offen zutage und jener Kreis ist kein circulus vitiosus. Nicht nur die reine, *nichtspekulative* Erkenntnis der natürlichen Gestaltungsgesetze, auch ihre Anwendung im Sinne einer gänzlich unbehinderten Entwicklung, im Sinne einer vollkommenen Harmonie mit Ausschluß des störenden Elementes des Zufalles bildet einen freien, von der Außenwelt emanzipierten Faktor des menschlichen Schönheitssinnes, und deshalb schafft er seine Gebilde insoferne frei nach freigewählten Vorbildern, als er hinsichtlich des Gesetzes der reinen Harmonie nur sich selbst gehorcht: er bildet ab und bildet zugleich selbständig, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in freier Parallele. Dasselbe, was vom Schaffen des menschlichen Schön-

heitssinnes gilt, läßt sich auch an seinen Urteilen erkennen. Allerdings beurteilt er, im Banne der natürlichen Gestaltungsgesetze stehend, nur das naturgemäß Gebildete als schön, aber nur innerhalb einer beschränkten Auswahl, welche den ihm eigentümlichen Prinzipien der Harmonie entspricht.

Wir wollen nun untersuchen, gemäß welchen gesetzmäßigen Bedingungen der Mensch die Gebilde der Natur als schön erkennt und inwieferne er objektiv berechtigt ist, manche derselben als unschön zu verurteilen.

Die allgemeinen Bedingungen für das Urteil der Schönheit erscheinen bereits im ersten Teile dieser Skizze festgestellt, die besonderen aber beruhen auf Wechselbeziehungen zwischen den menschlichen Urteilen und ihren Objekten, und hier ist das menschliche Kunstschaffen vielfach ein Prüfstein.

Die Naturgebilde entwickeln sich gemäß der ihrer Bildung zugrunde liegenden Gestaltungsprinzipien. Versucht es die menschliche Kunst, das Wesentliche eines solchen Gestaltungsprinzipes in eine feste Formel zu kleiden und diese durch ein Gebilde zu versinnlichen, so entstehen *stilisierte Kunstgebilde*. Erscheinen in dieser nur wenige der kennzeichnendsten Eigentümlichkeiten durch äußerst einfache Darstellungsmittel zum Ausdruck gebracht, so entsteht ein *schematisches Bild*, welches infolge Übertreibung der Charakterisierung bis zur *Karikatur* gesteigert werden kann. Strebt aber die menschliche Kunst darnach, den Ausdruck höchster Vollkommenheit der Entwickelung eines Naturgebildes, wie es die Natur zu bieten vermag, in einer Richtung noch zu steigern und weiter auszugestalten, welche als Resultante von Schönheitsbegriff und Gestaltungsprinzip mit beiden in Einklang steht, die natürliche Wirkung des Gestaltungsprinzips aber im Sinne des Schönheitsbegriffes modifiziert oder erweitert, so entsteht ein *idealisiertes Bild* des Objektes. Wählt endlich der Mensch ein von ihm selbst konstruiertes Gestaltungsprinzip, so geht daraus die Darstellung eines *Phantasiegebildes* hervor, welches aber nur dann als schön beurteilt wird, wenn das frei erfundene Gestaltungsprinzip sich nicht im Widerspruch mit den Grundgesetzen aller natürlichen Bildungen befindet: es muß in Harmonie mit den natürlichen Möglichkeiten stehen.

Diese Entstehungsarten von Kunstgebilden beweisen die schaffende und modifizierende Fähigkeit des Menschen, doch bei näherer Betrachtung zeigt sich hier eine merkwürdige Erscheinung. Wir anerkennen stilisierte, idealisierte und phantastische Kunstgebilde als schön, aber wir würden ein lebhaftes ästhetisches Unbehagen empfinden, sobald uns dieselben, besonders die ersteren, statt in der Kunst in der Natur entgegenträten. Dieser Umstand beweist einerseits, wie abhängig das innerste Wesen unseres Schönheitsbegriffes von den in der Natur geltenden Bildungsgesetzen ist, anderseits aber das Vorhandensein eines tiefinneren Bewußtseins, daß wir durch eine abfällige Kritik dieser Bildungsgesetze ein Unrecht begehen.

Hier erscheint eines der Grundgesetze des menschlichen Schönheitsbegriffes: die Forderung harmonischer Uebereinstimmung von Erscheinung und Zweck, in erweiterter Geltung. Immer noch zwar zieht das auf den Schönheitsbegriff gegründete Urteil eine Grenze zwischen schönen, indifferenten und häßlichen Naturgebilden, wobei hier nur die normal entwickelten in Betracht gezogen sind; aber je tiefer der Beurteilende in das Wesen der Erscheinungen eindringt,

desto weiter wird durch die Erkenntnis ihrer Zweckmäßigkeit diese Grenze hinausgeschoben, desto schwankender wird ihre Begründuug. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum großen Teil auch darin, daß nirgends die aberrativen Elemente unseres Urteiles so großen Einfluß besitzen als gerade hier. Wir sind gewohnt, bei dieser Beurteilung der Naturgebilde den ganzen Komplex ihrer uns bekannten Eigenschaften auf uns wirken zu lassen, wenn auch viele derselben mit der Schönheit in keiner Beziehung stehen. So halten beispielsweise Tausende auch die schönste Raupe für häßlich, und das nur deshalb, weil in ihrem Urteil der Ekel vorwiegt. Ganz dasselbe ist, infolge der Furcht, gebissen zu werden, bei den oft wirklich schönen Schlangen der Fall.

Durch die fortschreitende Erkenntnis der Harmonie zwischen Zweck und Erscheinung der Naturgebilde (es sind speziell die Gebilde der lebenden Natur gemeint) wird also der Kreis des als schön Beurteilten stetig erweitert. Aber auch diese Erweiterung muß eine Grenze finden, und zwar dort, wo die Notwendigkeit nicht mehr Schönheit der Erscheinung oder, vom immerhin subjektiven Standpunkte des menschlichen Schönheitsbegriffes aus, sogar das Gegenteil bedingt. Es würde ja sonst, bei Außerachtlassung dieser Grenze, das Urteil über die Schönheit zu einem bloßen Urteil über die Zweckmäßigkeit werden. In diesem Grenzgebiete wird es unentschieden bleiben, welchem der beiden Urteile der Vorrang zukommt. Es ist dies also das Gebiet der für uns ästhetisch indifferenten Erscheinungen, bei welchen (nach unseren Begriffen) die von der Natur aufgewendeten Mittel knapp so weit über den Bedarf der bloßen Zweckmäßigkeit hinausreichen, um auch das erzeugte Gebilde wenigstens nicht unschön erscheinen zu lassen, denn das Ziel der Zweckmäßigkeit selbst erscheint bei normaler Entwicklung stets und überall erreicht.

Für Augen, deren Organisation sie fähig machen würde, die innere, bestimmende Wesenheit der Gestaltungsprinzipien alles Erschaffenen selbst bildmäßig zu erfassen, würde allerdings ein unendlich größeres, höheres Reich der Schönheit aufgehen; das Wie würde an die Stelle des Was, die Ursache an die Stelle der Wirkung, das Absolute an die Stelle des Relativen treten. Für solche Augen würde die irdische Steigerungsfolge, welche vom Häßlichen bis zum Schönen führt, jedenfalls ganz in das Bereich des Positiven verlegt erscheinen, aber innerhalb dieses würden jene unirdischen Augen ebenso große Verschiedenheiten finden als unsere irdischen. Weit klarer noch als uns müßte ihnen die Wahrheit entgegenleuchten, daß im Universum ein ungeheures Mehr der aufgewendeten Mittel gegenüber dem Maß der absoluten Notwendigkeit in Tätigkeit gesetzt erscheint und daß nicht eine in ihrem Aufwande unerklärbare, unverständliche, ziellose Automatik, sondern bewußter schöpferischer Wille das Weltall regiert, ein positiver Wille, die ewige Quelle aller Existenzbeziehung und damit auch die Quelle der Schönheit.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Geschichte einer Wanderschaft.

Von **Gisela Freiin v. Berger.**

Als er geboren wurde, da stand unweit des Hauses, gerade dort, wo die Bäume sich eng an die aufsteigende Felsschroffe schmiegten, ein Mann im Schatten der Fichten und blickte mit einem sonderbar unbeschreiblichen Lächeln und unheimlich starrem Strahl der tiefen, dunklen Augen unverwandt nach den Fenstern hinüber, hinter denen das schmerzhaft glückliche Ereignis sich eben vollzogen hatte. Niemand sah den Mann da drüben stehen, und es hätte auch keiner gedacht, daß da jemand stand. Der Schatten der Fichten gab die dunkle Gestalt des Fremden nicht frei, sondern zog sie in sich hinein, als ob sie zu ihm gehöre. Aber auch sein bleiches Gesicht, das deutlich genug hervorleuchtete, entdeckte gleichwohl niemand. Die Mägde der blassen, schönen Frau da drinnen, die in fröhlicher Erregung zum Brunnen schritten, kamen nahe genug vorbei, und dennoch bemerkten sie nichts. Sie hielten das Weiße dort für einen lichten Schein der Sonne auf der kahlen Felswand. Höchstens, daß eine oder die andere leise schauerte, ohne zu wissen warum, wenn sie den starren Strahl dieser Blicke durchschritt.

Der Fremde war nicht gekleidet wie die Leute in dem Hause und die Leute des Tales überhaupt. Er trug ein schwarzes, langes und faltiges Gewand, das seine ganze Gestalt verhüllte und namentlich über seinen Schultern sich bauschte und niederschleppte, als ob da ein dunkles Schwingenpaar herabhinge zur Erde. Die Blumen blieben blaß, wo er stand, den ganzen Frühling hindurch. Aber die Menschen dachten später, wenn sie es etwa sahen, daß der Schatten der Felswand daran schuld sei, der die Sonne des Mittags abhielte. Und die Vögel, die zufällig nahe an ihm vorüberglitten durch die Zweige, stießen einen schrillen, zitternden Angstruf aus, wie wenn sie die Katze erblickten. Aber das war wohl nur, weil die Luft an dieser Stelle sie so eisig anwehte, denn auch sie sahen den Fremden nicht, den nichts erkannte, was da blühte und lebte.

Ein deutliches Gefühl seiner Nähe und Anwesenheit schien nur der Neugeborene zu haben, den man auf einem Kissen in die Sonnenwärme des Fensters gelegt hatte, denn er rang und bäumte mühselig die schweren kleinen Glieder, als ob ein Alp ihn bedrücke oder als ob er im Kampfe läge mit einer dunklen, unbekannten Welt, aus der er in undeutlichem Drange den Ausweg suchte. Und dann tat er plötzlich eine lebhaftere Bewegung, daß eine der Mägde erschreckt und lachend hinzusprang, und stieß einen Schrei aus, hell, krähend und laut wie eine Fanfare und riß dazu die bisher geschlossenen

dunkelblauen Augen weit auf. Ein Siegesschrei war es, daß er den Weg gefunden, ein Protestruf gegen den dunklen Mann da draußen, ein Jubelruf all dem Hellen, Warmen und Schönen entgegen, von dem in seinem erwachenden Lebensgefühl die erste dumpfe Ahnung lag. Aber die Frauen, die um ihn waren, verstanden das alles nicht. Sie lachten bloß und freuten sich, daß er sein Dasein gleich so kräftig äußerte.

Der dunkle Fremde draußen indes schien nicht die Empfindung zu haben, daß der kleine Neugeborene ihn besiegt habe. Als es dämmerte, schritt er aus seinem Verstecke heraus und blickte noch einmal nach dem Hause hin mit seinem sonderbaren Lächeln. „Wir werden uns wieder begegnen," murmelte er und dann schritt er dem Walde zu. Hinter seinen Schultern blähte sich wallend das schwarze Gewand und schleppte zu Boden hernieder, als ob es ein Flügelpaar sei, das da schwer und dunkel herabhinge. Und er sah nun aus wie ein schöner, mächtiger, unheimlicher Fürst, während er zwischen den Bäumen verschwand.

Am nächsten Tage zog sich ein fahlgelber Streif am Waldboden hin: da lagen die Blumen wie zusammengekrümmt vom Froste im blassen, toten Grase. „So hat es doch noch einmal Reif gegeben in diesem Frühling," murmelte kopfschüttelnd der Jäger, der es am Morgen sah. Eine alte Frau aus dem Dorfe, die noch spät am Abend Reisig gesammelt hatte, war mit einem hitzigen Fieber heimgekommen, dem ihre müden Kräfte bald erlagen. „Das ist so der Lauf," sagten die Leute, „der eine kommt und der andere geht." Und ein rüstiger, starker Holzknecht, der früh vor Tag hinausgegangen war an die Arbeit, wurde mittags von seinen Kameraden unter einem Baume aufgefunden, jäh gestorben am Schlage. „Ja der Frühling," meinten die Leute, „da trifft es manchen unverhofft." Sie wußten nicht, daß jener dunkle Fremde da geschritten war und daß die sterben mußten, die zuerst die Spur seines Weges überkreuzt.

* * *

Er wuchs auf und die Liebe war an seiner Seite und die Liebe umwob und durchgoldete alles, was um ihn war, und umgab sein erstes Werden und seine Spiele und erfüllte die Welt um ihn her mit Schönheit und Licht. Das Leben war wie ein liebliches, wunderbares Gespinst, das sich von Tag zu Tag hinüberzog und immer Neues, Entzückendes und Frohes brachte. Erst waren die Steinchen seine Kameraden, die Blumen und das Gras, dann, als er aufrecht ging und höher emporsah, wurden es die Vögel, die Bäume, die grünen Höhen, die wie in wunderbar starren Träumen des Lichtes lagen, die Wälder, die Berge, von denen der geheimnisvolle Hall der Weite tönte, die Wolken endlich und der blaue Himmel über den Höhen. Und eines Tages taumelte er rücklings immer weiter und weiter aus dem Schatten des Daches und der Gebüsche hinaus, drehte sich eine Weile in einem wunderlichen Torkeltanzschritt nach hinten im Kreise und bog sein Köpfchen weit zurück. Denn irgend ein Zusammenhang war ihm plötzlich aufgegangen und er suchte und suchte nach etwas, das da oben sein mußte. Und plötzlich, während er die kleinen Arme ausbreitete, ging ein staunender Ruck und froher Schreck durch seine Kindergestalt und er lag unter hellem Geschrei, von dem man

nicht wußte, ob es Schmerz oder Freude bedeutete, mit einemmale zappelnd auf dem Rücken im Grase, daß die Mutter zu seiner Hilfe aus dem Hause herausgelaufen kam. Er hatte zum erstenmal mit Bewußtsein die Sonne gesehen!

Und so brachte jeder Tag und jede Stunde neue Wunder und Schönheiten. Aber alles kam im Grunde von der Liebe, die an seiner Seite war und all sein Schreiten mit ihrem Glanze umwob. Denn so ist Liebe geartet, daß, wo sie wahrhaft besteht, sie alles verändert und verwandelt und die wahre Gestalt der Dinge umzaubert und umschmückt, wie etwa man ein rohes Brettergerüst mit Kränzen und Blumen umwindet. So ist Liebe geartet, daß sie das Leben zum Märchen voll Schönheit gestaltet und daß sie denjenigen, welchen sie ganz umgibt, zum König des Lebens erhöht.

Und so war er ein König, so klein er war, und wenn je ein Mensch unbedingtes Königsgefühl in sich trug, so war er es. Denn es legte die Liebe ein Empfinden in seine Brust, als ob er der bewegende und maßgebende Mittelpunkt der Welt sei. Nichts gab es, was seinem Wollen unerreichbar schien, und selbst dort, wo durch seinen äußeren Lebensrahmen die natürlichen Schranken des für ihn Erreichbaren lagen, wußte die Liebe erfinderisch ihn zu täuschen und zu führen, daß er des Versagten gar nicht erst gewahr wurde. Er wußte kaum, daß es Millionen anderer Menschen gab, die dieselbe Straße des Daseins hinschritten wie er, denn er fühlte sich immer allein auf erhöhten Wegen wandeln. Er wußte nicht, daß es Leid und Elend gab in der Welt, denn in überschäumendem Mitleid schloß ihm die Liebe Augen und Ohren zu, wo diese dunklen Gestalten nahe vorüberstreichen wollten.

Er sah nur das Helle und Schimmernde aller Dinge um diese Zeit. Und er wußte vor allem nichts von jenem dunklen Fremdling, der bei seiner Geburt draußen an der Felswand lächelnd gestanden hatte. Denn die Liebe, dessen Erzfeindin, log jenen für ihn in Herzensangst hinweg aus der Welt und gab es nicht zu, daß diese dunkle Macht in allem und jedem Dasein und Leben heimlich die blassen, zerstörenden Finger regte. Sie selber mochte es nicht sehen und er vor allem durfte es niemals ahnen und erblicken. Denn Liebe kennt, wo sie lebt, nur Ewigkeit und nimmt den vergebenen, verzweifelten Kampf immer wieder auf, bis sie blutend fällt vor der Vergänglichkeit alles Seins.

So wuchs er auf und all das Schöne, Goldene und Freundliche, das er in sich aufnahm, wurde so stark in ihm, da kein Schatten es trübte, daß es in wunderbarem Widerstrahl aus seinen Augen und seiner Seele zurückleuchtete und einen Duftkreis lichter Glückseligkeit um ihn verbreitete.

Und er schritt durch sein helles Königreich als einer, der nicht Tag und Nacht, nicht Glück und Leid, nicht Aufstieg und Absturz kennt, nur die goldenen, jubelnden Freuden des Wachens und des Lichtes und die träumenden, süßen des Dunkels und des Schlummers. Glücklich und ohne Begehren glich er einer Blume, die, von gestern nichts wissend, nur ahnungsvoll neuen Glückseligkeiten des nächsten Tages und der nächsten Stunde entgegenschauerte.

* * *

Aber ein Tag kam, an dem er mitten im Glück seiner unbewußten Jugend plötzlich in einem bohrenden, drängenden Schmerze es fühlte, daß er ein Mensch sei. Niemand konnte es hindern, daß es so kam, auch die Liebe

nicht. Der Schmerz, der sich in ihm regte, war der Wunsch, — der Wunsch, der undeutlich und unbestimmt erst in ihm erwachte, der Wunsch und das Verlangen dem Leben entgegen. Und an diesem Wunsch und diesem Verlangen wurde er zum Menschen. Ein leises Drängen, ein ungreifbares Unruhgefühl war es, das zuerst in seine Spiele kam. Und dann horchte er auf und ließ fallen, was er gerade tändelnd in Händen hatte, und lauschte suchend umher wie nach einem unhörbaren Vogelsange. So war es zuerst, aber deutlicher und quälender wurde es später. Es war das erste Sichformen und Stammeln der großen Frage, die er später dem Leben stellen wollte. Es war die Zeit, in der sein Geist erwachte und wie ein junger Baum emporschoß. Das unruhige Gefühl eines Erwartens trieb ihn aus der Knospe der Kindheit wild hinein in die Blüte der Jugend. Der Wunsch, der erst nur ein allgemeines Empfinden war, griff und suchte nach etwas, daran er sich halten, das er zum Besitz und Reich nehmen wollte, und alles war zu klein und unbedeutend.

Er wanderte vorwärts, aber nicht mehr im träumenden Schritt des Spielenden wie früher. Mit einem fast verächtlichen Lächeln blickte er auf jene Zeiten zurück. Etwas Zielbewußtes war in sein Schreiten gekommen, obwohl er ein Ziel noch nicht kannte. Mit wilden, begierigen Händen faßte er nun jeden neuen Tag an, um das Tiefste seines Erlebens sogleich herauszutrinken. Und die übrige Zeit saß er dann sinnend und in die Zukunft lauschend. Die Grenzen des harmlosen Kinderkönigreichs waren durchbrochen und er war nicht mehr glücklich wie früher. Er fühlte, daß etwas anderes kommen mußte, ein lebendiges, persönliches Leben. Und die Zeit dieses Überganges ward ihm zu bangem Leiden. Die Liebe konnte da nicht mehr helfen. Im Gegenteil, er stieß die Getreue wild von sich mit der erwachenden Kraft seiner Knabenfaust. Nur daß sein Maßstab und seine Ansprüche groß waren, ganz unverhältnismäßig und unwahrscheinlich groß, und daß er sich selber sah in so glänzender Gestalt, daß er meinte, das Leben müsse augenblicklich seinen größten Helden in ihm erkennen, das war das Mal der Liebe, das er unbewußt und verderblich in sich trug.

Und der Wunsch schlug und lohte gewaltsam in ihm auf wie eine heiße, wehende Flamme, die sein Inneres verbrannte. Immer höher und höher klomm sein Weg empor und immer weiter sah er über die Berge und Grenzen seiner Kinderheimat.

Und es war ein Tag, da stand er in vollem Glanz seiner Jünglingskraft auf einem hohen Gipfel und die Nebel sanken und im leuchtenden Licht der Sonne sah er die ganze große Welt wunderbar lockend und unermeßlich weit vor sich liegen. Da tat sein Herz einen tollen, jubelnden Schlag. Der Wunsch, der als ein Traum in allen Fernen gehangen, stand plötzlich nahe vor ihm in wilderhabener Gestalt. Und er streckte die Arme aus wie ein Trunkener und schloß die Augen in heißem, ahnendem Glück.

„Das — das muß mein werden", murmelte er in wonnerſticktem Ton. Und er meinte damit nicht weniger, als daß die ganze große Welt, die er da drunten sah, ihm gehören solle.

An diesem Tage wappnete er sich zum Kampfe.

* * *

Und er ward ein Kämpfer und einer der wunderbaren Narren des Lebens Denn er glaubte allen Ernstes, daß die ganze Welt zu gewinnen sei. Aus der Heimat zog er fort mit diesem lächerlichen, rührenden Glauben und begann den Streit. Mit glänzenden Waffen hatte er seinen Leib geschmückt und saß auf herrlichem Rosse. Aber was er unternahm, glich am Anfange mehr einem Spiel als einem Streite, so leicht dachte er es sich oder so viel Kraft traute er seiner Persönlichkeit zu. Die Welt leistete ihm keinen Widerstand, so gleichgültig war ihr sein Beginnen. Und er, der Unschuldige, hielt das für Hingabe. Und er ritt seinen Weg, als ob es ein Siegeszug wäre, der alles stumm vor ihm in den Staub schmiegte. Da wurde die Welt endlich unwillkürlich aufmerksam auf sein Gehaben und man lächelte, lachte und spottete hinter ihm her. Aber er, der Arglose, der alles so groß und ehrlich meinte, verstand das nicht, weil er nicht begriff, daß es möglich sein konnte. Er war sich so klar bewußt, daß er nur das Größte und Beste wollte, und zog mit heißer Seele unbekümmert seines Weges weiter. Und wo er ein Gebiet und ein Reich erobert zu haben glaubte, da richtete er triumphierend seine Zeichen auf und den heimlich schadenfrohen Jubel der Menge nahm er für echteste Sympathie.

Des Nachts aber, wenn er einsam unterm Sternenhimmel lag und einschlummern wollte, dann malte und spann er es aus, wie glücklich die Welt sein werde, wenn sie erst ganz in seinen Händen sei. Denn er fühlte sich reich und unerschöpflich gleich einem Gotte, in dessen Busen alle Möglichkeiten und Träume schlummerten, um nach seinem Belieben wunderbare Geschöpfe der Schönheit und Glückseligkeit zu werden. Er glaubte sich hoch auf dem Gipfel und meinte, an der Spitze alles Lebendigen hinzuschreiten, und wußte nicht, daß dies Dasein, das er führte, nur sein eigener Traum sei, weil ein solches keinem Menschen beschieden werde. In seiner Brust zitterte der Jubel des Triumphes, er lebte, was noch kein Mensch gelebt, denn noch war die Erkenntnis nicht aufgebrochen als klaffende Wunde, daß das alles nicht Wahrheit war, sondern nur von seiner Phantasie in die Welt um ihn her hineingetragen.

Als er aber nach Jahresfrist, da er die ganze Welt unter seinem Zepter zu haben glaubte, an die Stelle zurückkam, wo er zuerst seine Zeichen aufgepflanzt hatte, da war von diesen nichts mehr zu sehen. Die Anlage der ganzen Gegend war verändert, als ob sich nichts mehr erinnere, daß er überhaupt vorübergeschritten sei. Niemand wußte von ihm, niemand kannte ihn, andere Zeichen prangten ringsum und die Leute, die seine Enttäuschung sahen, standen um ihn her und verlachten ihn.

„Der Sturm hat mein Werk zerstört, oder es ist sonst etwas Unbegreifliches geschehen," tröstete er sich und zog weiter. An der nächsten Stelle aber, die seinen Merkstein tragen mußte und deren er sich genau entsann, fand er dieselbe Zerstörung vor, an der übernächsten wieder, und als er endlich siebenmal, achtmal, neunmal dasselbe Spiel erlebt hatte, da wurde es ihm plötzlich hell vor den Augen. Sein stolzer Siegeszug ein leeres Nichts, vergebens alles, was er getan, ein verlachtes Scheinwerk sein ganzes Werk, er brauchte nur den Rücken zu kehren und es war nicht mehr! Kein

Stückchen der ganzen Welt war sein, kein Fingervoll Besitz war ihm verblieben, mit leeren Händen stand er da, ein Armer, ein Bettler, ein Verlachter!

Da war es, daß ihn Raserei und Verzweiflung ergriff und er sein Schwert zog und es mitten hineinrannte in die Menge, die höhnisch um ihn drängte, daß sie kreischend auseinanderstob. Von da an aber begann der Kampf.

Mit diesem einzigen Stich hatte er plötzlich hundert und hundert Feinde sich erweckt, die alle auf ihn eindrangen und ihn angriffen. Er aber setzte sich wütend zur Wehr und fiel die Andringenden an mit wilder Gewalt. Denn er war kein Mensch mehr, den Vernunft regierte, und ihm war es entsetzlicher Ernst geworden. Er fühlte, daß er am Untergang war, wenn er sich jetzt nicht hielt. All seine Pläne brachen erschütternd zusammen. Aus dem großen Kampf um die Welt wurde ein verzweifeltes Ringen um Leben und Dasein. Er fühlte, er mußte jetzt seinen Besitz daran erstreiten, denn später war alles vorbei. Und so rang er wie ein Unsinniger, ob auch seine Feinde längst sich gleichmütig zurückziehen wollten. Und er fühlte nun, wie hart die Welt war und daß er sich alle Knochen an ihr zerschlug. Aber dennoch gab er nicht Ruhe und Rast und stieß immer wieder sein Schwert zu blutigem Angriff. Da aber hob das Leben nur ein einzigesmal seine schwere Hand empor und ließ sie malmend niederschlagen auf ihn. Und er stürzte schwer wankend zu Boden und fühlte sein Blut fließen unter ungeahnten Schmerzen. Eine weiche, helle Stimme hörte er aufschreien über sich. Und es war ihm plötzlich, als habe, ohne daß er's wußte, irgend ein unbekannter Freund neben ihm gekämpft. Dann kam ein tiefes Dunkel, das all sein Bewußtsein in sich trank.

* * *

Und aus dem Kämpfer ward ein Tor.

Er war am Ende doch wieder erwacht zum Leben. In irgend einem dunklen Zwischenreiche hangend, hatte er einen zweiten schattenhaften Kampf gekämpft. Der Gegner schien ihm seltsam bekannt, als habe er ihn schon einmal in einer vergessenen Stunde gehaßt: ein bleiches Angesicht mit regungslosen Zügen und ein dunkles Gewand, das sich seltsam blähte über den Schultern wie ein Flügelpaar. Er meinte niemals etwas gesehen zu haben, dem sein Inneres mehr widerstand als diesem Angesicht und dieser Gestalt. Und dabei schien etwas wie ein magischer Zauber von ihr auszugehen, der ihn umfassen und umfangen wollte. Er aber rang und mühte sich ab in dem dunklen Zwischenreiche, um sich der unheimlichen Herrschaft des Fremden zu entziehen, und es war ihm wie eine Erlösung, als er mit einem plötzlichen Aufschlagen der Augen wieder auf dem bekannten Boden sich befand, den der Strahl der Sonne beschien.

Mit staunenden, halb verwirrten Blicken noch sah er um sich. Es war ein kleiner grüner Garten, in dem er erwachte, und hie und da blühten Rosen darin. Kleine Wege durchzogen ihn. Weit konnte man wohl nicht auf ihnen gehen, aber gehen ließ es sich immerhin darauf. Die Feinde waren alle verschwunden und es war eine große Ruhe ringsumher. Und er wußte nun, daß er dieses kleine Stück Erde sich erobert hatte im letzten Kampf,

ehe die Hand des Lebens ihn niederschlug. Wenig war es ja wohl, sehr wenig für einen, der die ganze Welt hatte gewinnen wollen.

In einer Ecke stand sogar ein kleines Haus, wie er nun bemerkte. Aber auch das war eng und niedrig. Und dann hörte er plötzlich das Geräusch einer leisen Bewegung an seiner Seite und als er sich darnach hinwandte, da sah er neben sich eine Frau, der die goldbraunen Strähnen des Haares rechts und links am weißen Halse niederhingen, die stand gebeugt und blickte mit lichten Augen nach ihm, fragend und wie erwartend, ob er nicht lächeln werde. Und er erinnerte sich plötzlich des angstvoll auffliegenden Schreies, unter dem er gesunken war, und er wußte nun, daß es diese Frau gewesen, die ihn ausgestoßen.

Aber er lächelte nicht, während er sich langsam vom Boden aufraffte, und er lächelte auch nicht, während sie nach seinen Händen griff, um ihm zu helfen. Er lächelte jetzt nicht und er lächelte auch später niemals, so sehr er wußte, daß das Herz der Frau darauf wartete und darnach verlangte.

Denn er war ein Mensch der zerbrochenen Wünsche, wie er da aufstand vom Boden. Ein Tor war er, der am Leben nur mehr das empfand, was es ihm versagt hatte. Anstatt dasjenige als Besitz zu fühlen, was er sich errungen, war es ihm nur eine wehmutsvolle Erinnerung an das, was er erstrebt hatte. Hinter allem und jedem Ding, das um ihn war, stand für ihn eine große, unsichtbare Welt der Dinge, die ihm fehlten. Anstatt mit dem Besitze zu wuchern und ihn durch Arbeit sich zur ganzen Welt im Kleinen zu gestalten, träumte er mit lässigen Händen nur dem Gewollten und Entschwundenen nach und ließ die Sorge für das Bestehende der stillen Frau fast ganz allein, die stumm leidend alles für ihn tat und immer trauriger vergebens auf sein Lächeln wartete.

Er war ein Tor, der in dem dunklen Zwischenreiche an das Leben sich gehängt hatte, ohne doch den Willen zu haben, es zu leben, der Freude heißt. Sich und anderen zum Elend war er zurückgekommen, ein friedloser, glückfremder Mann der verfehlten Wünsche. Er hatte nicht mehr den Mut und die Kraft, sie noch einmal in ein Ganzes zu fassen, aber in zerrissenen Erinnerungen, an irgend einem Bilde entzündet, flammten sie plötzlich auf und schlugen ihm in die Brust wie verheerende Wetterstrahlen.

Und es konnte nicht fehlen, daß solche Erinnerungen immer wieder wachgeschreckt wurden.

An der einen Seite des kleinen Gartens, der sein Besitz war, führten Abhänge hinab ins Tal, durch die man weit, weit ausblickte und Schlösser, Berge, Städte im blauen Licht der Ferne schwimmen sah.

Und wenn es nun geschah, daß er mit der stillen Frau zur Arbeit ging an einer dieser Stellen, von denen man so weite Fernsicht hatte ins Land, dann kam es, daß irgend ein Gegenstand da drunten seinen Blick nicht wieder freiließ. Da ragte ein Schloß stolz und einsam auf leuchtender Bergeszinne oder es lag eine Stadt als blaßbuntes Bild im weichen Schimmer der Ebene oder das blaue Meer schmeichelte lieblich herein an die Gestade eines prächtigen Hafens, — und sein Auge, das darauf traf, umkreiste den einen Gegenstand, verstört, erregt und erschrocken.

„Das war es, was ich wünschte und mit all meinen Kräften zu besitzen erstrebt habe!" rief er dann in schmerzlicher Leidenschaft aus und war tagelang nicht hinwegzubringen von der Stelle, während die blasse Frau hinter ihm das Antlitz in ihr Gewand drückte und weinte.

Oder es sprengte ein glänzender Reiterzug an der Hecke des Gartens vorüber.

„So habe auch ich es gewollt und geträumt," murmelte er und irrte wie ein Gefangener stundenlang hin und her an der Hecke.

„Das war es, was ich liebte und verlangte," lautete das beständige Wort, das seine Qual um Entbehrtes immer wieder fand, und er tobte dann zuweilen im Hause wie ein Rasender, bis der in sich selbst erschöpfte Schmerz endlich wieder in Ermattung sich wendete.

* * *

Und aus dem Toren ward ein Greis. Ein früher Greis, wie die es werden, die willenlos das Leben ertragen, ohne es besiegen zu können. Ein armseliges, müdes Stäubchen Menschheit war er geworden, hinfällig und grau, und nur in den Augen lag wie ein Funke kranker Jugend der Ausdruck des Unerfüllten.

Die blasse, alternde Frau wartete auf sein Lächeln nicht mehr. Sie wußte nun, daß es niemals kommen würde. Sie war es nun gewohnt, daß er nur immer ab- und zuging, untätig und traurig, in Haus und Garten.

Dem Jubel und Spiel seiner aufblühenden Kinder lauschte er wie einer fremden Sprache und ihre Kindheit war ihm, als ob sie nicht dasselbe wäre, was er selbst erlebt. Und als sie dann aufwuchsen und selbst hinauszogen in die Welt, da wußte er ihnen kein Wort des Rates auf den Weg zu sagen und nur wie ein angstvoller, zitternder Schmerz war es in ihm, daß er ein unseliges Gut an sie weitergegeben.

Dann irrte wohl sein Auge nach der stillen Frau hinüber und fand Ruhe in ihrem Anblick. Da sie es doch auch so gewollt hatte, würde es wohl das Richtige sein. Es kam nach und nach wie eine leise Ahnung über ihn, daß sie, der er nie den vollen Platz neben sich gegönnt, vielleicht in all ihrem schweigenden Tun das Leben besser begriff als er.

Gleichwohl erwartete er im Grunde, daß man seine Kinder mit zerschlagenen Gliedern, gleich ihm selber einstens, von draußen heimbringen werde. Aber es geschah nicht. Sie blieben draußen und fanden ihren Weg weiter. Und wieder irrte sein Blick nach der stillen Frau, die das nicht anders erwartet zu haben schien.

Es wurde manches milder und weicher in ihm in diesen Greisentagen. Und er blickte nicht mehr so hart verurteilend auf die herab, die sich durchs Leben schlugen, ohne, wie einstens er, das Höchste zu erstreben. Nur für sich selbst vermochte er nicht nachzugeben. Und das alte Leid brannte als eine wehe, kleine Flamme in seinem Innern fort.

Und dann war es einmal Frühling.

Er stand im Garten und es hatte geregnet den ganzen, stillen Tag. Alles Wachsende ringsum aber war voll und duftend in erster Blüte entfaltet.

Und nun am Abend zerrissen die Wolken plötzlich und schwebten als leichte Nebel weich und langgezogen an den Bergen hin.

Von der untergehenden Sonne aber fiel durch die sinkenden Schleier ein Strahl herein in den Garten, so goldrot und wunderbar und bis in die entferntesten Winkel hinableuchtend, daß alles, was blühte, zauberhaft aufglänzte in seinem Licht.

Und der Alte steht oben im Garten und meint, er habe noch niemals ein so Wunderbares wie dieses Licht gesehen. Vom Goldhellen spielt es durch alle Rosenfarben bis ins tiefste Rot, Rasen und Zweige sind wie mit Glanz überschüttet und um alle Blüten liegt ein Traum von Schönheit, der nicht von dieser Welt scheint und wie ein ahnendes Stammeln ist eines ganz Fremden und Unnennbaren an Vollendung.

Und wie er noch steht und in überraschtem Staunen um sich schaut, da ist es ihm, als ob in den flutenden Strahlen dieses Lichtes plötzlich leuchtende Wege für ihn offen lägen aus dem stillen Bezirk seines Gärtleins hinaus, Wege, die er niemals gesehen und erkannt vorher. Ein träumender Klang von Stimmen dringt ihm entgegen, die wie Antwort sind auf jene Sehnsucht, die in seiner Brust nicht zu entschlafen vermochte, sein Leben lang. Und ein wunderbares Wissen kommt über ihn, daß jene Wege nach einem unbegreiflichen, ewigen Lande führen, vor dessen Wundern seine ganze Leidensfahrt nichts war, als ein flüchtiger Wolkenschatten, der einen Augenblick lang ihm den Anblick des Lichtes entzogen.

Da beginnt es im Herzen des alten Mannes sich zu regen und beginnt klopfend zu schlagen und er preßt die Hände auf die Brust, in der es seltsam und immer seliger singt und schwillt und jubelt. Nicht fassen kann er, was ihm widerfährt und nicht verstehen. Er fühlt nur: ein Traum seines ganzen Lebens wird in dieser Stunde zur wunderbarsten Erfüllung.

Ganz leise tritt er durch die Tür des Häusleins, in dem seine Frau am Herde sitzt.

Ihr staunender Blick fragt seinem freudig erhellten Antlitz entgegen.

„Es ist so seltsam", murmelt er und fühlt, daß seine Stimme weich und voll klingt wie einst, „es ist so seltsam, daß ich es nun doch noch erlebe, das Große, das Wunderbare, von dem ich all meine Tage geträumt habe —". Und er ergreift ihre Hand und führt sie ans Fenster und weist ihr den goldhellen Wunderglanz da draußen über dem Garten. Und er sieht sie an und lächelt, daß ihr, die an kein Glück mehr geglaubt, die Augen überfließen. Dann greift er nach seinem Gartengerät mit froher Gebärde.

„Nun will ich auch noch schaffen gehen", sagt er und lächelt ihr von der Tür aus noch zu.

Draußen aber in der goldhellen Flut des Lichtes ist es ihm, als käme ihm eine Gestalt an der Biegung des Weges entgegen. Ein Fremder ist es, als er näher zusieht, dunkel mit bleichem, schönem Angesicht, den schwarzen Mantel in dichten Falten über den Schultern hangend wie ein Flügelpaar. Und er erinnert sich an einige halbvergessene Stunden, in denen er diesen Fremden schon gesehen und gehaßt hatte. Aber weiter entfernt als diese Stunden scheint ihm nun plötzlich eine gänzlich vergessene Zeit zu liegen, in der er diesen gekannt, in der er ihm nahe war und ihn geliebt hat!

Und unter diesem traumhaft Unbegreiflichen einer Erinnerung kann er nicht anders, er muß dem Fremden entgegengehen und ihm nahe und forschend in die Augen sehen.

Und während er ihm in die Augen blickt, lehnt er sich plötzlich, von dem blendend werdenden Licht jenes Erinnerns überwältigt, an des Fremden Brust.

„Mein großer, mein wunderbarer Freund“, stammelt er, „nun endlich finde ich dich wieder! Daß ich von dir fortirrte und dich nicht mehr zu erkennen vermochte, das einzig war dieses ganze Leben mit seinen Wegen voll Elend, Sehnsucht nnd Qual!“ Und sein Haupt sinkt schwer an die Schulter des lächelnden Fremden, der den Arm um ihn schlingt mit einer wunderbar milden Gebärde. — — —

Zwei Tage darauf war Begräbnis drunten im Dorfe.

Brautschaft.

Lectulus noster floridus.

Von **Wilhelm Oehl.**

Die Heidendichter sangen einst von ihren Göttern viel:
Zu mancher Erdentochter stieg, wenn sie ihm wohlgefiel,
Ein Himmlischer und süß umschlang
Die Auserwählte er mit heißen Küssen.

Das alte Heidentum versank. Noch immer aber steigt
Der Himmelsherr von seinem Thron herab und gütig neigt
Er sich der Seele zu, die bang
Erschauert vor den kommenden Genüssen. —

Mißfarbig bin ich, bettelarm.
Er aber will die Ungestalte freien.
„Komm' an mein Herz, hier ist es warm!
Dir, meiner holden Taube, blüht gleich lichtem Himmelsmaien
Berückend meine Doldenlaube. Himmelsingesinde
Erwartet Braut und Bräutigam — — —“
Und ich? Ich fühle, wie ich mir entschwinde — — —.

Umschau.

Frauenbilder. — Die letzten Jahrzehnte haben in gewisser Beziehung die Frau in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestellt. Die schnell um sich greifende Frauenbewegung, die heute von der sozialen Frage nicht mehr zu trennen ist, das energische — oft allzu energische — Vorgehen der „Frauenrechtlerinnen", das tapfere Eintreten der Frauen für die Rechte ihrer arbeitenden Mitschwestern, — alles das hat es mit sich gebracht, daß wir uns im praktischen Leben wie in der Literatur mehr als je mit der Persönlichkeit der Frau beschäftigen, ihren Geistes- und Seelenregungen nachgehen, ihr Fühlen und Denken analysieren, ihr Wollen und Können auf die Wagschale legen. Im Hinblick auf diese Zeitströmung ist ein neues Unternehmen der Herderschen Verlagshandlung als ganz besonders zeitgemäß zu begrüßen, nämlich die Serie der „Frauenbilder", die sich die Aufgabe stellt, das äußere und innere Leben bedeutender Frauen zu schildern, um der Frauenwelt eine Reihe von Vorbildern vorzuführen, „die ihr in ihrem Streben zur Richtschnur, zur Ermunterung und Ermutigung dienen könnten, deren Persönlichkeit und Wirken ihr ein Ansporn sein sollten, ihnen nachzueifern im Ringen nach allem Guten, Großen und Schönen". Es sollen in dieser Sammlung in erster Linie katholische Frauen berücksichtigt werden, weil in den bereits bestehenden Serien dieser Art hervorragende Katholikinnen meist übersehen werden, „so daß fast der Anschein erweckt werden könnte, als fehle es uns an Frauengestalten, deren Persönlichkeit und Leistungen auf religiösem, sozialem, pädagogischem oder künstlerischem Gebiete der Schilderung wert wären. Und doch genügt schon eine flüchtige Revue über die Katholikinnen aller Zeiten, um eine solche Ansicht abzuweisen". Wenn diese Sammlung hält, was ihr Programm verspricht — und bei einem Unternehmen des Herderschen Verlags kann man das als ziemlich gewiß annehmen —, ist sie des Interesses der weitesten Kreise würdig. Jedenfalls hätte sie kaum glücklicher begonnen werden können als mit dem Lebensbild der Fürstin Amalie von Gallitzin, dieser in jeder Hinsicht bedeutenden und außergewöhnlichen Frau, der das erste Bändchen gewidmet ist.[1])

Die Persönlichkeit der Fürstin Gallitzin ist so eng verknüpft mit dem geistigen Leben in Münster, daß man zuweilen auf die Meinung stößt, Westfalen sei ihr Vaterland gewesen. Und doch war sie von Geburt Berlinerin: als Tochter des Reichsgrafen Samuel v. Schmettau erblickte sie in der Hauptstadt Preußens am 28. August 1748 das Licht der Welt. Die Kinderjahre verbrachte die kleine Komtesse in verschiedenen Erziehungsanstalten, ohne doch etwas Gründliches zu lernen, denn der Unterricht der Mädchen lag dazumal noch recht sehr im argen. Um so größer war

---

[1]) „Amalie Fürstin von Gallitzin." Von Hanny Brentano. Mit zwölf Bildern. Freiburg, Herder. 8° (X, 153 S.) Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.

der Wissensdurst der Komtesse, als sie zum Bewußtsein ihrer mangelhaften Bildung gekommen war. Sie verlegte sich auf die Lektüre, las, was sie bekommen konnte: französische Romane, Predigtbücher oder philosophische Werke, und entsetzte die vornehme Gesellschaft, die im Hause ihrer früh verwitweten, geistig unbedeutenden Mutter verkehrte, zuweilen durch allerhand tiefsinnige Fragen, wie man sie von jungen Damen ihres Standes und Alters nicht gewöhnt war, und durch den Widerwillen, den sie gegen das oberflächliche Gesellschaftstreiben ihrer Zeit bekundete. Die Religion war ihr in jenen Jahren Nebensache: zwar begleitete sie die Mutter Sonntags in die Kirche, doch weil die tiefe Bedeutung der heiligen Messe ihr nie verständlich gemacht worden war, empfand sie dabei nichts als Langweile. Zur Beichte ging sie nur, weil andere vornehme Damen das auch taten und sie daher dachte, es gehöre wohl zum guten Ton. Aber in ihrem Herzen lebte eine bestimmte Vorstellung von Gut und Böse und sie formte in ihrem Geiste ein Idealbild der Vollkommenheit, dem sie nachzustreben beschloß, verzweifelte jedoch oft daran, es aus eigener Kraft zu erreichen. — Im Sommer 1768 mußte Amalie die Prinzessin Ferdinand, eine Schwägerin Friedrichs des Großen, als deren Hofdame ins Bad nach Aachen begleiten. Dort machte sie die Bekanntschaft des russischen Fürsten Dimitrij Gallitzin, der sich bald um ihre Hand bewarb; und weil die Komtesse ihn für einen geistreichen und bedeutenden Mann hielt, von dem sie Förderung in ihrem Streben nach Wissen und Tugend erhoffte, gab sie ihm ihr Jawort. Doch kaum waren die ersten Monate ihres Ehelebens, die sie in der glänzenden Gesellschaft des Petersburger Hofes verbrachte, verrauscht, als die junge Frau auch schon einsah, daß sie sich in ihrem Manne getäuscht hatte: der liebenswürdige Causeur spielte zwar gern den Geistreichen, war aber recht oberflächlich und verlangte von seiner Gattin nichts, als daß sie in der Gesellschaft Aufsehen errege. Im Haag, wohin der Fürst 1770 als Gesandter der Zarin Katharina übersiedelte, machte Fürstin Amalie nur kurze Zeit das Hofleben mit; sobald sie erkannt hatte, daß all die glänzenden Festlichkeiten, all das hohle Gesellschaftstreiben ihre innere Leere nicht füllen konnten, wandte sie sich trostsuchend ihren beiden Kindern zu, der kleinen Mimi und deren Brüderchen Mitri, um die sie sich bisher nur wenig hatte bekümmern können. Um alles Versäumte nachzuholen, beschloß sie, fortan nur noch ihren Studien und der Erziehung der Kleinen zu leben, und weil die Durchführung dieses Vorhabens im Trubel des Gesellschaftslebens sich als unmöglich erwies, wählte sie mit Erlaubnis ihres Gatten als Wohnort für sich und die Kinder ein einsam gelegenes Bauernhaus, über dessen Tür sie die Aufschrift „Nithuis" (Nicht zu Hause) anbringen ließ. Hier empfing sie außer wenigen Freunden nur ihre und ihrer Kinder Lehrer, unter denen ihr der Philosoph Hemsterhuis bald der liebste wurde. In Studien, Lektüre und strenger Selbstzucht vergingen die Jahre; die Fürstin glaubte sich glücklich, aber in ihrem Innern wurde immer wieder eine Stimme laut, die ihr zuraunte, daß sie noch nicht auf dem rechten Wege sei und daß Hemsterhuis, der begeisterte Verehrer des Sokrates, ihr diesen Weg auch nicht zeigen könne. Da drang die Kunde von den aufsehenerregenden Schulreformen Fürstenbergs, des münsterischen Generalvikars, nach Nithuis. Fürstin Amalie wollte das neue Unterrichts- und Erziehungssystem aus eigener Anschauung kennen lernen und reiste nach Münster. Was sie dort sah und hörte, bewog sie, ganz in die westfälische Hauptstadt zu übersiedeln, um sich und die Kinder unter den direkten Einfluß Fürstenbergs und seines gelehrten Freundeskreises zu stellen. Ihr Gatte, der ihr in der Erziehung der Kinder völlig freie Hand ließ und dem es an der Seite der klugen und ernsten, aber von

Exaltation nicht ganz freien Frau vielleicht manchmal etwas ungemütlich wurde, war damit einverstanden und begnügte sich in Zukunft mit kurzen Besuchen bei den Seinen, die in Münster eine bleibende Heimat gefunden hatten. Die Sommermonate verbrachte die Fürstin in dem Dorfe Angelmodde in einem bescheidenen Landhause und hier wie in ihrer Stadtwohnung versammelte sich mehrmals wöchentlich um sie jener Kreis von edlen, hochstrebenden Persönlichkeiten, dem der Ehrennamen „Familia sacra" beigelegt worden ist und der so viel zur Aufrechterhaltung von Glauben und Sitte im Münsterlande beigetragen hat.

Während der ersten Jahre nach der Trennung von Hemsterhuis blieb Fürstin Amalie der Weltanschauung ihres bewunderten Lehrers noch treu, wenngleich ihr öfter und öfter Zweifel an deren Richtigkeit kamen. Bis dahin hatte sie gemeint, die christliche Religion sei nur für das ungebildete Volk da, — nun aber sah sie mit Staunen die tiefe Gläubigkeit Fürstenbergs und seiner Freunde; sie nahm die Heilige Schrift vor, studierte eifrig darin und faßte schließlich den Vorsatz, „dem rührenden Rate Christi, daß wir versuchen sollen, seine Lehren treu zu befolgen, um zu erfahren, daß sie göttlich seien" (Joh. 7, 16, 17), zu gehorchen und so zu handeln als wenn sie bereits an den Heiland glaubte. Bei diesem Bestreben erkannte sie bald genug, wie weit sie noch von der Vollkommenheit entfernt war, die sie durch ihr Wissen, ihre treue Pflichterfüllung, ihre Aufopferung für andere schon erreicht zu haben glaubte, und tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer. Eine schwere Krankheit, die ihr im Frühling 1783 für Monate jede Arbeit unmöglich machte, verschaffte der sonst Unermüdlichen die Muße, ihr ganzes Leben und Streben zu überdenken, ihr Gewissen, ihren Seelenzustand zu prüfen. Immer deutlicher zeigte sich ihr der Weg, den sie einzuschlagen hatte, immer heller strahlte Gottes Licht in ihre Seele. Daher nannte sie späterhin diese Zeit der Krankheit „die ewig glückselige Epoche", während welcher ihre seelische Umwandlung sich vollzogen hatte. Und doch vergingen noch drei volle Jahre, ehe ihr die völlige Befreiung von den Fesseln des Unglaubens gelang: erst an ihrem Geburtstage im Jahre 1786 fand sie die Kraft, ihre Lebensbeichte abzulegen. In tiefster Demut empfing sie sodann den heiligen Leib des Herrn um sich gleich darauf wie umgewandelt zu fühlen. „Meine Kinder und Freunde", heißt es in ihrem Tagebuche, „fanden mich, ohne den Grund zu wissen, von diesem Tage an so sehr verändert an leiblicher und geistiger Gesundheit, so wohl aussehend, heiter und ruhig, daß ich mich fast mit dem Genusse ihrer Freude zu sehr beschäftigt hätte." Wohl blieben auch in Zukunft Stunden der Verzagtheit nicht aus, „aber das beglückende Gefühl, ein durch Gnade erlöstes Kind Gottes zu sein und aus der Hand des Herrn Freud' wie Leid dankbar und vertrauensvoll entgegennehmen zu dürfen, verließ die Fürstin bis an das Ende ihrer Tage nicht mehr". Zum Teile verdankte sie die Festigkeit ihres Glaubens und die schönen Blüten, die er trieb, dem Einflusse ihres Seelenführers, des kindlich frommen Priesters und großen Pädagogen Overberg, den sie in ihr Haus genommen hatte und als ihren „Vater" mit größter Ehrerbietung behandelte, und der nach ihrem Tode äußerte, seiner Überzeugung nach habe sie „gar bald nach ihrer Auflösung dasjenige aus Erfahrung erkannt, was sie in ihrem Leben auf Erden so standhaft und fest glaubte, nämlich daß die Leiden dieser Zeit gar nicht zu achten sind im Vergleich mit der künftigen Herrlichkeit".

Außer Fürstenberg und Overberg ist aus dem großen Freundeskreise der Fürstin zu nennen Johann Georg Hamann, der fromme Protestant, der ihr, wie sie sich ausdrückte, „den Himmel wahrer Demut und Ergebenheit, den Kindersinn gegen

Gott" gezeigt hatte, und vor allem Graf Fr. L. Stolberg, an dessen Konversion ihrem Einflusse, ihrem Beispiel und ihren Gebeten wohl ein Hauptanteil zugesprochen werden muß. „Ich hoffe, daß Gott, welcher mir und den Meinigen diesen Engel zugeführt hat, an uns seine Absicht nicht ganz verfehlen werde", schrieb Stolberg noch als Protestant nach einem Besuche der Fürstin, und seine Frau fügte hinzu: „Engel der Finsternis müßten durch sie zu Gott kommen, deucht mich." In der Hauskapelle der Fürstin war es denn auch, wo Graf und Gräfin Stolberg am Pfingstfeste 1800 vor Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntnis ablegten. „Der Vogel hat seine Wohnung und die Schwalbe ihr Nest gefunden, um ihre Jungen darin zu bergen," frohlockte Stolberg, „das heißt: deine Altäre, Herr Gott der Heerscharen, mein König und mein Gott!"

Interessant sind die Beziehungen zwischen der Fürstin und Goethe, diesen beiden Mittelpunkten zweier in ihrem innersten Kerne so verschiedener Kreise. Beide hatten schon viel von einander gehört, als sie sich 1785 während einer Reise der Fürstin durch Thüringen und Sachsen persönlich kennen lernten. Anfangs fand Goethe kein rechtes Gefallen an der Gallitzin und er zeigte ihr eine gewisse steife Zurückhaltung, die sich aber bei näherer Bekanntschaft in Bewunderung verwandelte, so daß er sie bat, mit ihm in Briefwechsel zu treten. Fürstin Amalie aber, die damals mitten in der großen Seelenumwandlung stand, erfüllte diese Bitte nicht, da sie von der Korrespondenz „keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beschäftigung für das Herz" erwartete. Im Winter 1792 besuchte Goethe auf der Rückkehr aus Frankreich Münster und war Gast des Gallitzinschen Hauses. Er hat diesen Aufenthalt bekanntlich in der „Campagne in Frankreich" recht ausführlich beschrieben. In der Folge wurden dann doch einige Briefe zwischen ihm und der Fürstin gewechselt, auch schickte er ihr seine neuen Werke zu. Viel später einmal äußerte er gegen Schlosser, er interessiere sich für alles, was die Fürstin und ihren Freundeskreis angehe, denn bei ihnen habe er zum erstenmal die Ehrfurcht gefühlt vor jenen echt katholischen Naturen, „die, befriedigt im festen und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und anderen in Frieden leben und Gutes tun aus keinen anderen Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will".

Am 27. April 1806 machte ein frommer Tod einem qualvollen innerlichen Leiden der Fürstin ein Ende. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie auf dem ärmlichen Dorfkirchhofe von Angelmodde begraben; ein schlichtes, an die Wand des bescheidenenen Kirchleins gelehntes Kruzifix bezeichnet ihre letzte Ruhestätte. In den Herzen der Bauern von Angelmodde und der Armen von Münster aber lebte sie noch so manches Jahr als eine der barmherzigsten Wohltäterinnen, die der Himmel den Notleidenden und Kranken gesandt. — — —

Die Verfasserin hat die Gestalt der Fürstin mit großer Liebe gezeichnet, ohne jedoch gegen die mancherlei Widersprüche in ihrem Charakter blind zu sein, und ist besonders dem Seelenleben ihrer Heldin mit feinem Verständnis nachgegangen. In sicherer Linienführung hebt sich die Hauptfigur von dem Hintergrunde ab, der durch zahlreiche, ebenso scharf gesehene Nebenfiguren belebt wird. Der trotz gewollter Schlichtheit warme und natürliche Stil eignet sich vorzüglich zur Zeichnung eines für weite Leserkreise bestimmten Lebensbildes und verdient für die folgenden Bändchen der Sammlung als Muster aufgestellt zu werden. W.

* * *

Aus Zeitschriften. — Nach statistischen Angaben des „Apostolic Mission House" zu Washington sind, wie P. J. Wallenborn O. M. J. im „Pastor bonus" (XXII, Heft 2) berichtet, im Jahre 1908 über 28.000 **Konvertiten in den Vereinigten Staaten** in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen worden. Die betreffenden Angaben stammen aus den bischöflichen Kanzleien und verdienen somit volles Vertrauen. Da jedoch die Resultate aus manchen Kanzleien noch gar nicht gemeldet worden sind, so kann man die Gesamtzahl der Konvertiten etwa auf 31.500 schätzen. Überall dort, wo die breiten Volksmassen der Kirche noch feindlich oder wenigstens gleichgültig gegenüberstehen, wurden Missionen für Nichtkatholiken abgehalten, die sich als überaus wirksam erwiesen. Bei einer der größten dieser Missionen zum Beispiel, die im letzten Jahre unter der Leitung des Erzbischofs Keane von Dubuque in Denver stattfand, drängten sich allabendlich zirka 8000 Zuhörer zu den Predigten. Ein Hauptverdienst um die Missionen und ihre Erfolge gebührt den Paulisten, deren Zentrale, das „Apostolic Mission House" in Washington, den wichtigen Mittelpunkt der Konversionsbewegung bildet.

Dieselbe Zeitschrift bringt einen sehr ausführlichen Aufsatz von Dr. Jos. Froberger (Trier) über „**Weltanschauung und Literatur**" (XXII, Heft 2—4), in dem der im vorigen Jahre mit besonderer Heftigkeit entbrannte Literaturstreit zwischen der Gral-Richtung und der Muth-Partei Erörterung findet. Der Verfasser ist der Ansicht, daß dieser Streit, der nicht als „überflüssige Komödie" betrachtet werden dürfe, zur Klärung der grundsätzlichen Anschauungen beigetragen hat und daß er, „wenn all die persönlichen Spitzen nicht wären und die Antipathien nicht so scharf hervorträten", sich auf gewisse Mißverständnisse zurückführen ließe, deren Lösung einer gegenseitigen Ergänzung gleich käme. Als unparteiischer Beobachter und mit Ausscheidung jeder persönlichen Tendenz untersucht Froberger sodann all die aufgeworfenen Streitfragen, wobei er besonders auf die positiven Wahrheitsmomente hinweist, welche sich in den verschiedenen Gesichtspunkten finden, aber auch auf mancherlei Gefahren und Auswüchse aufmerksam macht, die sich aus einem Mangel an Taktgefühl und an dem echten „sensus catholicus" erklären lassen. Positive Arbeit, positive Ziele und große Ideale seien auf beiden Seiten vorhanden und daher, meint Froberger zum Schlusse, wäre es an der Zeit, „daß Schriftsteller, die doch in der Hauptsache Gesinnungsgenossen sind, ihre Meinungsverschiedenheiten in etwas freundlicherer und sachlicherer Weise austrügen . . . Am besten wäre es, wenn man für längere Zeit die Polemik schweigen ließe, um nach verschiedenen Methoden nach demselben Ziele zu streben in positiver, ruhiger Arbeit". — Muth, der im „Hochland" (VII, Heft 5: „Weltanschauung und Literatur") einen Auszug aus Dr. Frobergers Artikel bringt und dessen strenge Objektivität, Ruhe und Gewissenhaftigkeit rühmend hervorhebt, schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Wenn heute überhaupt noch Aussicht vorhanden wäre, eine sachliche Verständigung zu erzielen unter Wahrung hoher literarischer Ziele, wie sie einzig der christlichen Sache, die wir vertreten, würdig sind, so müßte sie auf Grund dieser Darlegung eintreten. So wie die Dinge tatsächlich liegen, bleibt uns nichts übrig, als auf ihre aufklärende und beruhigende Wirkung in weiteren Kreisen zu vertrauen."

„Wenn es jedem Dichter freistehen muß, seine innerste Überzeugung aus zusprechen, dann muß diese Freiheit doch auch dem **katholischen Dichter** gewahrt bleiben", heißt es in einem lesenswerten Aufsatz der „Historisch-politischen

Blätter" (Bd. 144, Heft 11) „Über das Wahre in Kritik und Dichtung". Sobald der Dichter in seinem Werk bis zur lebendigen Seele hinabsteigt, komme er an der religiösen Frage nicht mehr vorbei und fühle sich — wenn er wirklich katholisch denkt — angetrieben, seine innerste, heiligste Überzeugung zum Ausdruck zu bringen. Freilich werden die Menschen, die er schildert, „nicht seine katholischen Grundsätze dozierend vortragen, sondern aus ihrer Lebensführung werden uns diese Grundsätze klar, einfach und künstlerisch schön entgegentreten". Nach Erwähnung der vielbesprochenen Broschüre von Muth, „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis", deren Inhalt nicht halte, was der Titel verspricht, kommt der Artikel auf die moderne Kritik zu sprechen, jene Kritik, „die da vorgibt, alle Tendenz zu perhorreszieren, und nicht merkt, in welch reißendes tendenziöses Fahrwasser sie geraten ist". Der freie Dichtergeist habe heutzutage von der Kritik sehr viel zu fürchten, denn die liege sehr im argen. „Kritik ist nicht Lob und nicht Tadel; Kritik ist auch nicht Polemik; Kritik ist schlichte, einfache Wahrheit." Die Kritik dürfe weder nörgeln und verkleinern, noch die schrillen Fanfarentöne der Reklame anschlagen; sie müsse verstehen, Talente großzuziehen, den jungen, aufstrebenden Dichter anzuregen und zu leiten, ihn seine Schwächen und seine Vorzüge erkennen zu lehren. Sie habe somit eine erhabene, aber auch schwere Aufgabe, zu deren Lösung umfassende literarische Bildung und tiefes Verständnis für das Schöne gehören. Sonst müsse sich zwischen der sachgemäßen Kritik und dem denkenden Publikum eine Kluft bilden. Wenn in Dichtung und Kritik die Herrschaft der Phrase gebrochen ist und das Wahre zu seinem Rechte gelangt, dann nur, so heißt es zum Schluß, werde eine Zeit kommen, „wo die Menschen die Wahrheit sagen und die Wahrheit ertragen können, wo die Kritik als gerechte Richterin ihres hohen Amtes waltet und die Dichter wieder aus ihrem unverfälschten Innern schöpfen".

In den „Stimmen aus Maria-Laach" (1909, Heft 10: „Der Roman und die Moral") spricht Alois Stockmann S. J. über die weite Verbreitung und die Beliebtheit der Romanliteratur, angesichts derer alle, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, sich fragen müssen: Was haben wir vom Roman zu halten? — An sich sei der Roman natürlich ebensowenig unmoralisch, als z. B. Drama, Versepos, Ode oder Ballade; er wirke manchmal sogar sittlich veredelnd und läuternd, ja direkt seelenrettend. Es könne jedoch nicht geleugnet werden, daß er ein Element birgt, welches zu sittlichen Bedenken Anlaß gibt: den Mangel an strengen künstlerischen Normen und Schranken. In keiner andern Gattung der Literatur stehen die Tore für Willkür und Entartung so weit offen wie hier, zu keiner andern drängen sich so viele schiffbrüchige Existenzen, so viel „sittenloses literarisches Gesindel". Es sei daher begreiflich, daß die Katholiken früher dem Roman gegenüber eine ablehnende Haltung einnahmen; erst die Bücher der Gräfin Ida Hahn-Hahn haben darin Wandel geschaffen, indem sie den Beweis lieferten, daß auch sittlich einwandfreie Romane geschrieben werden können. „Seit dieser Zeit hat die katholische Literatur eine ganze Reihe von Werken epischer Prosa hervorgebracht, die nicht minder durch ihre literarischen Eigenschaften als durch ihren hohen ethischen Gehalt neben den Erzeugnissen Andersgläubiger einen ehrenvollen Platz behaupten." Anderseits haben auch schlechte Einflüsse in der Romanliteratur sich in immer höherem Grade geltend gemacht und man vergesse nur zu oft, daß ein Roman noch lange nicht das Gebiet der Pornographie zu streifen brauche, um sittenschädigend zu wirken. Zwischen der eigentlichen Schundliteratur und den wahrhaft empfehlenswerten Werken bestehen viele Ab-

stufungen, die den Leser zum allmählichen Hinabsteigen verleiten. Man gedenke nur der zahllosen modernen Bücher, „die unter steten, rhetorisch glänzenden Lobeshymnen auf eine hohe, sittliche Anschauung und Anforderung den christlichen Begriff von der Ehe, der Jungfräulichkeit, dem Zölibat bekämpfen und einem schrankenlosen Sichausleben das Wort reden". Der Roman gebe dem Schriftsteller gar zu bequeme Gelegenheit, mittels einer mehr oder weniger geistreichen Exkursion sich sowohl Ärger wie Unarten vom Herzen zu reden. „Das Gefährlichere, welches dieser Art von zweifelhafter Literatur unzertrennlich anhaftet, liegt eben in jener engen Verbindung von manchen echten künstlerischen Qualitäten, von unleugbaren poetischen Schönheiten mit falschen ethischen Grundsätzen oder, was häufiger, mit grundsatzlosen, leichtfertigen Lebebegriffen." Sache der Kritik wäre es nun, den Schaden, den ein solches Buch anrichten kann, durch sachliche Würdigung einzuschränken. Mit einer einseitigen Ablehnung oder gar „Abschlachtung" wäre freilich wenig gewonnen, da das Publikum oft aus einem gewissen Widerspruchsgeist die abfällig beurteilten Werke erst recht liest; „nur eine sachliche, eine nüchterne, Licht und Schatten gerecht verteilende Kritik kann hier helfen, aber eine allseitige Untersuchung der in Frage kommenden Schrift, nicht etwa bloß eine der Form, sondern auch, und keineswegs bloß nebenbei, des ideellen Gehalts." Wenn die Kritik auf bedenkliche Stellen, auf laxe sittliche Begriffe, verschwommene religiöse Anschauungen offen hinweist, sei es durchaus nicht nötig, literarisch hochstehende Werke dem katholischen Volke einfach vorzuenthalten. Schon die reifere Jugend müsse dazu erzogen werden, auch den verführerisch geschriebenen Werken der schönen Literatur nicht unbedingt Glauben zu schenken, sondern sie kritisch zu lesen; durch eine solche Erziehung sei mehr gewonnen als durch die an sich berechtigten, aber oft schwer ausführbaren Bücherverbote. Pflicht des Pädagogen sei es außerdem, auf das völlig Unzureichende einer spezifischen Romanbildung wie überhaupt der nur ästhetischen Erziehung aufmerksam zu machen. Gewinn an allgemeiner Bildung und feinsinnigem Kunstverständnis könne die Romanliteratur nur dem vermitteln, der bereits auf festem und hohem Standpunkte steht, sein seelisches Gleichgewicht bewahrt und immer über den treibenden Fluten bleibt.

Seit dem Literaturstreit herrsche ein gewaltiges Ringen in unserer schönen Literatur und zeitige bereits herrliche Früchte, meint Alois Baumeister in der „Allgemeinen Rundschau" (VI, Nr. 47: „Geschäftskatholizismus"). Dagegen sei auf dem Gebiet der religiös-erbaulichen Literatur leider nur wenig Streben nach Vollkommenheit zu entdecken. Von der Gebetbuchindustrie wolle er absehen und nur von den Zeitschriften rein religiösen Charakters sprechen, bei denen die Quantität zumeist weit hinter der Qualität zurückbleibe. Das komme daher, daß diese Blätter, die ihren festen Leserkreis haben, für die Verleger sehr einträglich seien und somit von ihnen nur als „Geschäft" betrachtet werden. Den Redakteuren der religiösen Sonntagsblätter fehle es oft an jeder höheren Schulung, vor allem an moral-theologischer Bildung; andere betreiben die Redaktion „ziemlich nebenamtlich" und genieren sich nicht, Geschichten zu bringen, „die vor 20 oder 30 Jahren in einem anderen oder zur Abwechslung im gleichen Blatt erschienen sind". Zu verwerfen sei ferner der polemisch-bittere Ton einzelner religiöser Blätter, der vornehm denkende Leser abstoße, weniger urteilsfähige vergifte. „Etwas Apologetik in edler Sprache würde bessere Dienste leisten und namentlich auch sozial-caritative Belehrung und Anregung wäre sehr zu wünschen." Pflicht der Verleger und Redakteure sei es, für

ihr Blatt Mitarbeiter von Ruf zu gewinnen, um dem Volke, dessen Fassungsvermögen zumeist unterschätzt werde, vom Besten das Beste zu bieten. „So wie jetzt viele Sonntagsblätter sind, kann man sie Gebildeten kaum als Lektüre empfehlen; werden sie aber besser redigiert, so werden unsere überzeugten Katholiken von selbst darnach greifen."

Über „Das Oberammergauer Passionsspiel", das bekanntlich in diesem Sommer wieder zur Aufführung kommt, plaudert Marie Übelacker in derselben Zeitschrift (VII, Nr. 1). Seit im Jahre 1634 ein frommes Gelöbnis zur Abwendung der Pest den Anlaß zu dem Spiele gab, werden in regelmäßigen Zwischenräumen von einem Jahrzehnt Leiden und Tod des Heilandes von den Einwohnern des Dorfes Oberammergau dramatisch dargestellt. Durch zwei Jahrhunderte hindurch war nach mittelalterlicher Sitte der Friedhof der Schauplatz des Spieles, erst 1830 wurde außerhalb des Dorfes ein eigenes Passionstheater errichtet, das seither wiederholt umgebaut und vergrößert wurde. Dennoch mußten die Zuschauer bis zum Jahre 1900 unter freiem Himmel sitzen, jetzt aber sind sie durch eine 4000 Personen fassende Riesenhalle vor den Unbilden der Witterung geschützt. Die Vorderbühne, auf welcher der die lebenden Bilder erklärende Chor der Schutzgeister erscheint und die Volksszenen sich abspielen, ist ebenso wie die beiden in den Hintergrund führenden Gassen unbedeckt, die Mittelbühne dagegen, die als Schauplatz der lebenden Bilder und der in Innenräumen spielenden Szenen dient, ist überdacht Die Garderoberäume sind für 300 Mitwirkende berechnet; in ihnen werden alle die Kostüme aufbewahrt, an deren Renovierung und Ergänzung nun schon seit Monaten gearbeitet wird. „Mit selten feinem künstlerischen Geschmacke sind die Farben gewählt und zusammengestellt. Da gibt es keine Nachtfarben, keinen Theaterflitter, denn alle diese Gewänder müssen vor den Augen Kunstverständiger, aus allen Ländern herbeigereister Zuschauer im vollen Tageslichte bestehen und sind jeder Witterung ausgesetzt." Aus demselben Grunde dürfen die Darsteller weder Schminke und Puder noch falsche Bärte und Perücken tragen und müssen monatelang vor der Spielzeit Haar und Bart ihrer Rolle gemäß wachsen lassen. Lang und lockig fällt das kastanienbraune, in der Mitte gescheitelte Haar schon jetzt auf die Schultern des diesjährigen Christusdarstellers, des Töpfermeisters Anton Lang, der bereits vor zehn Jahren seine große Aufgabe so schön und würdig löste, daß die begeisterten Zuschauer ihn in oft übertriebener Weise feierten und verhätschelten; seine Bescheidenheit und Herzensgüte ließen ihn die Huldigungen ohne alle Eigendünkel hinnehmen. Seine Frau verfügt über eine bedeutende Sangesgabe und wirkt im Chor der Schutzgeister mit, in dem ihr Vater, Jakob Rutz, schon seit drei Jahrzehnten den Chorführer singt. Zur Darstellerin der heiligen Maria wurde diesmal Ottilie Zwink ausersehen, eine Tochter des jetzigen „Judas" Johannes Zwink, der in seinen Jünglingsjahren mit großer Sanftmut und Milde den Lieblingsjünger Johannes darstellte. Einer der begabtesten und bewährtesten Passionsspieler ist der alte Pfarrmesner und Kruzifixschnitzer Sebastian Lang, eine hohe, stattliche Erscheinung mit ausdrucksvollen Zügen und machtvollem Organ: mit 17 Jahren spielte er den Pilatusdiener, dann zweimal den Priester Nathanael, einmal den Kaiphas und nun ist ihm die Rolle des Hohenpriesters Annas anvertraut. — Der erste Passionstext, der noch vor den regelmäßigen Aufführungen entstanden sein muß, erfuhr im Laufe der Jahrhunderte mehrfache Umgestaltungen, bis ihn der Benediktiner Ottmar Weiß aus dem Kloster Ettal zu Anfang des 19. Jahrhunderts einer gründlichen Überarbeitung unterzog.

Sein Schüler Alois Daisenberger, 1845 bis 1883 Pfarrer in Oberammergau, widmete sich mit Eifer und Liebe der weiteren Ausgestaltung des Textes und der Leitung der Spiele. Der Komponist der Passionsmusik, Rochus Dedler, ist gleich den beiden Vorgenannten ein Kind der Oberammergauer Berge. Die Bewohner des Dorfes sind Maler, Schnitzer, Bildhauer und Handwerker, die außer ihrem Berufsgewerbe einen eigenen kleinen Landbesitz zu versehen haben; trotzdem benutzen sie jahrelang jede freie Stunde zum Lernen der Rollen, zum Proben und zu den Aufführungen im Übungstheater, wo unter der energischen Leitung des Direktors L. Lang teils religiöse, teils profane Stücke zur Darstellung gelangen. Ihre Aufgabe ist nicht leicht, müssen sie doch mit ihren Leistungen einem zum Teil sehr verwöhnten Publikum aus allen Weltgegenden genügen und zugleich zur Erbauung des kindlich gläubigen Bäuerleins beitragen. Außer den künstlerischen Vorbereitungen müssen natürlich auch materielle getroffen werden: die zahllosen Fremden müssen doch bequem untergebracht und gut verköstigt werden. Die Aufführungen dauern von 8 Uhr morgens bis 5½ Uhr abends, mit 1½stündiger Mittagspause, in dieser Pause aber strömen die Scharen der Zuschauer in die Gasthöfe und Privathäuser zu eiliger Mahlzeit; da muß denn so manche Oberammergauerin, die eben noch als „Schutzgeist" fungierte oder im lebenden Bilde wirkte, ihr Kostüm ablegen und im Alltagskleid für das leibliche Wohl der Gäste Sorge tragen. — Die diesjährigen Spiele beginnen am 11. Mai.

Das Wirken der „Buchdruckerei des Jesuitenkollegiums in Wien (1559—1565)" schildert Bibliothekar M. Grolig in den „Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen" (XIII, Heft 2/3), Diese Druckerei wurde 1559, zur selben Zeit wie die Offizin im Jesuitenkolleg zu Rom, von dem Rektor des Kollegs P. Johann Viktoria eingerichtet, und zwar auf Anregung des Kaisers Ferdinand I., der ihr eine jährliche Subvention von 300 Talern zusicherte. Die Ordensobern in Rom waren mit der Gründung der Wiener Offizin nicht ganz einverstanden, da sie Schwierigkeiten mancherlei Art voraussahen, begnügten sich jedoch schließlich mit der Ermahnung, kein Buch zu veröffentlichen, bevor es in Rom vorgelegt worden. Unterstützungen durch einzelne Bischöfe sowie ein kaiserliches Privileg, das die Offizin vor Nachdruck schützte, schienen anfangs die Befürchtungen der Obern zunichte zu machen: nach dem ersten Erzeugnis der Druckerei, einem Hirtenbrief des Bischofs von Fünfkirchen Georg Draskovič (nur noch in einem, in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Exemplar nachweisbar), gingen in den Jahren 1559—1565 aus ihr hervor: der kleine Katechismus des Canisius, der in der ersten Ausgabe ebenfalls nur mehr in dem einzigen Exemplar der Wiener Hofbibliothek bekannt ist, während von einer zweiten, 1561 erschienenen Ausgabe ein Exemplar sich im Besitze des Prämonstratenserstiftes Strahow in Prag befindet; verschiedene Thesenzettel; eine griechische Ausgabe der ersten Philippika des Demosthenes; eine lateinische Ausgabe der Exercitia spiritualia von Loyola (die erste in deutschen Landen gedruckte Ausgabe); mehrere Schulschriften und Erbauungsbücher und als eines der interessantesten Stücke ein Personalkatalog als Anhang zu den Assertiones trium linguarum (1561). C. Sommervogel S. J. hatte, so erzählt Grolig, Gelegenheit, „dieses, wohl als Unikum zu bezeichnende Druckwerk mit zwei anderen Thesenzetteln desselben Ursprungs bei einem Antiquar in Rom zum Preise von je 1 Francs zu erwerben, und widmete diesen Blättern eine anziehende Monographie, die ihrerseits wiederum auch eine Rarität geworden

ist, da sie als Privatdruck in ganz kleiner Auflage erschienen ist. Sommervogel hat diesen, fünf Quartblätter umfassenden Personalkatalog der Kollegien in Rom und Wien im Faksimile reproduziert und mit ausführlichen Erläuterungen versehen." Zu nennen ist auch noch eine aus der Druckerei hervorgegangene Ausgabe der Nachfolge Christi, auf deren Titel Johannes Gerson als Verfasser genannt wird, während sich am Ende des Buches der Vermerk findet: »Quamvis libellus dicatur Johannis Gersonis: author tamen ipsius fuit Thomas de Kempis.« — Schon 1563 hatte die Druckerei mit Schwierigkeiten zu kämpfen und diese Schwierigkeiten mehrten sich, als im folgenden Jahre mit dem Tode Kaiser Ferdinands die Subvention aufhörte. Dazu kam noch, daß 1565 auf Verlangen der Stände das Konvikthaus gesperrt wurde, womit sowohl die materielle Existenz der Offizin in Frage gestellt, als auch ihr sonstiger Zweck illusorisch gemacht wurde. Der letzte nachweisbare Druck ist ein Thesenzettel aus dem Jahre 1565; nach dieser Zeit scheint die Druckerei nicht mehr benutzt worden zu sein, bis sie 1577 an den Generalvikar Telegdi zu Tyrnau in Ungarn um 500 Gulden verkauft wurde. Laut Bericht des P. Maggio an den General wurden von dieser Summe 400 Gulden für die Bibliothek und 100 Gulden für eine Pestbaracke verwendet. — Der neue Besitzer stellte die Druckerei in seinem Hause auf und benutzte sie zum Drucken seiner eigenen Schriften, 1615 aber kam sie durch den Graner Erzbischof Franz Forgach an das Tyrnauer Jesuitenkollegium, aus dem während der nächsten zwei Jahrhunderte zahlreiche Drucke hervorgegangen sind.

Was „Grillparzer und Wien" einander waren und sind, untersucht August Sauer in der „Österreichischen Rundschau" (Bd. XXII, Heft 2) in einem Aufsatze, der der Einleitung zu dem ersten Bande der demnächst erscheinenden, von der Stadt Wien herausgegebenen Grillparzerausgabe entnommen ist. Für seine Vaterstadt bedeute Grillparzer weit mehr als für die Weltliteratur, in der er als einer der größten dramatischen Dichter aller Zeiten und Völker gilt, und für die deutsche Literatur, in der ihm der Ehrenplatz in nächster Nähe der großen Weimarer angewiesen ist. Er ist der größte Dichter, den Wien, den Österreich im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat. „Uns, seinen Landsleuten und Mitbürgern, erscheint er als der Gipfel einer reichen Kulturentwicklung, deren Wurzeln weit in die Renaissancezeit sich verlieren und die in den Stürmen der Achtundvierzigerrevolution in Trümmer sank. Er erscheint uns als der Neubegründer der deutschen Literatur in Österreich, als der Schöpfer unseres geistigen Lebens, als der erste Vertreter österreichischen Geistes." Sauer führt des weiteren aus, wie Grillparzer, obzwar er die Weimarer Kultur und Kunst erfolgreich auf den Wiener Boden verpflanzte, seine und seines Landes Eigenart bewahrte und, nach seinen eigenen Worten, „Stocköstereicher" blieb, in der Literatur die österreichischen Landschaften zur Geltung brachte und eine österreichische Dichterschule begründete: alle späteren österreichischen Dichter haben sich an ihm geschult, von seinem Muster gelernt, ihn als Vorbild verehrt. Seine Menschen sind echte Österreicher, Habsburger, Wiener. „Er kennt Land und Leute seiner Heimat besser als jeder andere; er schöpft aus dem reichen Sagenborn der österreichischen Provinzen, er ist in der österreichischen Geschichte zu Hause wie ein zünftiger Historiker. Seine drei vaterländischen Dramen schließen sich zu der glänzendsten Darstellung der Geschichte Österreichs zusammen." Nach seinen Zeitgenossen zeichnete er die Gestalten seiner Phantasie; aus dem Herrscherhause, aus dem Adel wie aus dem Bürgertum wählte er seine Charakter-

bilder. Früher als alle Staatsmänner erkannte er in der Nationalitätenfrage das eigentliche österreichische Problem. „Niemand hat die Tschechen und die Ungarn richtiger und treffender charakterisiert als er. Und es war ein Triumph seiner Dichtung, daß sich diese Nationen, wenn auch widerwillig, frühzeitig seiner Größe beugen mußten. Kaum in eine andere Sprache sind seine Dramen so oft übersetzt worden als ins Ungarische und ins Tschechische.“ Grillparzers Schicksal, seine Vorzüge und seine Fehler sind typisch für Generationen von Österreichern vor und nach ihm; obgleich er sich zuweilen in Österreich wie ein armer Fremdling vorkam, liebte er sein Vaterland über alles und war stolz darauf, nie eine Zeile jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle in Druck gegeben zu haben. Und was für das Vaterland gilt, hat noch höhere Geltung für die Vaterstadt, für Wien, dessen „höchstes Wahrzeichen, sichtbar in die weitesten Fernen“, er geworden ist. Er selbst hat sich einen alten, treuen Wiener genannt und aus wienerischer Bodenständigkeit sein Wesen erklärt. „Die merkwürdige Vereinigung von düsterer Schwermut und frischer Heiterkeit, von Todessehnsucht und tollstem Lebensübermut, die den Wiener Walzer charakterisiert, lebt auch in Grillparzers Werken, nur sind die Elemente anders gemischt als bei Schubert, als bei Lanner und Strauß.“ Besonders sind seine Frauengestalten, mögen sie was immer für ein Gewand tragen, urechte Wienerinnen mit all dem eigenen, undefinierbaren Charme, der den Frauen der Kaiserstadt an der Donau anhaftet. Und auch sonst — in Sprache und in landschaftlicher Schilderung — stoßen wir in seinen Werken allüberall auf Wienerisches, auf die stille Schönheit Altwiens im Rahmen seiner Basteien und Glacis, auf die Wiener Luft, die vom Kahlenberge herüberweht. So zollt die Stadt Wien denn nur einen Tribut der Dankbarkeit, die sie ihrem größten Sohne schuldet, wenn sie nun daran geht, die großangelegte Ausgabe seiner Werke zu veranstalten, zugleich die erste Gesamtausgabe von Grillparzers Werken, die in Österreich erscheint.

Zum ersten Mal seit Erschaffung der Welt, so wird den „Katholischen Missionen“ (1909, Dezember) aus Rußland geschrieben, durfte ein katholischer Bischof den Boden Sibiriens betreten: Dr. Johannes Cieplak, Suffraganbischof von Mohilew, unternahm im Frühling und Sommer 1909 von Petersburg aus eine Visitationsreise durch die sibirischen Gemeinden. Um den 80.000 Katholiken des Riesenlandes möglichst ausgiebige geistliche Hilfe zu bringen, wählte er zu seinen Begleitern fünf Geistliche, von welchen alle der russischen und polnischen und wenigstens je einer auch der deutschen, lettischen und litauischen Sprache mächtig waren. Die russische Regierung hatte für die ganze Reise einen besonderen Waggon I. Klasse zur Verfügung gestellt, was um so wertvoller war, als viele der sibirischen Katholiken, die weit im Lande verstreut wohnen, den Bischof nur im Waggon sprechen konnten. So kam es mehr als einmal vor, daß in diesem Waggon gepredigt, Beicht gehört, ja selbst die heilige Messe gelesen, die heilige Kommunion gespendet und gefirmt wurde. Einzelne von der Bahnlinie sehr entfernte Gemeinden wurden im „Tarantaß“, einem nicht allzu bequemen russischen Fuhrwerk, aufgesucht, zu andern gelangte man auf Wasserwegen. Das Endziel der Reise war die Insel Sachalin, auf der zirka 500 Katholiken leben; sie besitzen zwar ein bescheidenes Kirchlein, aber keinen Priester. Alle zwei Jahre höchstens besucht sie ein Geistlicher vom Festlande. In Wladiwostok legte der Bischof den Grundstein zu einer zweiten Kirche, in vielen anderen Orten wurden Kirchen und Kapellen begründet oder konsekriert. Bei Omsk stellten sich dem Bischof Abgesandte von zwei katholischen deutschen

Kolonien vor und flehten unter Tränen um einen Geistlichen: Kirche und Pfarrhaus stehen fertig da, auch Gehalt und Pfarrland sind bereit, aber infolge des schrecklichen Priestermangels sind die Gemeinden immer noch ohne Seelsorger. Ebenso steht es an manchen anderen Orten, und Abhilfe ist schwer zu schaffen, da der russische Kultusminister der Berufung von Priestern aus Deutschland Schwierigkeiten in den Weg legt. Die kleinliche Reglementierungssucht der russischen Beamten verursachte Bischof Cieplak wiederholt Unannehmlichkeiten. In Irkutsk zum Beispiel wurde das Verlesen der zuvor behördlich zensurierten Begrüßungsadresse der Katholiken verboten; in anderen Städten nahm man den Katholiken das Versprechen ab, daß während der bischöflichen Visitation keine revolutionären Lieder gesungen und nur Gebetbücher verteilt würden. — Auf dem Rückwege berührte der Bischof Moskau, wo seit dem Jahre 1892 keine Visitation stattgefunden hatte. Mehrere Tausende von Katholiken waren zum Empfang ihres hochwürdigsten Oberhirten am Bahnhofe erschienen und fast eine Stunde dauerte es, bis der Bischof sich zu dem ihn erwartenden Galawagen durchdrängen konnte. „Zahlreiche Gläubige folgten dem bischöflichen Wagen den ganzen langen Weg bis zur Kirche trotz der bereits empfindlichen Abendkühle barhäuptig; von den vorüberfahrenden elektrischen Wagen ertönten ununterbrochen freudige Zurufe." Bischof Cieplak blieb acht Tage in Moskau, spendete fast täglich zweimal das Sakrament der heiligen Firmung und gewann durch seine Leutseligkeit alle Herzen in so hohem Grade, daß die nichtkatholischen Russen aus dem Staunen nicht herauskamen. „Seht!" riefen sie ganz verdutzt, „man kann sich ihm nähern!" denn die Würdenträger der russischen Staatskirche benehmen sich leider oft als höhere, unnahbare Wesen. — Am 4. Oktober nahm der Bischof Abschied von den getreuen Katholiken Moskaus und trat die Heimreise nach Petersburg an.

Das nächste Heft der „Katholischen Missionen" (1910, Januar) enthält einige interessante Abbildungen von Teilen der großen chinesischen Mauer und dazu Notizen über Entstehung, Beschaffenheit und jetzigen Zustand dieses merkwürdigen Bauwerkes, eines der gewaltigsten, welches die Menschengeschichte kennt, das aber heute nur noch ein Schatten seiner einstigen Pracht ist. Die Mauer bildet einen Zickzackbogen in der Länge von 2000 Kilometern, durchläuft die Ebene, klettert über die Grenzgebirge bis zu einer Höhe von 1200 Metern, wird an manchen Stellen durch parallele Doppelmauern verstärkt und scheint ursprünglich auf ihrer ganzen Länge mit Zinnen, Brustwehren, Wacht- und Festungstürmen befestigt gewesen zu sein. Mächtige Tore lassen hier und dort die Passage offen und dienten oder dienen auch jetzt noch als Zollstationen. Die Dicke des Gemäuers beträgt am Fundamente 7, am Scheitel 4 Meter, die Höhe wechselt: in der Ebene, zumal in Schluchten, erreicht sie 10, auf Bergen nur 5 Meter. Der Unterbau besteht aus behauenen Granitquadern, der obere Teil aus grauen Ziegelsteinen, von denen der einzelne eine Größe von 15×12 Zentimetern hat und zirka 15 französische Pfund wiegt. Als Erbauer des mächtigen Mauerwerkes gilt der Kaiser Sche-hoang-ti (246—209 v. Chr.), ein grausamer Despot, der seiner Macht und Größe durch diesen Bau Ausdruck geben und zugleich sein Land vor den mongolischen Nachbarn im Norden schützen wollte. Ein Drittel der Bewohner des Landes wurden zu der Bauarbeit gezwungen; die Steine sollten so fest gefügt sein, daß kein Nagel durch eine Fuge getrieben werden konnte, wofür die Baumeister unter Todesstrafe haften mußten; die mit Zinnen versehene Mauerhöhe sollte so breit sein, das sieben bis acht Reiter nebeneinander darüber hinjagen konnten. Es heißt, daß der Wunderbau in nur fünf Jahren

vollendet wurde und daß Sche-hoang-ti, stolz auf sein Werk, alle Bücher und Annalen des Reiches verbrennen ließ, damit die Taten seiner Vorfahren vergessen würden und sein Ruhm allein fortlebe. Im 18. Jahrhundert war die Mauer noch sehr gut erhalten, so daß der Jesuit Attiret, der sie 1754 passierte, sie als eines der schönsten Bauwerke der Welt bezeichnete. Heute ist sie in ihrem westlichen Teile fast ganz zerfallen, während der östliche noch in recht gutem Zustande ist. Eine strategische Bedeutung kann ihr natürlich längst nicht mehr zugeschrieben werden, trotz der kleinen Garnisonen, die an den wichtigsten Pässen und Zollstätten liegen.

Gegen die materialistische Auffassung der Menschennatur durch die heutigen Ärzte wendet sich Dr. med. Robert **Stäger** in der erst kürzlich begründeten, reichhaltigen und empfehlenswerten Monatschrift „**Pharus**"[1]) (I, Heft 1: „**Das pädagogische Element in der Psychotherapie**"). Für die Medizin ist der Mensch nur noch „ein naturwissenschaftliches Objekt, eine etwas komplizierte Maschine, eine chemische Retorte, in der sich nach mathematischen Gesetzen die Elemente verbinden und trennen". Diese Auffassung der Gelehrten müssen die Kranken, muß das ganze Volk entgelten! Auf den rein technischen Gebieten der Chirurgie und der Geburtshilfe konnte sich die auf Materialismus gestützte Medizin Erfolge sichern, nicht aber in der internen Therapie, wo sie einem Sonntagsjäger gleicht, dem das Wild zwischen den Beinen hindurch entwischt. Der rechte Arzt darf bei der Behandlung des Körpers nie die Seele ignorieren; er muß sich auf die Psychotherapie verstehen, das heißt auf die kluge, erzieherische Beeinflußung der Psyche, die Orthopädie des Willens. Die Wissenschaft beginnt zwar erst allmählich den Einfluß der Psyche auf verschiedene Krankheiten des Körpers zu erkennen, hat aber bei gewissen Nervenleiden in dieser Hinsicht schon bedeutende Erfahrungen gemacht. Neurasthenie — ein Wort, das ein amerikanischer Arzt für das tausendfältige Symptomenbild der heutigen Nervosität erfunden hat — wird mit „Nervenschwäche" übersetzt; richtiger wäre es, „Charakterschwäche" zu sagen, so wie Hysterie „potenzierte Charakterschwäche" ist. Die Schuld an beiden Krankheitserscheinungen schiebt Dr. Stäger zum Teil auf die heutige Erziehung oder richtiger Verziehung und Verweichlichung, die den jungen Menschen widerstandslos macht gegen die Versuchung wie gegen jedes kleine körperliche Unbehagen. Daher ist auch das einzige wirksame Mittel dagegen, den Schwächling, und sei er auch schon ein Greis, neu zu erziehen. Der vernünftige Arzt wird ihn vor allem auf das Übertriebene und Phantastische in seinen Krankheitsempfindungen aufmerksam machen, dann an seine Willenskraft und Selbstbeherrschung appellieren und ihm klar legen, daß er seine vermeintlichen Leiden gar nicht fühlen wird, wenn er ihnen keine Beachtung schenkt. Der **gläubige** Arzt aber wird hierbei nicht stehen bleiben, sondern die Erziehung des Willens in den Dienst der Religion stellen. „Erst dann hat es einen Sinn, seiner kleinen Leiden nicht mehr zu achten, beziehungsweise sie frohgemut zu tragen, wenn wir sie auf Zinsen legen. Erst diese Geistesverfassung, wenn sie recht und tief ist, gibt die Gewähr für eine dauernde Heilung der Nervosität. Sie könnte ebenso gut prophylaktisch wirken, wenn sie in der Schule und zu Hause nach alter Vätersitte geübt würde." Wenn die Selbstüberwindung nicht in den Dienst der Religion gestellt wird, kann das Unterdrücken eines Unbehagens einer Steigerung des nervösen Zustandes gleichkommen; daher müssen

[1]) **Pharus**. Katholische Monatschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik. Herausgegeben von Ludwig **Auer**, Donauwörth.

alle bloß rationalistischen Heilbestrebungen auf die Dauer scheitern. Der Verfasser ermahnt zum Schlusse die christlichen Ärzte, dies zu bedenken und daraus zu erkennen, welch eine Perspektive segensvollster Wirksamkeit sich hier vor ihnen eröffnet. — Im selben Heft gibt P. Johann Sternaux, S. J., einige Notizen über „Das katholische Schulwesen in Belgien", dem der belgische Episkopat seit je seine Hauptsorge zuwendet. Die katholische Bevölkerung unterstützt ihn darin so gut, daß mit der Zeit Hunderte katholischer Erziehungs- und Unterrichtsanstalten entstehen konnten. „Von der ersten Schulbank an bis in den Hörsaal der Universität kann der pflichtgetreue Belgier in echt katholischer Atmosphäre leben." Was die Volksschulen anbetrifft, so unterscheidet man Gemeinde-, Pfarr-, Privat- und Klosterschulen, von denen die letzteren sehr zahlreich sind. Die Kongregation der „Brüder der christlichen Schule" zum Beispiel leitet 106 Knabenschulen mit zusammen mehr als 23.000 Schülern. Diese Schulen werden vom Staate unterstützt und stehen daher unter staatlicher Aufsicht. Außerdem gibt es eine ganze Reihe von höheren Schulen sowohl für Knaben als für Mädchen, meist unter der Direktion von Ordensleuten. In mehreren Diözesen sowie in verschiedenen Religionsgenossenschaften finden sich Lehrerbildungsanstalten, deren Zöglinge vor einer Regierungskommission ihre Reifeprüfung ablegen. Die „Brüder der christlichen Schule" leiten auch ein Mittelschullehrerseminar mit einem zweijährigen Kursus. Zu erwähnen sind auch noch die Sonntagsschulen, die Abendschulen für Erwachsene, die Zeichen- und Gewerbeschulen, die fast alle unter der Aufsicht von Geistlichen stehen. Ebenso bestehen in Belgien zahlreiche katholische Gymnasien und Realschulen, die teils bischöflich, teils in den Händen von Ordensleuten sind und sich eines sehr regen Besuches erfreuen; auch an niederen und höheren katholischen Handelsschulen fehlt es nicht. Für die katholisch-akademische Bildung sorgen die Akademien von Namur und Brüssel, während der Doktorhut selbst nur von der Universität Löwen verliehen werden darf.

In einem Artikel, den Dr. Karl Sonnenschein der Schriftstellerin Elisabeth Gnauck-Kühne, die besonders auf sozialwissenschaftlichem Gebiete Hervorragendes leistet, zur Vollendung ihres 60. Lebensjahres widmet („Die christliche Frau", VIII, Heft 4), findet sich die folgende schöne Stelle: „Eine Persönlichkeit mit so starkem Volksempfinden fand auf ihrem Wege naturgemäß die katholische Kirche, und so ist Elisabeth Gnauck-Kühne Konvertitin geworden. Nirgends ist das Verständnis für das Volkstum ein so klares wie im Katholizismus. Er hat für den ganzen Menschen Blick, für seine leiblichen und seelischen Bedürfnisse, für sein Gemüt und seine Phantasie. Unser Gottesdienst ist nicht Anstrengung, sondern Erquickung, unsere Kirche ist nicht öde Mauer, sondern Farbe, Weihrauch, Licht und Frühlingsglanz. In ihr hat Platz die Madonnenverehrung und das Schutzengelgebet, der Armenseelentag und die ewige Lampe. Auch der Einsamste, der Ungebildetste, der Handarbeitende findet dort seine Heimat und seinen berechtigten Platz. Im Dienste dieser Kirche wird das Weib voller gewertet als sonst irgendwo, und auch der unverheirateten Frau bietet sie prinzipiell weiteste Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Veranlagung und ihres Lebenszieles. Diese Eigenschaften der Kirche dienten der Volksfreundin und der Sucherin nach Lösung der Frauenfrage als zweifacher Wegweiser: die Schülerin Stöckers und Schmollers kehrte zu uns zurück. Sie war uns willkommen und weiß auch heute noch, daß wir uns ihrer Begleitung und ihrer Tüchtigkeit freuen."

„Innere Mission und die beiden Hauptkonfessionen in der

Gegenwart" unterzieht Stadtpfarrer Julius Schiller in der protestantischen Monatschrift „Die innere Mission im evangelischen Deutschland" (1909, Heft 9) einem Vergleiche. Nachdem er von der „lodernden Brandfackel des konfessionellen Parteikampfes", der mit jedem Tage heftiger werde, gesprochen, weist er auf die vielseitigen Gebiete der inneren Mission hin, auf denen Einheit und Einigkeit herrschen, und erzählt seinen protestantischen Glaubensgenossen sodann einiges von der „weitverzweigten Liebestätigkeit der katholischen Kirche". Die Caritas der deutschen Katholiken ist seiner Meinung nach teils französischen Ursprungs, teils folge sie dem Vorbild protestantischer Einrichtungen in Deutschland, während andrerseits der deutsche Protestantismus von dem Organisationstalent der katholischen Kirche manches lernen könne. Er erwähnt die Stiftung der Kongregation der Damen vom heiligsten Herzen Jesu, die so viel für die Hebung des Mädchenschulwesens getan, lobt die „kleinen Schwestern der Armen", die in Paris allein 27.000 Greise und Greisinnen unterhalten konnten, gedenkt der segensreichen Tätigkeit des Vinzenz- und des Bonifaziusvereines sowie der katholischen Gesellenvereine und kommt schließlich auf die barmherzigen Schwestern, „die Krone aller Vereine", und auf den Caritasverband zu sprechen. Im Jahre 1880 seien in Deutschland mehr Diakonissinnen als barmherzige Schwestern gewesen, seit 1885 aber habe sich das Verhältnis immer mehr zugunsten der katholischen Schwestern verschoben. Der Caritasverband entfalte besonders in Berlin eine große Rührigkeit: über 100 von ihm ausgebildete Schwestern widmen sich dort der ambulanten Krankenpflege, über 100 sogenannte Schutzdamen ermitteln gute Pflegestellen für Mädchen und üben ständige Kontrolle. „Wer nicht voreingenommen ist", schreibt Pfarrer Schiller, „wird gern alle die Barmherzigkeitsveranstaltungen der katholischen Kirche anerkennen, die — wenn auch zunächst katholischen Gliedern — doch dem ganzen Volke zugute kommen." Er ermahnt schließlich zum Zusammenwirken von Katholiken und Protestanten auf einzelnen Gebieten der inneren Mission, wobei freilich das religiös-sittliche Moment keinerlei Abschwächung erfahren dürfe; Art und Charakter der katholischen Liebestätigkeit sei nun einmal anders beschaffen und anders gerichtet als die protestantische; das sei jedoch kein Hinderungsgrund, sich bei gewissen Arbeiten die Hände zu reichen.

Auf einen Landsmann, dessen Name in der engeren Heimat nicht allzu oft genannt wird, während ihn in Skandinavien und Dänemark jeder Gebildete, auf Island sogar jeder Ungebildete kennt, auf Regierungsrat J. C. Poestion lenkt Max Morold im „Heimgarten" (XXXIV, Heft 4) die Aufmerksamkeit der Mitwelt. Er nennt den stillen Gelehrten, der seit Jahrzehnten Zeit, Geld und Kraft mühevollen, in der Heimat kaum anerkannten Studien opfert, „eine bedeutende, interessante und schlechthin unvergleichliche Erscheinung". Poestion ist französischer Abstammung. Sein Urgroßvater, Maler in Paris, wanderte während der großen Revolution nach Österreich aus und ließ sich in Linz nieder. Dessen Sohn wurde Salinenbeamter zu Aussee in Steiermark, wo Josef Calasanz Poestion, der Islandforscher, am 7. Juni 1853 das Licht der Welt erblickte. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, absolvierte er im Grazer fürstbischöflichen Seminar sieben Gymnasialklassen, ging dann an das Staatsgymnasium über und widmete sich schließlich an den Universitäten Graz und Wien philologischen und germanistischen Studien. Seit 1886 steht er im österreichischen Staatsdienste, und zwar seit 1891 als Vorstand der Bibliothek im Ministerium des Innern, deren Leistungsfähigkeit

sich unter seiner Leitung in beträchtlichem Maße gehoben hat. „Wahrlich, er hat es sich selbst, seinen Leistungen und Erfolgen zuzuschreiben, wenn ihn die Regierung hauptsächlich als verdienten Beamten und ausgezeichneten Bibliotheksfachmann kennt und schätzt und darüber seine literarische Bedeutung ein wenig aus den Augen verloren hat." Seine Mußestunden aber gehörten in all den Jahren jenen Arbeiten, die ihn im Auslande berühmt gemacht haben. Morold zählt Poestions zahlreiche, der Erforschung nordischer Länder und Sprachen gewidmete Werke auf, würdigt seine Übersetzungskunst, führt die überaus günstigen Urteile an, die seinen Arbeiten von den skandinavischen und isländischen Gelehrten zuteil wurden und heute noch werden, schildert die Huldigungen und Ehrungen, mit denen das isländische Volk den bescheidenen Gelehrten bedachte, als er im Sommer 1906 endlich die Insel betreten konnte, die er im Geiste schon so oft durchwandert und durchforscht hatte, und schließt mit den bewundernden Worten: „Fürwahr, ein seltener Idealist, unser Poestion, der nun aber doch auch zum Propheten im Vaterlande werden sollte!"

Der Monistenbund hat kürzlich die Forderung aufgestellt, daß eine „glaubensfreie Eidesformel", das heißt eine Formel, in welcher der Name Gottes nicht vorkommt, eingeführt werde. In der protestantischen Monatsschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" (1909, Heft 12) zitiert Professor Dr. Hermann Muchau ein hierauf bezügliches Schreiben eines Richters an das „Geraer Tagblatt", durch welches das Sprichwort „Juristen sind schlechte Christen" Lügen gestraft wird. „Liegt in diesem Kampf gegen den Gottesnamen nicht eine gewisse Angst, es könnte doch einen Gott geben, verbunden mit dem Bestreben, an eine so peinliche Frage nicht einmal erinnert zu werden?" fragt der Briefschreiber, um dann auf die Unduldsamkeit der Monisten hinzuweisen, die sich nicht mit der unangefochtenen Betätigung der eigenen Ansichten begnügen, sondern mit aller Gewalt die eigene Gottlosigkeit der Allgemeinheit aufzwingen wollen. Wenn man sich mit der einfachen Eidesfassung „Ich schwöre es", unter gänzlicher Ausschaltung des Namens Gottes, begnügt, stellt man sich — so führt jener Jurist weiter aus — im Falle eines Meineides nur unter die Strafe des irdischen Richters, die doch nur dann in Anwendung kommen kann, wenn der Meineid zu beweisen ist. Daher wird mancher Schwörende, falls er vor einer Überführung sicher ist, bei einer ihm persönlich vorteilhaften Eidesleistung unbedenklich zum Falscheid schreiten; „mit der Ausschaltung des Namens Gottes nimmt man also dem Eide seine Kraft, seine Geltung, seine Beweiskraft."

In derselben Zeitschrift war vor einiger Zeit behauptet worden (1909, Heft 10: „Die Angst vor der Bibel"), die Gesellschaft des heiligen Hieronymus, die sich die Verbreitung des Neuen Testaments in italienischer Sprache zur Aufgabe gemacht hat, habe vom Papst die Weisung erhalten, die Übersetzung weiterer Bücher des Neuen Testaments aufzugeben. Daraufhin habe der Herausgeber der Evangelien, P. Genochi, die Erklärung veröffentlicht, „aus Mangel an Mitteln" müsse die Gesellschaft ihre Arbeit einstellen. Demgegenüber konstatiert „Der Katholik" (1909, Heft 12), daß nur die Verbreitung einer Volksausgabe der Evangelien und der Apostelgeschichte „mit Noten à la Loisy" — offenbar ein Mißgriff des Vorstandes der Gesellschaft — von der kirchlichen Behörde inhibiert wurde. Im übrigen wirkt die Società di S. Girolamo nach wie vor und der Heilige Vater denkt nicht daran, ihr irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder sein oft zitiertes

Wort von dem Erwecken des wahren und reinen christlichen Gewissens durch die Verbreitung des Neuen Testaments zurückzunehmen. Um die Tätigkeit der Gesellschaft noch zu ergänzen, werden in Rom an Sonn- und Feiertagen durch junge Leute vom Circolo di S. Pietro die Perikopen gratis verteilt.

Auf die soziale Bedeutung eines Kontaktes zwischen gebildeter Jugend und arbeitender Jugend macht ein kleiner Artikel im „Hochland" (VII, Heft 4: „Die sozialstudentische Bewegung" von m. v.) aufmerksam, dabei mit Anerkennung der Bestrebungen gedenkend, die das vor zwei Jahren errichtete Sekretariat sozialer Studentenarbeit in München-Gladbach teils erst ins Leben gerufen, teils gefördert hat. Die diesen Bestrebungen zugrundeliegende Idee ist: Menschen, die nie oder nur im dienstlichen Verhältnis zusammenkommen, lernen sich nicht lieben, werden zu Kasten, kennen sich nicht. Dienstboten, Arbeiter, Subalterne bilden die eine Masse, in der sich Haß, — Arbeitgeber und Herren die andere, in der sich Hochmut ansammelt. Dieser unerfreuliche Zustand kann nur durch die Schaffung großer Berührungsflächen beseitigt, die Kluft zwischen den einzelnen Ständen nur durch die Gemeinsamkeit steigender Bildung überbrückt werden. Das zustande zu bringen hat sich ein großer Teil der katholischen wie der akatholischen akademischen Jugend zur Aufgabe gemacht. Es bestehen bereits über hundert „soziale Ferienvereinigungen", die das Besichtigungs- und Vortragswesen pflegen, um ihre Mitglieder mit den verschiedenen Formen des Gewerbe- und Handwerkswesens, der Technik, der Kommunalverwaltung ꝛc. bekanntzumachen. Dazu kommt die Mithilfe im Vinzenzverein, die Teilnahme an den Arbeiter- und Gesellenvereinen, den Gewerkschaften, am Bibliothekswesen, an Volksbildungsabenden und geselligen Zusammenkünften der arbeitenden Jugend. Auch die sogenannte Gemeinschaftsarbeit ist bereits einigemal versucht worden: je 10 bis 15 Studenten wohnten 10 Tage lang in Gesellenhäusern in direktem Verkehr mit den jungen Handwerkern. Wanderausstellungen sollen den Kunstsinn im Volke beleben, ja sogar als Bücherverkäufer in Jahrmarktsbuden haben die Studenten sich bereits erfolgreich versucht. Daneben geht gemeinsames Studium in kleineren oder größeren Studienzirkeln. — In England und Amerika wird diese Art sozialer Arbeit durch die Mithilfe gebildeter Frauen gefördert; in den romanischen Ländern bewirkt das feurige Volksnaturell ihren schnelleren Gang, in Deutschland geht sie „langsam, zögernd, aber auf der sicheren Basis der Kleinarbeit" vor sich. — Hinzugefügt sei hier, daß diese Bewegung auch in Österreich vor kurzem kräftig eingesetzt hat und von den katholischen Studenten und Studentinnen gepflegt wird.

Die Frage der „Charakterbildung auf den höheren Schulen ohne Alumnat" behandelt in den „Lehrproben und Lehrgängen" (1910, Heft 1) Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange (Erfurt). Er schildert zunächst die Schwierigkeit der Aufgabe, Knaben und Jünglinge zu festem und tatkräftigem Wollen zu erziehen, Menschen, auf die man sich jederzeit verlassen kann, aus ihnen zu machen, und meint, die höhere Schule allein könne diese Aufgabe unmöglich erfüllen, ja der Teil, der ihr davon zufällt, sei nicht einmal der wichtigste Teil der Aufgabe. Die Hauptverantwortung für die Charakterentwicklung der Kinder falle den Eltern zu und könne ihnen von niemandem abgenommen werden. „Was Vater und Mutter, besonders aber die Mutter, in die Seele des Kindes legen, das dringt tiefer und haftet fester als alle späteren Eindrücke nicht nur im Vorstellungs-, sondern auch im Willensleben." Vernachlässigen die Eltern ihre Erziehungspflichten,

gewöhnen sie das Kind nicht von klein auf an Selbstbeherrschung, an Bekämpfung des Bösen, so steht die Schule dem schon verdorbenen Charakter machtlos gegenüber. Dazu kommen noch die unberechenbaren zufälligen Einflüsse und nicht zuletzt die angeborene Veranlagung. Trotzdem kann natürlich auch die Schule ihr Teil zur Charakterbildung des ihr anvertrauten Kindes beitragen. Ihre Hauptaufgabe ist es, volle sittliche Einsicht zu erzeugen und dieselbe mit der gesamten Gedanken-, Gefühls- und Willenswelt des Schülers so zu verweben, daß sie die unbedingte Herrschaft im Gemüte hat. Auch die Einwirkung auf den Willen des einzelnen muß, soweit möglich, von der Schule geübt werden, selbst in der Form des blinden Gehorsams. Als wichtigste Hilfsmittel zur Charakterbildung bezeichnet Professor Zange eine geeignete Schullektüre und den Religionsunterricht, der freilich dementsprechend auf dieses Ziel gerichtet sein müsse und nicht nur „auf ein in der Reifeprüfung abfragbares, mehr oder weniger gelehrtes, aber totes Wissen", und der nicht versäumen dürfe, auf den so oft behaupteten Widerstreit zwischen Christentum und Naturwissenschaft einzugehen und nachzuweisen, daß das Christentum sich mit jedem wissenschaftlichen Weltbilde verträgt, auf alle Höhen der Kultur mit emporzusteigen imstande ist und auch auf den höchsten immer noch höhere Ziele steckt. Was die Unterrichtsmethode anbetrifft, so wirkt nach des Verfassers Ansicht nur derjenige Unterricht charakterbildend, der möglichst viel Anregung zu freiwilligem Handeln gibt und Liebe zur Sache, die Lust zum Weiterforschen erweckt. Das Operieren mit äußeren Mitteln, mit Drohungen, Strafen und Belohnungen, sei nach Möglichkeit zu vermeiden, ohne daß die Schuldisziplin darunter leidet: „Die rein äußerliche Regierung durch Gewaltmittel muß allmählich in innere Zucht übergehen", was durch Weckung von Selbstvertrauen, Offenheit, Ehr- und Verantwortlichkeitsgefühl und Wahrheitsliebe zu erreichen sei. Um dem schlimmsten Feinde der Charakterbildung auf den höheren Schulen, dem Lügen und Betrügen, entgegenzutreten, müsse man Grund und Gelegenheit dazu nach Möglichkeit beseitigen durch pädagogisch vernünftige Behandlung, Vorbeugen, Maßhalten in den Forderungen und den Verboten. Das unübertrefflichste Erziehungsmittel sei und bleibe aber stets das vorbildliche Verhalten der Lehrer und Erzieher in und außer der Schule. „Persönlichkeiten tun's, nicht Methoden und Einrichtungen. Diese sind ohne jene Schemen und Schatten. Wir werden aber Persönlichkeiten am sichersten im Aufblick zu dem Urbilde aller Persönlichkeit, zu Christus, dem Gottes- und Menschensohne." — Schade, daß der Verfasser es sich nicht versagen konnte, in seiner beachtenswerten Abhandlung ein paar gelegentliche Seitenhiebe zu führen gegen „das Zensurenwesen der Jesuitenschulen" und „die dogmatische Lehrweise im Religionsunterricht" der katholischen Schulen.

Der Bitte des Herausgebers Folge leistend, beschreibt der Bildhauer Adolf Brütt in „Nord und Süd" (1909, Dezember): „Wie ein Marmorbildwerk entsteht." Es gibt mehrere Methoden, eine in Ton modellierte und in Gips abgegossene Figur in Marmor zu übertragen. Meist überweist der Künstler diese Arbeit einem geschickten Marmorbildhauer, der sie heutzutage mit Hilfe einer Maschine ausführt. Diese Maschine, die auf dem System des Storchschnabels beruht, läßt nur einen zirka einen Millimeter starken Überschuß an Marmor auf der Oberfläche stehen, den der Bildhauer dann bequem mit Raspel und Sandpapier entfernt. Eine ältere und mühevollere Methode besteht darin, daß der Marmorarbeiter mit drei Zirkeln, durch Kreuzschlag von zwei Punkten aus und Tiefenbestimmung durch den dritten Zirkel, nach und nach in ein bis drei Zentimeter Entfernung voneinander Punkte in dem Marmor fixiert,

die den auf dem Gipsmodell mit Bleistift angegebenen genau entsprechen. Von Punkt zu Punkt wird sodann mit dem Zahneisen der überflüssige Stein entfernt und nun beginnt die eigentliche Ausführung, die wiederum meist einem geschickten Marmorarbeiter anvertraut wird, da die eigenhändige Ausarbeitung bei großen Figuren zu viel Zeit und Kraft des Künstlers in Anspruch nehmen würde. Die dritte, älteste und schwierigste, aber auch kunstvollste Methode ist das freie Aushauen ohne Maschine und ohne Punkte, oft auch ohne Hilfsmodell, frei nach der Natur. „Diese Arbeitsweise, die von den Griechen und später von Michelangelo und anderen Renaissancemeistern mit höchster Meisterschaft geübt wurde, macht den Künstler erst zum wirklichen Bildhauer." Es ist eine aufregende und zugleich anstrengende Tätigkeit, denn nur eine starke Faust kann den Marmor zwingen, sich dem Willen des Künstlers zu fügen. Aber: „Wenn man es so weit gebracht hat, dann erst versteht man die Größe Michelangelos ganz und beugt sich vor ihm in tiefster Verehrung. Welche Muskelkraft, welche Formvollendung und dabei welche bis ins tiefste Innere dringende Stimmung in seinen Werken!" Nach dieser ältesten Methode macht sich der Künstler bei komplizierten Entwürfen ein Hilfsmodell aus Wachs oder Ton, um dann mit wenigen Zirkelmessungen über den Marmorblock richtig disponieren zu können und so wenig als möglich von dem teuren Material zu verlieren. Dann folgt das grobe Behauen mit dem Spitzeisen und dem zirka vierpfündigen Hammer, wobei ein einziger unrichtig geführter Hieb die Sache verderben kann. Sind die allgemeinen Formen angedeutet, so wird das Ganze mit dem Zahneisen angelegt, und nun erst darf ein lebendes Modell ins Atelier: „Vorher kann es niemand in der nächsten Umgebung des Arbeitenden aushalten, weil die losgesprengten Marmorschrotten mit solcher Vehemenz durch den Raum sausen, daß sie mitunter Fensterscheiben durchschlagen." Mit dem scharfen, schmalen Flacheisen, mit Raspel und Sandpapier wird das Kunstwerk zur Vollendung geführt.

Mancherlei Günstiges über „Bosnisches Volksleben" weiß Paul Leppin in der neugegründeten Monatschrift „Auf hohen Zinnen" (I, Heft 1) zu erzählen. Er rühmt die körperliche Schönheit der Bosniaken und fährt dann fort: „Es ist ein ritterliches Geschlecht mit der ganzen Großmut, der Tapferkeit, der Gastfreundschaft eines eingeborenen Adels. Nicht nur bei der vornehmen Aristokratie, auch im einfachen Volke selbst haben sich edle Spiele und Neigungen, Sport und Jagdkünste erhalten." In manchen Gegenden Bosniens ist sogar die mittelalterliche Falkenbeize noch in Blüte, wie denn überhaupt der in den Liedern der Moslims oft besungene Falke seit altersher der Lieblingsvogel der Einheimischen ist. Niemals verläßt den Bosniaken die ruhige Würde, die vornehme Zurückhaltung im Verkehr. Er benimmt sich wie jemand, der nur das Befehlen und nicht auch das Gehorchen kennt. Dabei schätzt er alle männlichen Tugenden sehr hoch: „Nie bricht er sein einmal gegebenes Wort und wird Gefahren und Widerwärtigkeiten zum Trotz bis zuletzt bestrebt sein, sein Versprechen zu erfüllen." Seine ererbte Scholle, die er stolz bebaut, gilt ihm als das höchste Gut; auf ihr fühlt er sich als freier Herr. Das Malerische in der landschaftlichen Schönheit des Landes hat sich auch dem Wesen der Bewohner mitgeteilt; es zeigt sich in der bunten Kleidung und in unzähligen phantastischen Anschauungen. Ein Hauptwesenszug des bosnischen Volkes ist eine tiefe und schrankenlose Religiosität. Wenngleich die Mehrzahl der Bosniaken sich zum Islam bekennt, ist der Einfluß der katholischen Kirche, besonders in der Umgegend eines Klosters, nicht zu übersehen. In manchen Teilen des Landes pilgern die Mohammedaner gemeinsam mit den Christen

zu einem wundertätigen Muttergottesbilde oder sie bringen ihre Kranken zu den Mönchen und erwarten Heilung von deren Gebeten. Anderseits sind die Christen leider auch von dem Aberglauben der Mohammedaner angesteckt, zum Beispiel kaufen sie „von spanischen Geschäftsjuden den zauberwirkenden Siegelring mit den eingegrabenen Koransprüchen". Die gläubigen Moslimen beobachten die Vorschriften ihrer Religion sehr genau; während des Ramazan zum Beispiel, des 30 Tage dauernden religiösen Hauptfestes, nimmt der Mohammedaner von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang weder Speise noch Trank zu sich, auch verzichtet er in dieser Zeit auf die sonst unentbehrliche Zigarette. Erst wenn der ersehnte Kanonenschuß den Abschied der Sonne verkündet, kommt der Magen zu seinem Rechte und zugleich beginnt eine Art mohammedanischen Karnevaltreibens: farbige Lampions beleuchten die Straßen, in denen sich eine fröhliche Menge drängt, Besuche werden gemacht und empfangen, wobei Zitronen- und Himbeerwasser, Tschibuks, Zigaretten und schwarzer Kaffee die Bewirtung bilden, in den Kaffeehäusern, die meistens auch zugleich — Barbierstuben sind, geht es lebhaft zu und in den Gartenlokalen ertönt die Fiedel des Zigeuners zu den Liedern und Tänzen des Volkes. In dieser Zeit steht natürlich hier wie überall auch der Flirt in Blüte, doch sieht der Bursche seine Auserwählte nie anders als mit dicht verschleiertem Antlitz und in einiger Entfernung; erst wenn er als ernster Bewerber auftritt, darf er hie und da einmal unter den Schleier blicken und wird durch einen flüchtigen Händedruck ausgezeichnet. Das Haus des Mädchens darf er aber erst zur Hochzeit betreten. — Über das Wesen und die sittlichen Begriffe des Bosniaken sind im übrigen Europa vielfach unrichtige Vorstellungen verbreitet, meint Leppin. „Nicht Lungerer und Hausierer, nicht halbe und abenteuerliche Existenzen sind es, die in diesem Lande und seiner bestechenden Natur leben, sondern ein freier Stamm, ein Herrenvolk mit einem potenzierten ethischen Bewußtsein, einem vorbildlichen Familienleben, einem gesunden und urwüchsigen Mystizismus, einem feinen und empfindlichen Schönheitsgefühl für jede Daseinsform, ob es nun Volkskunst oder das eigene Leben sei."

Als Erwiderung auf den Aufsatz „Die latente Krisis zwischen Österreich und Ungarn" in den „Historisch-politischen Blättern" Bd. 143, Heft 11 [1]) bringt dieselbe Zeitschrift (Bd. 144, Heft 10) einen kleinen Artikel: „Ungarn und die Habsburg-Monarchie. Von einem katholischen Mitglied des ungarischen Magnatenhauses", worin der Verfasser nachzuweisen sucht, daß die ganze Gedankenwelt, der jener Aufsatz entstammt, „dem Ideenkreise der katholischen Kirche und der Interessensphäre des Deutschen Reiches durchaus fremd ist und daß die Katholiken Deutschlands weder nach der religiösen noch nach der nationalen Seite hin irgend ein Interesse haben können, sich den gehässigen Angriffen anzuschließen, die von gewisser Seite gegen den ungarischen Staat und die ungarische Nation systematisch betrieben werden". Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte Ungarns stellt der Verfasser die Frage: „Wird man, sei es vom reichsdeutschen, sei es vom katholischen Gesichtspunkte aus, geneigt sein, das konsequente, ja eifersüchtige Festhalten deutscher Bundesstaaten an ihren durch die Reichsverfassung anerkannten Reservatrechten als reichsgefährliche Eigenbrödelei oder vollends als sträflich zentrifugalen Unfug zu betrachten?" Er erinnert sodann an die Sonderrechte, die z. B. Bayern innerhalb des Reiches genießt, von der eigenen Armee bis zu den eigenen Briefmarken, und fragt, ob aus dem Festhalten an diesen Rechten etwa „auf einen latenten Entschluß Bayerns,

[1]) Vgl. „Die Kultur" X, H. 4, S. 503 f.

das Reichsgefüge zu sprengen", gefolgert werden dürfe. Nicht jeder der magyarischen Politiker gehe auf militärische Zugeständnisse aus, aber auch die sanguinischesten unter ihnen „wären froh und glücklich, könnte Ungarn auf dem Gebiete des Heerwesens auch nur die kleinere Hälfte dessen erlangen, was der Bundesstaat Bayern auf diesem Gebiete in seinem Besitze hat". Was das ungarische Wahlrecht betreffe, das in dem ersten Artikel ein „Hohn auf die konstitutionell-repräsentative Regierungsform" genannt worden war, so sei zu bemerken, daß der Gesetzentwurf, der das allgemeine Wahlrecht einführen soll, dem Parlamente bereits vorliege. — Die Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter" erklären in einer Anmerkung, daß sie schon nach der ganzen, bald achtzigjährigen Tradition ihrer Zeitschrift den Ausführungen des ungarischen Magnaten „in wesentlichen Punkten nicht zu folgen vermögen", und behalten sich vor, darauf zurückzukommen.

Ein neueres Heft der „Historisch-politischen Blätter" (Bd. 145, Heft 1) bringt einen nicht gezeichneten kurzen Aufsatz über den „Beschluß des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 18. Dezember 1909", die neue Geschäftsordnung betreffend. So schwer es für den Zeitgenossen sei, zu erkennen, ob irgend ein Geschehnis seiner Tage weittragende Folgen haben werde oder nicht, so sei es doch nicht allzu gewagt, zu behaupten, daß jener Beschluß „für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in der Donaumonarchie wichtig und von Bedeutung" sein werde. Gerade für Österreich sei ein solches Sichaufraffen der Volksvertretung eine Tatsache von besonderem Gewicht, „denn hier hatte es lange den Anschein, als sei es unmöglich, das Abgeordnetenhaus zu fruchtbringender Tätigkeit zu bringen". Nach kurzer Schilderung der Schwierigkeiten, die sich bisher der Funktion des gesetzgebenden Apparats entgegengestellt, spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß sich das nun ändern werde, daß stunden- und tagelange Debatten über Nichtigkeiten in Zukunft ebenso unmöglich sein werden wie „Pultdeckel- und Trompetenkonzerte, diese Spezialität des österreichischen Volkshauses", daß pöbelhafte Manieren und Grobianismus von selbst verschwinden werden. Ein Einwand gegen die neue Geschäftsordnung sei zurückzuweisen: die führende liberale Presse tue so, als ob die Deutschen bisher nur durch die Obstruktion ihre Stellung im Staate behauptet hätten und nun verloren seien; dem gegenüber sei zu bemerken, daß gerade die Tschechen es waren, die das Meiste durch die Obstruktion erreicht haben, und daß 220 deutsche Abgeordnete nicht ohneweiters bagatellisiert werden können; auch sei die Abneigung einzelner slawischer Gruppen untereinander größer als die gegen die Deutschen. Daher könne auch das Bündnis mit Deutschland stets auf eine parlamentarische Mehrheit rechnen. „Alles in allem: die konservativen Elemente in Österreich begrüßen die neue Geschäftsordnung, um deren Zustandekommen die Christlichsozialen sich in dankenswerter Weise bemüht haben, mit den größten Hoffnungen. Die Bahn ist, so steht zu hoffen, frei. Eine Summe von Arbeit harrt unserer Volksvertreter. Nun ist es an diesen, unbeirrt durch Hindernisse, zu zeigen, was sie können, zu halten, was sie vor der Wahl versprochen haben."

* * *

Programm für den V. Internationalen marianischen Kongreß in Salzburg (18. bis 21. Juli 1910): Sonntag, 17. Juli: 11 Uhr vormittags Eröffnung der marianischen Diözesanausstellung. Die Ausstellung bleibt während des ganzen Kongresses geöffnet (Eintritt 40 Heller). — Montag, 18. Juli: 6 Uhr abends feierliches Eröffnungsgeläute mit sämtlichen Kirchenglocken der Stadt. —

$^1/_2$7 Uhr abends Eröffnung des Kongresses in der Kollegienkirche. — Dienstag, 19. Juli: Von 4 Uhr an hl. Messen in allen Kirchen der Stadt. Die Auskunftsstelle für Zelebranten ist im internationalen Auskunftsbureau zu erfahren. — Von 6 Uhr an hl. Messen der Bischöfe für ihre Diözesanen. — Um 8 Uhr Einzug des Kardinal-Fürsterzbischofs von Salzburg in die Domkirche. Veni creator. Predigt eines Bischofs. Pontifikalamt, zelebriert von Kardinal Dr. Johannes Katschthaler. 10 Uhr Beginn der Sektionssitzungen. — $^1/_2$8 Uhr abends I. Öffentliche Kongreßversammlung in der Kollegienkirche. — Mittwoch, 20. Juli: Von 4 Uhr an hl. Messen in allen Kirchen. — Von 6 Uhr an hl. Messen der Bischöfe. — Domkirche, 8 Uhr: Pontifikalamt. — 10 Uhr Sektionssitzungen. — Von 5 Uhr an Beichtgelegenheit in den Kirchen der Stadt in allen beim Kongresse vertretenen Sprachen. — $^1/_2$8 Uhr abends II. Öffentliche Kongreßversammlung in der Kollegienkirche. — Donnerstag, 21. Juli: 6 Uhr in der Domkirche Festmesse eines Bischofes. Generalkommunion der Kongreßteilnehmer und Sodalen. — 8 Uhr früh: Prozession nach dem Wallfahrtsorte Maria Plain; dort Predigt, Pontifikalamt, Tedeum. Erteilung des päpstlichen Segens. Schlußlied: »O sanctissima«. (Bei schlechtem Wetter Schlußfeier im Dome.) — 8 Uhr abends: Gemütliche Zusammenkunft in der Restauration „Zum elektrischen Aufzug" am Mönchsberg. — Freitag, 22. Juli: 7 Uhr früh Wallfahrt nach Altötting, dort Predigt und Hochamt. (Hinfahrt mit Extrazug.)

Für den Sodalentag wird ein spezielles Programm ausgegeben werden.

* * *

Der niederösterreichische Landtag hat beschlossen, zur Wiedererweckung einer heimischen, künstlerisch wirklich bedeutenden dramatischen Produktion einen jährlich zu verleihenden Preis von 2000 Kronen zu stiften. Dieser Preis kann nur solchen Schriftstellern deutscher Nationalität, welche in Niederösterreich durch längere Zeit ansässig und durch arische Abkunft und gründliche Kenntnis des Landes und Volkes befähigt sind, unverfälschte heimische Volkskunst zu schaffen, verliehen werden. Zur Preisbewerbung werden nur Stücke zugelassen, die in den letzten drei Jahren entstanden sind, welchen Umstand die Bewerber ehrenwörtlich zu bekräftigen haben. Solche Werke, welche eine historische, auf österreichischem und besonders niederösterreichischem Boden spielende Begebenheit zur Grundlage haben, werden bevorzugt. Ausgeschlossen von der Zuerkennung des Preises sind Operetten, Ausstattungsstücke und Werke laszive Tendenz. Die zur Preisbewerbung angemeldeten literarischen Werke werden der Beurteilung durch ein vom Landesausschusse zu bestimmendes Preisrichterkollegium unterzogen. Auf Grund des Urteiles des Preisgerichtes erkennt der Landesausschuß nach Prüfung des Zutreffens der sonstigen Vorbedingungen den Preis zu. Bewerber haben das Werk oder die Werke, mit denen sie in die Preisbewerbung eintreten wollen, unter Angabe ihrer vollen Adresse bis längstens 30. Juni 1910 an den niederösterreichischen Landesausschuß, Wien, 1. Bez., Herrengasse 13, womöglich in drei Exemplaren einzureichen. Anonyme und pseudonyme Werke werden nicht berücksichtigt. Für eventuellen Verlust von eingesendeten Manuskripten wird keine Haftung übernommen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Ein Leben der Arbeit.
(Josef Alex. Freih. v. Helfert.)[1]

Von Hofrat **Dr. J. Hirn.**

Es sind heuer eben 25 Jahre, da ein großer Teil der literarischen Welt einem Meister der Geschichtsforschung und noch mehr der Geschichtsdarstellung wetteifernd seine Huldigung darbrachte zu dessen 90. Wiegenfeste: Leopold v. Ranke. Vor nun nahezu 20 Jahren stellte sich ein kleines Häuflein von Freunden und Verehrern zu gleichem Zwecke und zu gleichem Anlasse in der stillen Innsbrucker Gelehrtenstube Albert Jägers ein. Beidemale galten die Glückwünsche nicht nur und nicht so sehr dem in das seltene Alter von neun Jahrzehnten eintretenden Manne, sondern vielmehr demjenigen, welcher trotz dieser Jahre noch in frischbeschwingter Schaffensfreudigkeit sich betätigt hat, gleich als ob für ihn die gewöhnliche Wandelform der Natur keine Geltung hätte.

In gleicher hocherfreulicher Lage sieht sich die österreichische Gelehrtenwelt im heurigen Monat November. Die einzelnen von uns und mit uns noch hunderte Anderer haben bereits in der ersten Novemberwoche, in welche der Geburtstag unseres hochverehrten Präsidenten, dieses seltenen Jubilars, fällt, demselben ihre herzliche Erinnerung zum Ausdruck gebracht. Sollte nun die Leo-Gesellschaft, so sagten wir uns, da sie in eben diesem Monat ihre Generalversammlung hält, bei welcher ja Rückschau gehalten wird auf alles, was ihr Leben und ihre Interessen betrifft, und welche den Jubilar seit dem ersten Tag ihres Bestehens so recht eigentlich als den ihrigen betrachten darf, an der Tatsache seines Jubelfestes so ganz achtlos vorübergehen? Wir alle kennen jene rührende Bescheidenheit unseres geliebten Oberhauptes, das, wenn es eine Ovation wittert, sich am liebsten unsichtbar machen möchte. Und wir würdigen diese Tugend und tragen ihr gebührend Rechnung, da wir jede rauschende Kundgebung vermeiden. Aber das muß uns heute der Hochverehrte gestatten, daß wir uns, innehaltend beim Bilde seiner bewunderungswürdigen Schaffenskraft, ein wenig in dieselbe versenken und uns vergegenwärtigen, wie viele und welch reife Früchte das Leben eines Mannes

---

[1]) Als Nachruf an den nunmehr verewigten Präsidenten der Leo-Gesellschaft bieten wir unsern Lesern die Rede, welche Hofrat Prof. Hirn am 22. November 1909 bei der Generalversammlung der Gesellschaft gelegentlich der Feier des 90. Geburtstages Helferts gehalten hat.

zeitigen konnte, dem die gütige Vorsehung das den meisten Sterblichen vorenthaltene Maß eines so hohen und dabei rüstigen Alters zugemessen hat. Es liegt darin nicht nur eine Ehrung für ihn, der sie ja nur widerwillig entgegennimmt, sondern — und das möge ihn mit unserem Wagnis etwas aussöhnen — namentlich auch der kräftigste Impuls für uns alle, die Jungen und Jüngeren, dem herrlichen Beispiel es nachzutun und, unermüdlich fortschaffend für die heilige Sache, der wir dienen und dienen wollen, von dem Neunzigjährigen uns nicht beschämen zu lassen. In diesem Sinne wurde zum heutigen Festabend eine Persönlichkeit auf die Rednerbühne berufen, die niemals die Vokation in sich fühlte, als prunkender Lobredner zu figurieren, sondern ihrer gewählten Lebensaufgabe gemäß nur den Griffel zu führen hat, um Taten und Zustände einzelner oder von Völkern in schlichter Darstellung zur Anschauung zu bringen — Geschichte zu schreiben. Und unser Helfert gehört der Geschichte an, ganzen großen Gebieten derselben: der politischen, wie der Kunst- und der Literärgeschichte, der Kulturgeschichte in ihren allerwichtigsten Beziehungen. Dies in entsprechendem Maße zu schildern, würde den Rahmen eines Vortrages weit überschreiten; es entspräche auch nicht dem schon angedeuteten Programm. Nur Helferts Arbeit, soweit sie in seinen literarischen Darbietungen vor Augen liegt, soll uns heute beschäftigen.

Früh übt sich, wer Meister werden will. Dieses Sprüchlein kommt einem in den Sinn, wenn man entdeckt, daß Helferts erste Publikation heuer 67 Jahre alt geworden ist: es war seine Doktordissertation: „Über den Heimfall des Heiratsgutes bei Trennung der Ehe durch den Tod“, gedruckt zu Prag 1842. Dem akademischen Lehramt für römisches und kanonisches Recht sich zuwendend, schrieb der junge Krakauer Universitätsprofessor „Über den Gerichtsstand der minderjährigen Witwe nach den Grundsätzen des österreichischen Rechtes“ 1847.

Das sturmbewegte Jahr 1848 hat unsern Jubilar für immer dem Katheder entführt. Ein böhmisches Abgeordnetenmandat brachte ihn in den Wiener Reichstag, Wien war von nun an seine Heimat, die Stätte seines nicht ermüdenden Schaffens. Zu großen Publikationen war jetzt freilich keine Zeit: man denke nur an die stürmischen Vorgänge und Verhandlungen im Reichstag selbst, an die noch stürmischeren Vorgänge in Wien, die Siedlung des Reichstages nach Kremsier usw. So unfruchtbar diese Zeit scheinbar für wissenschaftliche Betätigung war, so hat gerade sie die wichtigsten Ansätze geboten für die Entwicklung Helferts zum vaterländischen Geschichtschreiber. In seinem treuen Gedächtnis speicherte sich die gewaltige Menge von Eindrücken und Erinnerungen auf, an denen jene sturmdurchbrauste Zeit so reich war; seine kundig ordnende Hand sammelte die Tausende von kleinen Schriftquellen, oft solche der unscheinbarsten Gattung: und so erwuchs ihm jene großartige Quellenstoffmenge, die ihn im Vereine mit seiner glücklichen Darstellungsgabe zum klassischen Geschichtschreiber der Achtundvierzigerbewegung gemacht hat. Welche Fülle von Darbietungen, angefangen von der 1849 erschienenen Erwiderung an Adolf Pinkas, bis 1909, da Helfert den zweiten Band seiner Geschichte der österreichischen Revolution schreibt! Wir haben da, angeordnet nach dem jeweiligen Zeitpunkt des Erscheinens, folgender Arbeiten zu gedenken:

Mailand und der lombardische Aufstand März 1848 (Anonym) (1854).

Nach dem Reichsrate. Eine Stimme aus Böhmen (Anonym) (1860).

Aus Böhmen nach Italien, März 1848 (Anonym) (1862).

Die Belagerung und Einnahme Wiens im Oktober 1848 (Pseudonym G. v. S.) (1869).

Geschichte Österreichs vom Ausgang des Wiener Oktoberaufstandes 1848 (I. 1869, II. und III. 1886).

Revolution und Reaktion im Spätjahre 1848 (1870).

Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. (1872).

Der ungarische Winterfeldzug und die oktroyierte Verfassung 1848/49 (I. Teil 1875, II. Teil 1886).

Die Wiener Journalistik im Jahre 1848 (1877).

Der Wiener Parnaß im Jahre 1848 (1882).

Der konstitutionelle Reichstag in Kremsier (1894).

Der Prager Juni-Aufstand 1848 (1896).

Zum 2. Dezember, 1848—1898 (1898).

Sammlung Helfert. Die österreichische Revolution im Zusammenhang mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848/49 (1898).

Vor fünfzig Jahren (1898).

Im Vorjahre der österreichischen Revolution (1898).

Im Vormärz des Jahres 1848 (1899).

Die Stadt des Palladio im Jahre 1848 (1899).

Erlebnisse und Erinnerungen (1900).

Völkerfrühling, Äquinoktialstürme und Mißverständnisnebel, Februar bis März 1848 (1900).

Mitteleuropäische Revolution (1902).

St. Lucia (1903).

Im wunderschönen Monat Mai 1848 (1904).

Zwischen Mailand und Olmütz, aus dem Nachlasse des Feldzeugmeisters Graf Huyn (1904).

Die Tiroler Landesverteidigung im Jahre 1848 (1904).

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus jungen Jahren: im Wiener konstituierenden Reichstag, Juli bis Oktober 1848 (1904).

Bad Racz (über die Serben in Ungarn 1848) (1905).

Radetzky in den Tagen seiner ärgsten Bedrängnis (1906).

Geschichte der österreichischen Revolution (1907 ff.).

Helfert kehrte, wie gesagt, aus dem Trubel des Reichstagslebens nicht mehr zur Lehrtätigkeit zurück, sondern ward vielmehr betraut mit der Aufsicht und Leitung aller Lehrtätigkeit im Kaiserstaat. Durch mehr als zehn Jahre waltete er im Palais des Unterrichtsministeriums als Unterstaatssekretär und zeitweiliger Leiter des Ressorts. Er arbeitete da zusammen mit Leo Thun an jenen trefflichen Reformen, deren jeder Freund des österreichischen Schulwesens immer mit Ehren und Dankbarkeit gedenken muß. Diese intensive berufsmäßige Beschäftigung mit den Agenden der höchsten Schulverwaltung hinterließ auch wieder in Helferts Publizistik ihren deutlichen Niederschlag. Insbesondere die Volksschule fand in ihm den grundlegenden Geschichtschreiber. Ich habe da zu nennen:

Geschichte der österreichischen Volksschule (1857).

Die österreichische Volksschule, Geschichte, System und Statistik, zwei Bände (1860, 1861).

Bericht über die Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen in Wien (1862).

Zur Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien an den österreichischen Universitäten (1888).

Der Rücktritt Helferts von der Leitung des Ministeriums zu Beginn der konstitutionellen Ära bedeutete nicht die Flucht in ein pensionsmäßiges dolce far niente, sondern eröffnete ihm ein neues ausgedehntes Wirkungsfeld, da er die Präsidentschaft über die Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale oder, wie nun der Name mit Bezug auf die durch Helferts Initiative erweiterte Tätigkeit der Behörde lautet, Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale übernahm. Heute noch — durch fast ein halbes Jahrhundert — waltet der Herr Präsident dieses seines Amtes, umgeben vom Stabe seiner Beamten, Beiräte, Konservatoren und Korrespondenten. Die gewaltige Masse der Publikationen dieses Instituts: Jahrbücher, Mitteilungen, Archivberichte usw. erscheint unter seiner redaktionellen Oberleitung. Wiederholt hat Helfert mit seiner Feder eingegriffen in die Diskussion über wichtige Fragen und Gegenstände der Denkmalpflege. Aus dieser Kategorie besitzen wir von ihm verfaßt oder unter seiner Leitung herausgegeben:

Staatliche Fürsorge für Denkmale der Kunst und des Altertums (1876).

Österreichische Kunsttopographie (1881).

Kunsthistorischer Atlas (1889).

Staatliches Archivwesen (1893).

Aktion des Herrenhauses in Angelegenheit des staatlichen Archivwesens (1893).

Eine Geschichte von Toren[1]) (1894).

Denkmalpflege (1897).

Gesetzentwurf, betreffend den Schutz der Baudenkmale (1902).

Gesetzentwurf, betreffend den diokletianischen Palast in Spalato (1902).

Die Herstellung des Riesentores von St. Stephan und die Wiener Sezession (1902).

Festschrift anläßlich des fünfzigjährigen Wirkens der Zentralkommission (1903).

Helferts intensive Beschäftigung mit dem Revolutionsjahre 1848 veranlaßte ihn naturgemäß, Umschau zu halten nach verwandten Bewegungen in andern Ländern und leitete seine Forschertätigkeit fast unwillkürlich nach dem klassischen Boden der Umsturzversuche, nach Italien, und den Anfängen daselbst, die zurückreichen in das Napoleonische Zeitalter. Damit war ein Gebiet betreten, das dem Historiker durch die Masse des Materials, mit seinen vielen packenden und interessanten Episoden, mit der Notwendigkeit, verklitternden und einseitigen, gegen Österreich gemünzten Entstellungen entgegenzutreten, besonders viel Reizvolles bot. Wieder ist es eine erstaunlich

[1]) Gemeint sind portae nicht stulti.

umfangreiche Schriftenfolge, welche als Frucht der hier einschlägigen Studien vorliegt:

Die Schlacht bei Kulm 1813 (1863).

Franz I. und die europäischen Befreiungskämpfe gegen Napoleon (1867 — als letzter Band der von Helfert herausgegebenen Österreichischen Geschichte für das Volk).

Maria Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen (1873).

Der Rastatter Gesandtenmord (1874).

Napoleons I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba 1814 (1874).

Königin Karoline von Neapel und Sizilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft (1878).

Joachim Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende (1878).

Zeugenverhör über Maria Karoline (1879).

Fabrizio Ruffo, Revolution und Gegenrevolution in Neapel 1798/99 (1882 — italienische Ausgabe 1885).

Maria Karoline von Österreich, Königin von Neapel und Sizilien (1884).

Ausgang der französischen Herrschaft in Oberitalien und die Brescia-Mailänder Militär-Verschwörung (1890 — italienische Ausgabe von Cusani-Confalonieri 1894).

Memorie segrete. Des Freih. Giangiacomo v. Cresceri Enthüllungen über den Hof von Neapel 1796 bis 1816 (1892).

Gregor XVI. und Pius IX. (1895).

Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmordfrage (1900 — abermalige Behandlung dieser Frage nach Cristes Entdeckung des Villinger Protokolls).

Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des lombardo-venezianischen Königreiches (1901).

Casati und Pillersdorff und die Anfänge der italienischen Einheitsbestrebungen (1902).

Zur Geschichte des lombardo-venezianischen Königreiches (1908).

Custozza (1909).

Eingesprengt zwischen diesen langen Publikationsreihen existiert eine Menge weiterer Bücher, Abhandlungen und Aufsätze, welche die verschiedensten Gebiete behandeln. Ich möchte darin etwa drei Hauptgruppen unterscheiden: Biographisches, Beiträge zur Geschichte Böhmens und Schriften, welche vornehmlich aktuellen Tagesfragen — seien es politische und nationale Fragen, seien es historische Gedenktage — ihre Entstehung verdanken. Eine Vollständigkeit in der Aufzählung namentlich dieser Arbeiten ist, wenn man von den vielen feuilletonistischen Aufsätzen abzusehen genötigt ist, unmöglich. Aber schon das, auf was ich wieder kurz verweise, wird genügen als neuerlicher Beleg für die Arbeitsagilität unseres Jubilars.

Von Biographien also, die Helfert solchen Verstorbenen widmet, die ihm nahegestanden, seien hervorgehoben:

Josef Helfert, Jur. Dr. &c. Biographisches Denkmal (1856 — ein literarisches Denkmal, das der pietätvolle Sohn dem Vater errichtete. Noch 1892 besorgte Helfert die Herausgabe der elften Auflage des Werkes seines Vaters, eines seinerzeit geschätzten Kanonisten; Anleitung zum geistlichen Geschäftsstil).

Aloys Fischer. Lebens- und Charakterbild (1885 — Lebensbild eines echten Alttirolers, den das Jahr 1848 mit Helfert zusammengeführt hatte).

Josef Jireček. Biographisch-literarische Skizze, entworfen von Freundeshand (1889 — gewidmet dem Andenken des ehemaligen Ministers und böhmischen Literarhistorikers).

Friedrich Freiherr v. Schmidt (1891).

Graf Leo Thun. Lehr- und Wanderjahre (1892).

Graf Leo Thun im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungsdienst (1892).

Graf Leo Thun in Galizien (1892).

Eine Erinnerung an Anton Gindely (1893).

Der Geschichte Böhmens, dem Helfert als seiner Geburtsheimat immer seine landsmannschaftliche Anhänglichkeit bewahrte, gehören an:

Hus und Hieronymus (1853 — in tschechischer Übersetzung 1857).

Eine patriotische Rüge und ein Bruchstück aus Slawatas großem Geschichtswerk (1858).

Ein geographisches Bild vom alten Böhmen (1867).

Reste mitteleuropäischen Urwaldes in der Šumava (1869).

Die ehemalige Wald-Veste Böhmen (1870).

Das Ende des dreißigjährigen Krieges (1891).

Drei Stadtpläne und eine Stadtansicht vom alten Prag (1891).

Aktuelle Tagesfragen und historische Erinnerungsmomente behandelt folgendes:

Österreich und die Nationalitäten (1850).

Episteln eines Narren und Rat eines Klugen. Herausgegeben von . . . r . . . (1851).

Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Österreich (1853).

Die sprachliche Gleichberechtigung in der Schule und deren verfassungsmäßige Behandlung (1861).

Topographisches Postlexikon der österreichischen Monarchie (1863 — eine erste geistreiche Anregung zu einem solchen Lexikon, niedergelegt in einem Vortrag der geographischen Gesellschaft).

Fünfzig Jahre nach dem Wiener Kongreß (1865).

Rußland und die katholische Kirche in Polen (1867).

Die böhmische Frage in ihrer jüngsten Phase (1873).

Ausgleich und Verfassungstreue (1873).

Der Ausgleich mit Ungarn (1875).

Revision des ungarischen Ausgleichs (1876).

Rußland und Österreich (1879).

Bosnisches (1879).

Maria Theresia und Josef II. (1880. — Geschrieben im 100. Gedenkjahre des Todes der großen Kaiserin.)

Der Chef der Wiener Stadtverteidigung 1683 (1883. — 2. Auflage 1889).

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Wiener Sieges 1683 (1883).

Die Jubiläumsliteratur der Wiener Katastrophe von 1683 und die Kaplir-Frage (1884).

Trias, drei Aufsätze als Manuskript für politische Freunde (1884).

Die Jansky-Affäre und was sich daran hängt. Von G. v. —n. (1886).

Zum 2. Dezember: Huldigungsgabe des österreichischen Volksschriftenvereins (1898).

Zur Klärung der böhmischen Frage (1900).

Das Kriegsjahr 1809 (nach den Aufzeichnungen des Grafen Cernin (1908).

Schon ein guter Teil der bisher angeführten Helfertschen Schriften hat die Aufgabe, nicht bloß dem engeren Kreise der Fachgelehrten zu dienen, sondern dem Volke im allgemeinen, einer gesunden und vernünftigen Aufklärung und Unterweisung desselben. Und damit berühre ich einen Punkt, der in Helferts publizistischer Tätigkeit besonders sympathisch anregt. Mit Vorliebe stellt er sein reiches Wissen in den Dienst der Volkserziehung. Nur kurz verweisen kann ich auf seine echt vaterländische Tätigkeit im österreichischen Volksschriftenverein, auf seine, ich glaube seit 1881, regelmäßig Jahr für Jahr besorgte Herausgabe des österreichischen Jahrbuches, das vornehmlich er aus der reichen Fundgrube seines gesammelten Materials füllt und bedient, auf die von ihm in Angriff genommene Herausgabe der auf 20 Bände gediehenen österreichischen Geschichte für das Volk, auf seine gegen seinen Willen 1897 veröffentlichten „Österreichischen Geschichtslügen". Jene großen Prachtwerke, welche in Wort und Bild dem Volke die wichtigen Momente seiner Vaterlandsgeschichte vorführen sollen, wie „Viribus unitis" und „An Ehren und an Siegen reich", haben wieder unseren Jubilar zu ihrem Redakteur und teilweise auch zum Verfasser.

Und endlich dürfen wir zum Schlusse doch auch ein bischen von uns selbst, der österreichischen Leo-Gesellschaft sprechen. Helfert stand an der Wiege unserer Kommunität. Mit Pernter und einigen anderen gleichgestimmten Freunden besprach er die ersten Pläne und half den jungen Sprößling ins Leben einzuführen. Vom ersten Geburtstage der Leo-Gesellschaft an steht der Jubilar an unserer Spitze, und wir sind glücklich, ihn heute noch an derselben zu sehen. Wie viele Arbeit hat er uns geleistet! Der fleißigste und pünktlichste Besucher all der Direktoriumssitzungen während der 17 Jahre unseres Bestandes ist der verehrte Präsident. Keinem der vielen Leitungsgeschäfte hat er sich jemals entzogen. An unseren Sektionsversammlungen und Montagsabenden nimmt Helfert regelmäßig teil. So mancher unserer Freunde und Besucher ist im Laufe der Jahre lauer oder wohl völlig absent geworden; unser Jubilar, dem seine Jahre gewiß zur Entschuldigung dienen könnten, hält treu und ungebrochen aus bis zu dieser Stunde. Und wo es gilt, die Unternehmungen unserer Gesellschaft zu fördern, da springt er mit Rat und Tat ein. Ja, mit vielfältiger Tat! Durchblättern Sie unsere Publikationen, jeden Augenblick wird Ihnen der Name Helfert begegnen. Er erscheint in der Serie unserer Quellen und Forschungen, in jedem Jahrgang des Literaturblattes trifft man seine zahlreichen Bücherbesprechungen, in unserer Zeitschrift „Die Kultur" unterhält er fort und fort mit seinen ebenso gemütlich anregenden wie sachkundigen Erinnerungen den Leser. Heute vor einem Jahre hielt er in diesem Saale die schöne Gedächtnisrede zum Kaiserjubiläum.

Es hat für mich immer etwas Rührendes, wenn ich unsern lieben alten Freund geschäftig dahineilend, selbst weite Wege von dem einen seiner Berufsorte zum andern zu Fuß zurücklegen, ihn mitten unter weit jüngeren Arbeitern in Bibliotheken und Archiven seiner Forschung und seinen Studien obliegen sehe.

Ist in diesem durch volle drei Generationen fortgesetzten literarischen Schaffen nicht eine ganz gewaltige Arbeit niedergelegt? Wieviel wird gerade in unsern Tagen deklamiert von Arbeit und Arbeitern! In unserem Jubilar haben wir die Personifikation des rastlosen Arbeiters vor uns, nicht des Arbeiters, dem der achtstündige Arbeitstag zu lang wird, sondern desjenigen, dem noch neunzigjährige Arbeitszeit zu kurz ist. Mehr als hundert Publikationen von ihm habe ich vor Ihnen in einem flüchtigen Überblicke aufgezählt; es sind, wie gesagt, wohl die größeren, aber lang nicht alle. Hätte unser Freund in jedem Jahre seines Lebens nur drei seiner Schriften publizieren sollen und hätte er damit schon in der Wiege begonnen: mit seinen neunzig Jahren wäre es noch zu wenig gewesen. In einem schon 1903 ausgegebenen, seinen Freunden dedizierten Verzeichnis hat Helfert 316 Nummern ausgewiesen. Seither ist wieder manches dazugekommen.

Wir haben im bisherigen bei Vergegenwärtigung von Helferts Arbeitsleistung vornehmlich nur das äußere, quantitative Moment ins Auge gefaßt. Es gehört notwendig zur Vervollständigung des Bildes, auch des Gehaltes der Arbeit — bei jeder und vorzüglich bei jeder geistigen Arbeit weitaus die Hauptsache — zu gedenken. Helfert hat sich stets auch als gediegener Arbeiter bewährt. Mag er uns mit der Fackel seiner tiefgründigen Detailforschung hineinleuchten in die innersten Falten und das komplizierte Räderwerk eines geschichtlichen Tatsachenkomplexes, mag er die Führung des aufklärungsbedürftigen und aufklärungsfähigen Volkes übernehmen durch die Galerie großer Geschichtsepochen, mag er irgend welche Frage des politischen, nationalen, künstlerischen Lebens anschneiden, immer bewährt er sich als der aufrichtig nach Wahrheit strebende und die Erkenntnis der Wahrheit fördernde Forscher und Darsteller. Ganze große Gebiete hat er wahrhaft bahnbrechend und grundlegend bebaut; auf ihnen werden alle künftigen Nachfahren seinen eindrucksvollen Spuren folgen müssen. Auch die Form seiner Darbietung wirkt stets belebend und läßt etwa ein Gefühl der Ermattung, wie es dem Autor selbst fremd ist, auch im Leser niemals aufkommen. Wie viele Stunden stärkender Erholung bereitet die Lektüre seiner gemütlichen Erzählungen über seine Erlebnisse aus der Zeit, da er im Vordergrunde des öffentlichen Lebens stand! Gleichfalls dann wieder jene aus dem Elternhaus (1906). An mancher reizenden Stelle — manchmal geschieht es schon im Titel der Arbeit — lugt ein würzig duftender Humor entgegen, immer aber ist es gediegene Biederkeit und Charakterhaftigkeit, welche gewinnend zum Leser spricht. Manche seiner Elukubrationen, namentlich jene politischer und nationaler Natur, haben, wie dies in der Natur der Sache liegt, nicht allseitige Zustimmung gefunden, ja ihre Voraussetzung war schon eine bestehende Meinungsgegnerschaft, die es eben zu bekämpfen galt. Aber auch da ist Helfert das Muster vornehmer, ritterlicher Polemik, die jeden verletzenden, beleidigenden Vorstoß vermeidet und der Gegenseite,

wenn nicht Übereinstimmung, doch wenigstens Achtung abgewinnt. Ein wahres Musterbild dieser Art ist seine Auseinandersetzung mit Gindely über die viel ventilierte Wallensteinfrage.

Tendenz, bewußte Einseitigkeit und Schönfärberei, welche Unarten so vielen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht werden müssen, liegt Helfert ferne. Denn stets war er sich bewußt der Pflicht des Historikers. Aber ebenso fremd ist ihm jene mimosenhafte Voraussetzungslosigkeit, für deren Jünger es keine Kirche und kein Vaterland gibt, denen sie sich beizuzählen hätten, wenn sie in den strengen Dienst der Wissenschaft treten. Helfert hat ein Vaterland und kennt seinen Kaiser und sagt jedem, der es hören will, daß er sie liebe. Er bekennt sich als treu ergebener Sohn seiner Kirche, für deren berechtigte Interessen er mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen einzutreten bereit ist. Eben diese reine Begeisterung für Religion und Vaterland im Bunde mit jener einer vollberechtigten Tendenz, den kirchen- wie staatsfeindlichen Lügen und Verdrehungen mittels des Arsenals ernster Forschung, durch Feststellung wahrheitsgemäßer Darstellung zu begegnen, hat ihm so oft den Griffel in die Hand gedrückt und ihn immer wieder zu neuen Arbeiten beflügelt, die der Wahrheit ebenso geweiht sind wie die Verteidigung der Sache von Kirche und Vaterland.

Und das ist der Punkt, wo sich Helfert mit seiner Leo-Gesellschaft so vollständig eins weiß. In diesem idem velle liegt die Kraft des Bandes, das ihn mit uns unzertrennlich verknüpft. Wir haben es unzählige Male unserm geliebten Präsidenten angesehen, wie wohl er sich in unserm Kreise fühlt, daß er sich wie in einer Familie sieht, der er wie ein angestammter pater familias vorzustehen hat. Und wie der Hausvater bis zum letzten Atemzuge der Mittelpunkt der Seinen ist, so muß es zwischen unserem Helfert und uns gehalten sein. In ihm verehren wir unsern Leiter, in ihm verehren wir den unübertrefflichen Helden und Patriarchen der Arbeit, nicht den ermüdeten Veteranen, sondern den rüstigen Triarier, der mit seiner Geistesfrische, mit seiner Arbeitsfreudigkeit die Antepilani, die jüngeren Hastati und Principes in der Legion des Geisterkampfes, erfüllt. Möge Gott ihm noch Jahre und Jahre schenken, Jahre, die zwar — es kann nicht anders sein — das eherne Gesetz der Natur erschwert, in denen aber noch so manche reife Frucht seiner wunderbaren Schaffenskraft gezeitigt wird zu seiner eigenen Befriedigung, zum Stolz und zur Freude seiner zahlreichen Verehrer, zumal seiner ihm in Liebe und Treue ergebenen Freunde der Leo-Gesellschaft. Das sei heute unser Gebet!

Geschichte und Weltanschauung.

Von Josef Weingartner.

Objektive Geschichtschreibung — wie oft und wie leidenschaftlich hat man sich in den letzten zwei Jahrzehnten um diesen Begriff gestritten. Und immer wieder tauchte dabei als Grundfrage auf: Muß der Historiker beim wissenschaftlichen Arbeiten seine persönlichen Ansichten und speziell seine Weltanschauung ausschalten oder nicht? Die nachfolgenden Zeilen wollen zur Beantwortung dieser Frage einen bescheidenen Beitrag liefern.

I.

„Objektivität ist zugleich Unparteilichkeit", sagt Ranke einmal. Soll also der Historiker allen Parteien gleich gegenüberstehen, so frägt es sich vor allem, ob er dann überhaupt Urteile fällen, ob er sich über Wert und Unwert, Nützlich und Schädlich im historischen Geschehen eine Ansicht bilden und ihr in seiner Darstellung offenen Ausdruck verleihen darf. Tatsächlich ist ja das Urteil als Stellungnahme des denkenden Subjektes zum Objekt eine ganz subjektive Funktion, und wer über Gut und Böse, Recht und Unrecht eine Entscheidung fällt, wird dabei nur in den allerseltensten Fällen beiden Teilen ganz gleich gegenüberstehen. — Demnach müßte sich also der objektive Historiker damit begnügen, den Verlauf der Dinge einfach zu konstatieren, könnte allenfalls auch den Standpunkt beider Parteien charakterisieren, dürfte sich aber nie so weit vorwagen, auch seine eigene Überzeugung auszusprechen und Werturteile abzugeben.

Wirklich stößt man nicht nur in der schlagwortliebenden Presse, sondern auch in den Ausführungen von Fachmännern auf Sätze, die an den Historiker ein derartiges Ansinnen zu stellen scheinen. So vergleicht Fester (Religionskrieg und Geschichtswissenschaft) die Aufgabe des Geschichtschreibers mit der eines Parlamentspräsidenten, der nicht Partei ergreifen dürfe; bei Wendepunkten und Revolutionen müsse er sich damit zufrieden geben, daß überall Rechte zerstört werden, wo Fesseln sich lösen, ob aber diese Fessellösung gut oder schlecht, nützlich oder schädlich sei, bleibe ganz aus dem Spiele. Der Historiker müsse vorgehen „mit der Liebe und Aufmerksamkeit eines Porträtmalers, dem es um die lebendigste Erfassung des ganzen Menschen zu tun ist, der sich in die häßlichsten Partien eines Gesichtes ebenso verliebt wie in die edleren".

Gewiß steckt in all diesen Forderungen viel Berechtigtes; aber sie in ihrem vollen Umfange gelten zu lassen, scheint uns mit der Aufgabe der Geschichtschreibung unvereinbar zu sein. Sie darf sich nicht damit begnügen,

uns nackte, tote Tatsachen zu berichten, sie muß die Menschheit in ihrem Werden und Wachsen erfassen, ihre Aufgaben und Ziele, ihr Streben und ihre Leistungen erforschen, und da wird der Historiker nie daran vorüberkommen, wenigstens das für die Entwicklung Wertvolle und Bedeutende vom Belanglosen zu unterscheiden, den inneren Gehalt der Tatsachen, ja selbst den Wert ganzer Epochen zu beurteilen. Man darf sich hier nicht dadurch täuschen lassen, daß manche Historiker ihre Ansicht nicht ausdrücklich formulieren; sie kann ja schon in der Auswahl, Gruppierung und Darstellung der Ereignisse virtuell, aber deswegen nicht weniger bestimmt zum Ausdruck kommen. Die Gleichung Schlosser : Ranke = Subjektivität : Objektivität allein daraufhin, daß Schlosser sein persönliches Urteil überall offen ausspricht, Ranke aber mit ausdrücklichen Worten mehr zurückhält, wäre durchaus verfehlt. Der Zurückhaltendere könnte an sich ebenso gut der Subjektivere sein. Tatsächlich hat man sich ja auch bemüht, Ranke vor dem Vorwurf charakterloser Objektivität in der Beurteilung von Verhältnissen und Personen ausdrücklich in Schutz zu nehmen.

Man hat die Geschichte oft eine Erzieherin, eine Charakterbildnerin genannt; eine so gefaßte Objektivität aber müßte weit eher zur Charakterlosigkeit, zur Unentschiedenheit und Zweideutigkeit führen, und auch für den Historiker selber wäre es höchst beschämend, müßte er vor den Hallen der Wissenschaft sein gesundes Urteil, seine eigene Persönlichkeit zurücklassen und seine männliche Überzeugung nunmehr hinter Allerweltsredensarten verstecken.

Wir können also sagen, daß Objektivität im Sinne von Urteilslosigkeit der Geschichtswissenschaft gerade den besten Teil ihres Wertes nehmen müßte und des Historikers auch als Menschen unwürdig wäre. Damit stehen wir aber auch schon vor einer zweiten, heiß umstrittenen Frage. Wenn der Historiker zu seinem Stoffe in ein persönliches Urteilsverhältnis treten darf und treten muß, was hat er dann für Maßstäbe anzulegen: absolute, denen alles historische Geschehen sich unterordnen muß, oder relative, die nur für ganz bestimmte und beschränkte Verhältnisse anwendbar sind?

Die hervorragendsten Gelehrten behaupten heute, eine objektive Geschichtsauffassung sei mit absoluten Wertmaßstäben unvereinbar. Abgesehen davon, daß diese Anschauung nur eine selbstverständliche Folgerung der relativistischen Philosophie ist, scheint gerade in der Geschichtswissenschaft die zeitliche Bedingtheit alles Geschehens sie besonders zu empfehlen.

Daß ein Historiker ohne relative Werturteile nicht weiterkommt, ist nun allerdings eine sehr selbstverständliche Sache. Will er seinem Stoffe gerecht werden, muß er die unzähligen Bedingungen von Jahrhundert, Land, Volkstum und Charakter, von religiösen, sittlichen und sozialen Anschauungen wohl ins Auge fassen. Noch selbstverständlicher liegt die Notwendigkeit relativer Werturteile dann am Tage, wenn man darunter die vom Gesamturteil unabhängige Erforschung von Einzelheiten, von individuellen Motiven, entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen usw. versteht. Denn daß ein Historiker, der beispielsweise die Reformation als Gesamterscheinung verurteilt, ihre Entstehung, ihren Verlauf, ihre Kräfte und Faktoren trotzdem verständnis-

voll erklären und darstellen muß, ist zu selbstverständlich, als daß es einer längeren Erörterung bedürfte.

Einsprache erheben wir erst dann, wenn man vom Historiker ausschließlich relative Urteile verlangt und ihm die Anwendung absoluter Maßstäbe in jedem Falle verbieten will. Das Forschungsobjekt der Geschichte ist doch die als Einheit aufgefaßte Menschheit in ihrer sozialen und kulturellen Entwicklung, sie muß also die Zusammengehörigkeit aller Geschlechter und die Identität der menschlichen Natur als notwendiges Postulat anerkennen. Nun gibt es aber Maßstäbe, die aus dieser Natur selber herauswachsen und daher auch auf jeden Träger dieser einheitlichen, sich selbst gleichen Menschennatur anwendbar sind. Verrat, heimtückischer Mord, Meineid und Lüge, — wann wären das Tugenden gewesen, seit die Menschheit besteht? Darum tut der Historiker niemand unrecht, wenn er seinem Urteil diese allgemein gültigen Normen zugrunde legt. Man wende nicht dagegen ein, daß man auch bei diesen Dingen den verschiedenen Umständen Rechnung tragen müsse. Nicht der absolute Maßstab braucht sich deswegen zu ändern, nur die zu beurteilenden Tatsachen bekommen je nach den Verhältnissen ein anderes Ansehen. Gewiß gilt in den Kreisen der Relativisten nichts als starrer und absoluter als das kirchliche Moralsystem, aber schon ein Blick in das nächste Handbuch belehrt uns, daß die Maßstäbe zwar absolut sind, ihre Anwendung aber von den variierenden Bedingungen abhängig gemacht wird. Wenn Harnack den Jesuiten vorwirft, sie hätten noch aus jeder Todsünde in concreto eine läßliche Sünde zu machen gewußt, so ist das nur die polemische Übertreibung einer tatsächlichen Beobachtung. Im Grunde genommen sind ja auch die oben erwähnten relativen Urteile nichts anderes als die den jeweiligen Bedingungen angepaßten absoluten Wertansichten des Historikers.

Damit tritt uns aber eine neue Frage entgegen: Woher soll der Historiker diese Maßstäbe nehmen? Im Gegensatz zur modernen Auffassung antworten wir: aus seiner Weltanschauung.

Unter Weltanschauung verstehen wir die Stellung, die ein Mensch zu den großen Problemen des Seins, zu Religion und Moral, zu Staat und Gesellschaft, zu Wissenschaft und Leben einnimmt und von der aus er alle Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart bemißt und bewertet. Von manchen modernen Methodologen wird nun diese Weltanschauung, die jeder denkende und innerlich selbständige Mensch besitzt, als das größte Hindernis objektiver Geschichtschreibung hingestellt. Der Historiker, sagen sie, müsse sich in Forschung und Darstellung von ihr unabhängig machen und unter einem neuen, von seinem gewöhnlichen ganz verschiedenen Gesichtswinkel an den Stoff seiner Wissenschaft herantreten. Abgesehen davon, daß jede Weltanschauung parteiisch und ungerecht mache, sei sie überdies eine Sache, die mit der Geschichte in keinerlei Verbindung stehe, und ihre Maßstäbe an die geschichtliche Entwicklung anlegen, heiße die Geschichte vergewaltigen.

Wir antworten darauf zunächst mit einer psychologischen Erwägung. Die Weltanschauung des gereiften Mannes ist ein einheitliches Produkt aus Erziehung und Umgebung, praktischer Erfahrung und innerem Erlebnis. Sie ist das Beste, was er sich, vielleicht in langen Zweifeln und in harten

Kämpfen, vom Dasein erobert hat, sie ist ihm in tausend widerstreitenden Lagen und Fragen Halt und Fundament, sie erst gibt seiner Lebensbetätigung einen inneren Wert und ein festes Ziel. Nun ist aber auch die Wissenschaft nichts anderes als solch eine Lebensbetätigung, eine der höchsten sogar, deren der Mensch fähig ist. Soll da auf einmal die Weltanschauung ausgeschaltet werden? Ja noch mehr — ist der Historiker überhaupt imstande, seine Überzeugung, die teils schon aus dem eigenen Inneren herauswuchs, teils ihm wenigstens nachher in Fleisch und Blut überging und ein Teil seines inneren Wesens wurde, als wissenschaftlicher Forscher so ohneweiters abzulegen? Wie können seine schwer errungenen religiösen, politischen, sozialen Ansichten, die er im wirklichen Leben mit aller Manneskraft vertritt, auf einmal zu bleichen, blut- und leblosen Schemen werden, sobald er in der Geschichte verwandten Problemen begegnet? Man darf eben die Geschichtschreibung nicht als etwas Abstraktes, sondern muß sie als die Betätigung eines konkreten Individuums betrachten, und dann wird man nicht mehr so leicht Forderungen an sie stellen, die in extremer Einseitigkeit auf allgemein menschliche, psychische Bedingungen keine Rücksicht nehmen. Schon der alte Chlaudenius schreibt: „Eine unparteiische Erzählung kann nicht so viel heißen, als eine Sache ohne alle Sehepunkte erzählen, denn das ist einmal nicht möglich; jede Erzählung setzt einen Zuschauer voraus und der kann ohne Sehepunkte nicht sein; es ist auch nicht zu verlangen, daß er bei seiner Erzählung die Beschaffenheit eines Interessenten oder Fremden oder des Freundes und Feindes einer Sache, eines Gelehrten oder Ungelehrten usw. gänzlich ablegen sollte; die Natur der Seele läßt eine solche Abstraktion nicht zu und solche hebt den Begriff eines Zuschauers auf, von welchem doch alle historische Erkenntnis abhängt; nur das vorsätzliche Verdrehen kann unterlassen werden; die aber irren sehr, die verlangt haben, daß ein Geschichtsschreiber sich wie ein Mensch ohne Religion, ohne Vaterland, ohne Familie anstellen soll." (Bernheim, Hist. Methode.)

Gewiß, die nötige Unbefangenheit, auch dem Gegner gegenüber, kann und muß der Historiker haben. Ohne jede Weltanschauung aber verliert die Geschichtschreibung den Zusammenhang mit dem Leben, steht im Widerspruch mit der Natur des Stoffes und des Forschers, ist mit einem Worte ebenso unnatürlich als unmöglich. Aber, lautet der Haupteinwurf, Weltanschauung ist doch ein der Geschichte fremdes Gebiet und der Historiker darf nur solche Maßstäbe verwenden, die aus seiner eigenen Wissenschaft gewonnen werden können.

Hier tritt uns wieder einmal einer jener Sätze entgegen, deren wissenschaftlicher Klang in den weitesten Kreisen so großen Eindruck macht und die in Wirklichkeit nichts anderes sind als hohle Redensarten. In wie vielen Fällen ist doch der Historiker auf Gedankenreihen angewiesen, die nicht in seinem Forschungsgebiete gewachsen sind! Man denke nur an die Heuristik, an die Quellenkritik, an alle historischen Hilfswissenschaften, deren Name schon verrät, daß der Historiker auch fremde Anleihen gar wohl verwerten kann. Wie oft braucht er weiterhin den Politiker, Offizier und vor allem den Psychologen, um sein Tatsachenmaterial richtig beurteilen zu können. Gewiß muß jeder Zweig der Wissenschaft seine eigene Methode anwenden, —

aber doch nur so lange und so weit, als er mit seiner eigenen Methode eben weiterkommt. Die tausend Fäden aber, mit denen die einzelnen Glieder des Seins und des Geschehens miteinander verbunden sind, die vielen Beziehungen, in denen sie zu den verschiedensten Faktoren stehen, bringen es mit sich, daß jede Wissenschaft mehr oder weniger auf die Hilfe fremder Forschungsresultate ansteht, wenn sie ihren Stoff seinem ganzen Inhalt nach verarbeiten will. Und darum ist es falsch, daß die Geschichte nur solche Urteilsmaßstäbe verwenden dürfe, welche auf historischem Wege gewonnen wurden.

Doch wir behaupten noch mehr. Es ist gar nicht einmal wahr, daß zwischen Geschichte und Weltanschauung keine Beziehungen herrschen. Es ist doch keine Seltenheit, daß man sich seine Weltanschauung gerade aus der Geschichte bildet. Wenn Maurenbrecher, der sonst so scharf gegen die Weltauffassung zu Felde zieht, es für undenkbar hält, daß ein wahrheitsliebender Mensch an einer Weltansicht festhalte, die durch seine eigenen historischen Arbeiten schon bestritten werde, so klingt doch in diesen Worten die Vorstellung mit, daß man aus der geschichtlichen Betrachtung der Dinge auch für seine Weltanschauung maßgebende Resultate gewinnen könne. Und hätte ein Historiker seine Weltauffassung auch nicht auf diesem Wege gewonnen, — von Beziehungslosigkeit zwischen ihr und seinem Forschungsgebiet wäre auch dann noch keine Rede. Will der Historiker die zusammenhängende Entwicklung der Menschheit erfassen und sie nach ihren Werten und Leistungen beurteilen, so muß er vorerst vom Wesen und Zwecke des Weltganzen, von den Aufgaben und Zielen der Kultur und Staatenbildung usw. eine bestimmte und konsequent anwendbare Auffassung besitzen. Das ist aber nichts anderes als seine Weltanschauung und nur sie gibt ihm also die absoluten, allgemein gültigen Wertmaßstäbe, deren Notwendigkeit für eine tiefgründende und großzügige Geschichtschreibung wir schon oben festgestellt haben. Wie also der Historiker schon bei der Fundierung seiner Arbeit auf sogenannte Hilfswissenschaften angewiesen ist und bei der Interpretation seines Tatsachenmaterials immer wieder von neuem sich auf fremde, nicht rein historische Gedankenreihen beziehen muß, so könnte man auch eine alle Erscheinungen des Lebens umfassende Weltanschauung im höheren Sinne als eine historische Hilfswissenschaft bezeichnen, die es dem Geschichtschreiber erst ermöglicht, auch die tiefere Bedeutung des Weltgeschehens von einem letzten, überragenden Standpunkt aus überschauen und beurteilen zu können. Und gerade das ist ja die höchste und hehrste Aufgabe der Geschichtschreibung.

Übrigens wäre es nicht sehr schwer, für diese Auffassung auch den Tatsachenbeweis zu erbringen, da ja die bedeutenderen Historiker aller Zeiten ihre Geschichtsdarstellung auf ihre Weltanschauung gründeten, nicht nur die antiken Klassiker, Augustin und in der neuesten Zeit die katholischen Gelehrten, von denen allen das ja selbstverständlich ist, sondern auch Männer wie Schlosser, Sybel, Treitschke und sogar auch Ranke und Lamprecht; denn im Prinzip und methodologisch ist es gleichgültig, ob das, was wir hier Weltanschauung des Historikers nennen, konfessionelle oder etwa soziale oder nationale Ideen sind. Die Gegner der Weltanschauungshistorik müßten sonach die wahrhaft wissenschaftliche und objektive Geschichtschreibung eigentlich erst erfinden.

Doch möglicherweise erklärt jemand, gegen die Weltanschauung in diesem weiteren Sinne habe er nichts einzuwenden; nur eine spezifisch religiöse Weltanschauung, die auch übernatürliche Faktoren hereinzieht, habe mit der Geschichte nichts zu tun, denn eine exakte Wissenschaft könne nur mit natürlichen Bedingungen rechnen. — Wir müssen also auch noch auf die besonderen Verhältnisse eingehen, welche, reden wir konkret, durch die positiv christliche Welterklärung für den Historiker geschaffen werden.

II.

Die Gegner gehen von der Voraussetzung aus, daß etwas Übernatürliches nie in den Bereich der historischen Kausalität und damit auch nicht in den Bereich der historischen Forschung und Beweisbarkeit falle, denn der Historiker könne mit den Mitteln seiner Wissenschaft nur das natürliche Geschehen ergründen und habe daher die Ereignisse nur aus menschlichen und rein natürlichen Motiven zu erklären. (Vgl. Jülicher, „Moderne Meinungsverschiedenheiten über Kirchengeschichte.") Und solche Versuche, ein weites Gebiet von eventuellen Tatsachen ohne jeden Beweis, mit Hilfe einer reinen Voraussetzung, einfach wegzustreichen, unternimmt man im Namen der Voraussetzungslosigkeit! Da ist es dann kein Wunder, daß solche Prinzipien selbst Ranke in eine eigenartig zwiespaltige Stellung hineindrängen mußten. Er nennt sich gelegentlich einen guten Christen, glaubt also doch wohl an die Möglichkeit übernatürlichen Geschehens, ja er läßt seinen Glauben an die göttliche Weltregierung, an die Beziehung des Menschlichen zum Göttlichen manchmal sogar offen durchblicken, und hält die ausschließlich natürliche Erklärung alles Geschehenen trotzdem für die unbedingte Pflicht des Geschichtsforschers. Es ist aber doch klar: entweder gibt es überhaupt keine übernatürlichen Quellen des Geschehens, oder ihre prinzipielle Nichtberücksichtigung muß gegebenenfalls zu einer unvollkommenen, lückenhaften oder auch direkt falschen Interpretation führen. Da ist Renan doch noch konsequenter, wenn er nicht nur die Nichtberücksichtigung, sondern frischwegs die Leugnung des Übernatürlichen zur Bedingung wissenschaftlicher Arbeit macht. „L'essence de la critique est la négation du surnaturel."

Gut also, könnte man uns einwenden, wir anerkennen für diese Fälle die nur bedingte Geltung der rein natürlichen Erklärung. Aber das hängt eben mit der Unzulänglichkeit der menschlichen Forderung zusammen, das ist eine jener unübersteiglichen Schranken, die sich dem Forscher auch sonst oft entgegenstellen. Der Historiker kann nun einmal mit seinen Erkenntnismitteln nicht über das Natürliche hinaus und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich diese Grenze seiner Wissenschaft einzugestehen und darnach zu handeln. „Was ich als Christ hinter den Tatsachen der Geschichte und meines eigenen Lebens finde, ist eine Sache für sich: als H i s t o r i k e r bin ich außerstande, etwas als überirdisch und unvergänglich, eine Tatsache als Heilstatsache zu erweisen." (Jülicher.)

Wir geben gerne zu, daß die Geschichtswissenschaft nicht die Aufgabe hat, in sich und direkt die Existenz dogmatischer Wahrheiten nachzuweisen, die kein historisches Geschehen sind. Ebensowenig behaupten wir, daß der

Historiker, wie Jülicher vorschlägt, „das Seligwerden einer gläubigen Seele" oder die „Versöhnung Gottes als Wirkung von Jesu Tod" zum Zielpunkt seiner Forschung machen müsse oder auch nur machen könne. Dafür ist eben eine andere Wissenschaft da, die Theologie. Ja, selbst bei religiösen Tatsachen, die zugleich in den Bereich des historischen Geschehens fallen, wird er mit den Mitteln seiner eigenen Methode den übernatürlichen Gehalt nicht in sich selber untersuchen können. Aber daraus, daß man eine religiöse Tatsache auf rein historischem Wege in ihrem innersten Wesen nicht ergründen kann, folgt noch nicht, daß sie nun der Historiker aus rein natürlichen Motiven erklären oder gar kurzerhand als unhistorisch ablehnen muß. Das dürfte auch dann nicht geschehen, wenn wirklich keinerlei Beziehungen zwischen religiöser Wahrheit und historischer Erkenntnis vorhanden wären. Die religiöse Erklärung eines geschichtlichen Faktums wäre dann einfach als Funktion historischer Interpretation von der Weltanschauung des Forschers abhängig, und so lange die Unhaltbarkeit seiner Auffassung nicht direkt nachgewiesen werden kann, hätte ja der Historiker nach unserer früheren Darlegung sein gutes Recht dazu. Er tut damit methodisch nichts anderes, als was seine Fachkollegen in anderen Fragen auch tun. Gesetzt also, zwischen der Gottheit Christi und der Geschichte gäbe es keine Zusammenhänge, so könnte es wenigstens nach dem Standpunkte unserer Gegner dem Historiker doch nie verwehrt werden, Christus als Gott anzuerkennen, solange diese Ansicht nicht durch die Geschichte selbst widerlegt werden kann. Der Historiker kann nun wohl für die Taten Jesu rein natürliche Erklärungen versuchen, solange sie jedoch nicht befriedigender und zwingender sind als die bisher vorgebrachten, wird sich gegen eine übernatürliche Erklärung auch vom rein methodischen Standpunkte wenig einwenden lassen. „Nur wer etwas anderes als den wahren Grund der Annahme vorschützt, verdirbt die kritische Methode. Wenn jemand zur Annahme gewisser Überlieferungen durch seine religiösen Überzeugungen gezwungen wird, so kann der Historiker weder das Gegenteil beweisen, noch etwas dazu tun wollen .... der Historiker steht der Sache ganz fern." (O. Lorenz.) Das ist schon ein wesentliches Zugeständnis für uns, wenigstens wäre unter den angedeuteten Bedingungen der christliche Standpunkt nicht unmethodisch und daher die Gewissenspflicht des christlichen Gelehrten nicht unbedingt eine Beeinträchtigung seiner Wissenschaftlichkeit. Auch Ranke haben ja seine gelegentlichen christlichen Anwandlungen des Ruhmes strenger Objektivität und Wissenschaftlichkeit nicht beraubt.

Wir geben uns aber damit noch nicht zufrieden und behaupten, daß Übernatur und geschichtliche Erkenntnis in Wirklichkeit nicht so beziehungslos sind, wie unsere Gegner sagen. O. Lorenz („Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" II.) erzählt einen eigentümlichen Vorfall, der sich 1573 in der Franche Comté abspielte und der für den Historiker unbegreiflich und unglaublich wäre, hätte er nicht durch die Medizin von der sogenannten Lykanthropie Kenntnis. Gut also, diese Irrsinnserscheinung kann in sich selber, in ihrem inneren Wesen nicht auf rein historischem Wege klargelegt werden. Folgt daraus, daß der Fall mit Geschichte nichts zu tun habe, daß der Historiker ihn als historisch unerklärlich und unbeweisbar beiseite lassen müsse? Niemand wird das behaupten wollen, denn auf

rein historischem Wege braucht ja nur die äußere Tatsächlichkeit einer Erscheinung geprüft zu werden, das heißt, die historische Methode vermag nur die Verläßlichkeit der Quellen und Zeugen zu untersuchen und festzustellen. Soweit also fällt das Faktum unter die Kompetenz der historischen Methode. Ist aber die Bezeugung als einwandfrei erwiesen, so darf der Historiker aus einer scheinbaren Unerklärlichkeit des Vorfalles nicht gleich auf seine Nichtwirklichkeit oder gar Unmöglichkeit schließen — das Wahre braucht nicht immer wahrscheinlich zu sein —, sondern muß sich vorher auf anderen, einschlägigen Wissensgebieten um eine Erklärungsmöglichkeit umsehen. Den vorliegenden Fall nun erweist die Medizin als möglich und damit erhält die fragliche Zeugenaussage, wenn sie nicht an sonstigen Mängeln leidet, ihre volle Beweiskraft. Kein Mensch wird aber behaupten wollen, daß hier der historischen Methode Gewalt angetan worden oder daß ein derartiger Schluß auf die Tatsächlichkeit eines überlieferten Vorfalles mit Geschichte nichts zu tun habe, obwohl der Historiker mit seinen eigenen Erkenntnismitteln nur die Zeugenaussage prüfte, in der Erklärung des Vorfalles aber auf eine fremde Erkenntnisquelle angewiesen war.

Ganz ähnlich liegt nun die Sache bei der übernatürlichen Erklärung historisch begrenzter Vorkommnisse. Mag immerhin der letzte Schluß auf die Übernatürlichkeit in ein Gebiet führen, das nicht mehr der Geschichte angehört: was uns diesen Schluß nahelegt, was uns unmittelbar vor ihn hinstellt, ja, was uns unter Umständen zwingt, diesen Schluß wirklich zu ziehen, das ist die historische Methode. Sie erweist aus sich selbst heraus die Bezeugung des Vorfalles als einwandfrei, und wenn nun eine natürliche Erklärung nicht möglich ist, die Theologie aber eine Erklärung zu geben vermag, so ist es nur ein in der Geschichtswissenschaft alltägliches Vorgehen, wenn der Forscher diese fremde Erkenntnisquelle zu Hilfe ruft. Mag sich der Ungläubige gegen diese einfache Konsequenz sträuben, jedenfalls muß er zugeben, daß dann **er** sich von Voraussetzungen leiten läßt, keinesfalls aber darf er behaupten, daß der gläubige Historiker seiner Wissenschaft dadurch Gewalt antue, oder er müßte auch sonst eine Unmenge mit Recht als historisch angesehener Resultate aus der Geschichte streichen.

Aber man wendet vielleicht mit Harnack, Zeller und Pfleiderer ein, ein übernatürliches Geschehen, ein Wunder, liege außerhalb der Analogie der menschlichen Erfahrung und des ursächlichen Zusammenhanges, alle geschichtliche Betrachtungsweise aber beruhe nur auf diesen Voraussetzungen. Doch auch hier liegt der Dogmatismus auf Seite unserer Gegner. Wenn man die Erfahrungen, die von der Menschheit bezüglich der Wunder gemacht wurden, damit wegleugnen will, weil sie eben gegen die Erfahrung seien, so ist dies überdies ein grober Zirkelschluß, und auch der andere Einwand könnte ebensogut umgekehrt werden: gerade weil das Kausalgesetz überall wirksam und unbedingt ist, der wunderbare Vorfall aber auf keine genügende, natürliche Ursache zurückgeführt werden kann, muß man auf eine höhere, übernatürliche Kausalität schließen.

Nun würde man aber die christliche Weltanschauung in der Geschichte vielleicht noch hingehen lassen, wenn es sich nur um die Erklärung einzelner Tatsachen handelte; damit ist jedoch der christliche Historiker nicht zufrieden,

er sucht, gestützt auf seine Weltanschauung, auch die gesamte geschichtliche Entwicklung auf eine Weise zu erklären, die von der rein natürlichen Auffassung wesentlich abweicht. Und gerade diese christliche Geschichtsphilosophie ist es, was den Gegnern am allermeisten als Vergewaltigung unbefangener und objektiver Forschung und Darstellung erscheint.

Dem christlichen Historiker ist die Geschichte nach den Worten Möhlers „der in der Zeit sich entwickelnde ewige Plan Gottes mit der Menschheit, sich in ihr durch Christus eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten, hervorgegangen aus freier Huldigung der Menschen selbst". Diesem Grundprinzip aller religiösen Weltauffassung, das schon im alten Testamente immer wieder anklingt, hat das erstemal der Apostel Paulus eine scharfe, lapidare Fassung gegeben und sie feierlich vor dem Areopag zu Athen verkündigt. Damals trat die christliche Geschichtsphilosophie gleichsam zum erstenmal vor das Forum der Öffentlichkeit und der herrschenden Wissenschaft und forderte damit die menschliche Vernunft auf, sie zu widerlegen oder als vollwertige Welterklärung anzunehmen. Dann war es Augustin, der in gewaltigem Bilde von der Civitas Dei die Jahrtausende aufrollte. Er türmte die Tatsachen des Weltgeschehens mit weitschauender Erkenntnis wie Quadern zu einem gewaltigen Dome auf, dessen Fundamente ebenso fest und sicher in der Erde wurzeln, als seine Kreuzblume tief ins Sonnenreich ragt.

Eine Civitas Dei sollte diese Erde sein, dann aber kam der Satan und gründete aus Haß, Trotz und Neid *sein* Reich unter den Menschen. In Asien, im heidnischen Rom gewinnt es übergewaltige Macht, — da kommt Christus, der Erlöser, der Heiland, der Sieger und gründet in der Kirche sein Reich neu und fester als zuvor. Von da an tobt der Kampf zwischen Gottesreich und Teufelsstaat um so wütiger. Ein endloses Vordringen und Zurückweichen, Erobern und Verlieren, vor dem Weltuntergange noch die letzte verzweifelte Entscheidungsschlacht, — aber Christus siegt, die Welt ist am Ziele, das kämpfende Gottesreich auf Erden geht über in das ewige Reich im Himmel, seine Gegner aber versinken auf ewig in der Hölle, im Reiche des Teufels.

So liegt denn der ganze Weltlauf im Plane Gottes und seine Vorsehung leitet alles Geschehen. Ob willig oder gezwungen, ob in Lohn oder Strafe, verherrlichen *muß* die Menschheit ihren Schöpfer und auch alle Empörung gegen Gott und seinen Weltenplan dient schließlich doch nur dazu, daß Gottes Glorie desto herrlicher aufstrahle.

Das ist in flüchtigen Umrissen die Auffassung des Weltbildes, die sich aus der Lehre des Christentumes mit Notwendigkeit ergibt. Aus der Lehre des Christentumes, — aber das ist es eben, was sie so in Verruf bringt. Ist denn da eine voraussetzungslose Geschichtsforschung noch möglich, ist da der Historiker nicht schon von vorneherein verpflichtet, gewisse Resultate in der geschichtlichen Entwicklung zu finden, die er, wenn er voraussetzungslos an seinen Stoff herantritt, wahrscheinlich nicht fände?

Dieses schroffe Mißtrauen, diese Furcht vor Apriori-Konstruktionen, wie sie heute *jedem* geschichtsphilosophischen Versuche entgegengebracht werden, begreift man einigermaßen, wenn man an die mißglückten Spekulationen der letzten zwei Jahrhunderte denkt, die unter dem Namen Geschichtsphilo-

sophie einen welthistorischen Erklärungsversuch nach dem anderen in Umlauf setzten. Auf irgend eine extreme Einseitigkeit baute man ein System der Weltentwicklung auf und zwang dann, gleichgültig ob von der „Idee" oder der „Materie" ausgehend, das ganze historische Geschehen in diese eiserne Schablone. Und war es nicht willig, so brauchte man eben Gewalt.

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen."

(Goethe, Faust I, 1.)

Wohl brachten auch diese idealistischen, materialistischen, soziologischen usw. Systeme manchen Vorteil für die Wissenschaft, indem sie energisch auf wichtige, vorher oft vernachlässigte Entwicklungsfaktoren hinwiesen, aber ihr Fluch war die extreme Einseitigkeit, die starre Schablone, die subjektive Vergewaltigung der widerspenstigen Tatsachen. Die christliche Geschichtsphilosophie ist aber von diesen Fundamentalmängeln vollkommen frei Sie nimmt zwar an, daß ein Gott existiert und in ewiger Weisheit alles, was geschieht, zu einem bestimmten Ziele lenkt, aber die Entwicklung, der Weg dazu, wird nicht als blinde Notwendigkeit, als Fatum gefaßt, wie etwa bei der Hegelschen oder Marxschen Theorie: „Gott schaut die Geschichte in ewiger Gegenwart, und wie er sie schaut, also muß sie sich vollbringen; aber er schaut sie, wie sie durch die Mitwirkung freier Geister sich vollbringt: sein Schauen nötigt daher dieselben keineswegs zum voraus dadurch, daß er sie geschaut; wohl aber bestimmt ihr vorgesehenes Handeln sein Schauen und dies Schauen will erst hinterher, nachdem gehandelt worden, das in der Handlung Hervorgegangene vorschauend also bestimmen, daß, indem Gottes Wille zum Vollzug gelangt, alles zum Guten ausschlage in der Geschichte und was recht ist, ergehe, ohne daß die Geistesfreiheit gekränkt werde, noch auch die eigene beeinträchtigt in Vollzug des Guten." (Görres.)

So ist also im Reiche des wirklichen Geschehens dem menschlichen Willen volle Freiheit und Unabhängigkeit gelassen und die natürlichen Faktoren des Werdens und der Entwicklung entfalten unbehindert ihre Kräfte. Darum darf aber auch der christliche Historiker ruhig den Tatsachen folgen, jedes einzelne Faktum, das er ohne jede Voraussetzung als geschehen ermittelt, darf ihm willkommen sein. In der Vorsehung Gottes hat alles Raum, der Frevel so gut wie die Großtat, der Schurke so gut wie der Heilige, wenn man nur den Begriff Vorsehung recht zu fassen weiß. Und mag auch die menschliche Beschränktheit nicht überall Klarheit hineinbringen, nicht immer Gottes Gedanken nachdenken können, so ist es dem Historiker doch ohne Gewaltsamkeiten möglich, wenigstens im großen und ganzen die Idee der göttlichen Leitung in der Weltgeschichte wiederzufinden.

Oder widerspricht denn der historisch erforschte und festgelegte Lauf der Gesamtentwicklung dem Grundgedanken der christlichen Pragmatik? Sind es nicht auch historische Resultate, daß die alte Welt immer tiefer, immer unrettbarer in Nacht und Frevel versank, und das trotz der herrlichen Anlagen, trotz der vielleicht nie wieder erreichten Entwicklungsfähigkeit mancher bevorzugter Nationen? Ebenso sicher ist es, daß sich bei dem kleinen, in jeder Hinsicht unbedeutenden Völkchen der Juden eine Religion und ein Gottesbegriff erhielt, die an Tiefe, Gehalt und Reinheit alle anderen Religionen so hoch überragten und im ganzen Altertum so beispiellos dastehen, daß gerade der ungläubige Historiker sich vor ein unerklärliches Wunder gestellt sehen muß. Und gerade von hier ging die große Erneuerung der ganzen antiken Welt aus. Jesus von Nazareth kam, lehrte und starb, und die große Sehnsucht, das schreiende Heilsbedürfnis der tiefgesunkenen Welt gab das aufnahmsfähige Erdreich für seine Lehre. Auch die Beweise für seine Sendung, der überirdische Adel seiner Lehre, sein alles überstrahlender Charakter, seine Weissagungen und Wunder, ja sogar seine Auferstehung halten der historischen, streng methodischen Prüfung stand, solange man nicht, wie früher ausgeführt wurde, unbewiesene Voraussetzungen für historische Methode ausgibt. Und dann die Entstehung der Kirche, ihre allmähliche Entwicklung, ihre Kämpfe mit Häresie, Sittenlosigkeit und feindseliger Gewalt, ihr Sieg und endlich die religiöse, sittliche und gesellschaftliche Wiedergeburt der alten Welt gerade durch sie, — sind nicht auch das historische Tatsachen? — Wie wollte man also vom Standpunkt der Geschichte aus gegen die christliche Geschichtsphilosophie ankämpfen, da sie sich doch auf nichts anderes beruft als gerade auf diese, auch rein historisch feststehenden Geschehnisse?

Es ist allerdings richtig, daß sie in dieselben einen pragmatischen Zusammenhang bringt, sie als Teile eines erhabenen Weltenplanes charakterisiert, und daß die Geschichtswissenschaft für sich allein und ohne die Hilfe der Theologie vielleicht nie zu einer so großzügigen Auffassung gelangt wäre. Aber es ist ja, wie wir bereits gehört haben, ein gutes Recht des Historikers, für die Gesamtinterpretation der geschichtlichen Entwicklung seine Weltanschauung als Hilfsmittel heranzuziehen, und mehr als einmal hat eine solche Anleihe der Geschichtswissenschaft nicht nur die zusammenfassende und abschließende Beurteilung einer Entwicklungsreihe ermöglicht, sondern auch ihrem eigenen Forschen neue Anregungen gebracht und neue Bahnen eröffnet. Es sei nur daran erinnert, daß gerade die fundamentale Idee aller heutigen Geschichtschreibung, der Begriff von der Einheit des Menschengeschlechtes und von seiner einheitlichen und allgemeinen Entwicklung, erst auf dem Boden der christlichen Weltauffassung und Geschichtsphilosophie möglich wurde, daß in dieser Hinsicht nach Bernheims Geständnis sogar noch „die dürftige Annalistik des Mittelalters einen ideellen Vorzug vor den reichsten Werken des Altertums voraus hat". Es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesem Falle die Initiative von der religiösen Auffassung ausging, aber statt dadurch sich zu schädigen und der eigenen Freiheit zu begeben, konnte sich die Geschichte erst jetzt in Wahrheit frei bewegen, war sie erst jetzt imstande, über die engen Schranken nationaler Vorurteile hinaus das weite Gebiet einer ganzen Welt zu umfassen.

So entbehrt also der methodologische Kampf gegen Weltanschauung im allgemeinen und speziell gegen die christliche Welterklärung jeglicher Berechtigung: vor dem Forum der historischen Methode hat der christliche Historiker mindestens dasselbe Recht und dieselbe Eignung zur geschichtlichen Forschung und Darstellung wie sein ungläubiger Kollege. Und wird er auch von diesem nicht verlangen, daß auch er seine letzten Folgerungen anerkenne, so wird er doch für seine Person um die Hilfe der christlichen Weltanschauung nicht weniger froh sein. Sie gibt ihm ja den Faden, der ihn sicher durch das unübersehbare Labyrinth des Geschehens führt, sie bringt Licht in das rätselvolle Dunkel der Menschheitsentwicklung, Ordnung in das wirre Chaos der Tatsachen. Und sie gewährt die Möglichkeit, auf ebenso sicherer als zwangloser Grundlage die Einzelresultate einer Forschung zur großzügigen Einheit zusammenzufassen. Selbst Hegel sagt von Christus: „Bis hieher und von daher geht die Geschichte."

Mein Lieb.

Von Br. Willram.

Mein Lieb hat rote Wangen nicht
Und hat kein golden Haar;
Mein Lieb hat Furchen im Gesicht
Und trüb ist seiner Augen Licht,
Das einst so leuchtend war.

Mein Lieb ist nimmer jung und schlank
Wie eine frische Maid.
Mein Lieb ist alt und müd und krank,
Das macht, weil seine Seele trank
So viel von Herzeleid.

Mein Lieb hat eine rauhe Hand,
Von Runzeln tief durchsetzt,
Und diese rauhe, liebe Hand
Hat herber Sorgen Schmerzensbrand
In Tränen bleich genetzt.

Und dennoch ist mein Lieb so hold,
So schön und anmutsreich,
Denn lauter ist sein Herz wie Gold
Und seiner Treue Minnesold
Kommt nichts auf Erden gleich.

Und wenn ich meinen warmen Mund
Auf seine Stirne drück',
Dann weint mein Lieb aus Herzensgrund
Und durch die Seele weh und wund
Jauchzt heißes Mutterglück.

Dann irrt ein Leuchten wunderbar
Durchs Aug' wie Sonnenschein,
Dann weinen wir zusammen gar:
Ich und mein Lieb im Silberhaar, —
Mein altes Mütterlein.

Die Römer in Afrika.

Von Msgr. Graf **Peter Vay v. Vaja.**[1])

V.

Die Gestaltung des Lebens.

Wie lebten die Römer in Afrika? Wenn schon die Taten, die Lebensweise, die ganze Geschichte der Völker des Altertums jeder Zeit einen besonderen Zauber auf die Menschheit ausgeübt hat, um wieviel anziehender muß für eben diese Menschen ein so unmittelbar anschauliches Kapitel aus der Geschichte, eine so eigenartige, sagen wir gleich „exotische" Lebensführung sein.

Solch ein exotisches Leben könnten wir im vollen Sinne des Wortes das Leben der Römer in Afrika nennen. — Wie konnte es sich gestalten? In einen ganz anderen Himmelsstrich, unter ganz andere natürliche Bedingungen verpflanzt, nach welcher Richtung konnte es sich da entwickeln? Was war ihre Bestimmung, welches der Kreis ihrer Betätigung? Alles das wäre nicht wenig wichtig in Erfahrung zu bringen. Die interessanteste unter allen diesen Fragen aber wäre jene: Was für ein Menschenschlag waren eigentlich jene mächtigen Besitzergreifer, wo rekrutierten sie ihre Legionen, von wo her bevölkerten sie die neuen Ansiedlungen, woher kamen die Einwanderer?

War unser heutiger veralteter Studienplan leider schon von Haus aus niemals dazu angetan, in den ganz großen weltgeschichtlichen Zusammenhang einen ausreichenden Einblick zu gewähren, so reichte er um so weniger aus, das Leben einer so erstaunlich beweglichen, fortwährend veränderlichen Epoche verständlich zu machen. Am allerwenigsten gelang ihm bei jenen großen Zeiten die Aufgabe, ihre überragenden Gestalten lebenswahr als ebensoviele Menschen in ihrer ganzen Lebensfülle vor der Nachwelt erstehen zu lassen.

Daher kommt es, daß die Jugend selbst die unübertrefflich dramatische Geschichte der Römer und die anziehendsten klassischen Schriftsteller nur wie die sauerste Frone büffelt. Sie weiß eigentlich nicht das Geringste davon, und selbst für den fleißigsten Schüler sind ein paar für die Prüfung unumgänglich notwendige Daten das Um und Auf seiner Kenntnisse. Daß er dabei eine Übersicht gewinne, daß sich sein Einblick vertiefe, daß schließlich sein Interesse erwache, das ist ganz ausgeschlossen. Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn immer häufiger der Wunsch laut wird: Wenn wir schon das Griechische ausgemerzt haben, nun, so merzen wir auch das Lateinische aus!

---

[1]) Vgl. „Die Kultur". XI. Jahrg., Heft 2, Seite 150 ff.

Auf der für immer verstummten Bühne wandelnd, die Kastelle und Burgen der Vorzeit aufzusuchen, zu den Gräbern der heimgegangenen Helden zu wallfahrten, erweckt erst im vollen Umfange den unmittelbaren Eindruck eines vergangenen Jahrtausends. Nur die blutgetränkten Schlachtfelder kennen zu lernen, verschafft schon eine Vorstellung von den einzelnen mörderischen Schlachten, in denen nicht nur die Geschicke der einzelnen Völker, sondern häufig das Schicksal der Menschheit zur Entscheidung gelangte. Wir müssen uns in eigener Person auf die Reise begeben nach einem der ehemals blühenden Orte Pompeji, Herculanum, Karthago, Ephesus, Italica oder Suffetula, damit wir von der Heimat, den Gebräuchen, mit einem Worte, von dem ganzen Leben der Völker, welche die alte Welt beherrschten, ein klares Bild gewinnen.

Das private und öffentliche Leben der klassischen Völker des Altertums bildet unzweifelhaft den interessantesten Gegenstand des Studiums. Es gibt kein Märchen, welches dasselbe an Abwechslung überflügelt, keine Phantasie, welche ein wirkliches Dasein an Erfindungskraft zu überbieten vermöchte. Ein Dichter könnte nicht ergreifendere Kapitel schreiben als jene, welche sich in den mittäglichen Küsten des Mittelländischen Meeres tatsächlich abgespielt haben: die Triumphe des Scipio Africanus, die Kämpfe des Jugurtha, den Tod der gefeierten Selena,[1] die mustergültige Verwaltung des Sallust oder aber eine überragende Gestalt wie den heiligen Augustinus, dessen Leben und Wirken allezeit die Welt mit Bewunderung erfüllen wird.

Der Schauplatz der afrikanischen Geschichte hat den großen Vorzug, daß er unveränderlich geblieben ist. Die Bauten sind zum großen Teile zerfallen, das ist wahr, aber man hat wenigstens keine neuen an ihrer Stelle errichtet. Das, was noch übriggeblieben ist, hat der Sand mit seiner dichten Decke eingehüllt. So vermag nur die Arbeit des Spatens die vergrabenen Schätze ans Tageslicht zu bringen. Wenn das aber gelingt, wie bisher an so vielen Stellen, dann stehen die Denkmäler der Vorzeit im Schoße der ewig jungen Mutter Natur in derselben Umgebung da wie vor Jahrtausenden.

Dieser Umstand war in erster Linie die Ursache, daß ich so oft die alten Kolonien von Numidien und Mauretanien aufgesucht habe. Gerade diese unverwelkliche Blüte gestattet uns, die zerfallenen Denkmäler neu aufzubauen. Die Luft der Vorzeit, die uns umweht, der bis auf den heutigen Tag klassische Charakter und die archaische Lebensweise der Eingeborenen lassen uns eine Vorstellung davon gewinnen, wie die Römer in diesem Lande gelebt haben konnten.

VI.

Ureinwohner und Kolonisten.

Afrika haben unsere Schulwandkarten noch vor ein paar Jahren als eine unbegrenzte Wüste dargestellt. Es war mit einem Worte tabula rasa. Dieser Irrtum ist zwar verschwunden, ohne daß jedoch an seine Stelle eine genauere Kenntnis getreten wäre. Und doch war das ungeheure Ländergebiet

[1] Tochter der Kleopatra, Gemahlin des Juba.

von Ägypten bis zum Kap der guten Hoffnung oder von Zanzibar bis zum Flußgebiet des Niger von den allerältesten Zeiten an bewohnt. Ja sogar der Unterschied der Rassen, die es bevölkerten, war nicht weniger ausgeprägt als in Europa.

Die Ureinwohner der römischen Kolonien waren die Numider, Geten, Mauren, die Vorfahren der heutigen Bevölkerung, der Berber. Kriegerische, nomadisch umherschweifende, freiheitliebende Menschen waren es damals wie heute. Sie mußten zuerst unterworfen, dann erst regiert und schließlich an die Arbeit gewöhnt werden, was ohne Zweifel unter all den Aufgaben die schwierigste war. Aber gerade die Hindernisse, welche sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstellten, machten das Leben so vielseitig und die sozialen Beziehungen so mannigfach.

Die Verwaltung zerfiel, wie wir wissen, in eine militärische und eine zivile. Demgemäß unterstanden die einzelnen Gebiete, je nachdem es die Lage erforderte, hier den Militärkommandanten, dort den Zivilstatthaltern. So stand zum Beispiel an der Spitze der einstigen friedlichen phönizischen Kolonien der zu Karthago residierende Prokonsul als Oberstatthalter, während die kriegerischen Beduinen Mauretaniens unter der Botmäßigkeit des Oberstkommandierenden standen. In Rom wählte man auch nach diesem Prinzipe die einzelnen Beamten oder Offiziere aus, wie es eben der Ort und die Umstände erforderten. Auf diese Weise gelangte Sallust zu seinem Statthalterposten; so wurde Metellus zur Pazifizierung der wilden Stämme des Südens abgeschickt. Aber nicht nur für die obersten, auch für die Nebenämter wurden die verantwortlichen Persönlichkeiten mit großer Sorgfalt und Menschenkenntnis ausgewählt.

Die Römer waren durchaus nicht jene mumienhaften, unelastischen Gestalten, als die sie so viele Geschichtswerke darstellen. Sie besaßen im Gegenteile sogar sehr moderne, oder besser gesagt bewegliche Lebensgewohnheiten und eine seltene Anpassungsfähigkeit. In erster Linie wechselten sie sehr oft ihren Wohnort. Sie waren fortwährend auf der Reise. Mit einer und derselben Persönlichkeit treffen sie im Laufe eines Jahres bald in Rom, bald in Hispanien, einmal in Asien, das andere Mal in Afrika zusammen.

Der weite Gesichtskreis der vielgereisten Menschen und ihre persönliche Erfahrung hoben nicht nur die großen Männer Roms, sondern das Volk und das Heer selbst auf ein ungemein hohes kulturelles Niveau. Der einfache berberische Söldner, der während seiner Dienstzeit in die Welt hinausgekommen war und in Gallien und Britannien oder gar in Syrien und Ägypten gedient hatte, war, eines Tages zu den im Schatten einer stillen Oase aufgeschlagenen Zelten der Seinen zurückgekehrt, ein anderer Mensch geworden als damals, da er seine dornenvolle Laufbahn begann.

Die Söhne der eingeborenen Stämme bildeten natürlicherweise die Hauptmasse der Bevölkerung. In den nördlichen Küstengebieten ließen sich aber auch Fremde in großer Zahl nieder. Zunächst lebten dort noch die Nachkommen der einstigen phönizischen Ansiedler, aber es gab auch Griechen, Armenier und noch mehr Juden. Diese sehr gemischten Elemente bevölkerten zum großen Teile die Städte und betrieben die verschiedenartigsten Gewerbe.

Die eingeborenen Berber dagegen blieben der nomadischen Lebensweise getreu und beschäftigten sich zum Teil mit primitivem Ackerbau, zum Teil mit Viehzucht, wie wir es bis zum heutigen Tage sehen.

VII.

Die afrikanische Legion.

Die berühmten Legionen gründeten die ersten Ansiedlungen. Das siegreiche Heer drang als Bahnbrecher immer weiter. Das Militär ließ sich in mehreren Orten nieder und schuf Kolonien. Im Frieden bebauten sie auch den Boden und errichteten sich eine wirkliche zweite Heimstätte in der Ferne. Den Spuren ihrer Garnisonsstationen begegnen wir überall, wohin wir unsere Schritte lenken. Sogar die Eroberungsheere des heutigen Frankreich vermochten nicht immer so tief in die Wüste vorzudringen, daß sie nicht auf die Spuren der früheren Eroberer gestoßen wären. Ad-Turres, Ad-Majores, Ad-Medias waren lauter solche einstige Garnisonsstationen.

Mommsen, der sich eingehend mit der Frage beschäftigt hat, gibt seiner aufrichtigen Bewunderung Ausdruck, mit wie verhältnismäßig geringen Streitkräften und noch geringerem Kostenaufwande Rom imstande war, die afrikanischen Gebiete zu unterwerfen. Boissier hat das gesamte in Afrika stationierte Heer mit Einschluß der Kohorten und der sogenannten Auxilia auf 27.000 Mann geschätzt.

Den Kern der in Afrika stehenden Streitkräfte bildete die Legio tertia Augusta. Diese auserlesene Truppe könnte man mit Recht das afrikanische Hausregiment nennen. Seit ihrer Aufstellung hat sie fast ausnahmslos in der Kolonie gedient. Wen das militärische Leben von damals interessiert, der versäume ja nicht, Lambese zu besuchen. Die Ruinen des einstigen Lagers sind noch zum Teile erhalten, und manche wertvolle, auf verschiedene größere Ereignisse, auf Triumphe und Kaiserbesuche bezügliche Inschrift hat man da gefunden, denn gar mancher Imperator hat von der Halle des heute noch stehenden Prätoriums aus eine Ansprache an seine treue Legion gehalten.

Das Soldatenleben war reich an Abwechslung. Im Frieden wie im Kriege in gleicher Weise emsig an der Arbeit und nebenbei den Zerstreuungen sich hingebend verbrachten die Legionen den Tag. Unter den Ruinen des einstigen Lagers findet man die Überreste zahlloser Baulichkeiten, welche wie auf ein Zauberwort nicht nur die Wohnungen der Marssöhne von damals, die Kasernen, sondern auch ihre Erholungsstätten, die Klubhäuser und Säle für geschlossene Vereinsgesellschaften vor unseren Augen erstehen lassen.

Die fast täglich ausgegrabenen Inschriften, Grabsteine und ex voto-Tafeln geben die weiteren Erklärungen. Sie erzählen von den Ereignissen längst vergangener Tage. Cagnat beschäftigt sich in seinem mit seltener Anschaulichkeit geschriebenen Werke „L'Armée romaine“ gerade mit den Taten der dritten Legion, wie die Afrikanische genannt wurde. Seit Augustus das Heer stabilisierte und die einzelnen Truppenkörper an

bestimmte Territorien band, blieb die seinen Namen führende Legion nicht nur ständig in Lambese, ihre Krieger rekrutierten sich auch aus den Wüstensöhnen.

Lambese wurde das Standquartier des Heeres. War es da ein Wunder, daß es diesen Anforderungen entsprechend gebaut war? Die Krieger gestalteten sich das Leben nach ihrem Wunsche. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß es roh oder wild gewesen wäre. Im Gegenteile, alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Leute bestrebt waren, in zivilisierter Beleuchtung zu erscheinen. Sie wollten sich würdig zeigen, auch in der Ferne Söhne Roms genannt zu werden. Vor allem wollten sie Herren sein, Gentlemens, wie wir heute sagen würden.

Die Bezahlung der Offiziere und Unteroffiziere sowie der Mannschaften war eine sehr gute. Außerdem wendeten ihnen sowohl der Kaiser wie der Senat und das Volk sehr häufig größere Geschenke zu, um sich für ihre Dienste erkenntlich zu zeigen und sie sich ganz zu verpflichten. Diese Summen flossen zum Teil in die Regimentskasse, das übrige wurde an die Offiziere und Mannschaften nach dem Maßstabe ihrer Leistungen verteilt. Auf diese Weise war nicht nur für ihre Bedürfnisse gesorgt, sondern es langte auch reichlich für den Luxus.

Die Offiziere und Mannschaften lebten ihren Vermögensverhältnissen entsprechend. Die meisten besaßen schmucke Heimstätten. Die Offiziere bauten sich von Hausgärten umgebene Villen. Ein großer Teil der Einrichtung und der Möbel kam in vielen Fällen aus Rom und entsprach in jeder Richtung der in der Hauptstadt herrschenden Mode. Gar manchen berühmten Architekten, Bildhauer und anderen Künstler beschäftigte die passende Ausschmückung der Offizierswohnungen, die schon in den Äußerlichkeiten den höchsten Kulturgrad zur Schau trugen.

VIII.

Die Kultur des Offizierstandes.

Die Offizierskasinos ließen dasselbe Streben erkennen. Sie enthielten Bibliotheken, besaßen Kunstwerke und blieben durchaus nicht hinter den Anforderungen der in Aufnahme begriffenen vornehmen englischen Militärklubs zurück. Gar mancher Offizier hat Spuren seiner dichterischen Begabung in den Inschriften hinterlassen, die nach fast zweitausend Jahren unter den Überresten einstigen Ruhmes und Glanzes aufgefunden wurden. Die Unteroffiziere, ja sogar die Soldaten gründeten Vereinigungen oder wie sie genannt wurden Kollegien und Schulen. Der ursprüngliche Zweck der meisten war wohl wie bei den bis heute in Italien bestehenden Konfraterien das feierliche Begräbnis, mit der Zeit aber trat die gegenseitige Unterstützung und dienstliche Förderung an die Stelle desselben.

In Lambese spazierend fiel mir unwillkürlich Mirut ein. Diese Ideenassoziation ist verständlich, denn es ist ganz gut möglich, daß das erstere einst geradeso der einzige strategische Hauptstützpunkt für die römischen

Legionen war wie das letztere für die heutige englische Armee in Indien. Dort wie hier ist die Ähnlichkeit in mancher Beziehung in die Augen fallend. Die tropischen, weitentfernten Kolonien sind dort wie hier von einem mächtigen Reiche abhängig. Die Mannschaft besteht an beiden Orten aus Eingeborenen, nur die Offiziere kommen über das Meer. Noch auffallender aber als diese äußere Analogie ist die innere, psychologische. Der Geist, die Kultur war zu Lambese nur eine getreue Kopie von Rom, wie zu Mirut von London.

Das mit einem Peristil versehene Prätorium von Lambese, die mit Mosaiken ausgezierten Räumlichkeiten des Offizierskasinos, die blühenden Gärten der Villen, die Schulen der Unteroffiziere, den ganzen Wohlstand des Militärs darf man nicht als einen überflüssigen Aufwand betrachten. Alles das war notwendig dazu, daß die einfache berberische Mannschaft Rom aufrichtig ergeben war und daß sie stolz darauf sein konnte, sich Soldaten Roms nennen zu dürfen.

Nur ein hohes Niveau der Zivilisation gibt die Fähigkeit, Macht auszuüben. Nur die Möglichkeit einer besseren Existenz vermag Freiwillige in großer Zahl zu werben. Nur die Zufriedenheit vermag die Herrschaft zu sichern. Das Lager von Lambese befolgte genau wie jenes zu Mirut diesen Grundsatz. Das ganze Dasein verfloß im Sinne desselben. In Mirut, an der Grenze der indischen Wildnis, lebt der Offizier genau so wie im Mittelpunkt der Zivilisation, genau dieselben gesellschaftlichen Formen hält er sich vor Augen und befolgt in gleicher Weise die Anstandsregeln. Die Essenszeit, die Gepflogenheiten der geselligen Zusammenkünfte und die beliebten sportlichen Veranstaltungen sind nach der Mode der kaiserlichen Residenz eingerichtet.

Die militärische Disziplin wurde durch zahllose Waffenübungen, abhärtende Exkursionen, Dauermärsche und Reiterspiele aufrecht erhalten. Wenn nach der Unterwerfung Afrikas auch größere Feldzüge nicht mehr vorkamen, so lösten um so häufiger kleinere Kämpfe einander ab. Die nomadisierenden Beduinen der Sahara revoltierten damals geradeso wie heute unaufhörlich und gaben den Truppen reichlich Gelegenheit, auf dem qui vive zu sein. In Friedenszeiten indessen tracierten sie Straßen, türmten Burgen und bauten Befestigungen. Das Wesentliche war, daß sie fortwährend mitten in Tätigkeit lebten, die Waffen führten, arbeiteten oder sich zerstreuten, — die Untätigkeit allein war jederzeit verpönt.

Wenn sie mit vorrückendem Alter zum Liniendienst untauglich wurden, konnten sie mit einer reich bemessenen Abfertigung in den Ruhestand versetzt werden. Der Sold des römischen Kriegers war, wie wir aus dem Vorangeführten gesehen haben, hinlänglich groß, um davon Ersparungen zu ermöglichen. Außerdem erhielt jeder Krieger nach 25jähriger Dienstzeit 12.000 Sesterzien, ungefähr 2500 Kronen, daß er sich damit ein kleines Landgut kaufen könne. Auf diese Weise entstanden in einzelnen Gegenden ganze Veteranenkolonien. Die Söhne der alten Soldaten ergriffen mit Stolz den Beruf ihrer Väter von einer Generation auf die andere.

Den afrikanischen Legionen gereicht es zum besonderen Ruhme, daß sie sich niemals gegen ihre Führer empört haben. Während in Gallien,

Britannien, ja sogar in Germanien nicht selten ein Aufstand ausbrach, kann die Disziplin bei den afrikanischen Truppen geradezu als mustergültig bezeichnet werden. Als geborene Soldaten liebten sie aufrichtig ihr Handwerk. Die kriegerischen Wüstensöhne waren glücklich, die Waffen führen zu dürfen. Überdies waren sie reichlich gesegnet mit dem Optimismus der Völker des Südens. Je mehr sie davon besaßen, desto zufriedener waren sie. Die ihnen angeborene natürliche Philosophie ließ eine vage Sehnsucht nach trügerischen Zielen nicht aufkommen.

Die zahlreichen interessanten Denkmäler, welchen wir hier auf Schritt und Tritt begegnen, sind nicht nur unwiderlegliche Zeugen der einzelnen Ereignisse, sondern gleichzeitig wundersame Verkünder des Geistes der Vorwelt. Unübersehbar ist die Zahl der Inschriften, aus denen wir die Gefühle des Dankes und der Liebe entziffern können. Der Preis des Lagerlebens findet kaum eine Grenze. Mit manchem herzlich gemeinten Worte ehrte der Soldat seinen Führer. Ein paar unbekannte Krieger bringen mit seltener Unmittelbarkeit die Anhänglichkeit an ihre stolze Legion zum Ausdruck und tränenden Auges tritt man in den Ruhestand. Trost sucht der Krieger in der Erinnerung an die herrlichen Tage und in dem Bewußtsein, daß sein Sohn einst seinen Platz einnehmen werde, unter den unbesiegbaren Fahnen.

So dachten, so empfanden die Legionäre in Afrika.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Die Schritte verhallen . . .

Von Josef Seifert.

Die Schritte verhallen
In stiller Nacht,
Wie Tropfen, die fallen
Und schwinden sacht.

Und jeder der Schritte,
Der müd' verklingt,
Entführt eine Bitte,
Die still versinkt.

Die Schritte, sie gingen
An mir vorbei — —,
Ich hörte sie singen
Von Glück im Mai . . .

Brahms über Wagner, Wagner über Brahms.

Von Universitätsprofessor Dr. **Alexander Pilcz.**

Das warnende, alte „Sutor, ne ultra crepidam", das beim Anblick dieser Zeilen wohl so mancher sich denken mag, sagte ich zwar auch mir, als ich, nicht angehörig der Gilde der zünftigen Musikschriftsteller und -historiker, die Lust verspürte, einige Ergebnisse der Lektüre der Brahmsschen und Wagnerschen Schriften zusammenzustellen. Ein Gedanke half mir, meine Bedenken zu besiegen. Politik, Kunst und Medizin gehören nun einmal bekanntlich zu jenen Dingen, in welche ohneweiters dreinzureden jeder Laie sich anmaßt, und wenn Wagner über die Vivisektion schrieb, warum soll nicht ein Arzt einmal den Mut fassen zu einem Ausfluge in musikästhetisches Gebiet? Allein gerade, weil ich mir meines Dilettantismus in rebus musicalibus so sehr bewußt bin und dafür halte, daß das Schumannsche „Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz", insbesonders von der Tonkunst gilt, so erschien es mir verlockend, zusammenzutragen, was denn eigentlich diese beiden Größten der Großen, denen das Epitheton „genial" wohl von keinem objektiv denkenden „—aner" irgendwelcher Parteischattierung versagt werden wird, selbst über einander sagten. Kommt es dem Leser vor, daß der ganze folgende Aufsatz lediglich kompilatorisch, sohin in letzter Linie überflüssig sei, so bin ich der letzte, der dies negieren wollte, und tröste mich, wie Scheffel mit den herzigen Worten der schriftstellernden Nonne Hroswitha: „Si enim alicui placet mea devotio, gaudebo. Si autem .. nulli placet, memet ipsam tamen juvat, quod feci".

Es empfiehlt sich vielleicht, zunächst rein chronologisch vorzugehen, ohne irgendwelche epikritische Bemerkungen.

Soweit mir die einschlägige Literatur bekannt ist, findet sich der Name „Wagner" in den Brahmsschen Schriften zum erstenmal 1860.

1. Brahms schreibt (5. Mai 1860) aus Hamburg an Joachim: „Bei unserer Abwehr kann niemand an Wagner denken . . . Abfertigen, wie wir, kann man nur Liszt . . ."; und ebenso

2. vier Tage später: „Beklage . . . ich bloß die ‚Verirrungen, wie sie in Werken vorkommen', so beklage ich Wagner, Berlioz, alle Möglichen. Wie wir schreiben und abfertigen, kann man nur Lisztsche Sudeleien abfertigen. Über ‚Verirrungen' usw. kann man debattieren und sich streiten." (Es handelte sich um die Angelegenheit der bekannten „Erklärung", gezeichnet von Brahms, Joachim, Grimm und Scholz wider die Tendenzen der Brendelschen „Neuen Zeitschrift für Musik".)

3. 1862 (am 9. November) schreibt Brahms aus Wien an Joachim u. a.: „Mit Hellmesberger hast Du recht und hier ist grade (wohl mit durch Wagner) die Musik aufgeregten Charakters viel beliebter ...;“ und 4. am 29. Dezember 1862: „Wagner ist hier und ich werde wohl Wagnerianer heißen; hauptsächlich natürlich durch den Widerspruch, zu dem ein vernünftiger Mensch gereizt wird gegenüber der leichtsinnigen Art, wie die Musiker hier gegen ihn sprechen“.

5. In einem nicht datierten (Datum dürfte Herbst 1865 sein) Brief an Levi fragt Brahms unter anderem: „... Gehen wir nicht, die triste Isolde zu hören? ...“

6. Aus dem Jahre 1870 (28. März) liegt eine längere schriftliche Äußerung Brahms' vor (aus Wien, an Klara Schumann): „... Die Meistersinger mußten fünfmal an- und abgesetzt werden ... Ich finde das Publikum viel teilnahmsloser, als ich irgend erwartete. Ich schwärme nicht — weder für dies Werk, noch sonst für Wagner. Doch höre ich mir's so aufmerksam wie möglich an und so oft — ich's aushalten kann. Freilich reizt es, recht viel darüber zu schwatzen. Ich freue mich jedoch, daß ich nicht nötig habe, alles deutlich und laut zu sagen ... Das weiß ich: in allem andern, was ich versuche, trete ich Vorgängern auf die Haken, die mich genieren; Wagner würde mich durchaus nicht genieren, mit größter Lust an eine Oper zu gehen. Diese Oper übrigens kommt bei meinen vielen Wünschen zum Beispiel noch vor der Musikdirektorstelle! ...“

7. Wieder nicht genauer datiert (vermutlich Oktober 1871) ist ein Schreiben an Levi, das folgenden Passus enthält: „Über Tristan werden wir mit dem Schwatzen nicht fertig, und dies herrliche Werk“ (gemeint ist Cherubinis „Medea“) „nehmen wir so stillschweigend, so ganz selbstverständlich hin“.

8. u. 9. 1875 (20. Februar) Brief aus Wien an Levi: „... NB. 28. Februar Deutsches Requiem! 1ten März einiges Götterdämmerung!“ und ebenso (4. März) „Götterdämmerung wird Sonntag, 14. März, von 3 bis 5 wiederholt“.

10. In demselben Jahre heißt es in einem Briefe an Bernhard Scholz (16. November, Wien). „Als ich den Briefbogen nahm, hatte ich doch wohl so heimlich etwas Wagnersche Neigung, über mein schönes Opus sehr Schönes und Weitläufiges zu schreiben! Jetzt können querüber die schönsten Grüße kommen, denn die Lust ist längst verdampft“. (Es ist die Rede von op. 16, von Scholz am 21. Dezember 1875 in Breslau aufgeführt.)

11. 1878 schreibt Brahms an Heinrich v. Herzogenberg (am 18. Jänner, aus Hamburg): „Aber malen Sie sich die Seelenkämpfe unserer Freundin, wenn sie erfährt, daß das Programm so heißt: Symphonie D-Dur, Phantasie mit Chor von Beethoven und Feuerzauber. Ich wollte ihr gerne schreiben und zureden, aber wie komme ich aus dem Lachen und zum nötigen feierlichen Ernste? ...“ (Klara Schuhmann, welche in Dresden in einem Konzerte mit dem obigen Programm mitwirken sollte, war eine heftige Gegnerin der Wagnerschen Werke.) Elisabeth v. Herzogenberg schrieb am 19. Jänner 1878 an Brahms einen längeren Brief, in welchem sie die allerdings sonderbare Zusammenstellung des Hofkapellmeisters Wüllner scharf kritisierte. Die Ausführungen der Dame enthalten u. a. den treffenden

Vergleich: „Was würde der feine Wüllner denn zu einer Bilderausstellung sagen, wo knapp neben Rafael ein Makart hinge?" Brahms antwortete darauf (3. Februar 1878 aus Amsterdam) (12): „Vortrefflich war die Abhandlung über den Feuerzauber. Ich hatte eben an Frau Schumann geschrieben, mit wenig Worten zuzureden oder zu mildern versucht. Frau Schumann hat aber das Gespenst gar nicht erschreckt, sie schreibt nur ganz beiläufig, daß sie es ja nicht zu hören brauchte! . . ."

13. In einem Briefe an Levi (Februar 1878) findet sich u. a. die Wendung: „Zur Sinfonie sage ich ungern nein, denn was dem Fafner recht ist, ist dem Fasold billig." (Levi hatte um Überlassung der zweiten Symphonie für München gebeten, während Brahms die Aufführung derselben bereits Wüllner für Dresden zugesagt hatte.)

14. Im März 1878 schreibt Brahms an Julius Hübner (Direktor der Dresdener Galerie, welcher ihm den Text „Amor und Psyche" zu einem sogenannten Oratorium gegeben hatte): „. . . . . Ihr Gedicht aber liest man ohne Weiteres zu wünschen und auch der Formen im Einzelnen wegen wüßte ich nicht recht anzufassen. Das ist aber etwas, das ich bei modernen Musikdichtungen meist vermisse. ‚Ob das mit seinem Singen der Wagener getan?'. . . . ."

15. 1880 heißt es (an Hanslick, Mai, Ischl): „Ob ich wohl eigentlich nach Bayreuth gehe? Auch Bülow, der im August mit seiner Braut hingeht, will mich verführen oder fragt mich vielmehr, ob ich mich anschließen wolle. Wenn Du etwa zuweilen im Begriffe bist, eine Bayreuther Broschüre ärgerlich wegzuwerfen, dann tue lieber ein Kreuzband darum und schicke sie hieher; uns ist so was exotisch und interessant."

16. Am 15. Mai 1882 schreibt Brahms an Elisabeth v. Herzogenberg aus Ischl: „. . . . . und nach Bayreuth? Ich denke daran, obwohl ich grade von Parsival sicher glaube, daß wir ihn nächsten Winter mancher Orten hören werden!"

17. Im Sommer 1882 heißt es in einem Briefe an v. Bülow: „Daß ich aber mit Bayreuth so gar nicht zum Entschluß kommen kann, ist doch wohl ein Zeichen, daß das ‚Ja' nicht heraus will. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich die Wagnerianer fürchte und daß diese mir die Freude am besten Wagner verderben könnten."

18. 1883 an Hanslick (Juni, Wiesbaden): „. . . Und Freund Billroth will immer noch nicht Wagnerianer werden? Wozu wartet er so lange, einmal muß er doch daran."

19. Heinrich v. Herzogenberg hatte am 1. Oktober 1883 an Brahms gelegentlich einer Einladung geschrieben: „. . . und antworten Sie nicht: ‚Du siehst, mein Sohn, die Zeit wird hier zum Raum', was jedenfalls nur etwas Schlimmes bedeuten könnte, da ich's nicht besser verstehe wie das Hexeneinmaleins." Brahms antwortete aus Wiesbaden am 3. Oktober u. a. auf dieses Zitat [1]) bezugnehmend: „. . . und herzlichen Glückwunsch zum Haus-

[1]) Das Zitat ist nicht richtig wiedergegeben. Wörtlich heißt es: „Zum Raum wird hier die Zeit." (Gurnemanz, in Parsifal, 1. Aufzug, gelegentlich der ersten Wandeldekoration.)

oder Schloßbau und der schöneren Zeit, die darauf folgt. Hoffentlich dauert sie so lange, daß Ihnen jener tief(?)sinnige Vers klar wird."

20. In einer hitzigen, an sich politischen Polemik schreibt Brahms 1888 an Widmann (20. August): „Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stünde, brauchte es nicht so Großes wie die Wagnerschen Werke, damit Sie und Wendt [1]) und alle Welt hinpilgerten und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterten."

21. Vom 22. Juli 1892 ist folgender Brief datiert (an einen näheren, aber ungenannt bleiben wollenden Freund): „.... Ich habe jetzt außer Carmen noch 2 Opernpartituren und namentlich an seinen Perlenfischern würden Sie mit Staunen bemerken, wie der Mann nur seine Feder übt, um uns in Carmen so viel und so Schönes sagen zu können. Übrigens von den Feen zu den Meistersingern sehen Sie es noch größer und merkwürdiger."

Nur der Vollständigkeit halber sei endlich ein Brief Brahms' an Marie Fellinger erwähnt, in deren gastlichem Hause er sehr gerne und oft verkehrte. Auf der vom 18. Jänner 1896 datierten Postkarte heißt es: „Schönsten Dank für so freundlichem [2]) Empfang! Doch lese ich eben für morgen „Conzert Siegfr. Wagner" angezeigt und bitte etwa $1\frac{1}{2}$—$1\frac{3}{4}$ kommen zu dürfen." (Übliche Speisestunde war um 1 Uhr. Anm. d. Verf.)

Soweit das vorliegende schriftliche Material, das mir zugänglich war. Es ließen sich diese Äußerungen, welche Brahms über Wagner getan, leicht durch zahlreiche mündliche Aussprüche vermehren und ergänzen, wie sie in den Monographien und Skizzen von Kalbeck, Reimann, Widmann, Thomas, Leyen u. a. niedergelegt sind. Ich möchte absichtlich davon Abstand nehmen. Nicht als ob es mir persönlich auch nur im entferntesten einfiele, an der Erinnerungstreue der eben zitierten Autoren irgendwie zweifeln zu wollen; allein bekanntlich ist „der Parteien Leidenschaft", sobald es sich um diese beiden Großen handelt, auch heute noch heftig genug, daß vielleicht der eine oder der andere der Leser den Einwand einer zu subjektiv gefärbten Darstellung erheben könnte, wenn ich neben den scripta, quae manent auch verba, quae volant als Beweis dessen anführen wollte, was sich mir bei der Gegenüberstellung der Brahmsschen und Wagnerschen Enunziationen zu ergeben scheint. Ich könnte da v. Bülow zitieren, der (13. Jänner 1882) aus Kiel an Davidsohn (Berlin) schreibt: „Übrigens hat Wagners Genius keinen eingefleischteren Bewunderer als Brahms. Fragen Sie ihn, fragen Sie verschiedene seiner Freunde, von denen er mit einigen darob sogar ‚auseinander gekommen' ist", Hanslick (Aus meinem Leben, II. Bd., S. 15): „Oft hörte ich ihn eifrig für Wagner eintreten, wenn Borniertheit oder dummdreiste Überhebung sich in verächtlichen Schmähungen gegen jenen gefiel. Er kannte und anerkannte vollständig die glänzenden Seiten Wagners, während dieser nur geringschätzig von Brahms sprach, dessen Bedeutung darin bestehe, ‚keinen Effekt machen zu wollen' .....", den Wagnerianer Hausegger

[1]) Professor der Pädagogik G. Wendt aus Karlsruhe. (Anm. d. Verf.)

[2]) „freundlichem" steht in dem von Dr. Leop. Schmidt herausgegebenen Briefwechsel (VII. Bd., S. 304. Berlin 1910). In der Vorrede bemerkt Schmidt: „Was die Orthographie und Schriftwahl betrifft, so ist, abgesehen von Flüchtigkeitsfehlern ...., die Schreibweise des Originals beibehalten ....."

(„Gedanken eines Schauenden“ S. 236: „Ich habe ihn stets nur mit Hochachtung von Wagner sprechen gehört“), Widmann („Erinnerungen an J. Brahms“, S. 83), Door („Die Musik“, Brahms-Heft, S. 220), Klaus Groth („Die Gegenwart“ 1897, S. 307), Reimann (Brahms-Biographie, S. 96), Specht (Unterhaltungsbeilage zur „Zeit“ 1903, 8. Mai, Nr. 107) 2c. 2c. Alle diese Gewährsmänner geben übereinstimmend an, daß Brahms von Wagner, bei aller Gegnerschaft der Wagnerschen Kunstprinzipien, stets nur sozusagen „mit dem Hut in der Hand“ gesprochen habe.

Nun zu Wagner. So weit mir die Wagnerschen Schriften bekannt sind, findet sich der Name Brahms zuerst in folgendem Schreiben erwähnt:

1. Am 7. Februar 1864 schreibt Wagner an Dr. Standhartner (Wien): „Liebster Freund! . . . Dennoch bitte ich Dich, . . . sobald Du Zeit . . . hast, die Verabredung mit Brahms und Tausig wegen eines Abends bei mir treffen zu wollen . . .“ Wagner hatte bekanntlich damals in Penzing im Landhause des Baron v. Rochow gewohnt und gelegentlich eines geselligen Abends u. a. auch Brahms geladen, welcher ihm über Wagners ausdrücklichen Wunsch zunächst einige Stücke von J. S. Bach, dann seine Händelvariationen vorspielte. Wagner soll damals — so berichtet G. Schönaich („Reichswehr“, 4. April 1897) — Brahms mit Lob überschüttet und zum Schlusse gesagt haben: „Man sieht, was sich in den alten Formen noch leisten läßt, wenn einer kommt, der versteht, sie zu behandeln.“

In einem auffallenden Kontrast zu diesem Bericht Schönaichs stehen schon die folgenden, aus dem Jahre 1869 datierten Auslassungen Wagners:

2. „Über das Dirigieren“, 1869 (Gesammelte Schriften, VIII. Band, S. 261) enthält zunächst längere Auseinandersetzungen über einen „pietistischen Musikmäßigkeitsverein“, der „Enthaltsamkeitsschule“ angehörig, deren Bestreben darauf gerichtet sei, „nur keinen Effekt“ zu machen, deren „Bekenner mit muckerischer Scheu ihre Augen abwenden, wenn ihnen in der Musik einmal ein ganzer Mann begegnet. Diese Scheu, wie sie ursprünglich nämlich nur eigene Impotenz verdeckt, wird jetzt zur Anklage der Potenz . . .“ Nach Wagner „geraten diese sonderbaren Wächter der musikalischen Keuschheit zu unserer großen klassischen Musik in die Stellung von Eunuchen im großherrlichen Harem . . .“; und er fährt nun fort: „Ganz für sich betrachtet, ist an diesen Musikern nicht viel auszusetzen; die meisten unter ihnen komponieren ganz gut. Herr Johannes Brahms war so freundlich, mir einmal ein Stück mit ernsten Variationen von sich vorzuspielen, aus dem ich ersah, daß er keinen Spaß versteht, und welches mich ganz vortrefflich dünkte. Ich hörte ihn auch in einem Konzert anderweitige Kompositionen auf dem Klavier spielen, was mich nun allerdings weniger erfreute; sogar mußte es mir impertinent erscheinen, daß von der Umgebung dieses Herrn aus Liszt und seiner Schule „allerdings eine außerordentliche Technik“, aber auch nichts weiter, zugesprochen wurde, während ich die Technik des Herrn Brahms, dessen Vortrag mich seiner Sprödigkeit und Hölzernheit wegen sehr peinlich berührte, so gern etwas mit dem Öle jener Schule befeuchtet gewünscht hätte . . . Alles zusammen konstatierte jedoch eine ganz respektable Erscheinung, von der man nur einzig auf natürlichem Wege nicht zu begreifen vermag, wie sie, wenn nicht zu der des Heilands, doch wenigstens zu der des geliebtesten Jüngers

desselben gemacht werden konnte; es müßte denn sein, daß ein affektierter Enthusiasmus für mittelalterliche Schnitzereien in jenen steifen Holzfiguren das Ideal der Kirchenheiligkeit zu erkennen uns verleitet hätte . . ." (S. 320.) Nun folgen wieder Auslassungen über die „sonderbare Tendenz dieser widerlichen Sekte . . .", daß hier dem Anreizenden und Verführerischen auf das angelegentlichste nachgetrachtet wird, um an der schließlichen Abwehr desselben seine Widerstandskraft gegen den Reiz und die Verführung zu üben. Der eigentliche Skandal der Sache ging nun aber aus der Aufdeckung des Geheimnisses der Höchsteingeweihten dieser Sekte hervor, bei denen sich die angekündigte Tendenz dahin umkehrte, daß der Widerstand gegen den Reiz nur den schließlich einzig erzielten Genuß zu steigern hatte." Wagner spricht dann von „unteren" und den „höheren" Graden dieser Schule. „Die ‚Liebesliederwalzer' des heiligen Johannes, so albern sich schon der Titel ausnimmt, könnten noch in die Kategorie der Übungen der unteren Grade gesetzt werden: die inbrünstige Sehnsucht nach der ‚Oper' jedoch, in welche schließlich alle religiöse Andacht der Enthaltsamen sich verliert, zeichnet unverkennbar die höheren und höchsten Grade aus. Könnte es hier ein einziges Mal zu einer glücklichen Umarmung der ‚Oper' kommen, so stünde zu vermuten, daß die ganze Schule gesprengt wäre. Nur daß dies nie gelingen will, hält die Schule noch zusammen; denn jedem mißglückten Versuche kann immer wieder der Anschein eines freiwilligen Abstehens, im Sinne der ritualistischen Übungen der unteren Grade, gegeben werden . . ." (S. 322.) Zum Schlusse heißt es nach einem ironischen Lobe Joachims: „Nur eins macht mich wieder bedenklich. Man sagt mir, daß Herr Joachim, dessen Freund J. Brahms alles Gute für sich aus einer Rückkehr zur Schubertschen Liedermelodie verhoffe, seinerseits einen neuen Messias für die Musik überhaupt erwarte . . . Sollte es ihm selbst begegnen, der Messias zu sein, wenigstens dürfte er dann hoffen, von den Juden nicht gekreuzigt zu werden." (S. 337.)

Das Konzert, von dem Wagner hier spricht, hatte am 6. Jänner 1863 stattgefunden; Brahms spielte u. a. sein Opus 5 (F-Moll-Sonate); Wilt sang vier Brahmssche Lieder. R. Wagner befand sich, wie Kalbeck in seiner Monographie II, S. 34, mitteilt, unter den Zuhörern. — Es heißt nicht „Liebesliederwalzer", welchen Titel Wagner „albern" findet, sondern (Opus 52) „Liebeslieder. Walzer für das Pianoforte zu vier Händen (und Gesang ad Libitum)". Was nun die anscheinend unerklärliche Erbitterung betrifft, mit welcher hier Wagner über Brahms herfällt, so wird jeder in die Verhältnisse Eingeweihte wohl Kalbeck zustimmen, der a. a. O., S. 120 sagt: . . . „er (Brahms) war, anstatt der gnädig gelobte Autor der Händelvariationen zu bleiben, der Sänger des deutschen Requiems geworden, von dem das Gerücht ging, daß er demnächst mit einer Oper hervortreten würde." Ich gestehe übrigens, in dem einen Punkte (und nur in dem einen) nicht ganz durch Kalbeck überzeugt zu sein, welcher aus den oben zitierten Sätzen herauslesen will, daß darin Brahms „sein linkisches Benehmen, seine scheue Schweigsamkeit, der feine und hohe Ton seiner noch immer knabenhaften Stimme als muckerisches Wesen und beschämendes natürliches Gebrechen ausgelegt" wird, daß also mit anderen Worten alles, was Wagner hier von Keuschheit, Eunuchen, Impotenz und Potenz usw. spricht, wörtlich, das heißt

medizinisch aufzufassen sei. Ebensogut könnte das Ganze doch nur bildlich gemeint sein. Jedenfalls aber kann über Tendenz und Ton dieser Wagnerschen Schrift kein Zweifel herrschen. — Joachim war 1868 die Leitung der Berliner Musikhochschule übertragen worden.

3. An Peter Cornelius schreibt Wagner aus Luzern, 29. September 1864: . . . „Wer von früh bis abend darauf sänne, wie er es anzufangen habe, recht viel Skandal von sich zu machen, der könnte es nicht um ein Haar besser anfangen; ich glaube, ich werde um mein Geschick hiefür sehr beneidet. Brahms scheint es zum Beispiel gar nicht zu glücken."

4. 1875 (6. Juni, aus Bayreuth an Emil Heckel): „Lieber Freund! Ich bitte Sie, Brahms' Aufenthalt zu erfragen und ihm diesen Brief zukommen zu lassen . . ." Bezieht sich darauf, daß Wagner von Brahms ein Originalmanuskript verlangte, daß dieser von Tausig erhalten hatte, welcher seinerseits dasselbe von Wagner bekommen hatte. Aus diesem Anlasse kam es auch zu dem einzigen Briefwechsel zwischen Wagner und Brahms (Juni 1875). Diese Briefe enthalten nichts für unser Thema Belangreiches; sie können nachgelesen werden bei Kalbeck a. a. O., S. 122, und Kloß: „Richard Wagner an Freunde und Zeitgenossen." Berlin, 1909, S. 568.

Eine reiche Ausbeute für unseren Spezialgegenstand liefert das Jahr 1879.

5. „Wollen wir hoffen?" 1879. Gesammelte Schriften, X. Band, S. 118. „. . . denn das hatten mir krumme und gerade Teufel gelassen, daß ich gut dirigiere . . .; wogegen ich mich ja in keiner Weise anheischig gemacht hatte, auch das Komponieren lehren zu wollen, da ich dies von denjenigen Nachfolgern Beethovens, welche Brahmssche Symphonien komponieren, sehr gut besorgt wissen darf . . ." (S. 126.)

6. „Über das Dichten und Komponieren." 1879, gesammelte Schriften, X. Band, S. 137. „Komponiert, komponiert, wenn euch eben auch gar nichts einfällt . . . Aber je langweiliger ihr seid, desto abstechender wählt die Maske: das amüsiert wieder. Ich kenne berühmte Komponisten, die ihr bei Konzertmaskeraden heute in der Larve des Bänkelsängers („an allen meinen Leiden"!), morgen mit der Hallelujaperücke Händels, ein andersmal als jüdischen Czardasaufspieler und dann wieder als grundgediegenen Symphonisten in eine Numero Zehn verkleidet antreffen könnt. Ihr lacht: — das habt ihr leicht, ihr witzigen Zuschauer! Aber jene selbst sind dabei so ernst, ja streng, daß einer von ihnen ganz besonders zum ernsten Musikprinzen unserer Zeit diplomiert werden mußte, damit euch das Lachen verwiesen wäre. Vielleicht aber lacht ihr gerade wieder darüber? Dieser ernste Musikprinz würde euch nämlich von vornherein sehr langweilig erschienen sein, wenn ihr Schlauen nicht eben dahinter gekommen wärt, daß etwas gar nicht so besonders Würdiges unter der Maske stecke . . . Was diesem ganzen unterhaltenden Maskenspiele zu tiefstem Grunde liegt, dürfte aber auch offen zugestanden werden. Der liebenswürdige . . . Hummel wurde einmal befragt, an welche schöne Gegend er wohl gedacht hätte, als er ein gewisses charmantes Rondo komponierte . . .; allein, er war noch aufrichtiger und bekannte, daß ihm die achtzig Dukaten seines Verlegers vorgeschwebt hätten . . . (S. 148.) . . . Gewiß wollte jeder von ihnen einmal eine wirklich wahre Melodie zustande bringen, solch eine Beethovensche Ge-

stalt, wie sie mit allen Gliedern eines lebendigen Leibes vor uns zu stehen scheint. Aber was half da alle ars musicae severioris ja selbst musicae jocosae, wenn die Gestalt selbst durchaus sich nicht zeigen, viel weniger noch komponieren lassen wollte!" . . . (S. 149.) „. . . Mein seliger Kollege . . . Reißiger, der Komponist des letzten Gedankens Webers, beklagte sich . . ., daß ganz dieselbe Melodie, welche in Bellinis „Romeo und Julia" stets das Publikum hinriß, in seiner „Adèle de Foix" gar keine Wirkung machen wollte. Wir fürchten, daß der Komponist des letzten Gedankens Robert Schumanns über ähnliches Mißgeschick sich zu beklagen haben dürfte." (S. 150.) „. . . Die Schuld beginnt erst dann, wann man besser komponieren will, als man kann; da dies nicht füglich angeht, so verstellt man sich wenigstens so, als könnte man es; dies ist die Maske . . .; schlimm wird es erst, wann viele Leute — Vorsteher u. dgl. — durch die Maske wirklich getäuscht werden, und etwa Hamburger Festbankette und Breslauer Diplome hieraus hervorgehen; denn diese Täuschung ist nur dadurch zu ermöglichen, daß man die Leute glauben macht, man komponiere besser als andere, welche wirklich gut komponieren . . . Was liegt im Grunde genommen so viel an der Fälschung der Kunsturteile oder des Musikgeschmackes? Ist dies nicht eine wahre Lumperei gegen alles was sonst noch bei uns gefälscht wird, als Waren, Wissenschaften . . .?" (S. 150.) Der Aufsatz schließt mit der Ankündigung einer Besprechung eines anderen Gebietes, „auf welchem, da wir hier edlen Geistern und großen Talenten begegnen, nur Fehlerhaftigkeiten des Genres, nicht aber Duckmäuserei und Fälschung nachzuweisen sein werden." (S. 151.)

Es ist wohl kaum nötig, die verschiedenen Anspielungen durch Kommentare zu erklären. Brahms' Lieder, Händelvariationen, die von ihm gesetzten ungarischen Tänze sind ja ebenso bekannt wie der Umstand, daß Bülow die erste Brahmssche Symphonie (aus C-Moll) die „X." schlechtweg nannte; ferner, daß Brahms von der Breslauer Universität am 11. März 1879 zum Doctor honoris causa ernannt wurde. In dem Diplom heißt es u. a: „artis musicae severioris in Germania nunc princeps". Auf dem 50jährigen Stiftungsfeste der Philharmoniker von Hamburg (24. September 1878) erntete Brahms, dessen neue Symphonie unter seiner persönlichen Leitung aufgeführt wurde — Joachim spielte im Orchester die erste Geige — außerordentliche Ehren; am dritten Tage der offiziellen Festivitäten wurde er auch gelegentlich des Festbanketts besonders gefeiert. — Die Anspielung auf den „Komponisten des letzten Gedankens R. Schumanns" versteht sich von selbst, wenn man sich des bekannten Schumannschen Artikels über den jungen Brahms erinnert. (28. Oktober 1853, in der „Neuen Zeitschrift für Musik", Nr. 18, Band 39, „Neue Bahnen".) — Der „Nachfolger Beethovens" bezieht sich auf v. Bülows oft zitierte Aussprüche. Vergl. u. a. das famose Telegramm an Simrock: „Konstatiere neue Ähnlichkeit zwischen Beethoven und Brahms — Ungeschliffenheit beiderseitiger Verleger" (Oktober, 1877), die berühmten „bbb" (Bach, Beethoven, Brahms), die vorhin zitierte Bezeichnung der ersten Brahmsschen als der „X." usw.

7. „Über das Operndichten und -komponieren im Besonderen." 1879, Ges. Schriften. X. Band, S. 152: „. . . unseren großen Symphonisten

der ‚Jetztzeit' wäre sogar anzuraten, den Zweifel in Betreff des Eigentums ihrer etwaigen Einfälle sofort recht gründlich in Gewißheit zu verwandeln, ehe dies andere tun" (S. 172).

8. In „Über die Anwendung der Musik auf das Drama" (1879, Ges. Schriften, X. Band, S. 176) spricht Wagner zunächst (S. 181) von der „klassischen" Instrumentalkomposition der neuesten Zeit, die ihm „ein sehr unerquickliches Mischgewächs von Gernwollen und Nichtkönnen" erscheint; er warnt (S. 182), „diese Werke gedankenlos der Hinterlassenschaft Beethovens" anzureihen; Wagner fährt fort, daß sich die Symphoniekompositionen der romantisch-klassischen Schule „von den Wildlingen der sogenannten Programmmusik außer dadurch, daß sie uns selbst programmbedürftig erscheinen, besonders auch durch die gewisse zähe Melodik, welche ihnen aus der von ihren Schöpfern bisher still gepflegten sogenannten ‚Kammermusik' zugeführt wird", unterscheiden. „. . . Was vorher zu Quintetten und dergleichen hergerichtet gewesen war, wurde nun als Symphonie serviert: kleinliches Melodienhäksel, mit Heu gemischtem, vorgetrunkenem Thee zu vergleichen . . ." (S. 183.) Die Abhandlung schließt mit dem Vermerk: würde eine gewisse (natürlich Wagnersche) Regel befolgt, „so bekämen wir vielleicht wieder einmal Symphonien und dergleichen zu hören, über welche sich wiederum auch etwas sagen ließe, während über unsere neuesten Symphonien sich eben gar nichts sagen läßt" (S. 193).

9. In dem Briefe an Ernst v. Weber, Verfasser der Schrift: „Die Folterkammern der Wissenschaft" (Bayreuth, Oktober 1879), beschäftigt sich Wagner mit der Verdammung der Vivisektion und keine Zeile der Schrift handelt von Musik. Plötzlich aber stoßen wir auf den Schlußpassus: „Sollten wir hierüber verspottet . . . werden, . . . so hätten wir . . . wenigstens das eine Gute zu verdanken, daß wir aus einer Welt . . . gern und willig scheiden, selbst wenn uns kein ‚Deutsches Requiem' nachgespielt werden dürfte".

10. In einem Briefe an Hans v. Wolzogen (23. Februar 1882 aus Palermo) schreibt Wagner u. a.: „Bei dem Durchlesen des ‚Cherubini' kamen mir folgende oberflächliche Gedanken an, . . . also 1. . . ., 2. . . ., 3. Tragik Brahms', der — trotz großer Fülle — immer langweilig bleibt . . ." (Nebenbei bemerkt, spricht Wagner sub 2 von Schumann, dem gar keine Melodien einfielen; bekanntlich hat er ihn an anderen Orten „schwülstig" genannt und von ihm auch sonst in seinen gesammelten Schriften allerlei Unschönes und Liebloses gesagt.

11. In dem Briefe: „Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms" (Bayreuth, 16. Juni 1882) heißt es (S. 293 der Ges. Schriften, X. Band), nachdem Wagner den vielzitierten Ausspruch getan: „Ich bin kein Musiker, und empfinde dies sofort, wenn man mir eine berühmte Komposition dieses oder jenes unserer jetzt gefeierten Meister der Musik vorführt und ich eben die Musik darin gar nicht gewahr werden kann", weiter: „Nur würden auch diese obstinat konservatorischen Bemühungen bei dem großen asiatischen Sturme, der über uns hereinbrechen möchte, nichts genützt haben, da es hier ergehen würde, wie es der Nachwelt der Völkerwanderung erging, welcher von Sophokles und Aischylos nur wenige, dagegen von Euripides die meisten Tragödien erhalten wurden; demnach unserer Nachwelt gegen etwa neun

Brahmssche Symphonien höchstens zwei Beethovensche übrig bleiben möchten; denn die Abschreiber gingen immer mit dem Fortschritt". Zu diesem Vergleiche ist u. a. auch erwähnenswert ein in Wagners nachgelassenen Schriften Leipzig 1902, Breitkopf & Härtel), S. 147 enthaltenes Aphorisma: „Décadence—Euripides".

Wenn wir nun die schriftlichen Äußerungen dieser beiden Musikheroen vergleichen, so muß zunächst Folgendes scharf betont werden: Sämtliche der Brahmsschen auf Wagner bezüglichen Stellen sind Privatbriefen entnommen, nur für intime persönliche Freunde, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Selbst wenn gehässige und boshafte Ausfälle sich darunter befunden hätten, wäre die Öffentlichkeit, wäre Wagner selbst nicht zu deren Kenntnis gelangt oder es hätte wenigstens dies nicht notwendigerweise der Fall sein müssen. Die meisten der Wagnerschen Auslassungen dagegen, und gerade die heftigsten, erschienen in gedruckten Puklikationen jedermann zugänglich, und Brahms ist, bei seinem regen Interesse an dem zeitgenössischen Geistesleben, gewiß keiner dieser Angriffe entgangen. (Vergl. gerade diesbezüglich z. B. den Brief Bülows an Brahms vom 17. Juli 1882, in welchem er Brahms ausdrücklich auf das oben zitierte Wagnersche Schreiben an Schön aufmerksam macht; ferner den unter 15 zitierten Brief Brahms' an Hanslick.) Gleichwohl lehrt der Briefwechsel, daß Brahms nirgends und niemals auf die haß- und hohnerfüllten Angriffe Wagners mit den gleichen Waffen geantwortet hat, daß er im Gegenteile dort, wo er mit der Person Wagners sich eingehender beschäftigt, nur Worte der größten Hochachtung findet. Nirgends treffen wir bei Brahms Ausbrüche solch ingrimmiger, scheelsüchtiger und neidischer Erbitterung, wie sie Wagner gegenüber Brahms in öffentlichen Schriften gebraucht. Ich habe absichtlich alle irgendwie auf Wagner bezüglichen Stellen in den Briefen Brahms' zusammengestellt. Sozusagen „indifferent" sind die Briefe 3, 8, 9. Im Tone gewiß harmloser Neckereien, beziehungsweise Wortspiele und Zitate sind die Stellen aus Nr. 5, 10, 13, 14, 18, 19. Das rege Interesse für Wagner und dessen Werke bekunden die Briefe 6, 15, 16, 17. Die große Hochachtung vor dem Genius Wagner, bei sachlich prinzipieller Gegnerschaft, spricht aus den Stellen 1, 2 und 4, vor allem aber 20 und 21. Aber selbst in den Briefen 7, 11 und 12, welche am ehesten noch als absprechend bezeichnet werden könnten, fehlt jener maßlos gereizte Ton, in welchen Wagner fast stets verfällt, sobald er auf Brahms zu reden kommt; nirgends bei Brahms auch nur ein Wort, das auf Neid und Mißgunst schließen ließe, nirgends eine Verdächtigung des Charakters Wagners oder dergleichen! Das gerade Gegenteil muß jeder objektiv Denkende in den Schriften Wagners wahrnehmen. Mit Ausnahme der Stellen aus Nr. 1 und 4, worin der Name Brahms' ohne weitere Bemerkungen vorkommt (eventuell noch 3, wiewohl daraus vielleicht eine gewisse Schadenfreude zu sprechen scheint), strotzen alle anderen Auslassungen von neidischen, boshaften und gehässigen Angriffen, wobei Wagner auch von persönlichen Invektiven nicht nur gegen den Musiker, sondern gegen den Menschen Brahms nicht zurückscheut. Imputiert Wagner (Beispiel 6) nicht einfache Honorarsucht, d. h. schnöde Geldgier, als Triebfeder des Komponierens? Enthält nicht die Stelle 7 den direkten Vorwurf des bewußten Plagiates,

die Stelle 6 den der Fälschung, Duckmauserei 2c.? Dem Musiker Brahms wird „Langeweile" (6, 10), zähe Melodik, kleinliches Melodiengehäcksel, Impotenz usw. (2, 6, 8) vorgeworfen. Welche hohnvolle Geringschätzung spricht aus den Beispielen 2, 5, 9, 11, welcher Neid aus Nr. 6! Und gerade das letztere Moment muß besonders hervorgehoben werden, wenn wir uns um die Motive dieser erbitterten literarischen Angriffe umschauen. Ich sage „Angriffe", nicht „Fehde", denn Brahms hat nie reagiert; alle die Angriffe erfolgten einseitig, gingen nur von Wagner aus, welchen Brahms durch kein Wort, durch keine Tat jemals gereizt hat, außer — es bleibt eben keine andere Erklärung übrig — allein durch die Tatsache seiner herrlichen Schöpfungen und seines ohne Patronats- und andere Vereine stetig steigenden Ruhmes!

Als einfacher Laie bin ich in der glücklichen Lage, mir das dilettantenhafte Vergnügen des Eklektizismus erlauben zu dürfen; ja ich bin zünftlerisch fachlich so wenig gebildet, daß ich mich nicht schäme, mit demselben alles vergessen machenden trunkenen Entzücken heute der Liebesnacht im 2. Akt von „Tristan und Isolde" zu lauschen wie morgen dem deutschen Requiem. Mögen Fachleute in dem Streite sich erhitzen, wer von den beiden als Künstler größer ist!

Und wenn die beiderseitigen „—aner" je ihren Abgott als Künstler turmhoch über den anderen stellen, da erscheint wohl jedes Belehren- oder Bekehrenwollen müßig. Wenn aber manche allzu fanatische Parteigänger des Bayreuther Meisters sich darin nicht genug tun können, das Andenken Brahms' mit dem Verdachte der Scheel- und Ränkesucht, kleinlichen Neides gegenüber zeitgenössischen Tondichtern [1]) zu verunglimpfen und demgegenüber ihr Ideal als das mit allen nur überhaupt erdenklichen Tugenden versehene Musterbild des deutschen Mannes, einer apostolischen Menschennatur verherrlichen, wenn also — wohlverstanden — nicht der Künstler, sondern der Charakter, der Mensch Wagner, auf Kosten Brahms' glorifiziert wird, dann muß doch jeder objektiv Denkende an der Hand der eigenen Worte dieser beiden Tonheroen eines besseren belehrt werden!

[1]) Man denke nur z. B., was Brahms für Dvořák getan!

Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds.

(Jena und Kiel. 1792—1795.)

Mitgeteilt von **Dr. Karl Hugelmann.**

I.

Als die Lehre Kants in Karl Leonhard Reinhold[1]) ihren begeisternden Vertreter auf der Lehrkanzel der Jenenser Universität gefunden hatte, war für die von Königsberg ausgegangene philosophische Bewegung ein neuer

---

[1]) Die Lebensgeschichte des Mannes, um welchen sich die Welt unsres Stammbuchs gruppiert, muß hier im großen als bekannt vorausgesetzt werden; nur einige wenige Tatsachen wollen wir noch besonders in Erinnerung bringen.

Karl Leonhard Reinhold wurde in Wien am 26. Oktober 1758 geboren und trat, nachdem er bis zur Aufhebung des Jesuitenordens Zögling des Jesuitenkollegiums gewesen war, als Novize in das noch heute in Wien bestehende Barnabitenkloster ein. Trotz dieser seiner geistlichen Stellung wurde er aber — es ist dies für die geistige Atmosphäre des josefinischen Österreich bezeichnend — Mitglied der Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht", und so ist das Entstehen eines schweren inneren Konfliktes sehr begreiflich. Reinhold suchte die Lösung aus diesem Konflikt trotz der Anhänglichkeit an den Orden, dem er für die durch ihn empfangene wissenschaftliche Förderung stets dankbare Anerkennung bewahrte, durch die Flucht aus Österreich im Herbst 1783. Die Beurteilung dieses Schrittes und der ihm folgenden konfessionellen Entwicklung im Leben Reinholds fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit, welche nur dem Wirken des Philosophen Reinhold gilt. Wir wollen es deshalb dahingestellt sein lassen, ob Reinhold auf diesem Wege den inneren Frieden gefunden hat, und halten uns nur für verpflichtet, dem Zweifel an den biographischen Mitteilungen Ausdruck zu geben, daß Reinhold im Barnabitenorden schon zur Stufe der letzten Profeßleistung gekommen war; denn dann müßten, da er zur Zeit seiner Flucht sich erst im 25. Lebensjahre befand, die Profeßleistung und der Austritt aus dem Orden fast unmittelbar aufeinander gefolgt sein. Psychologisch verständlicher wäre uns die Auslegung, daß Reinhold sich durch seinen Schritt einer bevorstehenden Bindung für das Leben entziehen wollte, welche mit seiner Gesinnung nicht mehr im Einklang stand. In einer der biographischen Schriften ist allerdings eine Urkunde abgedruckt, welche Reinhold als „sacerdos professus" bezeichnet; die Authentizität dieser Urkunde wäre aber noch zu prüfen. Wie dem indes auch sei: 1783 war der Bruch mit der Heimat vollzogen; Reinhold hat österreichischen Boden nicht mehr betreten. 1783 finden wir ihn an der Universität in Leipzig, im nächsten Jahre in Weimar, wo er mit Wieland, dem Herausgeber des „Deutschen Merkur", in nahe Verbindung trat und schon am 18. Mai 1785 durch die Vermählung mit dessen Tochter Sophie sein Schwiegersohn wurde. Die „Briefe über die Kantische Philosophie", welche aus Reinholds Feder im

Mittelpunkt gegeben. Reinholds Auftreten auf dem akademischen Katheder (1787) fiel in die Zeit des größten Aufschwungs des Jenenser akademischen Lebens, dem Glanze Weimars stand die Blüte Jenas würdig zur Seite; alle Bedingungen für den Erfolg der neuen philosophischen Lehre waren damals gerade an der Hochschule Thüringens vorhanden. Hier, im Herzen Deutschlands, strömten aus allen deutschen Landen die Jünger zusammen, um dem Propagator des Kantschen Kritizismus zu lauschen, und das Echo des hier Verkündigten ward bald an allen deutschen Hochschulen laut tönend vernommen.

Die Wellen dieser Strömung reichten natürlich auch nach Österreich; waren doch, ganz abgesehen von den in erster Linie wirksamen allgemeinen geistigen Zusammenhängen einer mächtigen Zeitbewegung, auch die besonderen Bande nicht ganz zerrissen, welche Reinhold mit seiner österreichischen Heimat verknüpften. In der Literatur sind namentlich zwei Kantianer aus Österreich, welche ihr Wissensdurst in jenen Tagen nach Jena und Königsberg geführt hatte, wohl bekannt, nämlich Freiherr v. Herbert aus Kärnten und Graf Purgstall aus Steiermark; über diese sowie über den größeren Kreis der in der Heimat verbliebenen österreichischen Freunde Reinholds ist in den letzten Dezennien wiederholt literarisch berichtet worden.[1]) Wir wollen nun in Nachstehendem ein neues Dokument aus dem engsten Anhängerkreise Reinholds mitteilen, welches uns das geistige Leben in der Umgebung Reinholds in Jena und Kiel, das wir bisher zumeist aus Briefen kannten, in einer anderen Form, nämlich jener des Stammbuchs, zur Anschauung bringt. Wohl sind aus diesem Stammbuche schon vor Jahrzehnten Bruchstücke veröffentlicht

---

Jahrgang 1786 des „Deutschen Merkur" erschienen, bahnten ihm den Weg zur Professur in Jena, welche er von 1787 bis 1794 nicht als der Vertreter eines selbständigen Systems, aber als ein in seltener Weise wirkungsvoller Lehrer innehatte. Hiemit sind wir in die Zeit unsres Stammbuchs gelangt und wollen nun der Führung desselben uns anvertrauen.

Als die Hauptquellen zu Reinholds Biographie sind zu nennen die Schrift von Reinholds Sohn Ernst „Karl Leonhard Reinholds Leben und Wirken" (Jena, 1825) und von Robert Keil „Wieland und Reinhold" (Leipzig, 1885).

Was Jena im allgemeinen betrifft, so hat sich zu den älteren Schriften über die Universitätsstadt in jüngster Zeit als Jubiläumsgabe zur Jubelfeier von 1908 die Schrift von Ernst Borkowsky „Das alte Jena und seine Universität" (Jena, Diederichs, 1908) gesellt, auf welche wir zur Ergänzung unserer Ausführungen hier im allgemeinen verweisen. Insbesondere sei erwähnt, daß sich in dieser Schrift die Porträts von mehreren hier genannten Männern (Döderlein, Eichhorn, Fichte, Griesbach, Paulus, Reinhold) finden.

[1]) Wir nennen zunächst den Abschnitt XIV, „Kantianer in Österreich", aus dem zweiten Teil der „Geistesströmungen" von H. M. Richter (Berlin, 1875), welcher speziell von Freiherrn v. Herbert handelt; sodann die umfassendere Arbeit von Robert Keil, „Wiener Freunde" (Wien, 1883). Auf unsere eigenen Veröffentlichungen in dieser Richtung werden wir uns später noch besonders beziehen; wir verweisen aber auf dieselben, zumal sie in der Auffassung und Darstellung der Dinge namentlich von der Arbeit Richters mehrfach abweichen, hier schon im allgemeinen und berufen uns vornehmlich auch auf die dort bezogene Literatur. Als neue Erscheinungen seit der Zeit dieser Publikationen müssen wir die obgenannten Schriften Keils, dieses gründlichen Kenners der Jenenser Geschichte („Wieland und Reinhold" „Wiener Freunde"), bereits an dieser Stelle besonders hervorheben, weil sie die Lebensverhältnisse Reinholds und in Reinholds Kreise in jeder Richtung in dankenswerter Weise beleuchten.

worden;[1]) uns scheint aber gerade in dem Ganzen dieses Stammbuchs dessen eigener Zauber zu liegen, welcher die Veröffentlichung in vollem Umfange rechtfertigt. Mit den hervorragendsten Persönlichkeiten unserer klassischen Literaturperiode vereinigen sich hier im Rahmen freundschaftlicher Beziehungen wohl auch die Träger wenig oder gar nicht bekannter Namen, aber alle sind sichtlich verbunden durch das Band jenes mächtigen geistigen Interesses, als dessen hervorragender Vertreter in jenen Tagen Reinhold wirkt. Das Dokument eines Freundschaftskultus, wie er nur in der Zeit der Humanitätsperiode möglich war, wird damit zugleich zu einem Spiegelbild des gesellschaftlichen Lebens der Universitätskreise im allgemeinen in einer unserer literarisch und politisch bedeutungsvollsten Epochen und dadurch wächst es über den Kreis des nur individuell Bedeutsamen weit hinaus.

Wir haben nun zunächst den ursprünglichen Eigentümer dieses Stammbuchs bekanntzumachen.

Das Stammbuch rührt von Wilhelm Josef Kalmann her, das ist von jenem Österreicher, aus dessen Briefwechsel mit seinen Universitätsgenossen wir schon wiederholt Mitteilung gemacht haben; wir erwähnen von diesen Briefen, welche sämtlich dem Kreise Karl Leonhard Reinholds entstammen, namentlich jene von Graf Purgstall, A. F. J. Thibaut und Ludwig Fernow.[2])

Über Kalmanns Jugend sind wir wenig unterrichtet. Er wurde im Jahre 1758 (oder 1759) zu St. Nikolaus in Ungarn geboren und kam, in seinen Studien aus unbekannten Gründen zurückgehalten, erst im Jahre 1787/88 auf die Universität nach Wien, wo er vorerst den philosophischen Kursus absolvierte und dann die medizinischen Studien begann. Über die Jahre des Wiener Aufenthalts ist uns nichts Näheres bekannt und auch über die Gründe, welche ihn von Wien fortzogen, sind wir nur auf die oben angedeuteten allgemeinen Mutmaßungen angewiesen; genug, wir finden ihn am 19. Oktober 1792 als immatrikulierten Studierenden der Medizin in Jena,[3]) und hiemit tritt er

---

[1]) Es ist dies von H. M. Richter geschehen. In seinen „Geistesströmungen“ Berlin, 1875) ist im zweiten Teil „Aus dem Zeitalter der Aufklärung“ der Abschnitt XIII „Aus dem Stammbuche eines Studenten“ dem hier vorliegenden Stammbuche entnommen.

[2]) Die oberwähnten Veröffentlichungen sind folgende:

„Aus dem Leben des vorletzten Grafen v. Purgstall. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen Österreichs und Deutschlands am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.“ („Literaturblatt.“ Band III. Wien, 1879. Nr. 4, 6, 7, 8, 9, 10.)

„Aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. Briefe.“ („Im Neuen Reich.“ Leipzig, 1879. Nr. 39.)

„Karl Ludwig Fernows Briefe.“ („Im Neuen Reich.“ Leipzig, 1879. Nr. 49, 50.)

„Aus dem Leben A. F. J. Thibauts.“ („Preußische Jahrbücher.“ XLV. Band. Berlin, 1874. Heft 5.)

[3]) Das oben angegebene Datum steht nach dem uns vorliegenden Matrikelschein fest. Wir vermuten daher, daß Haan in seiner Widmungsschrift zum Jenenser Universitätsjubiläum („Jena Hungarica sive memoria Hungarorum a tribus proximis saeculis Academiae Jenensi adscriptorum“. Gyulae, 1858) mit dem für das Jahr 1792 verzeichneten „Vilh. Kálmár (S. 107) und nicht mit dem aus dem Jahre 1794 angeführten „Joh. Kálmán“ den Besitzer unsres Stammbuchs meint.

in jenen eng geschlossenen Kreis, über den das Stammbuch uns Aufschluß geben soll. Es ist dies der große Kreis des Reinholdschen Hauses, welcher sichtlich, zunächst Lehrer und Hörer der Universität umfassend, durch literarische und Familienverbindungen über Jena weit hinausgriff und namentlich, durch die Verwandtschaft der Familie Reinhold mit Wieland, mit Weimar in engstem Zusammenhange stand. Zu jenen Studierenden, welche nicht nur des persönlichen Verkehrs mit Reinhold selbst sich erfreuten, sondern sichtlich auch in den häuslichen Verkehr der Familien Reinhold und Wieland aufgenommen waren, gehörte mit zwei anderen Österreichern (Graf Purgstall und Meißl) auch Kalmann. Drei Semester verbrachte er in dieser von geistigen Interessen ganz erfüllten Jenenser Atmosphäre; das medizinische Studium trat wahrscheinlich in den Hintergrund, Reinholds Lehre und der durch Kalmanns reiferes Alter erleichterte nähere Umgang mit Reinhold waren zweifellos die Elemente, welche dem Aufenthalte in Jena in erster Linie den geistigen Inhalt gaben.

Als Reinhold zu Ostern 1794 den Ruf nach Kiel annahm, verließ daher auch Kalmann Jena, um seinem verehrten Lehrer an die Ostsee zu folgen; er war, Zeuge des Stammbuchs, einer jener Getreuen, welche nach den biographischen Berichten über Reinhold diesem bei der Fahrt nach dem Norden unmittelbar das Geleite gaben.

Das Verhältnis zu Reinhold und seinem Hause fand in Kiel eine glückliche Fortsetzung; auch hier stand Kalmann deutlich mit dem ganzen Reinholdschen Kreise in enger Verbindung. Von den jüngeren Elementen dieser Kieler Welt sind außer dem uns schon aus Jena bekannten Grafen Purgstall insbesondere zwei nachmals sehr berühmte Männer, nämlich der Historiker Niebuhr und der Jurist Thibaut, zu nennen.

Im Jahre 1795 muß in Kalmanns äußeren Verhältnissen eine plötzliche Wendung eingetreten sein, welche den Abbruch der Studien notwendig machte. Thibaut ergriff in diesem schwierigen Momente die Initiative, um Kalmann durch den gemeinsamen Freund Purgstall eine Stelle auf den Gütern des gräflichen Hauses Purgstall in der Steiermark zu verschaffen, und zwar mit Erfolg; wir finden Kalmann von 1795 an durch eine lange Reihe von Jahren auf dem Purgstallschen Gute Riegersburg, zuerst als Beamten, seit 1801, nachdem er schon mehrere Jahre vorher eine Familie begründet hatte, als Pächter. Kalmann hat die Steiermark von da an nie mehr verlassen. Wohl wurde das Verhältnis zu dem Hause Purgstall noch vor dem Tode des gräflichen Studiengenossen (1812) gelöst; Kalmann verblieb aber, zunächst auf einem von ihm erworbenen kleinen Gute in der mittleren Steiermark (Finkenegg) lebend, im Lande und zog schließlich nach dem Verkaufe Finkeneggs endgültig in die steiermärkische Hauptstadt, um daselbst im Jahre 1842 sein Leben zu schließen.

Aus der Mitte des deutschen Geisteslebens war Kalmann sonach in stillste Vereinsamung gelangt und aus diesen von der Welt des Geistes abgeschiedenen Verhältnissen ist er bis zu seinem Tode nicht mehr herausgetreten. Um so treuer ward aber durch sein ganzes Leben die Erinnerung an die reichere Jugend bewahrt und das Gedenkbuch dieser Jugendtage blieb nach seinem Tode als ein teures Familienvermächtnis in dem Besitze einer seiner Töchter. Durch weiteren Erbgang sind wir zur Verfügung über diese

Erinnerungsblätter gelangt, und so schreiten wir jetzt, wie früher zur Veröffentlichung der Briefe, zu jener des Stammbuchs.[1])

Die Stammbucheintragungen beginnen in Wien Ende August 1792; es sind sichtlich ältere, zum Teil sogar damals berühmte Männer, welche dem nach Jena abziehenden Studenten zum Abschied Worte der Erinnerung widmen. Mastalier[2]) zitiert (25. August) aus den Troerinnen von Euripides:

„Οὐκ ἔστ᾽ ἐραστὴς, ὅστις οὐκ ἀεὶ φιλεῖ“,

v. Metz (29. August) aus den Pensées von Rousseau:

„Le Coeur ne reçoit de Loix que de lui même; en voulant l'enchainer on le degage; on l'enchaine en le laissant libre“.

Rattakowsky verabschiedet sich (30. August) von dem Freunde mit hoffnungsvollem Ausblick auf die Zukunft:

„Vermehre stets so wie bis itzt deines Geistes Kräfte;
Und die Größe folgt so gewis, als ungeändert ich dich schätze“;

Musina endlich (1. September) nimmt noch Bezug auf die medizinischen Studien des jungen Mannes, indem er aus Homer zitiert:

„Ἰατρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν
ἀντάξιος ἄλλων“.

Alxinger (24. September) und Nemeth (4. Oktober) gehen aber schon auf die philosophischen Bestrebungen des Besitzers des Stammbuchs ein; der erste mit den warnenden Worten:

„Bau ja nicht allzu viel auf Speculationen,
Womit Metaphysik die Jünger ausstaffiert,
In Praxi werden sie der Mühe selten lohnen.
Der Mensch wird mehr durchs Herz als durch den Kopf regiert“;

der zweite mit dem sympathischen Zitat aus Engel:

„Der große Geist, ist ein gebohrner thätiger Geist, dem Muße bald unerträglich und Wollust ekelhaft wird; er erfüllt die strengen Forderungen

---

[1]) Über die studentischen Stammbücher Jenas handelt schon ein eigener Abschnitt (V., S. 214—243) in dem bekannten Buche der Brüder Richard und Robert Keil „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens“ (Leipzig, 1858). Das Thema ist seither von den Brüdern Keil in erweiterter Form behandelt worden in der selbständigen Schrift „Die deutschen Stammbücher“ (Berlin, 1893), welche einen dankenswerten Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte überhaupt bildet.

Wir geben die Eintragungen hier nach Möglichkeit diplomatisch treu wieder.

[2]) Karl Mastalier, geb. 16. November 1731 zu Wien, gest. 6. Oktober 1795 in seiner Vaterstadt, hatte dem Jesuitenorden bis zu dessen Aufhebung angehört und lehrte sodann die schönen Wissenschaften an dem Theresianum und an der Universität in Wien. Er ist in dem bekannten Kreise der Wiener Dichter der Siebziger- und Achtzigerjahre des 18. Jahrhunderts als einer der Begabteren zu nennen; eine zwar nicht vollständige Sammlung seiner Gedichte ist mit Übersetzungen Horazischer Oden vereint in wiederholter Auflage erschienen. (Wir schließen uns hier wie bei allen biographischen Angaben in erster Linie an die „Allgemeine deutsche Biographie“ an; für österreichische Persönlichkeiten ist außerdem insbesondere Wurzbachs „Biographisches Lexikon“ herangezogen. Besondere Zitate dieser allbekannten Werke sind unterblieben.)

der unausgesetzten, ganzen u. wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurükläst, verschiebt, nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht, nicht dem schmeichelnden, liebkosenden Lokken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Rufe der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergezungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele weken; die nicht das einemal aus Ekel u. Überdruß weit von dem Ziele ermattet, noch das andere Mal im hizigen, leidenschaftlichen Anfall über das Ziel hinaussetzt."

Auch diese letzten Wiener Blätter verknüpfen mit ihren Mahnungen warme Worte der Zuneigung für den Scheidenden; Alxinger empfiehlt sich dem Besitzer des Stammbuches zu gütigem Andenken, Nemeth trägt sich zu freundschaftlicher Erinnerung ein als aufrichtiger und ganz ergebener Freund.[1])

Die nächsten Stammbuchblätter führen uns schon nach Jena. Im Oktober 1792 war Kalmann, wie wir wissen, daselbst immatrikuliert worden und in kurzer Zeit finden wir ihn nicht nur in den studentischen Kreisen der Musenstadt heimisch, sondern wir sehen auch, daß er engen Anschluß an den gefeierten philosophischen Lehrer gewonnen hatte und in dessen Haus in Jena sowie in das Wielandsche Stammhaus in Weimar als Freund aufgenommen war.

Inwieweit hier auch freimaurerische Beziehungen mitgewirkt haben, konnten wir nicht genau feststellen; an dem Bestande von solchen hegen wir aber sowohl nach der Familientradition als nach dem Inhalte dieses Stammbuches selbst keinen Zweifel.

Die ersten Stammbuchblätter Jenas fallen in das Ende des ersten Semesters. Der „Freund und Bruder" F. Lindner[2]) eröffnet am 6. Februar

---

[1]) Von den oben genannten Personen sind uns Joseph von Metz fast, Anton Musina und Joh. S. Nemeth überhaupt nur durch das Stammbuch bekannt; Metz zeichnet als Beamter der niederländischen Hof- und Staatskanzlei (Official à la Chancellerie de Cour et d'Etat du Departement des Pays Bas), Nemeth als Doktor der Arzneikunde. In dem „Hof- und Staatsschematismus der röm. kais. auch kais. kön. und erzherzogl. Haupt- und Residenzstadt Wien" aus dem Jahre 1791 findet sich (S. 140) in der „Kanzlei des Niederländischen Departements" der „kais. kön. geh. Hof- und Staatskanzlei der auswärtigen Niederländisch- und Italiänischen Geschäften" ein Offizial Josef v. Metz, wohnh. Komödiengäßchen 1069; in dem Jahrgang 1793 (S. 134) kehrt der Genannte als Offizial bei „Archiv und Kanzlei" des „Niederländischen Departements" usw. wieder (wohnh. Riemerstr. 909).

Literarisch bekannt ist außer dem Namen Alxingers nur noch jener Rattakowskys.

Johann Baptist Alxinger, geb. zu Wien 24. Jänner 1755, gest. das. 1. Mai 1797, stand damals in der literarischen Welt Österreichs im Vordergrund. Seine, Wielands Vorbilde folgenden Ritterdichtungen „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" waren wenige Jahre vorher erschienen (Doolin 1787, Bliomberis 1791) und zu gleicher Zeit (1788) waren seine „Gedichte" zu einer Sammlung vereinigt worden, der bald darauf (1794) eine Sammlung der „Neuesten Gedichte" folgte.

Franz Rattakowsky, geb. 1755 zu Neureisch in Mähren, gest. nach 1823 zu Wien (?), war Wiener erzbisch. Wirtschaftsrat und als Sammler von Gemälden wie als Schriftsteller in Österreich bekannt; er schrieb auch viel für die „Wiener Real-Zeitung".

[2]) Wir erblicken in Lindner den späteren Schriftsteller Friedrich Ludwig Lindner, geb. 1772 zu Mitau, gest. 1845 zu Stuttgart, bekannt namentlich als Verfasser des 1820 erschienenen und rasch berühmt gewordenen „Manuskripts aus Süddeutschland". Er hatte von 1790 an in Jena anfangs Theologie, später

1793 den Reigen mit folgenden, die gemeinsamen philosophischen Bestrebungen kennzeichnenden Worten:

„Es ist eine schwere Kunst sich als individuelles Wesen zu vergessen — immer nur als Mensch, als Glied einer ewigen Kette zu handeln; aber Muth, und Stolz auf die Würde der Menschheit besiegt bald die Forderung der Eitelkeit, und des Eigennutzes.

Freundschaft, mein Lieber, befruchtet die Blätter der Jugend — reiche mir die Hand, wir wollen vereint den mühevollen Weg zum Ziele wandeln."

Und F. Dingelstädt[1]) aus Livland will (7. Februar) in ähnlicher Weise „treuer Brüderliebe ein Denkmal" setzen mit den Versen:

„Gieb Allvater unserm Brüderbunde
Gieb ihm Wachsthum Seegen und Gedeihn
Laß uns hier auf diesem Erdenrunde
Stets die Engel deiner Menschheit seyn!"

Schon in diesem ersten Semester begegnen uns aber neben studentischen Freunden auch hervorragende Personen.

Sofort im Anschlusse an die zwei ersterwähnten Blätter (8. Februar) tritt der Schriftsteller Karl Ludwig Fernow[2]), den wir aus seinem Briefwechsel mit Kalmann schon näher kennen, gegen die Stammbucheintragung Alxingers für die philosophische Spekulation in die Schranken. Fernow hat sich im Stammbuche den Platz unmittelbar neben Alxinger gewählt und er polemisiert gegen die leichte Lebensmaxime des Wiener Poeten mit folgender kräftigen Strophe:

Medizin studiert und wurde zum Dr. med. promoviert; seine Bekanntschaft mit Kalmann scheint eine medizinische gewesen zu sein, von philosophischen Jugendbestrebungen des späteren namhaften Publizisten ist nichts bekannt. In den Briefen Fernows begegnen wir Lindner wieder.

[1]) Die Persönlichkeit Dingelstädts vermochten wir nicht festzustellen.

Bezeichnend ist es, daß diese zwei fast gleichzeitigen, im Stammbuch unmittelbar aufeinander folgenden Blätter das übereinstimmende Buchstabenzeichen führen: v. l. z. s. V. (Vgl. Keil, Die deutschen Stammbücher, S. 26.)

[2]) Karl Ludwig Fernow, geb. 19. November 1763 zu Blumenhagen, gest. 4. Dezember 1808 zu Weimar, ist ein glänzender Vertreter der Autodidaxie in der Wissenschaft; vom Apothekerlehrling hat er sich auf dem Wege durch die Kunstbetätigung zum Kunsthistoriker und Ästhetiker aufgeschwungen, allerdings, um nur zum Schlusse seines Lebens, nach einem fast zehnjährigen Aufenthalte in Italien, sich kurz der Stellung als Professor in Jena und als Bibliothekar in Weimar zu erfreuen. In dieses Quinquennium vor seinem Tode fallen seine größeren Schriften, so über Canova, Carstens, Ariost und namentlich seine „Römischen Studien". Den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben, der ihn der Wissenschaft zuführte, bildete der Besuch einer philosophischen Vorlesung bei Reinhold; durch Reinholds Haus lernte Fernow dann auch Baggesen und die österreichischen Kantianer (Frh. v. Herbert und Graf Purgstall) kennen, welche seine werktätigen Schützer wurden. Die Beziehungen zu Kalmann sind wohl auf demselben Wege entstanden; in den Briefen Fernows an Reinhold kommen deshalb die damals üblichen Einschlüsse an Meißl und Kalmann vor. Die Biographie Fernows wurde sofort nach seinem Tode von seiner Beschützerin Johanna Schopenhauer geschrieben (Stuttgart, Cotta, 1810); das Säkularjahr seines Todes hat die Veranlassung zu einem zweiten biographischen Denkmal von Frauenhand gegeben (L. Gerhardt, Karl Ludwig Fernow. Leipzig, Haessel, 1908).

„Wenn immer Kopf und Herz im Menschen harmonierten,
Wenn beyde unverrückt nach einem Zwecke sähn,
Wenn Leidenschaften nicht ihn öfters irre führten,
Nicht Trieb und Sinnenlust ihn stets befehdeten,
Dann möchte immerhin das Herz regieren
Und Spekulation ein Tand für Thoren seyn;
Doch leider! beyde stehn so selten im Verein.
Drum laß uns immer noch ein wenig spekulieren,
Wie wir die Kräfte all nach einem Ziele drehn;
In praxi wird es drum nicht eben schlechter gehn.
Ich denke, soll das Herz das Ruder sicher führen,
So muß doch wenigstens Vernunft am Steuer stehn."

Daß wir es hier mit einem Zeugnis inniger Verbindung zu tun haben, dafür spricht außer dem Bekenntnis Fernows als „brüderlicher Freund" beredt das nächste Stammbuchblatt, welches eine Zeichnung der Rudelsburg[1]) von Fernows Hand mit der Widmung bringt: „Dem Andenken unserer kleinen Wanderungen gewidmet".

In denselben Monat fällt das erste Blatt von weiblicher Hand. Sophie Schubert ist es, welche bei einem Besuche Kalmanns in Altenburg den Gast ihrer Eltern mit folgenden Versen aus Herders „Stimmen" begrüßt:

„Wie der Schatte, früh am Morgen
ist die Freundschaft mit dem Bösen
Stund auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
wächset wie der Abendschatte,
bis des Lebens Sonne sinckt."

Daß dieser unter dem Symbol[2]) „Freiheit" ergangene Zuruf mehr ausdrückt als eine momentane Stimmung, beweist ein Nachtrag, der zweifellos der Zeit des Abschieds Kalmanns von Jena im nächsten Jahre angehört.

In diese Kundgebungen von den Strömungen der Humanitätsperiode erfüllter Herzen mischt sich aber auch hier in dem stillen Jena schon ein Echo der französischen Revolutionsbewegung; unmittelbar auf das Horazische:

„Hic murus aheneus esto
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa",

welches der Livländer Georg Pölchau (am 22. März) einträgt, folgt (25. März) der Zuruf:

---

[1]) Über die Rudelsburg, die damals wie heute im großen und kleinen das Ziel froher Studentenfahrten gewesen und deren Bild in der Erinnerung Unzähliger lebt, brauchen wir hier wohl nichts Näheres zu sagen. Wir freuen uns aber feststellen zu können, daß ein Genosse dieses Stammbuchkreises, Karl Lepsius, derjenige ist, dem wir die erste Monographie über diese jedem Freunde des deutschen Studententums wohlbekannte Stätte verdanken (Lepsius, Die Ruinen der Rudelsburg. Naumburg, 1824). Lepsius selbst hat in diesem Stammbuche seiner Eintragung die Zeichnung der Lobdaburg (nächst Lobeda) beigefügt.

[2]) Über die Stammbuchsitte, der Eintragung noch seinen eigenen ständigen Wahlspruch oder ein Symbolwort, bezw. ein Symbolzeichen beizufügen, berichtet des näheren das Buch von Keil, Die deutschen Stammbücher, S. 32.

„Soyes libre et vives bien",

mit dem der „Etud. du droit de Wirtemberg" G. E. J. Paulus sich „pour la memoire de l'amitié" empfiehlt[1]).

Das zweite Jenenser Semester nähert sich dem Ende, die Beziehungen zu den Familien Reinhold und Wieland haben jetzt schon feste Gestalt gewonnen und treten zunächst (26. Juli) mit einem Blatt von Reinholds Frau deutlich hervor, in welchem die Tochter Wielands den Anhänger ihres Gatten mit folgenden einschmeichelnden Worten Musarions begrüßt:

„Nicht im Getümmel Nein! im Schoße der Natur,
Am Silberbach in unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die Holde Freude nur,
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten".

Es ist dies die Aufnahme in einen fest zusammenhängenden Kreis, denn an Sophie Reinholds Blatt schließt sich an demselben Tage nicht nur ein ernsteres ihrer Schwester Charlotte Wieland an mit den Versen:

„Sterbliche sind wir und sterblich sind all' unßere Wünsche:
Leid und Freude, sie gehn oder wir gehen vorbey,"

sondern auch der dänische Dichter Baggesen[2]) und dessen Frau, welche in jenen Tagen in Reinholds Kreise weilten, greifen lebhaft ein.

„Der Strom der Zeit rinnt unaufhaltsam.
Gutes und bößes bringt er, und nimt er mit,
Freundschaft und Liebe halten ihn nicht
Aber die schönsten — besten Blumen sind sie an seinem Gestade",

so schreibt an diesem Tage Baggesens Frau und dies ergänzt Baggesen selbst an dem nächsten Tage durch den verallgemeinernden Satz:

---

[1]) In dem „Etud. du droit G. E. J. Paulus" vermuten wir einen Neffen des berühmten rationalistischen Theologen, welchem wir in diesem Stammbuche noch begegnen werden.

Georg Pölchau war (nach Oettingers Moniteur des Dates) zu Cremon in Livland am 5. Juli 1773 geboren und starb als Musikalienhändler zu Berlin am 12. August 1836. Seine besondere Wirksamkeit auf musikalischem Gebiete wird auch durch die Berichte über Latrobe bezeugt, auf welche wir uns beziehen werden.

[2]) Jens Baggesen, geb. 15. Februar 1764 zu Korsör auf Seeland, gest. 3. Oktober 1826 in Hamburg. Die erste Reise des dänischen Dichters nach Deutschland und in die Schweiz fällt in das Ende der Achtzigerjahre; während des Aufenthalts in der Schweiz vermählte er sich in Bern mit Sophie Haller, einer Enkelin des berühmten Dichters. 1790 kehrte er mit seiner Frau über Weimar nach Kopenhagen zurück und bei dieser Gelegenheit wurde der Freundschaftsbund mit Reinhold geschlossen. 1793 traf Baggesen zum zweiten Male in Jena ein und dieser Zeit gehört die Begegnung mit Kalmann an, welche unser Stammbuch verzeichnet. Die Begegnung war wohl nur eine kurze, da Baggesen sich bald in die Schweiz, bezw. auf seine italienische Reise begab, die Spuren derselben kehren aber in seinem Briefwechsel mit Reinhold mehrfach wieder. Die innigen Beziehungen Baggesens zu Reinhold selbst haben bis zum Tode angedauert, die irdischen Reste der beiden liegen auch im Grabe zu Kiel vereint. Die Vorrede zu dem von den Söhnen Baggesens herausgegebenen Briefwechsel Baggesens mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi (Leipzig, 1831) gibt über diese Verhältnisse den dankenswertesten Aufschluß.

„Sich nur in andern lieben, durch anderer Glück nur beglückt seyn, Nie nach andern denken, noch weniger wollen ist Menschheit."

Kalmann muß die Herzen der dänischen Gäste Reinholds im Sturme erobert haben, denn Sophie Baggesen begleitet ihr Zitat mit den Worten:

„Dies Glück wünsch ich Ihnen von Herzen Guter Calman, den es ist das dauerhafteste und Sie sind es werth, unsere Freundschaft haben Sie, behalten Sie auch in Ihrem Andenken Ihre Freundin Sophie B. geb. H.",

und der Verfasser des Labyrinth gibt dem seinigen die persönliche Anwendung auf den Adressaten durch die Apostrophe:

„Einen schönen Strahl dieser Sonne erblickte ich in Ihrer zu schnell mir vorüberfahrenden Erscheinung, lieber Kalmann; nie wird er in meinem Andenken erlöschen."

Der Abschluß des Studienjahres bringt noch eine Reihe von Jenenser Studiengenossen zum Wort [1]) und wohl aus demselben Anlasse gibt die Familie

---

[1]) Fr. Latrobe zitiert aus Wielands Idris und Zenide die Verse:

„Ein Wahn, der mich beglückt, ist einer Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt",

er kennt deren unphilosophischen Charakter, hält sie aber aufrecht, da er kein Philosoph ist, und bekennt sich trotzdem als Kalmanns aufrichtiger Freund.

Der Kandidat des Predigeramts Gustav Pölchau aus Livland beklagt die Trennung von seinem Freunde und Bruder mit der Klopstockschen Strophe:

„Auch Du windest Dich los aus Deines Freundes Umarmung,
Scheidest zögernd von ihm! — ach! auf ewig vielleicht!
Also sind sie dahin der Freundschaft heilige Tage,
deren jeglicher fester und fester uns band?" —

und der Mediziner Fr. Chr. Brunatty betont zum Abschied (18. September) die Hoheit der gemeinsamen Lebensaufgabe mit dem Satze Ciceros:

„Nulla re propius ad Deos accedimus quam salutem hominibus dando",

indem er sich ebenfalls als Freund und Bruder der Erinnerung empfiehlt (memoriam sui commendaturus amicus fraterque haec pauca adscripsit).

Von diesen Stammbuchfreunden ist uns nur Latrobe näher bekannt:

Johann Friedrich Bonneval de Latrobe, geb. 10. Juni 1769 zu Chelsea bei London, studierte seit 1790 in Jena Medizin und schloß diese Studien mit seiner Promotion am 21. November 1795 ab. Durch frühere Beziehungen nach Livland gezogen, wollte er daselbst als Arzt praktizieren; als er aber von der Regierung zu dieser Praxis nicht zugelassen wurde, erhob er die Musik, welche er bisher als Dilettant betrieben hatte, zu seiner Hauptaufgabe, um sich als Komponist einen Namen von Ruf zu erwerben. Im Jahre 1819 verheiratete er sich mit der verwitweten Baronin Sophie Stackelberg in Reval und widmete sich bis 1829 auf dem Gute seiner Frau der Landwirtschaft, ohne der Musik untreu zu werden. Aus musikalischen Rücksichten übersiedelte er schließlich nach Dorpat, wo er am 19. Dezember 1845 starb.

Für die Jenenser Studentenzeit ziehen wir aus der biographischen Skizze von Falck in Ersch und Grubers Enzyklopädie (II. Serie, 42. Th., S. 215) folgende Mitteilung heraus: „In seinen Mußestunden trieb er Musik und komponierte auf den Tod seines Freundes Pölchau nach dem Texte seines Kommilitonen Fernow eine Trauerkantate, welche von den Freunden des Verstorbenen unter Latrobes Leitung öffentlich aufgeführt und nachher, von Sörensen für vier Singstimmen arrangiert, in Leipzig herausgegeben wurde".

Bohl aus dem benachbarten Lobeda (am 12. September) dem zu einem Besuche bei ihr Weilenden eine Trias von Blättern der herzlichsten Zuneigung zum Abschied.[1])

Am 20. September schließt diese Gruppe des ersten Jenenser Jahres aber kein Geringerer ab als Reinhold selbst; wir fügen dieses, das Gemütsleben des Philosophen hell beleuchtende Blatt hier vollinhaltlich an:

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn Sie werden Gott schauen".

Evangelium Matthäi 5. Cap., 8. V.

Die Sittenlehre der Cyniker kennt nur Natureinfalt; — der Epikuräer nur Klugheit — der Stoiker nur Weisheit — der

---

Da in dieser biographischen Skizze noch berichtet wird, daß Latrobe sein „Stabat Mater" und „Agnus Dei" im Jahre 1834 seinem Freunde Georg Pölchau nach Berlin einsandte (nach dessen Tode Felix Mendelssohn-Bartholdy die Herausgabe besorgte), so muß der in Jena Verstorbene der Stammbuchfreund Gustav Pölchau gewesen sein.

In Brunatty glauben wir nach Oettingers Moniteur des Dates den am 30. März 1768 zu Danzig geborenen und am 31. Jänner 1835 daselbst verstorbenen Arzt Franz Christian Brunatti vermuten zu dürfen.

[1]) Der Stadtschreiber G. G. Bohl geht zum Unterschiede von allen anderen Stammbuchzeichnern von der Vergänglichkeit der Freundschaft aus; er steht nicht an, seine Eintragung mit der Mahnung einzuleiten:

„Liebe und Freundschaft sind selten ewig; sind flüchtig wie alles, was die Welt faßt. Wenn der Geist einmal verflogen, koste nicht mehr vom schaalen Bodensatze!"

Um so auszeichnender für den Besitzer des Stammbuchs ist aber die darauffolgende persönliche Apostrophe:

„Wie glücklich schätze ich mich, an Ihnen einen Freund gefunden zu haben, der eine Ausnahme dieser sonst wahren Regel ist. Würdigen Sie daher noch recht lange, sehr lange in Jena, dieses Hochgenusses, Ihren nie erkaltenden Freund".

Die Blätter der Familiengenossen Bohls entbehren des unmittelbaren Appells; die persönliche Beziehung ist aber doch bei der „mütterlichen Freundin" J. S. Bohlin ebenso erkennbar wie bei dem Konsul Joh. Justinus Bohl, der sich als „redlicher Freund" zeichnet. Das poetische Zitat der ersteren feiert die Seelenschönheit mit den Strophen:

„Nicht Eher Kan der Diamant,
In einer Königs Crone strahlen;
biß ihn des klugen Künstlers Hand,
geschliffen, und gesprengt die harten Schalen;
durchs Schleiffen wird er erst Brillant.

So liegen auch in einer schönen Seele,
die schönsten Strahlen tief versteckt;
durch reiben, drängen, oft durch harte Schläge
wird erst ihr reiner Glanz entdeckt.
Doch geht ihr Werth, auch über Königs Cronen;
Sie strahlet noch in höhern Regionen";

jenes des letzteren preist die Tugend mit den Versen:

„Jugend und Schönheit vergehn,
gleich Rosen blühen sie ab:
Aber die Tugend bleibt ewig,
Sie streuet noch Blumen aufs Grab".

Christen nicht nur dieses Alles sondern Sie, und Sie allein kennt und lehrt Heiligkeit, den ächten Charakter des wahren lebendigen Gottes und seines Ebenbildes im Menschen.

Nach Kants Critik der praktischen Vernunft. S. 230.

Es ist leicht, sehr leicht mancherley Gutes zu thun, auch Großes zu thun ist immer eine Lust; Aber ohne Sünde zu bleiben, ohne Missethat, das ist, O wie schwer; aber auch wie erhaben über Alles!

Eduard Allwills Briefsammlung I. B. 253. S.

Nur durch Liebe und durch Religion werden unser sterbliches und unsterbliches Ich im Einem Bewußtseyn an einander geknüpft. Weh! dem Unglücklichen dem die Gefühle von beyden fremde sind! aber doppelt Weh dem Elenden der über diese Gefühle spotten kann!

Aus dem vorletzten Briefe meines Baggesen.

Ich geselle mein Andenken zu diesen Wahrheiten, und diesen Männern und bin dann gewis nie von Ihnen, mein lieber Kallmann! Vergessen zu werden."

Die Unterschrift lautet: Carl Leonhard Reinhold aus Wien; sie betont also dem Freunde gegenüber den heimatlichen Zusammenhang. Der Inhalt der Eintragung besagt aber viel mehr; er verkündet in beredter Weise, daß der Mann, welcher sich von der Konfession der Jugend losgesagt hatte und sich durch sein Mönchsgelübde nicht für gebunden hielt, mit Einem nicht gebrochen hatte, nämlich mit dem Glauben. Es ist dies eine die Kontraste des Lebens überbrückende, versöhnende Erscheinung.[1])

Reinhold gab dies Erinnerungsblatt Kalmann bei dessen Ferienreise nach Wien mit auf den Weg; er stattete ihn aber außerdem sichtlich auch mit Empfehlungen an seine Freunde an allen Orten aus, an welchen Kalmann verweilte.

In Nürnberg, wo Kalmann zunächst länger Halt gemacht, ist es der Arzt und Philosoph Johann Benjamin Erhard[2]), bei dem er, wie uns die

---

[1]) Was das Stammbuch hier verkündet, das hat, den Leitgedanken von Reinholds Wirken zusammenfassend, auch in der Inschrift auf Reinholds und Baggesens gemeinsamem Grabe einen gerade durch seine Einfachheit ergreifenden Ausdruck gefunden. Auf der einen Seite des Grabsteines steht das Zitat: „Evangel. Joh. XIV.", auf der anderen: „Evangel. Matth. V. 8". Die erste Bibelstelle lautet: „Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen"; die zweite enthält die Worte: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen"; es sind dieselben, mit welchen Reinhold einst sein Abschiedsschreiben an die in Jena zurückgelassenen Hörer geschlossen hatte. (Keil, Wieland und Reinhold, S. 68 u. ff.)

[2]) Johann Benjamin Erhard, geb. 1766 zu Nürnberg, gest. 28. Nov. 1827 zu Berlin, hatte sich nach beendeten medizinischen Studien im Winter 1790/91 nach Jena begeben, um als Anhänger der Kantschen Philosophie in nähere Beziehungen zu Niethammer und Reinhold zu treten. Eine Pilgerfahrt nach Königsberg bildete den Abschluß dieser Epoche. Erhard ließ sich als praktischer Arzt zunächst in seiner Vaterstadt nieder und übersiedelte in gleicher Eigenschaft 1799 nach Berlin. Sein philosophisches Interesse blieb aber stets rege und namentlich aus der Nürnberger Zeit ist eine Reihe einschlägiger, u. zw. vorzüglich rechtsphilosophischer Schriften zu

Denkwürdigkeiten Erhards bezeugen [1]), als Überbringer eines Briefes Reinholds vorspricht, und das Stammbuch hält diesen Besuch durch die Eintragung Erhards fest, welche an die vorangegangene seines Freundes Forberg [2]) anknüpft. Hatte Forberg unmittelbar vorher (18. Sept.) in Jena dem scheidenden Kalmann den eigenartigen Lobspruch gezollt:

„Nur der verdient ein guter Mensch zu heißen, der Kraft und Muth hat, böße zu seyn!" [3])

so erläutert dies Erhard jetzt (26. Sept.) durch die ausgleichenden Worte:

„Nur der verdient ein edler Mensch zu heißen, der bey der Geistesstärke in der Hölle mit Zufriedenheit zu wohnen, Demuth genug besitzt um den Himmel zu verdienen."

Und auch hier folgt trotz der flüchtigen Bekanntschaft die Bitte, an dem Stammbuchzeichner einen Freund nicht zu vergessen.

Wir kommen nun zum Ferienaufenthalte nach Wien.

---

verzeichnen. Wie sehr ihn Reinhold schätzte, zeigt sich deutlich daraus, daß er seiner Schrift über das „Fundament des philosophischen Wissens" (1791) als Anhang die „Prüfung einer Beurteilung der Reinholdschen Elementarphilosophie" aus Erhards Feder beidrucken ließ.

[1]) In dem 6. und 7. der Briefe Kants an Reinhold, welche in des letzteren Biographie mitgeteilt sind, ist Erhards in auszeichnender Weise gedacht; in dem Briefwechsel Reinholds mit Baggesen und auch in den von uns herausgegebenen Briefen tritt seine Persönlichkeit gleichfalls bedeutsam hervor. Varnhagen von Ense hat ihm nach seinem Tode durch die Herausgabe der „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard" (Stuttgart, 1830) ein biographisches Denkmal gesetzt. In diesen Denkwürdigkeiten (S. 368) finden sich als Einbegleitung eines Briefes Reinholds an Erhard vom 18. August 1793 die Worte: „Der Überbringer, Herr Kollmann" (offenbar unser Kalmann), „der hier Medicin und Philosophie studiert, ein sehr guter Kopf, wünscht und verdient Ihre Bekanntschaft." In der Antwort Erhards vom 6. Oktober 1793 heißt es: „Kollmann war auch bei mir, so wie auch Trzerczer" (offenbar Toperczer); „alle beide interessierten mich sehr."

[2]) Friedrich Karl Forberg, geb. 1770 zu Meuselwitz bei Altenburg, gest. 1818 in Hildburghausen, war seit 1792 Privatdozent an der philosophischen Fakultät in Jena und in Reinholds Richtung auch schriftstellerisch tätig. Seine Wirksamkeit in Jena schloß 1797 ab; die nächsten Jahre, in welche seine literarische Tätigkeit in Verbindung mit Fichte fällt, verbrachte er als Konrektor in Saalfeld. Die Anfechtung, welche seine Schrift über die „Entwicklung des Begriffs der Religion" erfuhr, hat vielleicht dazu beigetragen, ihn von der Philosophie abzudrängen; von 1803 an wirkte er als Archivrat und Bibliothekar in Koburg. Von den Bekannten unseres Jugendkreises hatten ihm insbesondere Herbert und Erhard nahegestanden; die Eintragung im Stammbuche wird ergänzt durch ein Schreiben, das er Kalmann nach Wien nachsendet und das sich in den obzitierten Briefen „Aus dem Kreise K. L. Reinholds" findet.

[3]) Forberg gibt diesem eigenartigen Lobspruch folgenden Kommentar zur Erläuterung:

„Diese Bemerkung hat mir das Räthsel gelöset, welches Sie mir aufzulösen gaben, sie hat Ihnen aber dafür auf immer die vorzügliche Achtung verbürgt, welche einer Kraft gebührt, die den Kampf mit einem fürchterlichen Feinde auch nur mit abwechselndem Glücke besteht."

Dieser Kommentar bringt uns aber wenig Aufklärung, denn er widerspricht allen anderen Berichten, welche die Weichheit als einen Charakterzug Kalmanns erkennen lassen.

In neue Kreise tritt Kalmann jetzt in Wien ein. Es ist dies vor allem jener der Familienverwandten Reinholds, zu denen ihm die Empfehlung aus Jena den Zutritt eröffnete, dann aber auch der Zirkel der Reinhold geistesverwandten, durch das Maurertum verbundenen Wiener Freunde, die wir aus Robert Keils Schrift sämtlich kennen.

Warme Töne persönlicher Freundschaft sind es, welche Reinholds Schwester und Schwager (Therese Pistor und Johann Karl Pistor) anschlagen und daß erstere hiebei sofort auf Herzensangelegenheiten des bisher unmittelbar nicht Bekannten anspielt, scheint mehr noch als die Wirkung von Frauenart das Zeichen vorausgegangener Vertrautheit mit, wie Kalmanns Briefwechsel zeigt, in dessen Freundeskreis bekannten Beziehungen zu sein. Als „Wahrsagerin künftigen Glücks" will Reinholds Schwester gelten, indem sie schreibt:

„Wie überaus Seelig ist der Mann zu preißen;
den man nicht nur Weis, sondern auch Tugenthaft kann heißen!
Aus deßen edlen ofenen Gesicht,
Wahre unverdorbene Herzensgüte spricht!
Wenn nun zu dießen eine Freundin sich geseelt
mit gleich erhabenen Eigenschaften ganz beseelt
so muß zu einen Paradieß Ihnen werden diese Welt."

Und als „aufrichtiger Freund" fügt Johann Pistor die verallgemeinernden Stammbuchverse bei:

„O wenn nur aller Menschen Ehre
Die Neigung Andre zu erfreun,
Die Zärtlichkeit und Liebe wäre
Welch Glück wär es, ein Mensch zu seyn!
Wenn sie einander froh umfiengen
Und nie durch Tücke hintergiengen,
Durch Neid, und Rachgier nie entsteelt,
Wenn niemals andre Thränen flößen,
Als welche Lieb und Dank vergößen,
wie göttlich wäre dann die Welt!"

Diesen Blättern nah verwandt ist die Mahnung der „mütterlichen Freundin" Franziska Meißl (17. Oktober):

„Leben Sie So wie ich es von Ihnen hoffe
und thun alles das was Sie mir versprochen.

Hier walten aber auch besondere Beziehungen ob, denn es spricht hier die Mutter jenes Leopold Meißl [1]), welcher gleich Kalmann aus Wien

[1]) Leopold Ritter von Meißl, geb. zu Wien 1772, gest. 27. Juli 1808, hatte von 1790 an durch fünf Jahre an deutschen Universitäten studiert und nach der Rückkehr in die Heimat sich rasch entschlossen der Landwirtschaft zugewendet, ohne aber sein Interesse für die Geisteswissenschaften aufzugeben. Seine Verdienste um die Förderung der Landwirtschaft wurden im vorletzten Jahre seines kurzen Lebens (1807) von der Regierung durch die Erhebung in den Ritterstand feierlich anerkannt.

nach Jena gezogen war und diesen mit seiner Familie direkt auf das innigste verknüpft hatte.

Ins Allgemeinere greifen die weiteren Eintragungen der neu gewonnenen Wiener Freunde.

Aus Prosper Aquit. zitiert kein Geringerer als Michael Denis[1]):
„Naturae proprium quisquis non spernis honorem.
In quocunque hominum, quae tua cernis, ama."

Und der große Gelehrte widmet die Eintragung dem Gaste mit der schmeichelhaften Einbegleitung: Lubens scripsit hospiti erudito (6. Oktober).

Mit „wahrer und warmer Bruderliebe" empfiehlt sich Kalmanns Andenken „sein Freund und Bruder" Gottlieb Leon[2]) durch die hier folgenden Verse (17. Oktober):

„Freund! der Glaube stärk auch Dich hienieden:
Daß dein Herz der Edlen Viele kennt;
Daß, wenn gleich die Leiber hier geschieden,
Nichts die Herzen der Geliebten trennt!"

Und voll Begeisterung ruft Anton Franz[3]) dem „lieben Freunde" zu:

In den von uns veröffentlichten Briefen begegnen wir wiederholt der Familie Meißls; die Briefe Fernows insbesondere bezeugen die gastliche Aufnahme, welche die Familie Meißl den Freunden des Sohnes zuteil werden ließ.

[1]) Johann Michael Denis, geb. zu Schärding in Österreich o. d. E. am 27. Sept. 1729, gest. zu Wien am 29. Sept. 1800, war zu dieser Zeit eine der Spitzen von Österreichs gelehrter Welt, in der er zumal als Bibliograph seine Stelle dauernd behaupten wird. Für Kalmann mochte aber der Dichter der „Lieder Sineds des Barden", die noch im Jahre 1784 mit der Übersetzung der Lieder Ossians in neuer Auflage erschienen, die größere Bedeutung und Anziehungskraft besitzen. Das Zitat dürfte aus den „Epigrammata in obtrectatorem Augustini" stammen, welche zu den poetischen Werken des heiligen Prosper von Aquitanien (gest c. 460), des machtvollen Verteidigers der Gnadenlehre des h. Augustinus, gehören.

[2]) Gottlieb von Leon, geb. zu Wien am 16. April 1757, gest. daselbst am 17. Sept. 1832, hat von 1782 bis 1827 der Hofbibliothek in Wien, von welcher das Stammbuchblatt datiert ist, als einer ihrer hervorragenden Beamten angehört; eine 1820 erschienene „Beschreibung der k. k. Hofbibliothek" rührt von ihm her. In der Literatur besitzt er seine Stellung als einer der österreichischen Dichter der Aufklärungsperiode; er redigierte, wohl durch diese Eigenschaft hiezu berufen, den letzten Jahrgang des „Wiener Musenalmanachs". Daß in seinen gesammelten „Gedichten" (1788) sich schon ein Wiegenlied für „Sophie Reinhold, geb. Wieland" findet, deutet auf ältere Beziehungen hin.

[3]) Die Persönlichkeit von Franz ist uns unbekannt geblieben; wir dachten an den Kammermusikus des Fürsten Esterházy, Karl Franz, den Vater des Komponisten Stephan Franz (1785—1855). Der Vorname stimmt aber nicht überein.

In diese oder eine andere Wiener Epoche möchten wir übrigens auch ein undatiertes Stammbuchblatt einreihen, dessen Inhalt uns namentlich für den Besitzer des Stammbuchs sehr interessant erscheint; es lautet:

„Wollen Sie ernstlich wirken, zum Wohl Ihrer Mitmenschen, bemühen Sie sich doch, leise aufzutretten, schonen Sie, so weit es Ihnen das Sittengesetz erlaubt, menschenfreundlich die Schwächen Ihrer schwachen Mitmenschen, seyn Sie behutsam mit den Äußerungen der Gesinnungen Ihres Herzens: dieß wünschet, aus verschiedener Rücksicht Ihr Freund J. Hasenhüttl." Wir haben den Verfasser dieser Zeilen nicht ermitteln können; dürfte man an eine Verstümmelung des Namens denken, so läge der Gedanke an den Komiker des Leopoldstädter Theaters Anton Hasenhut nahe.

„Nur derjenige, dessen Leben ein unterbrochenes Streben nach Wahrheit ist — und der die einmal gefundene Wahrheit auch mit seinem Blute zu versiegeln Muth genug hat, ist des Lebens werth."

Wir verlassen damit Wien von neuem.

Mit Beginn des Wintersemesters ist Kalmann wieder in Jena. Am 30. November erscheint im Stammbuch sofort ein neuer Name; es ist dies jener Friedrich Immanuel Niethammers[1]), der seiner jugendlichen Zustimmung zu der revolutionären Strömung der Zeit mit folgender französischen Sentenz Ausdruck gibt:

„Les Grands ne paroissent nous grands, que parce que nous sommes aux genoux — Levons nous!"

Diese Zustimmung erfolgt aber mit einem edlen, die Gewalttat ablehnenden, die innerliche Emanzipation des Menschen verherrlichenden Kommentar. „Despoten", so erläutert Niethammer die französische Sentenz, „kann es nur geben, so lang es Sklaven giebt. Mein Levons nous! heißt nichts weiter, als: Lasset uns aufhören Sklaven zu sein! den Despoten absetzen, heißt aber nicht aufhören Sklav zu sein. Der Sklave will einen Despoten haben, denn das ist seine Natur. Vergebens wähnt er, sich frei zu machen, indem er seine Despoten absetzt; der Despotismus hält ihn mit eisernen Armen umschlungen; er wechselt nur seine Repräsentanten. Die Reform zur Freiheit muß nicht bei den Despoten, sondern bei den Sklaven anfangen. Lasset uns bessere Menschen werden! denn nur dann hören wir auf Sklaven zu sein, dann werden wir vom Despotismus frei — dann kann es keinen Despoten mehr geben, weil es keinen Sklaven mehr giebt."

Wir werden, wie schon früher, auch noch später dem Echo der französischen Bewegung in diesen Blättern begegnen; an dieser Stelle ist es eingefügt in die Gedankenwelt, welche die philosophischen Kreise Jenas beherrscht.

Von da an fehlt eine Stammbucheintragung bis zum Schluß des Semesters, welcher Kalmann zum Wegzug von Jena im Gefolge Reinholds bestimmt; dieser Abschied von Jena füllt aber das Stammbuch mit einer reichen Zahl zeitlich zusammenhängender Blätter, die alle von seltener Herzenswärme zeugen und, zumal wenn man Kalmanns spätere Schicksale erwägt, ergreifend wirken. Die Verschollenheit Kalmanns in der Zukunft ahnt wohl kaum jemand dieser Stammbuchzeichner; daß es eine Trennung für das Leben

---

[1]) Friedrich Immanuel Niethammer, geb. zu Beilstein bei Heilbronn am 6. März 1766, gest. in München am 1. April 1848, war aus dem Tübinger theologischen Stift hervorgegangen, hatte dann in Jena Philosophie und Theologie studiert, daselbst 1792 trotz des Druckes materieller Sorgen promoviert und sich als Dozent der Philosophie habilitiert. Schon 1793 zum Extraordinarius ernannt, trat er nach Fichtes Berufung zur theologischen Fakultät über, entfaltete aber im Anschluß an Fichte (auch bei dessen Prozeß) nach wie vor eine rege schriftstellerische Wirksamkeit auf dem Gebiete der Philosophie. Letztere nahm erst mit der Berufung nach München, wo er anfänglich als Mitglied des Oberschulrats, dann des protestantischen Oberkonsistoriums durch mehr als ein Menschenalter tätig war, ihr Ende. In der Jugendzeit war Niethammer namentlich mit Herbert eng verbunden.

sei, tönt aber aus vielen der Abschiedsgrüße der Studiengenossen heraus.[1]) Manch später berühmt gewordene Name begegnet uns in diesen Zeilen, die meisten Namen sind wenigstens nicht ganz unbekannt; dort, wo unsere Nachforschungen versagten, wird vielleicht diese Veröffentlichung dazu beitragen, den Schreiber eines oder des andern vergilbten Stammbuchblattes zu erkennen.

Ein ungarischer Landsmann, Paul Otsovszky aus Raab, eröffnet am 7. März den Reigen mit der allgemeinen Mahnung aus Lessings Nathan:

„Nicht jeder ist frey der Seiner Ketten spottet",

und mit einer Verherrlichung der Freundschaft schließt sich ein anderer Landsmann, Samuel Toperczer[2]), an, der sich ohne Datum nur kurz auf die bevorstehende Trennung bezieht und seinem „edlen Freunde zum Denkmal" die Worte setzt:

„Aus dem schönen Bunde der Tugend, und Menschlichkeit entsprießt die Freundschaft, die uns gleich nahe mit Gott und der Menschheit verbindet."

---

[1]) Ein einziges Blatt vom Februar 1794 enthält von dieser Abschiedsstimmung noch nichts; der Kalmann „herzlich liebende" Eduard Pohrt begnügt sich, den Bruder der Kraft von Freundschaft und Liebe zu versichern, mit der packenden Antithese: „Erwarte vom Schicksal Nichts, von dem geprüften Freunde Vieles, und von dem Geschöpf, das dich liebt, Alles!"

Die Erklärung liegt wohl darin, daß wir den Schreiber dieser Zeilen nach Jahresfrist sein Blatt in Kiel erneuern sehen; er ist sonach wie Kalmann ein Begleiter Reinholds bei dem Abzug von Jena gewesen oder doch wie dieser Reinhold nach Kiel gefolgt. In Kiel gehörte er zu den mit unserem Freundeskreise am engsten Verbundenen; wie wir aus den Briefen Thibauts erfahren, verlobte er sich später (um Neujahr 1797) mit Hanne Ehlers und führte dieselbe, nachdem er eine Pfarre in Livland erhalten, das ist etwa drei Jahre später, als Gattin heim.

Die Jenenser Abschiedsmedaille für Reinhold war von einer Adresse, die u. a. mit der Unterschrift Pohrts im Namen der Livländer versehen war, begleitet.

[2]) Samuel Toperczer, geboren zu Leutschau 18. August 1770, gestorben zu Wallendorf 14. Juli 1815, studierte, wie vierzig Jahre früher sein Vater, Johann Toperczer, von 1791 an in Jena Theologie und war nach der Rückkehr in die ungarische Heimat von 1796 an zur Seite seines Vaters an dem Gymnasium in Leutschau, von 1804 an bis zu seinem Tode als Prediger an anderen Orten der Zips tätig. Seine schriftstellerischen Arbeiten bewegen sich im deutlichen Anschluß an die Jenenser Traditionen auf dem Gebiete der Theologie sowohl wie auf jenem der Philosophie und Geschichte, sind aber nur zu geringem Teile zum Druck gelangt.

Paul Otsovszky zeichnete die Begleitadresse der Jenenser Abschiedsmedaille für Reinhold im Namen der Ungarn; in Haans obzitierter Schrift findet sich lediglich sein Name.

Außer diesen zwei der Heimat angehörigen Jenenser Freunden reihen wir noch das undatierte Blatt eines dritten Ungars hier an, nämlich jenes mit dem Zitat aus Tiedge:

„Sey hochbeselig't oder leyde,
dein Herz bedarf ein zweytes Herz;
getheilte Freude ist doppelt' Freude,
getheilter Schmerz ist — halber Schmerz",

welches Ignaz v. Jekelfalußy sich zur Freundschaftskundgebung wählt. In Haans Schrift fehlt der Träger dieses Namens und er fehlt leider auch in dem Register unseres Stammbuchs, welches sichtlich bei dem Eintreffen Kalmanns in Kiel (1794) angelegt und später teilweise ergänzt wurde; es bedarf sonach der Ermittlung der

Es folgen nun in gedrängter Reihe die den Abschiedstagen selbst (20. bis 29. März) entstammenden Blätter.

A. W. Picht aus der Insel Rügen ist am 20. März der erste mit dem freidenkerischen Zitate aus Döderlein: [1])

„Menschenliebe ist beßer als Orthodoxie und Umgang mit guten Menschen rührender als Umgang mit Rechtsglaubigen",

und er bringt sich hiebei dem Freunde, der ihm unvergeßlich ist, noch außerdem auf einem besonderen Blatte durch die Zeichnung der Dornburg[2]) in Erinnerung.

Dieser Sentenz zwar nicht direkt widersprechend, aber mit offenbarem Bezug auf dieselbe ertönt daneben sofort eine gläubige Stimme:

„Liebe und Freundschaft erhöhen und veredeln die Freuden der Natur und der Kunst, und nur Sittlichkeit und Religion können der Liebe und Freundschaft wahres Leben mittheilen",

so schreibt M. Christ. Frid. Michaelis aus Leipzig (23. März) und er tut dies „zum Denkmal aufrichtiger Achtung und Zuneigung".

Es kommen sodann die Blätter, welche unmittelbar den Freundschaftsbund mit dem Scheidenden feiern, sei es durch Zitate, sei es durch schlichte eigene Worte.

J. F. Lautsch aus Bremen wünscht dem innig geliebten Freunde Lebensglück mit den Stammbuchversen:

„Das Leben gleicht dem Feste,
Das ein Freund den Freunden giebt,
Freunde sind wir, Freund und Gäste
Eines Freundes, der uns liebt!
Brüder, winkt dereinst die Pause,
Laßt uns unerschrocken stehn!
Und vom freundschaftlichem Schmause,
Als vergnügte Gäste gehn!" [3])

J. Varnhagen bekräftigt zur Erinnerung das Vertrauen auf die Dauer der Freundschaft mit den sinnvollen Worten:

„Freundschaft begleitet dich durch alle Jahrszeiten die Liebe nur bis zum Herbst. und Wohl dir wenn du diese umfassen und jener die Hand reichen kannst. Diese umkränzt dich mit Blumen und jene schafft dir einen ruhigen Winter!"

Entstehungszeit des Tiedgeschen Gedichtes, welche übrigens vermutlich auch eine spätere ist, gar nicht, um von den Studienjahren Kalmanns als Ursprungszeit dieses Stammbuchblattes abzusehen.

[1]) Das Zitat bezieht sich offenbar auf eine Schrift des am 2. Dezember 1792 in Jena verstorbenen Theologen Joh. Christoph Döderlein.

[2]) Die Zeichnung scheint uns das Bild des, in der Mitte der beiden alten Schlösser von Dornburg, auf einem Felsenvorsprung am Ufer der Saale liegenden, im 18. Jahrhundert erbauten Dornburger Schlosses zu sein.

[3]) Lautsch fügt seiner Eintragung auch seine Silhouette bei. Wir finden eine solche Porträtwidmung, von welcher Keil (a. a. O., S. 41, 42) als einer damals häufigen Stammbuchsitte berichtet, in diesem Stammbuch noch bei den Blättern von Gustav Poelchau, Lepsius und Brechtel.

Das Zitat aus Don Carlos:

„Wie entzückend und süß ist es zu wissen daß unsre Freuden frembde wangen röthet, daß unsre angst in frembden busen zittert, daß unsre leiden frembde augen wässern“,

ist zum Andenken an den Freund Christoph **Breuning** bestimmt, und die Erinnerung an den Verfasser der Rhapsodien,[1]) denen das Zitat:

„Achtung ist der Freundschaft Tribut, — Liebe zollt Umarmung und Entzücken“,

entlehnt ist, soll den Gedanken an den Freund **Schwendler**, d. R. B. aus Franken, wachrufen.

Aber schon bei dem Zitat:

„Die Frühlingsfeier der Wahrheit ist der Freundschaft geweiht.
Aus den ersten Blüthen derselben windet sie den Kranz der Unvergeßlichkeit“,

findet sich anschließend die Betonung der gemeinsamen Geistesrichtung: „auf unser gemeinschaftliches Streben nach Wahrheit rechne auch ich“, fügt Anton **Bärnhoff** diesem seinem Zitate bei (22. März) und diese Sicherheit stützt seinen Glauben, daß Kalmann ihn nicht vergessen werde.

Ebenso ergänzt (27. März) Wilhelm **Krüger** aus Lüneburg den scherzhaften Satz: „Ich liebe das Extemporieren nicht; große Geister erlauben es sich ungern“, durch die Erläuterung: „Unsere Freundschaft war gewiß am wenigsten extemporiert, darum muß sie auch eine der dauerndsten und eine fruchtbare sein.“

Und wenn P. W. **Pesarovius** aus Livland sich begnügt (25. März), einer Zeichnung von seiner Hand die Worte beizufügen: „Vergiß nicht Deinen Freund und Bruder“, so verkünden zwei andere Blätter mit kräftigen Worten den dieser Freundschaft eigenen geistigen Inhalt.

„Freund! keine Thräne! denn wir scheiden nicht!
Denn Königsberg und Kiel und Weimar sind
Nicht eine Meile Weges mir geschieden“,

ruft Joh. Jos. **Pfeiffer** aus Bonn am letzten Tage des Jenenser Aufenthaltes (29. März) dem scheidenden Freunde zu und **Scotti** bekräftigt dies als Unus ex Multis durch die markige Strophe:

„Ich komme von Norden —
Und Du von Süden —;
Das Ziel ist eins —
Aber der Weg ist verschieden.“

---

[1]) In den „Rhapsodien“ vermuten wir die 1791, also drei Jahre vor dieser Stammbucheintragung in Frankfurt erschienenen „Rhapsodien von A. W. Sch.“ als deren Verfasser in „Kaysers Bücherlexikon“ A. W. **Schreiber** genannt wird. Eine Beziehung des letzteren zu Kalmann ist uns nicht bekannt; trotzdem weist die bezügliche Bemerkung des Stammbuchs („Denken Sie, so oft Sie sich des Verfassers dieser Zeilen erinnern, auch Ihres Freundes Schwendler“) deutlich auf eine solche hin.

Die großen Probleme des Lebens sind es, welche diese Jünglingsschar[1]) beschäftigen, und daß sie sich diesen durch das Medium der klassischen wie der modernen Literatur zu nähern trachten, bezeugen namentlich die folgenden Zitate:

„Odi profanum vulgus et arceo";[2])

„Τιμῶντες ἀρετάς ἐς φανερὰν ὁδὸν ἔρχονται";[3])

„Integer vitae, Scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, neque Arcu
Nec venenatis gravida Sagittis
Fusce, pharetra";[4])

---

[1]) Aus dieser Gruppe tritt als bestimmt erkennbare Persönlichkeit Magister Michaelis hervor. Christian Friedrich Michaelis, geboren 3. September 1770 in Leipzig, gestorben daselbst 1. August 1834, hatte in Leipzig schon die Magisterwürde erlangt, als er sich 1792 nach Jena begab, um die Vorlesungen Reinholds, Schillers und des Kantianers K. Chr. E. Schmid zu hören, und ebenso kehrte er nach seiner Habilitierung in Leipzig (1793) zu Ostern 1794 nach Jena zurück, um sich Fichte zu nähern. In Kommentaren und Auszügen zu Kants und Fichtes Werken bewegten sich dementsprechend die meisten seiner zahlreichen Schriften; zu einer selbständigen akademischen Wirksamkeit ist er nicht gelangt. Er hat sein Leben als Privatgelehrter beschlossen.

Bei den übrigen dieser Gruppe bewegen wir uns teilweise im Dunkeln. In dem Dr. med. J. Varnhagen erblicken wir den Arzt Johann Heinrich Varnhagen (geboren zu Dortmund 1770, gestorben daselbst am 17. Oktober 1805); bei Pesarovius denken wir an den späteren Publizisten, welcher als Herausgeber des „Russischen Invaliden" am 14. Juli 1847 in Petersburg starb; bei Johann v. Schwendler an den späteren sächsisch-weimarischen Geheimrat und Landesbaudirektionspräsidenten (geboren am 17 März 1772), welcher in Weimar am 13. September 1844 starb.

Von Krüger liegt ein Brief an Kalmann vom 13. März vor, welcher ein Bild von der Stimmung in Jena nach der Abreise Reinholds gibt (wir haben ihn in der Sammlung „Aus dem Kreise K. L. Reinholds" veröffentlicht); von Bärnhoff und Pfeiffer sprechen die Briefe Fernows; von allen anderen fehlt uns jede Spur.

[2]) Dieses horazische Zitat stammt von Johann Gottfried Jakob Hermann, dem nachmals hochberühmten Philologen (geb. 28. November 1772 in Leipzig, gestorben daselbst 31. Dezember 1848). Hermann war als Student der Philologie in Leipzig durch einen zufälligen Anlaß zu dem Studium der Kantschen Philosophie geführt worden und hatte diesem zuliebe ein Semester (1793/94) die Universität Jena besucht, um die Vorlesungen Reinholds zu hören. Der Einfluß der Kantschen Philosophie auf Hermanns wissenschaftliche Methode, der sich später namentlich in seiner Behandlung der Grammatik und Metrik äußerte, ist schon in der Habilitierungsschrift für die Leipziger Dozentur „De poeseos generibus" (1794) deutlich zutage getreten; wir verdanken dem Jenenser Semester das oberwähnte Stammbuchblatt.

[3]) Die Eintragung des oben wiedergegebenen Satzes aus Pindar rührt von Karl Peter Lepsius, geboren am 25. Juni 1775 in Naumburg a. d. S., gestorben daselbst am 23. April 1853, her. Lepsius hatte 1793 die Universität Jena als Jurist bezogen und der praktischen Jurisprudenz ist er sein ganzes Leben, und zwar immer in seiner Vaterstadt wirksam, treu geblieben. Sowie er als Student aber neben dem juridischen Studium ein lebhaftes Interesse für die Philosophie bekundet hatte (Reinholds Vorlesungen sollen einen für sein ganzes Leben nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt haben), so ging später neben seiner praktischen Tätigkeit stets ein fruchtbares literarisches Schaffen, namentlich auf dem Gebiete der heimatlichen Geschichte und Interessen einher, dessen wir schon vorhin zu gedenken Anlaß hatten.

[4]) Der Zitator dieser horazischen Verse ist H. J. Schulz aus Bonn; die folgenden hat Floret dem Stammbuch gewidmet; wir kennen beide Jünglinge

„Ille potens sui laetusque deget, cui licet in diem dixisse: Vixi";

„Die edelste die wünschenswertheste Freyheit ist die Freyheit von Leidenschaften. Nur der Edle und Weise ist wahrhaft frey"; [1])

„Glücklich wer im kurzen Spiele
Seiner Rolle Meister wird"; [2])

„Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
Keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann,
Daß der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht"; [3])

„Wir sind nicht da, um nebeneinander zu grasen,
und der Mensch kann sich mit einem süßern
Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist." [4])

Nur ein Wort von Lebensklugheit mischt sich in diesen Chor, es ist das Zitat aus Gresset:

„Se moquer du monde c'est tout l'art d'en jouir,"

welches Hermann Baron Elking seinem Freunde auf den Weg gibt (29. März). [5])

Neben den vorwaltend philosophischen Lehrmeinungen und rein freundschaftlichen Herzensergießungen fehlt indes auch hier das politische Element nicht ganz. Es ist bezeichnenderweise der Sohn einer Adelsfamilie,

---

weiter nicht. In Floret könnte sich dem Alter nach Engelbert Josef Freiherr v. Floret verbergen (geboren zu Wien am 15. Februar 1776, gestorben daselbst als Hofrat in der Hof- und Staatskanzlei am 1. Februar 1827); dann dürfte das undatierte Blatt aber auch nicht Jena, sondern Wien angehören.

[1]) Eingetragen von J. A. Minder, d. Th. C. aus Hamburg.

[2]) Eingetragen von Karl Waitz, d. R. Befl. aus Altenburg, offenbar einem Angehörigen des Stammes, welchem im 19. Jahrhundert der Historiker Georg Waitz entsproß. Die Familie Waitz soll im 16. Jahrhundert aus Waitzen in Ungarn nach Deutschland eingewandert sein. In Sachsen-Gotha folgt sich im 17. und 18. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Reihe von Predigern und Schulmännern dieses Namens. Der Großvater des Historikers Georg Waitz verpflanzte die Familie von Schmalkalden nach dem Norden (Norwegen und Schleswig).

[3]) Hier begegnen wir dem Träger eines bekannten Namens, nämlich Johann Heinrich Gottlieb Heusinger, geboren am 1. August 1766 in Römhild bei Meiningen, gestorben am 13. April 1837 in Dresden. Heusinger hatte sich 1795 in Jena als Privatdozent der Philosophie habilitiert, diese Stellung aber schon 1797 mit jener an einer Erziehungsanstalt in Eisenach vertauscht und war 1807 als Lehrer an die militärischen Lehranstalten Dresdens gelangt. Als Schriftsteller ursprünglich auf dem Gebiete der Pädagogik tätig, stellte er in seiner „Enzyklopädie der Philosophie" die Lehre Kants in Briefform dar und trat später gegen Fichtes bekannte Appellation in die Schranken.

[4]) Dieses Zitat aus Leisewitz' „Julius von Tarent" wurde von Karl Henning aus Livland gewählt.

[5]) Hermann Baron Elking ist uns nicht mit Sicherheit erkennbar. Wir vermuten in ihm Max v. Elkings (1813—1873) Vater, welcher, aus einer Bremer Patrizierfamilie stammend, Besitzer der Weißenburg an der Saale wurde, diese aber, von Auswanderungslust getrieben, bald verließ.

F. K. L. J. Freiherr v. Sekkendorf[1]) aus Regensburg, welcher sich von dem Freunde mit dem Satze verabschiedet:

„Wahrheit erkennen, das Gute wollen, das Beste thun, dies adelt — und sonst nichts."

Noch kräftigere Töne schlägt E. Rentzel[2]), d. R. B. aus Hamburg, mit dem Zurufe an:

„Es ist auf Erden kein Tyrann
der mächtig dem befehlen könnte,
der sterben will, und sterben kann."

Und um der Zeit vollkommen gerecht zu werden, kommt auch „republikanische Freundschaft" zum Ausdruck in dem Gruß eines wahren Sansculotten, wie er selbst sich nennt.

„La République française est invincible comme la raison; elle est immortelle comme la verité",

so schreibt Brechtel aus dem Departement des Unter-Rhein im zweiten Jahre der Republik und im Jahre 1794 des alten Stils. („Jena l'an second de la République française ou 1794 vieux Stile").

Die Beziehungen, welche Kalmann in Jena angeknüpft, reichen aber viel weiter als in die jugendlichen Sphären der Universität. Mitten in den Abschiedsgrüßen aus diesen Kreisen findet sich schon (24. März) ein Doppelblatt des Ehepaares Schuderoff aus einem Nachbarorte Jenas (Drakendorf) zum deutlichen Zeugnis, wie tiefe Wurzeln Kalmann in der Jenenser Gesellschaft überhaupt geschlagen; die biblische Mahnung Jonathan Schuderoffs[3]):

---

[1]) Franz Karl Leopold Freiherr v. Sekkendorf-Aberdar, geboren 2. Dezember 1755 zu Ansbach, gestorben 6. Mai 1809 zu Ebelsberg, Sohn eines Ansbachschen Kammerherrn, hatte in Göttingen und Jena Jus studiert und von 1798 bis 1802 in Weimar, von 1802 bis 1805 in Württemberg im Staatsdienste gestanden, bis die politischen Verhältnisse, welche den glühenden deutschen Patrioten sogar in Haft brachten, dem ein Ende machten. Von da an war die literarische Tätigkeit, welche er schon früher nebenbei betrieben, seine einzige Aufgabe; als Herausgeber der Zeitschrift „Prometheus" weilte er seit 1808 in Wien. Das Jahr 1809 führte ihn in die Reihen der österreichischen Landwehr; als Hauptmann derselben opferte er in der Schlacht von Ebelsberg (6. Mai 1809) sein Leben.

Die Begleitadresse, mit welcher die Abschiedsmedaille Jenas Reinhold übersendet wurde, war von Sekkendorf im Namen der Franken gezeichnet.

[2]) Eduard Rentzel ward am 16. November 1772 in Hamburg als der letzte Sproß eines alten Geschlechtes der Stadt geboren, studierte in Jena Jus und wurde in Göttingen 1796 promoviert. Sein erfolgreiches Wirken als Advokat, Präsident des Handelsgerichtes und Senator in seiner Vaterstadt währte bis zu seinem Tode (16. Juni 1832).

[3]) Johann Georg Jonathan Schuderoff, geb. 24. Oktober 1766 in Gotha, gest. 1843 in Altenburg, trat nach den Universitätsstudien in Jena in das geistliche Amt ein, und zwar zunächst (1790—1798) als Substitut, bezw. Pfarrer in Drakendorf bei Jena, woher die obigen Blätter stammen; später wirkte er in Altenburg und von 1806 bis zu seinem Tode als Oberpfarrer und Superintendent in Ronneburg. Daß er durch seine Richtung und schriftstellerische Tätigkeit, welch letztere sich vielfach den Zeitfragen zuwandte, mit den kirchlichen Gewalten in manchen

„Warlich, warlich! ich sage euch: so ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen“,

und die verwandte seiner Frau Fritze Schuderoff:

„Seinem beßern Selbst etwas versprechen, und ihm das Versprechen halten, ist die Aufgabe, an welcher wir die grenzenlose Ewigkeit hindurch zu lösen haben“,

sind im vollen Vertrauen auf Kalmanns bekannte geistige Richtung gegeben.[1])

Zu diesen Blättern gesellt sich dann eine Reihe von Abschiedsworten, welche die hervorragendsten Männer der Jenenser Hochschule dem strebsamen Jünger der Wissenschaft auszusprechen keinen Anstand nehmen.

Die philosophische Fakultät ist zuerst vertreten. Mit den Versen Virgils:

„Felix qui potuit rerum cognoscere caussas“

spricht sich Joh. Fr. Aug. Goettling[2]) (25. März) aus und auf die Strophe Pindars:

„Θανεῖν οἷσιν ἀνάγκα
Τί κε τις ἀνώνυμον γῆραν ἐν σκόλῳ
Μέσσοι μάταν; ἁπάντων
Καλῶν ἄμμορος“

greift Chr. Gottfr. Schütz[3]) an demselben Tage zurück.

Konflikt geriet, ist uns schon nach seinem Briefe an Kalmann, welchen wir in der Sammlung „Aus dem Kreise K. L. Reinholds“ veröffentlichen konnten, leicht begreiflich. Bei dem Reformationsjubiläum 1817 wurde ihm von der Universität Jena die Würde eines Doktors der Theologie verliehen.

[1]) Der Kommentar, mit welchem Jonathan sein Zitat des Wortes Jesu begleitet, ist für die Richtung Schuderoffs und für seine Wertung Kalmanns bezeichnend. Er schreibt:

„Männern, wie Sie, mein lieber Kalmann, braucht man den tiefen Sinn dieses Ausspruchs eines der liebenswürdigsten Menschen die je lebten, nicht zu enthüllen. Ihr richtiges moralisches Gefühl ist der beste Ausleger dieser und ähnlicher bisher noch nicht genug genuzter und gewürdigter Stellen. Vergeßen Sie mich nie. Sie und R. und P. den ich ungemein liebgewonnen habe und schäze, werden immer in meinem Herzen leben.“

Mit den Initialen R. und P. sind von ihm, wie auch der oberwähnte Brief schließen läßt, offenbar Reinhold und Graf Purgstall gemeint.

[2]) Johann Friedrich August Goettling, Professor der Chemie in Jena, war der Vater des daselbst am 19. Jänner 1793 gebornen nachmaligen Philologen Karl Wilhelm Goettling.

[3]) Christian Gottfried Schütz, geb. 19. Mai 1747 in Dederstadt in der Grafschaft Mansfeld, gest. 7. Mai 1832 in Halle, hatte nach mehrjähriger akademischer Tätigkeit in Halle 1779 die Professur für Poesie und Beredsamkeit in Jena erlangt. Als Gründer und Leiter der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ (1785 ff.) stand er hier durch Jahrzehnte in höchstem literarischen Ansehen und zugleich war sein Haus lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs in Jena; Familienbeziehungen (Griesbach war der Gatte seiner Schwester, Danovius der Bruder seiner Frau) und die Verbindungen der „A. L.-Z.“, zumal mit den philosophischen Kreisen, wirkten hier in glücklicher Weise zusammen. Als das Haus Schütz mit dem Auftreten Aug. W. Schlegels in den Hintergrund gedrängt wurde und jene Konflikte sich entspannen, welche, wie wir aus Thibauts Briefen wissen, auch andere Professoren von Jena

Mit den Philosophen vereinigt sich nach Zeit (25. März) und Sinn der Theologe Heinr. Eb. Gottlob Paulus[1]), dessen Denkspruch lautet:

„Εσται παντα καλως,"

und es folgt sofort (26. März) Joh. Jak. Griesbach[2]) mit der ernsten Mahnung:

„Αληθευειν εν αγαπη".

Aber auch die Mediziner und Juristen fehlen nicht.

Der Mediziner Hufeland[3]) ruft (27. März) dem Scheidenden ermunternd zu:

„Willst Du glücklich seyn, so mache glücklich!"

Und der Jurist Hufeland[4]) spricht in der politischen Färbung der Zeit den kategorischen Imperativ:

„Recht thun und keinen Menschen scheuen
Und keinen König fürchten —".

---

verdrängten, folgte Schütz 1804 einem Rufe nach Halle und setzte seine Lehrtätigkeit sowie sein redaktionelles Wirken an der gleichfalls nach Halle übersiedelten „A L.-Z." noch durch Jahrzehnte fort; die Glanzzeit seines Lebens fällt aber jedenfalls in die Jenenser Periode.

[1]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. am 1. Sept. 1761 zu Leonberg in Württemberg, gest. am 10. August 1851 zu Heidelberg, hatte in Tübingen studiert und war nach längeren Reisen 1789 als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena an die philosophische Fakultät berufen worden; hier wurde er 1793 zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät ernannt und blieb daselbst, bis er 1803 nach Würzburg berufen wurde, von wo er bald nach Heidelberg zog. Zu der Zeit unseres Stammbuches stand Paulus mit den Notabilitäten Jenas in freundlichster Beziehung, so namentlich auch mit Reinhold; die unfreundlichen akademischen Verhältnisse setzten später ein und brachten Paulus wie andere zum Scheiden von Jena.

[2]) Johann Jakob Griesbach, der bekannte Textkritiker des Neuen Testaments, geb. am 4. Jänner 1745 zu Butzbach in Hessen-Darmstadt, vermählt am 16. April 1775 mit Friederike Juliane Schütz zu Halle, gest. am 24. März 1812 in Jena. Der Jugendkreis Griesbachs ist aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" bekannt; als Student der Theologie besuchte er die Universitäten Tübingen, Halle und Leipzig; in Halle habilitierte er sich 1771, ward daselbst 1773 außerordentlicher Professor und folgte 1775 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Jena, um diese Stätte ruhmvollen Wirkens bis zu seinem Tode nicht zu verlassen.

[3]) Christoph Wilhelm Hufeland, geb. am 12. August 1762 zu Langensalza, gest. am 25. August 1836 zu Berlin, hatte nach den medizinischen Studien in Jena und Göttingen die ärztliche Praxis seines Vaters in Weimar übernommen und daselbst durch zehn Jahre (1783—1793) ausgeübt. Im Jahre 1793 war er zum Professor der Medizin in Jena ernannt worden; im Jahre 1800 folgte er von da dem Rufe nach Berlin, welches der Boden werden sollte, auf dem er seinen Weltruhm erlangte.

[4]) Gottlieb Hufeland, geb. am 19. Oktober 1760 in Danzig, gest. am 18. Febr. 1817 in Halle, hatte in Leipzig und Göttingen studiert, in Jena 1785 die philosophische und juridische Doktorwürde erlangt und daselbst schon 1786 mit den Vorlesungen als juridischer Dozent begonnen. In diese Zeit fällt sein „Versuch über den Grundsatz des Naturrechts", eine der ersten juristischen Schriften, welche auf die Kantsche Philosophie mit Verständnis Rücksicht nahmen, wie Kant selbst bezeugte. Hufeland stieg in Jena zum ordentlichen Professor auf, 1803 verließ er aber diese Universität, um eine Professur in Würzburg zu übernehmen. Seines Bleibens war hier nicht lange; es folgte, durch eine mehrjährige Wirksamkeit als Bürgermeister in der Heimatstadt Danzig und durch Wirrnisse gestört, eine nicht sehr lange Lehrtätigkeit in Landshut und schließlich eine nur einjährige in Halle.

Alle diese berühmten Männer verabschieden sich von dem Studierenden mit warmen Worten; benevolae memoriae commendat se, amicae memoriae scripsit u. ä. schreiben die einen, dem Andenken als aufrichtig schätzender Freund usw. empfehlen sich die anderen. Und daß auch die Frauen der Professoren hier nicht fehlten, beleuchtet vollends das Verhältnis Kalmanns zu den in Jena Lehrenden auf das hellste.

Friederike Griesbach, geb. Schütz ist es, der wir die erfahrungsreiche Eintragung verdanken:

„Man lebt zweymal, wen man so lebt, daß man des verflossenen Theils des Lebens mit Zufriedenheit sich erinnern kan",

und ihr folgt Frau Mereau [1]) mit ihrem Gatten Prof. F. E. C. Mereau [2]) (28. März) sowie das Ehepaar Batsch.

Frau Mereau ist Sophie Schubert, welche uns aus dem Stammbuch schon bekannt ist (vgl. oben S. 303); sie erneuert jetzt als junge Frau nur die Widmung des Vorjahres mit der Bitte an den Scheidenden, der Freundin auch an den Ufern der See zu gedenken. Nicht minder muß ihr Gatte zu Kalmann in innige Beziehungen gekommen sein, denn er trägt Wunsch und Hoffnung für Kalmanns Lebensglück ein „zum Andenken eines vielleicht mitunter mißverstandenen, aber doch wahren Freundes".

Den Abschluß macht der Professor der Medizin A. J. G. C. Batsch.[3]) Es deutet dies darauf hin, daß die Lossagung Kalmanns von der Medizin

---

[1]) Sophie Mereau, geb. Schubert, geb. 27. März 1773 zu Altenburg, gest. 31. Oktober 1806 zu Heidelberg, hatte sich schon vor ihrer Ehe als Dichterin betätigt. Im Jahre 1793 heiratete sie Professor Mereau in Jena; das erste Kind wurde am 27. Jänner 1794 geboren. Die Ehe war eine unglückliche und wurde 1801 im beiderseitigen Einverständnis per rescriptum principis getrennt. Ob die mit Klemens Brentano 1799 angeknüpften, zunächst nur losen und widerspruchsvollen Beziehungen mit einen Grund zu dieser Ehetrennung gebildet haben, steht dahin, denn diese Beziehungen waren 1800 unterbrochen worden; immerhin reichte die getrennte Frau nach stürmischer Bewerbung von Seite Brentanos diesem schließlich 1803 die Hand zum neuen Ehebunde. Der ersten Ehe entstammte außer dem 1800 verstorbenen Knaben eine Tochter, welche die Mutter überlebte; aus der zweiten sind drei rasch hinweggestorbene Kinder hervorgegangen; die Geburt des dritten kostete der Mutter das Leben. Der Briefwechsel, welcher von dem stürmischen Liebesverhältnis Sophies und Brentanos Zeugnis gibt, ist in der jüngsten Zeit von Amelung veröffentlicht worden (Leipzig, 1908). Nach der Einleitung zu dieser Briefwechselausgabe wäre Sophies richtiges Geburtsdatum der 28. März 1770.

[2]) Friedrich Ernst Karl Mereau, geb. 11. April 1765 in Gotha, gest. 18. Mai 1825 in Saalfeld, studierte und promovierte in Jena, ward daselbst 1795 Extraordinarius, 1800 Ordinarius an der juridischen Fakultät, verließ aber 1803 das Lehrfach, um sich, wie früher schon teilweise, jetzt ganz der Praxis zu widmen. Seine Wirksamkeit als Oberamtmann in Saalfeld, welche er bis zum Tode entwickelte, scheint ebenso sehr ihn selbst befriedigt zu haben als eine erfolgreiche gewesen zu sein. In erster Ehe war er mit Sophie Schubert vermählt; in zweiter Ehe heiratete er schon im Juni 1802 die Tochter eines Kaufmanns Herold.

[3]) August Johann Georg Karl Batsch (geb. Jena, 23. Oktober 1761, gest. 29. September 1802) war seit 1786 Professor der Naturgeschichte, später der Medizin an der Universität in Jena. Als Lehrer und Schriftsteller erfolgreich wirksam, stiftete er daselbst im Jahre 1793 eine naturforschende Gesellschaft, welcher auch Kalmann als Mitglied angehörte.

in Jena noch nicht erfolgt ist; denn der Leiter der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, in welche auch Kalmann aufgenommen worden war, zieht die Summe der Jenenser Zeit mit folgender Apotheose der Natur:

„Natura chara, pulchra, vera, aeterna".

Memoriam serves tui B., setzt der Schreiber hinzu und das enge persönliche Verhältnis tritt in volles Licht durch das Blatt von dessen Frau (Amalie Batsch, geb. Pfümmel), welche die Trennung mit Herders Wunsch des Vergessens und der Erinnerung vergeistigt. Mit diesen schönen Versen, welche uns in dem Stammbuch nochmals begegnen werden, wollen wir die Schilderung der Jenenser Zeit Kalmanns schließen:

„Holde Vergeßenheit, und Du des guten Erinnerung,
Liebliche Schwestern, o macht beide das Leben Ihm süß,
Du verdunkle das Böse mit Deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück Ihm mit verdoppelter Lust".

Der Tag des Abschieds von Jena (29. März) war gekommen, jener Tag, an welchem, wie wir aus Reinholds Lebensgeschichte wissen, der Wegzug des gefeierten Lehrers die ganze Stadt mit Trauer erfüllte. Dem Meister folgten, wie wir schon bemerkten, einige seiner treuesten Jünger, darunter Kalmann, und Reinholds Reisestationen treten uns daher auch in diesem Stammbuche entgegen.

Weimar mit Wielands Hause ist natürlich die erste Stätte; sie hielt die Scheidenden mehrere Tage fest. Zunächst scheinen sich hier noch zwei Jenenser Freunde verabschiedet zu haben, welche bis dahin das Geleite gegeben hatten; so verstehen wir wenigstens das kräftige Zitat:

„Man sagt nicht was man tun will, man tut!"

welches Friedrich Wilhelm Brem aus dem Altenburgschen (30. März) als letzte Kundgebung werkbereiter Freundschaft in dem Stammbuch niederlegt,[1]) und hierher zählen wir in gleicher Weise F. L. Hederichs (31. März) Kantsche Reminiszenz:

„Nichts ist göttlich, als was Vernünftig ist".

Aber auch des weiteren ist es noch immer nur eine Jena eng verbundene Welt, welche uns hier in Weimar begegnet. Die Familie von Reinholds Frau, das Wielandsche Haus ist es, welches hier Reinholds Schar umfaßt; jedes Glied dieses vielstämmigen Hauses meldet sich in unserem Stammbuch zum Wort, aus anderen Weimarer Kreisen findet sich hingegen in demselben kein einziges Blatt.

Vor allen tritt Vater Wieland hervor. Der sechzigjährige Dichter füllt dem jungen Gaste das erste Blatt dieser Stammbuchgruppe, indem er mit seinen schönen Schriftzügen ihm die unvergänglichen Verse aus den Horazischen Episteln ins Gedächtnis ruft:

[1]) Dieses Zitat findet sich auch in einem der von Keil durchforschten Stammbücher mit dem Datum: Jena, 1786. Die Träger des Namens Brem wie des folgenden Hederich kennen wir leider nicht näher. Brem zeichnet die Begleitadresse zu der Abschiedsmedaille für Reinhold (17. April 1794) im Namen der Altenburger und Chursachsen.

„Nunc itaque versus et caetera ludicra pono,
Quid Verum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum.
Condo et compono quae mox depromere possim.
Ac ne forte roges quo me Duce quo Lare tuter,
Nullius addictus jurare in verba magistri
Quo me cunque rapit tempestas deferor hospes:
Nunc agilis fio et mersor civilibus undis,
Virtutis verae custos rigidusque satelles;
Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor.
Et mihi res, non me rebus, submittere conor“.

Er bittet den lieben Besitzer des Stammbuchs, sich bei dieser Horazischen Silhouette zuweilen seines Freundes zu erinnern (2. April).[1])

Dem Vater Wieland folgen die Söhne; Ludwig, der gleichfalls mit einem Zitat aus den Horazischen Episteln:

„Virtus est vitium fugere et sapientia prima
stultitia caruisse“,

sich freundschaftlichem Andenken empfiehlt, und Karl, der um eine Erinnerung bittet, und zwar mit den sinnigen Versen:

„Auch getrennete Freunde mit süßen Banden zu knüpfen
Fand die gute Natur uns eine Sprache, die Schrift.
Sie bringt Seelen zusammen, die fern aneinander gedenken,
Führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt.“

Den Söhnen reihen sich die Töchter Wielands an, zum deutlichen Zeichen, daß ein gemeinsames Band alle Familiengenossen mit Kalmann verknüpfte. Karoline, verwitw. Schorcht, und Amalie, verwitw. Liebeskind zeichnen sich jetzt, wie vor Jahresfrist ihre Schwester Sophie Reinhold, als Freundinnen ein; die erste mit den munteren Versen:

„Wohl dem Menschen, dem das Blut in den Adern hüpfet,
Der mit immer frohen Muth durch das Leben schlüpfet;
Der bescheiden im Genuß, Freud an Kummer knüpfet,
Und bey wilder Stürme Wuth an der Hoffnung Bußen ruht!“

die zweite mit der lehrhaften Mahnung:

---

[1]) Christoph Martin Wieland, geboren 5. September 1733 bei Biberach, gestorben 20. Jänner 1813 in Weimar. Über den Dichter des „Oberon“ bedarf es gewiß keiner weiteren Äußerung; nur zur Erklärung seiner Beziehungen zu Reinhold ist einiges festzustellen. Wieland hatte sich am 21. Oktober 1765 mit Anna v. Hillenbrand vermählt; aus dieser Ehe stammten 13 Kinder, von denen 1787 noch 10 am Leben waren. Nach Weimar kam Wieland 1772 als Erzieher Karl Augusts; 1775 war seine Erzieheraufgabe mit der Großjährigkeit des Großherzogs abgeschlossen und es begann für ihn ein durch seine Pensionsstellung freies Schriftstellerleben. Von 1773 bis 1789 stand für Wieland die Leitung des von ihm gegründeten „Deutschen Merkur“ im Mittelpunkte seiner Tätigkeit; aber auch bei der Fortsetzung in dem „Neuen Deutschen Merkur“ (1790—1810) war er wenigstens bis 1800 noch werktätig beteiligt. Durch den „Merkur“ ward Reinhold in Wielands Familie gezogen. Zu der Zeit, in welcher sich unser Stammbuch bewegt, lebte Wieland noch in Weimar; die Verlegung des Wohnsitzes nach Osmannstädt erfolgte erst 1797.

„Der Weise setzt sein Vertrauen nicht auf die Güter dieser Welt, die Unverstand verschwenden, und tausend unfälle in wenigen tagen zerstreuen können; sondern er bildet sein Herz zur Tugend, und bereichert seinen Verstand mit Kenntnißen.“ [1])

Hiemit ist der Kreis geschlossen, mit Weimar wird die Sphäre Jenas verlassen; die Reise führt nach dem Norden und Göttingen mit der Georgia Augusta öffnet die Pforten in eine neue Welt.

---

[1]) Von der Familie Wielands ist uns die Tochter Sophie als Gattin Reinholds bekannt. Von den übrigen Töchtern ist Charlotte diejenige, welche die Familie Baggesen im Jahre 1793 in die Schweiz begleitete, um mit derselben im Jahre 1795, und zwar als Braut eines Sohnes des Hauses Geßner, heimzukehren; von Charlotte ist aus diesem Anlasse sowohl in dem Briefwechsel Baggesens mit Reinhold als Wielands mit Reinhold vielfach die Rede. Karoline und Amalie waren zur Zeit unseres Stammbuches schon Witwen und lebten bei ihrem Vater in Weimar; die Briefe Reinholds an Baggesen geben seinen Gefühlen über die dadurch begründete Lage des Hauses kummervollen Ausdruck. Wir zitieren daraus nur das Tatsächliche. Am 28. Jänner 1793 schreibt Reinhold: „Der hiesige Diakonus Sch(orcht), Wielands zweiter Schwiegersohn, ist vor einem halben Jahre an der Schwindsucht gestorben; nun liegt der dritte, Pastor (Liebeskind) in O., an eben dieser Krankheit unheilbar darnieder. Beide hinterlassen außer ihren Weibern auch noch zwei Kinder und kein Vermögen und so vermehrt sich Wielands Tisch auf einmal um sechs Personen.“ In einem Briefe vom Februar 1793 heißt es dann: „Vor einigen Tagen ist nun auch der andere Schwiegersohn Wielands, Pastor L., gestorben. Seine Witwe (erst 19 Jahre alt) und seine zwei Kinder leben nun bei unserem Vater, der nunmehr zehn Kinder und vier Enkel um sich herum hat.“ — Ludwig Wieland ist der älteste der Söhne Wielands (1777—1819). Aus den Briefen Wielands an Reinhold ersehen wir, daß Ludwig im Jahre 1795 Baggesen nach Kiel begleitete und damals im Anfang seiner Studien stand; ein Brief Graf Purgstalls an Kalmann zeigt, daß sich Ludwig 1803 als Schriftsteller in Wien aufhielt, und ein besorgter Brief des Vaters Wieland an die Tochter Reinhold vom Jänner 1804 berichtet, daß er noch in Wien weile und, nachdem jede Aussicht auf ein „Etablissement“ in den k. k. Staaten geschwunden sei, sich „durch die leidige Schriftstellerei unterhalten wolle.“ Wir kennen aus dieser Zeit von ihm die „Erzählungen und Dialoge“ und „Lustspiele“, welche den Beifall Schreyvogels gefunden zu haben scheinen. Im Jahre 1815 gab er in Wien bei Gerold die „Auswahl denkwürdiger Briefe“ seines Vaters heraus und von da an erscheint er als politischer Schriftsteller. So griff er in die Fehde gegen Schmalz mit zwei Schriften ein, edierte ein Jahr (1818) die Zeitschrift „Der Patriot“ und veröffentlichte überdies noch eine Reihe von Broschüren über die „Vorzüge der gesetzlichen Monarchie“ usw. Er starb am 12. Dezember 1819 in Jena.
Über Karl Wieland ist uns nichts Näheres bekannt.

(Ein Schlußteil folgt im nächsten Heft.)

Die Schönheit im Reiche der Natur.

Von **Albert Wimmer.**

II. (Schluß.) [1])

Die schöpferischen Gestaltungsimpulse.

Die unermeßliche Fülle von Mannigfaltigkeiten im Plan und in der Ausgestaltung der Lebewesen weist mit zwingender Beweiskraft auf den unüberbrückbaren Dualismus in der Erscheinungswelt unseres Erfahrungsraumes hin, welche wir Universum nennen. Dieser Dualismus, die Zweiheit von anorganischer und organischer Existenz, erweist sich sogar als Gegensatz, und zwar schon in den Voraussetzungen für das Dasein der beiden Erscheinungsreiche. Wenn (nach materialistischer Auffassung) die anorganische Stoffwelt ohne schöpferischen oder doch bestimmenden Akt selbsttätig aus dem Ursein hervorgegangen ist, so bleibt ihre Einschränkung auf relativ sehr wenige, fest bestimmte Erscheinungsformen und deren weitere Einengung durch ganz bestimmte physikalische Gesetze umso unverständlicher, als ja das Ursein mangels jeder außer ihm waltenden bestimmenden Gewalt als völlig ungehemmt, demnach geradezu omnipotent angenommen werden muß. In diesem Sinne entspricht also die anorganische Stoffwelt selbst ihrem einfachsten Zwecke, dazusein, nur in sehr eingeschränktem Grade. In der Erscheinungswelt der belebten Organismen hingegen erscheint das Maß der augenfällig zulänglichen Existenznotwendigkeit in geradezu ungeheurem Grade überschritten: die Welt der Organismen steht schon ihrer Anlage nach im vollen Gegensatz zum anorganischen, rein materiellen Sein.

Bevor ich auf diese Schlußfolgerung näher eingehe, ist es nötig, den stofflichen Aufbau der Naturgebilde im allgemeinen zu erörtern. Die Gebilde der anorganischen Natur bestehen aus mineralischen Stoffen, jene der organischen (belebten) Natur aus Protoplasma in Verbindung mit dessen Ausscheidungen, selten aus Protoplasma allein. Wir wollen nun untersuchen, inwieferne diese beiden Kategorien von Urbestandteilen aller natürlichen Gebilde befähigt sind, diese aus sich aufzubauen.

Den anorganischen Stoffen kommt nur dann eine innere, selbständige Gestaltungsfähigkeit zu, wenn sie kristallisierbar sind, das heißt die Eigenschaft besitzen, daß ihre Masseteilchen sich zu ebenflächigen Gebilden zusammenfügen, deren Aufbau gemäß strenger mathematischer Gesetze erfolgt. Der regelmäßige Kristall ist als das höchste Ergebnis dieser Gestaltungsfähigkeit anzusehen; in seiner Bildung hat die Fähigkeit des anorganischen Stoffes,

[1]) Vgl. „Die Kultur". XI. Jahrg., Heft 2, Seite 213 ff.

Gebilde hervorzubringen, ihre Grenze erreicht. Die aus den Eigenschaften der Stoffe hervorgehenden Mannigfaltigkeiten sind relativ ziemlich beschränkt. Soferne die anorganischen Stoffe eine Mannigfaltigkeit von Gebilden zeigen, ist deren Form und innere Konstitution zumeist die Folge äußerer Bedingungen. Nur die Kristalle entsprechen als Formen einem bestimmten artcharakteristischen Plane, doch selbst bei vollständig isolierter Ausbildung kann man sie nicht als Individuen auffassen, da sie aus lauter absolut gleichen kleinsten Teilchen zusammengesetzt und daher teilbar sind.

Das Protoplasma, die Grundlage aller Gebilde der lebenden Natur, bildet in fast allen seinen Eigenschaften einen Gegensatz zu den anorganischen Stoffen. Es besitzt die Fähigkeit, verschiedene Stoffe, mit welchen es im Kontakt ist, aufzulösen und genau in dem Sinne chemisch umzuwandeln, wie es der Artcharakter und die augenblicklichen biologischen Zwecke verlangen. Diesen beiden Bedingungen entspricht auch die zweckmäßige Verwendung der aufgenommenen Stoffe teils zur Erneuerung, oft auch Vermehrung der eigenen Substanz, teils zur Hervorbringung der verschiedensten biologisch notwendigen Gebilde. Mit der biologischen Zweckmäßigkeit in Verbindung steht auch die Abscheidung der Überschüsse und des Unbrauchbaren. Dabei tritt das Protoplasma nie als Substanz von durchaus gleichförmiger Masse auf; stets steht ein innerer Teil (Kern) in zweckmäßiger Wechselwirkung mit den peripheren Teilen und schon in dieser einfachsten Form zeigt sich wahrer Individualismus im Sinne eines zweckmäßig aufgebauten, in sich abgeschlossenen Verbandes, dessen Bestandteile sich zum Ganzen nicht wie Addenden zu einer Summe, sondern vielmehr ähnlich wie die Elemente eines Integrals verhalten, denn das bestimmende Moment liegt hier in den qualitativen Beziehungen, nicht in den quantitativen. Endlich besitzt das Protoplasma noch die Fähigkeit selbsttätiger Bewegung, deren Zweckmäßigkeit nicht auf die Erreichung eines dauernden, relativen oder absoluten Ruhezustandes abzielt, sondern der Forterhaltung des ganzen Komplexes der individuellen Tätigkeiten dient, im weiteren Sinne nicht nur des Individuums, sondern auch der Varietät und der Art im naturhistorischen Sinne. — Das Protoplasma an sich ist amorph, also gestaltlos; seine äußere Begrenzung (als bloß der ihm innewohnenden Fähigkeiten nach individualisierte Masse) entspricht bloß einer Umhüllung seines Kernteiles und ist im übrigen von den äußeren Bedingungen der Raumerfüllung abhängig. Gebilde einfachster und durch keine allgemein gültigen Formeln bedingter Gestalt vermag das Protoplasma an sich nur durch Umhüllung mit seinen Ausscheidungen zu erzeugen. Betrachtet man das Protoplasma als chemische Substanz, so ist diese vor allem durch die Eigenschaften ihrer Aktivität gekennzeichnet, welche man als Leben bezeichnet. Sobald diese Fähigkeit besonderer Aktivität für immer aufgehört hat, eine Veränderung, welche man Tod nennt, kann es durch kein Mittel mehr in den früheren Zustand zurückversetzt werden, hat also mindestens sein chemisches Verhalten total geändert und ist demnach nicht mehr dieselbe Substanz.

Bei den anorganischen Stoffen ist, wie dargelegt wurde, der Kristall das höchste und vollendetste aller für ihn gemäß seiner Eigenschaften möglichen Gebilde. Vom materialistischen Standpunkte aus kann dem Stoff nichts innewohnen als seine Eigenschaften und Kräfte; durch diese und diejenigen

der ihm benachbarten Stoffe sowie durch die allgemeinen Fernwirkungen wird wechselwirkend sein Zustand bedingt. In diesem Sinne kann er keinen höheren Zweck haben als sein Dasein an sich, und jener ist durch dieses erreicht. Dieses Dasein entspricht aber niemals einem Zustande absoluter Ruhe, denn die im Weltall entfesselte Bewegung schließt eine dauernde, ja selbst jede vorübergehende Ausgleichung aller Wirkungen aus; sie stört beständig das Gleichgewicht der Kräfte, welche sohin immer wieder zur Aktivität gezwungen werden. Nun ist es aber ein ausnahmsloses Gesetz der materiellen Welt, daß der Ausgleich jeder Störung des Gleichgewichtes auf dem nach Maßgabe der gegebenen Eigenschaften und Kräfte kürzesten Wege erfolgt; gemäß der Beschaffenheit der bestehenden materiellen Existenzen schränkt sich jeder Prozeß auf den jeweilig möglichen kürzesten Verlauf nach Weg und Zeit ein. Würde für die Materie ein über ihr Dasein hinausgehender Zweck angenommen werden, so müßte für den entsprechenden Entwicklungs- oder Anstrebungsvorgang gleichfalls das allgemeine Gesetz der kürzesten Linie Geltung besitzen. Da aber ein Zweck ohne Absicht und diese ohne bewußten Willen undenkbar ist, so kann nach materialistischer Auffassung für das Dasein des Stoffes überhaupt kein weiterer Zweck angenommen werden, das heißt für den Stoff ist das Dasein Selbstzweck und daher jede einen Zweck anstrebende Aktivität ausgeschlossen. Man wolle diese für die materialistische Auffassung gültigen Folgerungen genau auf ihre logische Berechtigung prüfen und sich überzeugen, daß hier kein dialektisches Spiel mit Worten vorliegt.

Uns interessiert hier vor allem die lebende Natur, also die Erscheinungswelt des Protoplasmas. Sobald wir dieses nur als Stoff auffassen, können wir ihm gemäß obiger Folgerung keine über die gegebene Wirkung seiner chemischen und physikalischen Eigenschaften hinausgehende Aktivität zuerkennen, welche geeignet wäre, einen über seine gegebene Daseinsform hinausgehenden Zweck anzustreben. Allerdings gibt es auch für das Protoplasma wie für andere Stoffverbindungen noch ein Weiteres: den Zerfall in seine Bestandteile, in weiterem Sinne sogar die mögliche vollständige Entstofflichung, den Zerfall der Atome in uns unbekannte einfachste Teile, in stoffliches Ursein. Würden wir aber auch dem Protoplasma die chemische Eigenschaft als innewohnend annehmen, daß die Wirkungen seiner eigenen Kräfte fortdauernd Veränderungen seiner Zusammensetzung hervorbringen, es also als einen unbeständigen Stoff ansehen, welcher gemäß seiner Wandlungen in stets neuen Erscheinungsformen auftritt, so müßten sich diese Wandlungen automatisch und gemäß der erwähnten kürzesten Linie vollziehen.

Diese Einschiebung, welche eine Abirrung von unserem eigentlichen Thema zu sein scheint, ist gleichwohl für die richtige Erfassung der in Betracht kommenden Erscheinungen unerläßlich. Ein anorganischer Stoff kann zum Beispiel in Kristallform existieren, aber er besteht seinem Wesen nach auch dann unverändert weiter, wenn diese Form irgendwie mechanisch zerstört wird. Für die Erhaltung der Konstitution des Protoplasmas ist aber die Erhaltung seines Gebildes, seiner äußeren Form, wenigstens innerhalb bestimmter, von der Art abhängiger Grenzen notwendig; seine Aktivität, welche wir Leben nennen, und damit seine Wesenheit werden zugleich mit dem integrierenden Teil seines Gebildes zerstört. Beim Proto-

plasma ist also die Existenz seiner Wesenheit durch diejenige seiner Gebilde bedingt. Nun ist aber seine Wesenheit die offenbare Ursache seiner Gebilde und es liegt demnach beim Protoplasma der anscheinend widersinnige Fall vor, daß nicht nur die Wirkung vermöge der Ursache, sondern auch umgekehrt die Ursache nur vermöge der Wirkung zu existieren scheint. Diese seltsame Tatsache weist schon für sich allein darauf hin, daß im Protoplasma ein ganz anderes Agens wirksam sein muß als bloß die chemische und physikalische Wirkung seiner Eigenschaften als Stoff: seine Wesenheit ist keine rein stoffliche.

Zum dem gleichen Schlusse gelangen wir aber auch, wenn wir die Gebilde der lebenden Natur betrachten, durch deren Zweckmäßigkeit der Gestaltung die Existenz des Lebens bedingt erscheint. Überall sehen wir hier die folgerichtige Durchführung der Absicht, durch die Bildung der Formen die Existenz zu erhalten. Überall erblicken wir einen staunenswerten Reichtum von Gestaltungen, deren meiste eines außerordentlich komplizierten Apparates von verschiedensten Wirkungen zu ihrem Aufbau bedürfen. Fast überall erkennen wir aber auch sofort, daß die vollendeten Gebilde einen weit über das absolute Maß der materiellen Notwendigkeit hinaus gesteigerten Ausdruck von Gestaltungsprinzipien darstellen. Die materielle Notwendigkeit führt von der Ursache: den Eigenschaften, zur Folge: dem ihnen entsprechenden Gebilde, und zwar im Sinne der kürzesten Linie, des geringsten Kraftaufwandes; die materiellen Eigenschaften einer Substanz bedeuten eben eine Kraftsumme, welche infolge geänderter Zustandsbedingungen aktiv werden kann, dies aber nur höchstens im Ausmaße des gegebenen festen Verhältnisses zwischen jener Kraftsumme und diesen Bedingungen, eine Kraftsumme, deren Aktivität mit der vollzogenen Erreichung des neuen Gleichgewichtszustandes ihren Abschluß findet; auch das geringste Mehr an Tätigkeit ist hier logisch und rechnerisch ausgeschlossen. Wie ganz anders verhält sich das Protoplasma der belebten Natur! Isolieren wir es, indem wir es außer Zusammenhang mit seinem Gebilde bringen, so erweist es sich als eine rein materielle Substanz, welche gegenüber ihrer Umgebung (zum Beispiel Luft) chemisch und physikalisch nicht beständig bleibt; es trocknet ein oder zersetzt sich und kann durch kein Mittel mehr in seinen früheren Zustand zurückversetzt werden: solcherart zeigt es die ihm als Stoff an sich zukommende Aktivität. Auch bloße Störungen des inneren Gefüges vermögen das Protoplasma in diesem Sinne umzuwandeln; schütteln wir zum Beispiel ein frisches Hühnerei mehrmals energisch, so wird es beim Bebrüten faulen, statt ein Küchlein zu ergeben. Die Möglichkeit, einzelne Teile belebter Wesen unter günstigen Umständen einige Zeit nach ihrer Isolierung noch am Leben zu erhalten, beweist weiter nichts, als daß der unabwendbare Zerfall nicht immer augenblicklich eintreten müsse. Ferner darf nicht außeracht gelassen werden, daß die relative Größe jenes integrierenden Teiles eines belebten Gebildes, welcher lebend fort zu existieren vermag, im allgemeinen der Stufe entspricht, welche dem betreffenden Lebewesen in der natürlichen Rangordnung zukommt; übrigens sind besonders bei vielen Pflanzen manche Teile, wie Triebknospen, Brutzwiebeln und ähnliches, da in ihnen die ganze Summe der individuellen Eigenart enthalten ist, den Eiern oder Samen gleichzustellen, ebenso

repräsentieren größere Teile, zum Beispiel Zweige, schon an sich den Arttypus; deshalb ist beispielsweise ein Baum als eine Summe verbundener Individuen aufzufassen. Auch hier sehen wir also, daß dem Protoplasma eine der Materie an sich fremde Kraft innewohnt: das Leben und dieses nur so lange, als das Gebilde nicht zerstört wird, welches das Protoplasma unter dem Einflusse dieser Kraft und gemäß eines nur im Leben fortwirkenden Gesetzes aufgebaut hat, welches ich Gestaltungsprinzip genannt habe. Dieses Prinzip gehorcht nicht den stofflichen Gesetzen, kann auf keine Weise aus einer Kombination derselben abgeleitet oder gar konstruiert werden und man kann es daher nur als einen Impuls nicht stofflicher Art bezeichnen, wie ja auch die Kraft des Lebens an sich ein solcher ist. Der Umstand, daß der eine Impuls, das Leben, nur gemäß des zweiten, des Gestaltungsprinzipes, wirken kann, weist darauf hin, daß beide Impulse wohl identisch sind und die Verschiedenheit der ihnen beigelegten Namen nur von der Sonderung der Erwägungen herrührt, durch welche wir zu diesen Begriffen gelangt sind.

Auf Grund dieser Auffassungsweise wird es uns nun auch verständlich, warum der menschliche Schönheitsbegriff gerade im Reiche der lebenden Natur jene Bildungen findet, welche seinen eigenen Gesetzen am vollkommensten entsprechen, von ihm also als schön beurteilt werden: dem menschlichen Schönheitsbegriff entspricht der Impuls des künstlerischen Schaffens, welches gemäß bewußter Regeln und Absichten Gebilde erzeugt, und in den Gestaltungsimpulsen, welchen die Lebewesen ihre Bildung verdanken, erkennt er ihm verwandte gesetzmäßige Erscheinungen. Die innere Verwandtschaft zwischen beiden Impulsen, welche beide schöpferischer Natur sind, erklärt nun auch die innige Beziehung zwischen dem menschlichen Schönheitsbegriffe und der Natur. Beide Impulse bedingen ein über das Maß der bloßen Notwendigkeit hinausgehendes Endziel, demnach ein Plus an aufgewendeten Mitteln gegenüber jenen, welche zur Erreichung des reinen Nutzzweckes: der Anpassung an veränderte Bedingungen durch eine neue Existenzform, nötig gewesen wären.

Betrachten wir nach materialistischer Auffassung die Stoffe und ihre Kräfte sowie die Bewegung als seit Ewigkeit gegeben, also als nicht erschaffen, so stehen wir hier vor einem fremden Faktor gegenüber der „natürlichen" materiellen Bildungstätigkeit; erkennen wir sie aber vom idealistischen Standpunkte aus als erschaffen an, so tritt uns hier eine vollständig gesonderte Schöpfungsidee entgegen. Von beiden Gesichtspunkten aus müssen wir zugestehen, daß sich die unendlichen Mannigfaltigkeiten der lebenden Gebilde in keiner Weise als notwendige Folgeerscheinung der innerhalb der anorganischen Stoffwelt geltenden Gesetze denken lassen.

So wie im ethischen Leben sich die Begriffe Schön und Zweckdienlich nicht allzuoft decken, ebenso muß auch sonst im physischen Erscheinungskreise das nur Zweckmäßige nicht zugleich auch schön, das Schöne nicht gerade immer im materiellen Sinne des Wortes nützlich sein. Stellt sich nun die Existenz einer belebten Welt schon an sich als keine absolute, logische Notwendigkeit für das Bestehen des Weltalls dar, wie die anorganische Materie eine solche bildet, so gilt dasselbe von der Schönheit lebender Gebilde hinsichtlich der belebten Welt überhaupt, für deren Bestehen ja der im einfachen Proto-

plasmaklümpchen der Amöbe wirkende Lebensimpuls allein genügen würde. So wie das ethisch Schöne im menschlichen Leben dem materialistisch veranlagten gemütlosen Praktiker nur eine zweckwidrige Verirrung des Verstandes zu sein scheint, für den warmherzigen Idealisten hingegen den Hinweis auf den Gottesfunken im Menschen darstellt, — so kann auch der materialistische Philosoph in der Schönheit von Naturgebilden[1]), soferne er in ihr nicht zugleich Zweckdienlichkeit finden kann, nur eine Abirrung erblicken, der Idealist aber wird in ihr die Hand Gottes, des gigantischen, welterfüllenden Künstlers, erkennen.

Nachdem wir uns mit den für die klare Beurteilung aller Beziehungen so unerläßlichen allgemeinen Betrachtungen befaßt haben, mögen einige konkrete Beispiele aus dem unerschöpflichen Stoffe folgen.

Zuerst möchte ich drei Tagfalterarten anführen, die jedermann kennt, so daß eine Beschreibung überflüssig erscheint: den Admiral (Vanessa Atalanta), das Tagpfauenauge (V. Jo) und den kleinen Fuchs (V. Urticae). Auch ihre stacheligen Raupen sind ja wohl allbekannt. Die Raupen nähren sich sämtlich von der bekannten Brennessel (Urtica dioica) und sind durch ihre sehr verschiedene Färbung leicht zu unterscheiden. Die aus ihnen entstehenden Falter sind zwar nächste Verwandte, aber ihr prächtiges buntes Kleid ist sehr verschieden. Der Admiral mit den leuchtend roten Binden und opalweißen Flecken auf dem prachtvollen samtartigen Blauschwarz, welches den Grundton der Oberseite seiner Flügel bildet, mit der vielfarbigen und doch fein abgestimmten Marmorierung ihrer Unterseite, — das Tagpfauenauge, dessen Vorderflügel oben auf tief braunrotem Grunde je einen großen, aus mattem Goldgelb in Blau übergehenden, schwarz gekernten Augenfleck, dessen Hinterflügel einen ebensolchen von reinem Blau zeigen, während die seidig schwarze Unterseite mit zahlreichen samtschwarzen, daher dunkler erscheinenden feinen Wellenlinien geziert ist — endlich der kleine Fuchs mit der teils weiß, teils schwarz gefleckten, prächtig gelbroten, mit blauen Randflecken gesäumten Oberseite seiner Flügel, deren Unterseite in matten Abstufungen gelblich, bräunlich und schwarz gewellt ist, — jeder dieser drei Falter entzückt das Auge durch wunderbare Schönheit, aber bei jedem wirkt sie durch andere Mittel. Fassen wir nun die materialistisch-praktische Frage ins Auge: welchen Zweck erfüllen diese drei so verschiedenen Gebilde, welche Rolle ist ihnen im

---

[1]) Es möge hier nochmals darauf hingewiesen werden, daß dem Begriffe Schönheit nicht nur Relatives, sondern auch Absolutes zugrunde liegt. Der Eindruck, welcher vor allem zu unserem Schönheitssinne spricht, ist der direkte, makroskopische. Der mikroskopische Eindruck bietet Schönheit anderer Art, so bei einer Blüte die Schönheit der funkelnden Epidermiszellen und die Zartheit des Aufbaues. — Weiterhin, selbst dem bewaffneten Auge und damit unserer Erfahrung unzugänglich, webt die uns unbekannte Erscheinungswelt der in den freischwebenden kleinsten Teilchen, den Molekülen und Atomen wirkenden Gesetzmäßigkeiten, uns noch ferner liegend, noch unzugänglicher, das geheimnisvolle Walten der feineren Medien, des Äthers und weiterhin der für uns nicht einmal hypothetisch faßbaren Urmedien. Was unserem leiblichen oder geistigen Auge sich auch entschleiern möge, — dem Begriffe der gesetzmäßigen Harmonie wird stets der Begriff der Schönheit zugeordnet bleiben, die schöpferische, mit dem Schöpfer fühlende stolze Freude darüber, wie hoch im unendlichen Universum reiches, schaffensfrohes Wollen über das arme, kalte Müssen ragt.

Haushalte der Natur zugewiesen? Die Antwort kann nur auf den Erfolg hinweisen: sie bilden durch die Freßlust ihrer Raupen ein Gegengewicht gegen eine allzu große Ausbreitung ihrer Futterpflanze, der Brennessel. Daß im materialistischen Sinne der Bildung dieses Gegengewichtes keine dahinzielende Absicht zugrunde gelegen sein kann, ist ohneweiters klar. Es bleibt also von materiellen Zwecken nur einer übrig: das Dasein als Selbstzweck, und der Materialist kann nur vermuten, daß eben die Häufigkeit der Nesseln den Zufall ihrer Wahl als Futterpflanze erleichtert hat. Es leben übrigens bei uns noch zwei weitere Arten derselben Gattung an der Brennessel: die kleine, zierlich marmorierte Vanessa Levana (und deren Varietäten in den V. Prorsa und V. Prorrima) sowie die in der Anlage ihrer Zeichnung dem Admiral nahestehende, blaß gefärbte V. Cardui, deren Raupe aber auch an Disteln vorkommt. Die fünf übrigen in unserer Heimat vorkommenden Arten: V. Polychloros, V. Xanthomelas, V. L-album, V. C-album und V. Antiopa leben im Raupenzustande auf sehr verschiedenen Gewächsen. Nach der eine rein automatische Fortbildung der Typen annehmenden modernen Entwicklungstheorie hatten alle diese so verschiedenen Formen von Vanessa (einschließlich der zahlreichen fremdländischen sowie der ausgestorbenen Arten) ihren Ursprung in einer einzigen Stammart und im Sinne dieser Lehre kann angenommen werden, daß diese Stammart einst infolge allzu großer Individuenzahl, bezüglicherweise eines Mangels an der ursprünglichen Futterpflanze, gezwungen war, auf verschiedene andere Gewächse überzugehen. Die in der verschiedenen physiologischen Wirkung der neuen Nährmittel begründeten Einflüsse würden dann die allmähliche morphologische Sonderung der heutigen Arten bewirkt haben.[1])

Das klingt nun alles recht plausibel, verträgt aber wie alle anderen spezifischen Kampftheorien des Materialismus keine strenge Kritik. Es würde den Rahmen dieser Skizze weit überschreiten, hier alle in Betracht kommenden Punkte gründlich zu erörten. Ich muß mich daher auf jene Hinweise beschränken, welche unmittelbar unser Thema betreffen. Wir haben vier (beziehungsweise fünf) Arten von Vanessa, deren Raupen sich von der Nessel ernähren. Sowohl die Raupen als auch die Falter — und diese besonders — sind in hohem Grade verschieden, morphologische Näherungen und Übergänge

---

[1]) Es ist bekannt, daß Änderungen der Ernährung und anderer Lebensbedingungen, also auch des Klimas, morphologische Änderungen im Gefolge haben. Auf den gleichen Voraussetzungen beruht ja auch die Heranzüchtung neuer Tierrassen durch zweckbewußtes Eingreifen des Menschen. Es ist uns aber kein Fall bekannt, daß auf diesem Wege neue Arten entstanden seien. Die Züchtungsprodukte wie auch die analogen natürlichen Vorkommnisse, erweisen sich als Varietäten, deren reine Forterhaltung überdies der natürlichen oder künstlichen Sicherung (durch Hintanhaltung der Kreuzung mit anderen Varietäten oder der Stammart) bedarf. Varietätenbildung vermag zwar auffallende morphologische Änderungen, doch keine dauernden Sonderungen im Sinne des Artbegriffes herbeizuführen, soweit wir in dieser Hinsicht experimentelle Erfahrung besitzen. Nach allem, was wir darüber wissen, kennzeichnet sich der Artcharakter durch das — von den seltenen Bastardierungen abgesehen — völlige Fehlen von Übergängen zu anderen echten Arten; der Artbegriff ist demnach ein Begriff von völlig klarer Fassung und der Arttypus erscheint in ähnlicher Weise bestimmt wie etwa irgendeine Kurve durch ihre analytische Formel.

zwischen ihnen existieren nicht. Zweifellos enthält die Nessel Stoffe, deren besondere Art und deren Mischungsverhältnis nur ihr eigentümlich sind, und dasselbe gilt von den Futterpflanzen der Raupen dreier Arten, welche dem auf der Nessel lebenden kleinen Fuchs (Vanessa Urticae) zunächst stehen, ja voneinander nur bei einiger Kenntnis zu unterscheiden sind: auf Kirschbäumen und Ulmen lebt V. Polychloros, auf Bachweiden V. Xanthomelas und auf Espen V. L-album. Jede der genannten Futterpflanzen übt sicher gemäß ihrer Eigenart einen bestimmenden Einfluß auf die Erscheinung der Falter aus, welche den von ihnen lebenden Raupen entstammen. Wie ist es nun zu erklären, daß von den heute lebenden Arten, welche ja aus einer Stammart, der theoretischen Vanessa primigenia, hervorgegangen sein sollen, die Raupen der einander täuschend ähnlichen V. Urticae, Polychloros, Xanthomelas und L-album von ganz verschiedenen Pflanzen, die Raupen der von einander so grundverschiedenen V. Atalanta, Jo, Levana und Urticae aber von der gleichen Futterpflanze (der Nessel) leben? Es ist doch sofort klar ersichtlich, daß hier eine Umkehrung jenes Verhältnisses vorliegt, wie es logischerweise vorausgesetzt werden müßte; im Falle einer automatischen Entwicklung aus der Stammart V. primigenia müßten ja die ähnlichsten Formen auf der gleichen Futterpflanze vorkommen, nicht die unähnlichsten.[1])

Die Erklärungsschwierigkeiten, welchen wir hier begegnen, liegen meines Erachtens wohl vor allem an der anerzogenen Hartnäckigkeit, mit welcher man die phylogenetischen Methoden und Untersuchungen durchaus in die eng begrenzte Wirkungssphäre der grobmateriellen chemisch-physikalischen Existenzbedingungen hineinzuzwängen strebt, und in ebenso anerzogener kritikloser Angst vor den seitens des Materialismus mit dem Interdikte belegten Begriffen „übernatürlich" und „mystisch", die man beständig mit „immateriell" und „übersinnlich" verwechselt. Ein anderes ist die Erforschung des sinnlich Wahrnehmbaren und das physiologische Experiment, ein anderes wieder ist das mehr philosophische Suchen nach Wahrheit und die dahinzielenden Versuche hypothetischer Erklärungen, mit welchen wir den realen (das heißt für unsere sinnliche Erfahrung realen) Boden verlassen und damit eine Grenze überschreiten, die scharf genug gezogen ist und dennoch gerade von denjenigen so gerne übersehen wird, welche alles jenseits Mögliche verneinen, — den Materialisten in ihren kosmogonischen Theorien. Wir haben es in der Welt der Lebewesen und der ihrer Entwicklung zugrunde liegenden Gestaltungsprinzipien und biologischen Gesetze (trotz aller „lebenden, flüssigen Kristalle") sicherlich mit etwas wesentlich durchaus anderem zu tun, als mit jenen Tatsachen, wie sie aus der Stoffwelt und ihren gesetzmäßigen Wirkungen hervorgehen können. Es ist also durchaus sinngemäß, hier eine immaterielle (nicht „übernatürliche") Wirkungssphäre der materiellen überzuordnen und uns ihre Wechselwirkung allenfalls ähnlich vorzustellen wie innerhalb der Materie Kraft und Stoff in ihren Wechselbeziehungen. Angesichts zahlloser natürlicher Tatsachen ist es gewiß logischer

[1]) In bezug auf gewisse anatomische Merkmale und das Flügelgeäder entsprechen die inneren Verwandtschaften nicht immer äußeren Ähnlichkeiten, wie zum Beispiel hier der fast identischen Zeichnung und Färbung der Flügel; das ändert aber an der angeführten Argumentierung gerade hier nichts.

und ungezwungener, als Ursache der typischen Verschiedenheiten lebender Gebilde ein Naturreich von Impulsen oder Schöpfungsideen anzunehmen, ein Universum immaterieller Wirklichkeiten, welches vom materiellen Universum in der Zeit durchmessen wird. Dabei äußert sich der jeweilige Kontaktzustand beider Universa als Phase, die Einflußmöglichkeit des einen auf das andere, der jeweilige Ausdruck der Wechselwirkungen als universelle Summe der in materielle Erscheinung tretenden Existenzen und das Ewig-Seiende, da der materielle Existenzraum nur jeweils Raum für eine einzige der unendlich vielen möglichen Phasen bietet, trennt sich für unsere, den materiellen Gesetzen unterworfene, sinnliche Vorstellungsfähigkeit in ein Nacheinander. Dieser Erklärungsversuch, welcher gewiß keine strikte Behauptung sein soll, erscheint auf den ersten Blick recht mystisch; man möge nur vermeiden, die räumliche Logik unseres Erfahrungsraumes auf Folgerungen auszudehnen, welche notwendig über denselben hinausgehen, und solcherart zu versuchen, die natürlichen Vorstellungsstufen zu verwechseln; es genügt, sich an den reinen Begriff der Existenz zu halten, ohne ihn der Raumvorstellung im Sinne der Erfahrung zu unterwerfen, und es wird von Mystizismus nichts übrig bleiben. Sollen denn wir Menschen nicht anders als vom materialistischen Standpunkte aus denken und Schlüsse ziehen dürfen und ist diese persönliche Anschauung einzelner so sakrosankt, daß man nur mit Bangen vor der Kritik es wagen darf, eine andere und innerlich sicher harmonischere an deren Stelle zu setzen?

Ich komme nun zu einem zweiten, wichtigen Punkt, welcher unmittelbar das Maß der Ausgestaltung, also vielfach das betrifft, was wir als Schönheit empfinden. Nach den Ansichten der modernen darwinistischen Naturauffassung sind auffallende Farben, Formen und Gerüche sowie sonstige besondere Eigenheiten teils Reizmittel gegenüber dem anderen Geschlechte, teils Schutz- oder Abschreckungsmittel gegenüber den Feinden; dies gilt von den Tieren. Bei den Pflanzen wieder spielen Anlockungseffekte für die Insekten, welche die Befruchtung vermitteln, sowie abstoßende Eigenschaften gegenüber tierischen Feinden eine große Rolle. Dieses Gebiet ist zwar höchst interessant, aber so ungeheuer groß, daß ich nur wenige auffallende Tatsachen herausheben und vor allem an ihnen zeigen will, daß auch hier, ungeachtet der manchmal augenscheinlichen Zweckmäßigkeit der Beziehungen, ein absolutes Mehr an aufgewendeten Mitteln vorliegt, als die einfache Erreichung des Zweckes auf bloß materiellem Wege notwendig erscheinen läßt.

Betrachten wir zuerst die Reizmittel für das andere Geschlecht: Farbe und Form, mit welchen gewöhnlich die Männchen ausgestattet sind. Farbe und Formausgestaltung sind hier oft nebensächlich, in den weitaus meisten Fällen aber augenscheinlich überflüssig, so zum Beispiel bei den Schmetterlingen, welche eigentümliche Duftvorrichtungen und entsprechende Witterungsorgane besitzen, durch welche das gegenseitige Finden der Geschlechter ermöglicht wird, Organe, deren Wirksamkeit sich oft auf unglaubliche Entfernungen erstreckt, wie man sich durch direkte Versuche überzeugen kann. Anderseits erscheint ein Schmetterlingsweibchen nicht weniger begehrt, ein Männchen nicht minder willig angenommen, wenn man die schöne Zeichnung ihrer Flügel vorher verwischt hat. Auch die Männchen von Vogelarten

erringen und behaupten nur durch ihren Mut und ihre Stärke das Recht an die Weibchen, nicht aber durch die Pracht ihres Gefieders, denn gerade die rüstigsten Kämpen sehen nach den ihrem Siege vorausgegangenen Balgereien mit ihren Mitbewerbern nichts weniger als schön aus. Der Gedanke, daß sich die Tiere im Geschlechtsleben von ästhetischen, also außerhalb der geraden Linie zum Ziel liegenden Motiven leiten lassen, ist überhaupt zurückzuweisen und läßt sich durch keine tatsächliche Beobachtung bestätigen; wo etwas, das uns schön erscheint, faktisch in dieser Richtung von Belang sein sollte, ist sicher nicht die ästhetische, sondern irgend eine praktische Seite das wirksame Moment. Die Tatsache, daß die Männchen vieler Tierarten teils im allgemeinen, teils wenigstens zur Paarungszeit an Schönheit der Farbe und Eigenart der Form die Weibchen übertreffen, dürfte weit einfacher und natürlicher zu erklären sein, und zwar durch die geschlechtliche Differenzierung des Artprotoplasmas. Das aktive Aufsuchen und Begehren der Männchen gegenüber dem passiven Aufgesucht- und Begehrtwerden der Weibchen bedingt einen tiefgreifenden Unterschied, und es ist sehr naheliegend, daß der deutliche aktive Charakter der Männchen auch in morphologischer Hinsicht zum Ausdruck gelangt und so teils überhaupt die männliche Gestaltung beeinflußt, teils in der Periode höchster Aktivität diese Gestaltung zum höchsten Ausdrucke steigert („Hochzeitskleid der Männchen").

Auffallende Färbungen und Gestaltungen der Männchen sind übrigens durchaus nicht die Regel. Bei den Wirbeltieren treten nur in der Klasse der Vögel derartige Erscheinungen häufiger auf, bei den Wirbellosen aus der Klasse der Insekten trifft dies fast nur in den Ordnungen der Käfer und Schmetterlinge zu (bei den ersteren auffallende Formen, bei den letzteren schöne Färbungen vieler Männchen); überdies erscheint bei allen drei angeführten Ordnungen dieser Vorzug der Männchen hauptsächlich nur auf einige Gruppen oder selbst Gattungen beschränkt (bei unseren heimischen Faltern zum Beispiel nur auf Arten der Gattungen Anthocharis, ein paar Colias, Thecla, Polyommatus, Lycaena, Apatura, eventuell noch — wenig auffällig — Limenitis). In der übrigen Tierwelt tritt diese Erscheinung nur vereinzelt auf. Die maskulinen Schmuckbildungen auffallender Art kommen also nur bei einem kleinen Teile sämtlicher Tierarten vor — durchschnittlich etwa bei einem Tausendstel —, und wenn man bedenkt, daß die solcher Bildungen entbehrende, weitaus überwiegende Mehrzahl aller Tiere durch diesen Mangel durchaus nicht an ihrer reichlichen Fortpflanzung behindert wird, so kann man unbedenklich das Bestehen solcher Schmuckformen als ein über die unbedingte Notwendigkeit hinausgehendes Plus an aufgewendeten Mitteln bezeichnen, welches ohne Zwang der Verwirklichung der schöpferischen Impulse im Sinne zweckmäßiger und mannigfaltiger Schönheit dient.

Was nun die Ausgestaltung von Farbe und Form zu jenem Zwecke betrifft, den Tieren Schutz vor Feinden zu bieten oder als Abschreckungsmittel gegen solche zu dienen, so erscheinen beide Ziele durch verschiedene Mittel erreicht. Der Schutz kann schon durch bloße Anpassung der Färbung und Zeichnung an die normale Umgebung angestrebt erscheinen (bei vielen Wüstentieren, bei meist auf Baumrinde sitzenden Insekten rc.); ferner durch

Anpassung von Farbe und Form an häufige Objekte der Umgebung (zum Beispiel bei vielen Insekten, welche Blätter, dürre Zweige und ähnliches nachahmen). Manchen Tieren wird also durch ihre besondere Ausgestaltung insoferne ein gewisser Schutz gewährleistet, daß sie in ihrer gewöhnlichen Umgebung vermöge ihrer Übereinstimmung mit derselben nicht leicht bemerkt werden können. Der zweite Zweck, die Abschreckung, wird teils durch Ähnlichkeit mit giftigen oder ungenießbaren Dingen, teils durch stachelige oder waffenartige Bildungen und ähnliche Schreckmittel erzeugt, oft auch durch drohende Kampfstellungen, welche die Tiere einnehmen, sobald sie gestört werden. Vielfach, aber durchaus nicht immer, sind solche morphologische Arteigenschaften ergänzt durch die entsprechenden biologischen eines gewissen Bewußtseins derselben, so daß in solchen Fällen an der Tendenz der betreffenden Gestaltungsprinzipien kaum gezweifelt werden kann. Aber die Anzahl der solcherart durch Farbe und Gestalt geschützten Tierarten ist verschwindend klein gegenüber der ungeheuren Zahl jener, welche jedes derartigen Schutzes entbehren, ja vielfach geradezu auffallend gestaltet oder gefärbt sind. Ein allgemeines Bildungsgesetz (Anpassung von Form und Farbe) läßt sich aus diesen Ausnahmen also durchaus nicht konstruieren und wir gelangen auch hier wieder zur Annahme, daß eben ein Mehr an aufgewendeten Mitteln im Dienste der Gestaltungsimpulse vorliegt.

Auch von den oft wunderbaren Einrichtungen, welche den Pflanzen behufs Sicherung ihres Daseins und ihrer Arterhaltung gegeben sind, gilt das gleiche. Hinsichtlich der zahllosen verschiedenen Mittel, welche die Befruchtung befördern oder überhaupt erst ermöglichen, möge uns die heimatliche Flur ein Beispiel bieten. Hier am Waldsaume stehen die duftenden weißen Blütenähren der Platanthera bifolia, einer Orchidee, und die hereinbrechende Dämmerung läßt sie wie mondbestrahlt sich von dem dunklen Laubwerk abheben. Ein Abendfalter, der Fichtenschwärmer, schwirrt heran und taucht, wie ein Schatten infolge der raschen Flügelbewegung vor einer Blüte stehend, seinen Saugrüssel in den honigreichen langen Sporn derselben. Dabei ist er aber einem kleinen Vorsprung am Blüteneingang (dem Rostellum) zu nahe gekommen, welcher gegen Berührung sehr empfindlich ist. Hinter diesem ruhten bisher, durch einen nach oben auseinander gespannten, wie eine Feder wirkenden, längsseitig geschlitzten Zilinder mit einem klebrigen Körper verbunden, die beiden noch unreifen Staubgefäße. Sobald der Kopf des Schwärmers aber das Rostellum berührt hat, schnellen sie mit großer Schnelligkeit und bewundernswerter Treffsicherheit heraus, und im Nu sitzt der klebrige Körper mit dem nun gerollten Zilinder und oben daran den beiden Staubgefäßen genau zwischen seinen Fühlern. Ob dieses plötzliche Ereignis den Falter erschreckt oder ärgert, weiß ich nicht; jedenfalls ist es sicher, daß die Staubgefäße, nun der Luft ausgesetzt, rasch befruchtungsfähig werden und von ihrem unfreiwilligen Träger beim Besuch der nächsten Platantherablüte ihrem Zwecke, durch Abstreifen der Pollen an der Narbe derselben, zugeführt werden. Am Abhange der nächsten sandigen Böschung entfaltet die nachtblühende Oenothera biennis ihre großen, goldgelben Blumen. Auch diese besucht unser Schwärmer gerne, hat aber dabei gleichfalls eine biologische Hinterlist zu gewärtigen, wenn auch keine so arge wie bei

der Platanthera. Offenkundig erwarten hier die freistehenden Staubgefäße den Ankömmling, welcher den süßen Nektar aus dem tiefen, röhrenförmigen Schlund der Blüte holen will. Aber auch dieser süße Raub zieht eine unfreiwillige Gegenleistung des Falters nach sich. Bei den geöffneten Staubfächern der Oenothera guckt je ein winziges Tröpfchen eines leimartig zähen Stoffes harmlos heraus. Hat der Schwärmer ein solches Tröpfchen berührt und verläßt er nun die Blüte, so zieht er ein Netzwerk feiner Leimfäden aus den Antheren und an jedem solchen Faden hängen die dreikantigen Pollenkörnchen der Oenothera. Von der Oenothera — wir wollen hoffen, nach erfülltem Auftrag — wendet sich wohl der graue Geselle zur duftenden Winde, welche noch hie und da einen halbgeöffneten Becher für den späten Gast bereit hält, doch ohne jeden hinterhältigen Egoismus, denn sie bedarf seiner nicht, — ihre Blüten sind autogam, ihre Befruchtung erfolgt auch ohne fremde Vermittlung. — Die Platanthera ist hinsichtlich der Befruchtung unbedingt auf fremde Beihilfe angewiesen, und zwar fast ausschließlich auf den Fichtenschwärmer. Die Oenothera empfängt alle möglichen Gäste, welche ihr den gleichen Gefallen erweisen, bedarf aber ihrer nicht so unbedingt, und die Winde endlich behilft sich in diesem Punkte ganz allein. Daneben gibt es viele Pflanzen (wie zum Beispiel die Erdbeere), für welche die Erzeugung von Samen nur hinsichtlich der Besiedelung entfernter Plätze von Belang ist (wohin sie meist durch Vögel verschleppt werden), da sich diese Pflanzen sonst durch Ableger vermehren, und endlich solche, welche auch ohne Blüten und Früchte bestehen könnten, da die letzterwähnte Vermehrungs- oder Ausbreitungsweise fast allein in Betracht kommt.

Was endlich die Schutzmittel der Pflanzen gegen Feinde anbelangt, so wäre hievon zwar viel Interessantes zu berichten, aber nichts, was uns andere Folgerungen nahelegen könnte. Es gibt Arten, welche in geradezu raffinierter Weise geschützt erscheinen, aber die übergroße Mehrzahl aller Pflanzen gedeiht üppig auch ohne jeglichen Schutz.

Neben der mit prächtigen Blumen geschmückten Purpurwinde (Ipomoea) schlingt sich die Zaunrübe (Bryonia) mit ihren kleinen, mißfärbigen Blüten empor, beide in gleicher Üppigkeit; der kunstvolle Mechanismus der Platantherablüte verleiht ihrer Trägerin keinen Vorteil gegenüber anderen Pflanzen mit einfach gebildeten Blüten. Wir sehen neben einer furchtbar bewehrten Distel den weichblätterigen Wiesenbocksbart in gleichem Gedeihen grünen, und schließlich schützen die Nessel ihre vergifteten Waffen nicht vor dem Schicksal, eine Lieblingsspeise des Esels und zahlreicher Raupen zu sein.

Welche Gebilde der lebenden Natur immer wir auch betrachten mögen, — bescheidenste Gestaltungen, die nur des lieben Lebens wegen da zu sein scheinen, dann wieder solche von hoher Schönheit oder kunstvoller Zweckmäßigkeit der Bildung, — überall erkennen wir als Grundzug die Absicht der Mannigfaltigkeit sowohl der Gebilde als auch ihrer Beziehungen zu einander. Nirgends aber tritt uns ein Grundgesetz der absoluten Notwendigkeit entgegen, gemäß dessen doch nur der nackte, nüchterne Ausdruck der direktesten Erfüllung eines materiellen Zweckes berechtigt wäre, denn überall sehen wir diese Grenzlinie einer automatischen Entwicklung überschritten, und das in einem Grade, welcher der theoretischen Annahme einer zufälligen,

bloß aberrativen Überschreitung die Kraft eines Beweises verleiht, wie gründlich sich der Materialismus damit selbst widerspricht.

Freilich urteilen wir Menschen in einem uns selbst unbewußten Grade subjektiv und der logische Maßstab, welchen wir an die Erscheinungen legen, ist mindestens zum Teil ein Produkt ihres Einflusses. Wir sind hier in der Lage eines Mathematikers, welcher eine umfangreiche und sehr verwickelte Resultatformel von einem anderen übernommen hat und nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit dieselbe weiter entwickelt; er macht über die von ihm erzielten weiteren Resultate die Probe und sagt sich mit Stolz, daß er absolut richtig gerechnet habe, — — aber die Komponenten des Resultates, von welchem an er zu rechnen begonnen hatte, sind ihm unbekannt.

Möge nun auch unsere Logik subjektiv sein, mögen sich auch ihre Voraussetzungen unserem Urteile entziehen, jedenfalls ist sie unser einzig möglicher natürlicher Standpunkt und auf sie Verzicht leisten, hieße auf die Kritik des Denkens überhaupt verzichten; dasselbe gilt von unserem Schönheitsbegriffe, von unseren ethischen und religiösen Vorstellungen. Alle diese Faktoren unseres geistigen Lebens sind untrennbare Bestandteile der allgemein menschlichen Individualität. Betrachten wir aber die offenbare Gesetzmäßigkeit im Weltall, so muß uns die Überzeugung trösten, daß unsere geistige Eigenart keine zufällige Aberration sein kann. So wird denn wohl auch unsere Logik (das heißt nicht das hypothetische Urteil, sondern dessen normale Grundlage) mit den Weltgesetzen nicht in unlösbarer Disharmonie stehen und auch unser Schönheitsbegriff sowie unser übriger geistiger Besitz an allgemein menschlichen Begriffen können keine subjektiven Verirrungen sein, so vielfach auch das Relative in ihnen zum Ausdrucke kommen mag. Es gibt auch relative Wahrheit, — wenn wir bloß eine konkrete Beziehung kennen, so muß diese nicht falsch erkannt sein, weil uns die allgemeine, alles umfassende Formel nicht zugänglich ist.

Betrachten wir also eine prächtige Blüte, einen herrlichen Falter nicht mit dem bitteren Beigeschmack, daß ihre Schönheit ja nichts Wirkliches sei, daß unser Urteil, sofern es sich nicht ausschließlich auf die Zweckmäßigkeit bezieht, nur ein vager Ausdruck für den empfangenen sinnlichen Anreiz sei und dieser nur die Folge uns unbewußter Wechselwirkungen zwischen uns und dem Objekte. Lassen wir uns die dankbare Freude am Schönen nicht vergällen oder gar rauben durch die Theorien, welche der Materialismus als Waffen in seinem Kampfe gegen den allwaltenden Gottesbegriff gebraucht! Diese Theorien sind nur so lange scharfe und wirksame Waffen, als sich niemand die Zeit und die Mühe nimmt, den Kern voll Widersinnigkeit trotz seiner blendenden Hülle äußerer Logik zu erkennen. Als Beispiel führe ich einen Satz an, mit welchem viele Lehrbücher der Physik in ähnlicher Form und gleichem Sinne die ihnen gezogene Grenze des Tatsächlichen überschreiten: „Die Farbe ist nichts Wesentliches; sie haftet nicht an den Körpern, sondern sie tritt nur vermöge der Eigenschaft derselben in Erscheinung, gewisse Arten des Lichtes einzusaugen, andere zu reflektieren.“ Dieser Satz scheint dem oberflächlichen Beurteiler absolut berechtigt zu sein, und betritt er einmal die Dunkelkammer eines Photographen, so ist er vollends überzeugt, denn alle Farbentöne von Rot bis Gelb erscheinen hier unter dem Einflusse des roten

Lichtes weißlich, diejenigen von Hellgrünn bis Blau aber grau bis schwarz. Und doch liegt hier nur eine staunenswerte Seichtigkeit in der Fassung eines so wichtigen Erkenntnissatzes vor. Das weiße Licht ist das Ganze, das farbige Licht nur eine kleinere oder größere Gruppe von Wirkungsarten aus diesem Ganzen. Erscheint mir eine rote Substanz im weißen Lichte rot, im roten weißlich und im grünen grauschwarz, so sind alle diese verschiedenen Erscheinungen nur die Bestätigung der Tatsache, daß der Körper wirklich rot ist. Wäre er nicht das, was wir rot nennen, so würden gewiß die Wirkungen andere sein. Die rote Farbe wie jede andere ist also eine Eigenschaft des Körpers und haftet an ihm. Die Farben sind Eigenschaften der Dinge, welche wir mittels des Gesichtssinnes erkennen. Wäre uns kein Mittel gegeben, die Form anders als ebenfalls nur vermöge dieses Sinnes zu erkennen, so könnten die Physiker mit gleichem Rechte den Satz aufstellen: „Die Form ist nichts Wesentliches; sie erscheint uns nur gemäß dem Bilde, welches sie unter dem Einflusse des Lichtes in unserem Auge hervorruft, und hört auf zu existieren, sobald das Licht verschwindet.“ Diesen Satz würde wohl jeder als Unsinn bezeichnen und doch ist er nicht unsinniger als jener.

Wir Menschen haben innerhalb der Natur eine doppelte Stellung. Als Geschöpfe stehen wir mitten im Heere der anderen Geschöpfe. Gegenüber den Gestaltungsprinzipien, den schöpferischen Impulsen, welche diesen zugrunde liegen, dürfen wir uns vermöge unseres Schönheitsbegriffes und seines Ausflusses, der Kunstübung, als Ebenbilder Gottes fühlen: hier wissen wir in uns, als Schöpfer im Kleinen, einen Abglanz des allmächtigen Weltenschöpfers und unsere Erhabenheit über seine anderen, ohne jenseits der absoluten Notwendigkeit gewollte Ziele wirkenden Gebilde.

Glücklicherweise ist jene Epoche ihrem Ende nahe, in welcher es als der höchste menschliche Triumph galt, alles das zu leugnen und aufs tiefste herabzuwürdigen, durch das wir erst den Ehrentitel „Menschen“ verdienen. „Ein jedes Recht bedingt auch Pflichten, und wer jenes nicht anerkennt, braucht diese nicht zu erfüllen,“ — das dürfte beiläufig die innerste Richtschnur für jene Apostel der „Menschlichkeit“ im Sinne der von ihnen gemeinten „Aufklärung“ gewesen sein. Wie jeder Exzeß in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, so endet auch dieser an Überspannung der Kräfte und schließt mit einem pathologischen Zustande, welcher seine Parallele in dem „Katzenjammer“ der Unmäßigen findet; in der modernen „Kunst“ fällt ja leider so vieles unter diesen Begriff und leider auch in der Philosophie.

Wir aber wollen lieber unseres hohen menschlichen Rechtes eingedenk bleiben, indem wir uns freudig und ohne uns mit Zweifeln zu quälen, dem Genusse der Schönheit hingeben, welche diese Welt uns darbietet, und dabei unserer hohen menschlichen Pflicht nicht vergessen: erfreuen wir uns ihrer mit Dankbarkeit im Herzen gegen die weise Allmacht, welche sie und uns geschaffen hat. Auch jene Menschen, welche infolge einer widrigen Verkettung materieller Bedingungen der äußeren Fähigkeit des Sehens ermangeln, sind deshalb vom Genusse des Schönen im Sinne des Sehens nicht ausgeschlossen. Der schaffende Impuls in uns ist so mächtig, daß er es vermag, auch diesen freundlich die äußere Nacht zu erhellen, welche sie zu umgeben scheint: denn die Phantasie

zaubert die am blauen Himmel prangende Sonne vor ihr geistiges Auge und bevölkert die innerlich erschaute Welt mit ihren Traumgebilden.

Es war meine Absicht, zu erweisen, daß das Schöne nicht ein vager, relativer Begriff, sondern eine positive, gewollte Wirklichkeit im Schöpfungsplane sei. In den Naturgebilden offenbart sich diese schöpferische Absicht in der reichen Ausgestaltung derselben über ein bloß materielles Endziel hinaus, in uns Menschen aber durch Schönheitssinn und durch den Antrieb, wie auch die geistige Fähigkeit, demselben entsprechende Gebilde zu schaffen. Der Materialist sieht sich gezwungen, eine Stütze seines Systems: die absolute materielle Zweckerfüllung, in Millionen von Erscheinungen durch den gegensätzlichen Begriff der Abirrung zu ergänzen, — für ihn müssen die höchsten Ausdrucksformen des spezifisch Menschlichen wie der Naturentwicklung nur Folgeerscheinungen zweckloser Überentwicklung und Fehlevolutionen sein. Solange es aber auf dieser Erde Menschen geben wird, so lange wird ihnen auch unter normalen Umständen die prangende Rose schön erscheinen, ohne Rücksicht darauf, ob sie ihnen materiell auch Nutzen bringt, so lange werden sie den herrlichen blauschillernden Morpho aus Brasilien oder unser heimisches Tagpfauenauge schöner finden als den nützlichen aber unscheinbaren Seidenspinner und einen säulengeschmückten Prunkbau bewundernswerter als das größte, aber nüchterne, schmucklose Zinshaus. Man möge mir nicht den billigen Vorwurf bewußter Apologetik machen. Es ist vielleicht heute noch eine Unvorsichtigkeit und mag als Geschmacklosigkeit oder unwissenschaftlicher Optimismus gedeutet werden, wenn ich das auszusprechen wagte, was in diesen Zeilen niedergelegt erscheint; aber ich wage damit doch nur das zu sagen, was in vielen Tausenden von Herzen drängend lebt und tröstlicherweise auch in den Herzen derjenigen, welche in der anerzogenen Scham des „wissenschaftlichen“ Konventionalismus sich heute noch scheuen, diese innere Stimme zu Worte kommen zu lassen.

Wo der Kampf des Materialismus gegen den Idealismus noch ehrlich geführt wird, wo also die Stärke und Macht des Zweifels eine echte Überzeugung vortäuscht, da ist er wohl als Irrtum zu bedauern, nicht aber als Böswilligkeit zu verurteilen; aber auch da gleicht er einem kindisch-törichten, eigensinnigen Widerstreben gegen das eigene innere Bewußtsein und gegen die Gottesidee und es kann keine Frage sein, wer da der Mächtigere ist: der Sieger in diesem Kampfe selbstquälerischen geistigen Fakirtums gegen jede tröstliche Anschauung, die uns das Leben noch lebenswert machen könnte, der Sieger in diesem Streite mit gigantenspielenden Myrmidonen ist der Gott des ewigen Lebens, der Gott der Liebe und der Schönheit, der Schöpfer jener geheimnisvollen unendlichen Lebenssumme, von der kein Teil verloren gehen kann. Verkennen wir nicht unser hohes Ziel: der Schönheit göttliche Gesetze mögen unser Fühlen und Denken, unser Handeln und Schaffen stets bestimmen und unsere Führer auf dem Wege zur Vollendung sein.

Ramaasan in Sarajevo.

Von **Hugo Piffl.**

Seit Mohammeds Flucht von Mekka nach Medina im Jahre 622 begehen die Anhänger seiner Lehre das Andenken an dieses wichtige historische Ereignis alljährlich durch ein vier Wochen dauerndes Fasten, das jedoch nicht gar so streng ist, wie man glauben würde, ja im Gegenteil, der Moslim lebt eigentlich in Saus und Braus während des ganzen Monates, welcher der Fastenzeit den Namen gab. Der Türke kasteit sich nämlich nur am Tage, was in der Winterszeit ja nicht lange dauert und nur im heißen Sommer quälend ist, wenn sich zum Hunger der Durst gesellt, die Sonne aber gar viele Stunden am Himmel steht.

Die Bekenner des Islam, ob sie nun Chinesen, Neger, Malayen oder Europäer sind, rechnen ihre religiösen Feste nach Mondjahren, die etliche Tage kürzer sind als unser Sonnenjahr, daher ihre Monate binnen 32 Jahren alle Jahreszeiten durchlaufen. Als der Prophet seine Lehre mit Feuer und Schwert verbreitete, da dachte er samt seinen Ratgebern nicht daran, ja sie wußten es wohl gar nicht, daß die Länge der Tage im Norden ganz gewaltig zunimmt und nicht wie am Äquator sich Tag und Nacht brüderlich in die 24 Stunden teilen, in ewiger Gleichmäßigkeit. Bis nun blieb mir jeder türkische Priester die Anwort schuldig auf die Frage, wie denn im hohen Norden oder zum mindesten in St. Petersburg, das ja auch seine Mohamedaner besitzt, gefastet werde.

Schon Monate vor dem Beginn des Fastenmonats, dessen erster Tag heuer auf unseren 6. September fällt (1. Ramaasan 1327 der Hedschra), langen aus Arabien die braunen, oft auch pechschwarzen Söhne dieses Landes gruppenweise an, um sich als Stellvertreter anzubieten für die nach dem Ramaasan zu unternehmende Pilgerfahrt nach Mekka. Es findet wohl jeder von ihnen einen wohlhabenden Musliman[1]) oder auch die fromme Wittib eines solchen, welche sich den ehrenden Titel eines Hadschi [2]) beziehungsweise einer Hadschinitza auf billige Art erwerben wollen, ohne die mühselige Reise nach den heiligen Orten mitmachen zu müssen.

Eine erwartungsvolle Unruhe erfaßt die Türken, wenn der bedeutungsvolle Monat naht. Ohne Rücksicht auf den Kalender darf der Ramaasan

[1]) Seit etwa zehn Jahren nennen sich die bosnischen Islamiten ausschließlich Muslimanen, da ein an der Wiener Universität gebildeter Türke dies als einzig richtige Benennung bezeichnete. Es ist also falsch, „Muselmann“ oder „Muselmänner“ zu schreiben, wie es sehr oft geschieht. Das Stammwort ist „Musli-Iman“.

[2]) Diesen Titel legen sich hier auch Christen bei, welche Jerusalem besucht haben.

erst dann beginnen, wenn durch Zeugen nachgewiesen wird, daß die schmale Sichel des ersten Mondviertels tatsächlich am Himmel bemerkt wurde, was bei Regenwetter den Anfang der Fastenzeit oft um einen vollen Tag verzögert, obwohl sich die Beobachter, meist arme Bettler, gegen geringe Entlohnung auf die höchsten Bergspitzen begeben, um oben in reinerer Luft das Erscheinen Lunas zu erwarten. Sobald der Kadi die Meldung empfangen hat, werden die schon harrenden Kanoniere avisiert und nun krachen sieben Schüsse zum Zeichen, daß allsogleich jeglicher Genuß, selbst das Rauchen, bis zum nächsten Sonnenuntergang aufhören muß. Gleichzeitig rufen die Mujedsine von den Galerien etlicher 80 Minaretts, die während des Ramaasan allabendlich in festlicher Beleuchtung erglänzen, den frommen Glaubensruf der Muslimanen langgedehnt, mit näselnder Stimme und melancholischem Tonfall in mehrfacher Wiederholung: „Allahu ekber, eschhedu enne la illahe illelah Allahu ekber esch hedu enne Mohammeden resulullah haje alelfellah haje allelsallah Allahu ekber la illahe illellah". Zu deutsch: „Gott ist allmächtig, wir glauben, daß es nur einen Gott gibt, Gott ist allmächtig, wir glauben, daß Mohammed sein Gesandter ist. Eilet zum Gebete, eilet zum Gottesdienste. Gott ist allmächtig, es gibt nur einen Gott."

Selbst den Christen ergreift ein andächtiges Sinnen, wenn der seltsame Ruf wie ein vielstimmiger Choral die Luft durchzittert.

Die Muslimanen aber beginnen sofort, sich den strengen Vorschriften ihrer Religion zu fügen; der Fanatiker nimmt beim Ertönen des Rufes sogar den Bissen aus dem Munde, den er gewissenhaft ausspült; die angerauchte Zigarette wird verlöscht, ja nicht einmal der Speichel verschluckt, selbst dem Dufte des Tabakrauches weicht der Frömmler ängstlich aus. Doch gibt es immerhin minder Eifrige und die fortschreitende Zivilisation hat die Zahl der Fastenbrecher noch vermehrt.

Knurrt der Magen gar zu sehr, so trachtet der Wohlhabende durch Schlaf dieser Mahnung zu entgehen, während der Unbemittelte trotzdem ans Verdienen denken muß. In den rindstalgduftenden Garküchen walten die beturbanten Köche unverdrossen ihres Amtes, selbstverständlich ohne sich durch Kosten von der richtigen Würze der Speisen überzeugen zu dürfen; ihre Kunden bestehen nämlich zum großen Teil auch aus Christen, das Geschäft floriert also trotz des Fastens. Auch die Obsthändler und die albanesischen Verkäufer kühlender Limonaden und appetitlichen Fruchteises ertragen bei Ausübung ihres Geschäftes mit stoischer Ruhe brennende Durstqualen. Neben der murmelnden Quelle arbeitet im Schweiße seines Angesichtes der Landmann. Auf der Schulbank sitzt der seit Morgengrauen hungernde Schüler, Soldaten und Eisenbahner versehen ohne leibliche Stärkung ihren schweren Dienst.

Erst wenn die Sonne tief unter den Horizont sinkt, gibt ein Kanonenschuß und der Gebetsruf der Mujedsine die ersehnte Erlaubnis zur Sättigung sowie zu fröhlichem Genusse, denn der Ramaasan ist ja gleichzeitig der Fasching der Moslims. Wenn das Abendrot den westlichen Himmel purpurn färbt, dann umstehen bereits Gruppen ungeduldiger junger Männer die Moschee, ihre Zigaretten in einer, die Zündhölzchen in der anderen Hand. Kaum blitzt es von der Bastion, als auch schon der Glimmstengel zwischen den Zähnen steckt und erst nach einigen tiefen Zügen denkt man an einen

erfrischenden Trunk, dann aber eilt alles in die Moschee, nachdem vorher die vorgeschriebene rituelle Waschung vollzogen wurde. Höchstens zehn Minuten dauert das Gebet, nach dessen Beendigung ein großer Teil der Andächtigen den heimischen Penaten zueilt, wo je nach dem Reichtum des Hausherrn ein mehr oder weniger luxuriöses „Tischleindeckdich“ den Familiengliedern sowie auch den Gästen geboten wird. Die Nacht wird zum Tage. Mit Kind und Kegel wandert man die steilen Stufengäßchen hinan, Besuche zu machen bei Freunden und Verwandten. In den Magen wird gestopft, was Platz hat, um für die Hungerkur des folgenden Tages gerüstet zu sein. Ärzte und Apotheker, aber auch Quacksalber haben während des Ramaasan genug zu tun, namentlich, wenn derselbe in die Obstzeit des Herbstes fällt. Sowohl aus Privatwohnungen als auch aus den Kaffeeschenken schallt monotone orientalische Musik und der kunstlose schwermütige Gesang der Südslawen, denn die Mohammedaner Bosniens sind ausnahmslos dieses Stammes, nur sehr wenige verstehen leidlich das Türkische. Freilich ist ihr wohlklingendes Idiom durch türkische, arabische und selbst persische Ausdrücke entstellt und der Volksdialekt dadurch schon den benachbarten Kroaten schwer verständlich. Ein gröhlendes Geheul sind die langatmigen Heldenlieder, welche von den Guslaren zum Besten gegeben werden, wozu als Begleitung eine einsaitige Fiedel, die Gusla, die man auf die Knie gestützt hält, gestrichen wird.

Im Geschäftsviertel, dessen kleine Verkaufslokale an unsere Marktbuden erinnern, sind wieder die meisten Händler zu finden, doch sie kommen eigentlich nur zu dem Zweck dorthin, um sich gegenseitig in den „Dutschans“, wie sie ihre oft winzigen Gelasse nennen, Besuche abzustatten. Unbesorgt lassen sie dieselben offen, dafür hocken bei irgend einem Osman aga oder Omer beg[1]) ein halbes Dutzend Gesinnungsgenossen um den „Mangal“ (Kohlenbecken) herum, kannegießern oder horchen den blödesten Ammenmärchen zu. Viele bleiben die ganze Nacht wach und die Handwerker arbeiten lustig darauf los, bis dröhnender Kanonendonner sie mahnt, rasch noch eine Stärkung zu sich zu nehmen, denn eine halbe Stunde darauf kracht es zum zweiten Male und mit den Tafelfreuden ist es wieder für viele Stunden vorbei. Neuerdings ertönt der Gebetruf — es geschieht fünfmal am Tage —, denn im Osten graut schon der Morgen. Wer es tun kann, legt sich schlafen, und später als sonst belebt sich die „Tscharschia“, das lärmerfüllte Marktviertel der Orientalen.

Sind die vier Wochen um, so kracht es lustig Tag und Nacht vom Kastell, es wird nämlich nun der fröhliche dreitägige „Kütschüt bajram“ gefeiert, nach dessen Ablauf die Pilgerfahrt zum Heiligen Lande angetreten wird. Wenn auch die bosnischen Wallfahrer, seit Österreich über Bosnien gebietet, stets von einem Arzte begleitet werden, so erliegt doch mancher den Strapazen der weiten Reise und es kehren weniger Pilger heim, als die Reise angetreten haben.

---

[1]) In vielen Büchern fälschlich „Bey“ geschrieben.

Von der schwäbischen Türkei.

Von **Ella Triebnigg.**

Selbst in Ungarn und selbst in Kreisen jener Fachmänner, die sich auf ähnlichen Gebieten der Forschung betätigen, ist es wenig bekannt, daß eine der größten deutschen Sprachinseln im südwestlichen Ungarn die Bezeichnung „die schwäbische Türkei" führt. Diese Benennung, die eher auf eine Provinz eines Balkanstaates schließen ließe, tauchte in der geographischen Literatur zuerst im Jahre 1845 in dem Werk von Michael Haas über das Baranyaer Komitat auf, verschwand aber wieder und ist nur in jener Gegend selbst populär und gebräuchlich geblieben, sonst aber, wie schon vorher erwähnt, fast ganz unbekannt. Und es lohnt wirklich, sich eingehender mit dieser nicht nur in ihrer Benennung, sondern auch in ihrem Wesen ganz originellen Sprachinsel zu befassen. Sie hat keine präzisen geographischen Grenzen, dehnt sich aber über die beiden im südwestlichen Ungarn gelegenen fruchtbarsten Komitate Tolna und Baranya aus, mehr oder weniger von anderssprachigen — vorherrschend ungarischen — Gemeinden zerrissen und dennoch ein einheitliches Gepräge aufweisend. Diese Gegend war von den Türken durch Jahrhunderte besetzt gewesen und das Volk gewöhnte sich, sie die Türkei zu nennen; als dann im 18. Jahrhundert die schwäbischen Kolonisten sich hier niederließen, kam nur der Beiname „die schwäbische" dazu, vermutlich auch aus dem Grunde, weil die anderen Volkselemente, die in dieses Gebiet fielen, die Schwaben ebensowenig verstanden wie die Türken. So erhielt sich die schwäbische Türkei bis heute und weist im Gegensatz zu anderern deutschen Ansiedlungen Ungarns manche ethnographische Eigenart auf, vor allem das zähe Festhalten der Bewohner an ihrer Sprache und ihren Gebräuchen und an ihrem unverfälschten Schwabentum. Diese Schwaben sind trotz der engen Umklammerung durch andere Nationalitäten an Zahl nicht nur n i c h t zurückgegangen, sondern haben ihren Volksstand vielfach vermehrt, während bei ihren Volksgenossen in Oberungarn und Siebenbürgen das Gegenteil der Fall ist. Den Schwaben ist es gelungen, das von ihnen ursprünglich besetzte Terrain bedeutend zu erweitern, und zwar aus dem Grunde, weil der Schwabe überhaupt der idealste Kolonist ist: er ist der beste Patriot in dem Lande, das ihm Heimat wird, und er gibt nie zu nationalen Mißstimmungen oder Störungen Anlaß, während die Sachsen, die als erste deutsche Ansiedler nach Ungarn kamen und das Städtewesen sowie die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und Industrie Ungarns begründeten, sich durch das schroffere Festhalten an ihrer nationalen Gesinnung aufreiben. Der Schwabe hat noch andere Kolonistentugenden: er ist ein vortrefflicher Feldbauer und Viehzüchter, er fügt sich bedingungslos den Gesetzen des Landes, arbeitet still

im Schoße der Familie und sein Fleiß und seine Redlichkeit sind sprichwörtlich. Mit sehr geringen Ausnahmen findet man auch in den schwäbischen Dörfern fast keine Bettler oder Dorfarme und auch nur in den seltensten Fällen Verbrecher. Im „Illenspiegel“ heißt es schon: „Groß listig leut seint die Schwaben und wo die des ersten hinkummen umb narung und die nit finden, da verdirbt ein anderer gar.“ Das heißt: der Schwabe findet auch noch dort sein Fortkommen, wo andere nicht mehr bestehen könnten. Er harrt aber auch nur dort aus, wo er sich durch seine Sparsamkeit und durch eisernen Fleiß eine bessere Position zu erringen hofft. Es liegt im Wesen des Schwaben, daß er stets seinen Vorteil vor Augen hat, das bezeugt auch ein alter württembergischer Spruch, der heißt: „Schwabenland ist ein gut Landt, will aber nimmer haim, mein Vatter isset das Fleisch, gibt mir nur die Bain,“ und Heinrich Heines Spott war daher nicht unrichtig, als er den Schwaben auf die Frage des Königs, was ihn aus seiner Heimat fortgetrieben habe, antworten läßt: „Tagtäglich gab's nur Sauerkraut und Rüben; hätt' meine Mutter Fleisch gekocht, so wär' ich dort geblieben!“ Das trieb den Schwaben stets fort: wenn das Schwabenland seine Kinder nicht gut ernähren konnte, dann wanderten sie in Massen aus und ihre Wanderlust ward allbekannt: „Schwaben ist mit ain weytreissenden Volk besetzt,“ und „Welches Land liefen die Schwaben nicht aus!“ hieß es schon vor mehreren hundert Jahren, denn die Ferne hatte für sie stets einen großen Reiz. Gerechtigkeitshalber aber sei es betont: der Schwabe leidet trotzdem an starkem Heimweh, und wenn ihn der Wandertrieb über Länder (und heute auch schon über das große Wasser) jagt, so ist die Not und der Kinderreichtum daran schuld. So kamen die Schwaben auch nach Ungarn.

Die Türkennot brachte seinerzeit fast den völligen Untergang des Deutschtums in Ungarn, nach der Türkenvertreibung aber erblühte und erstarkte dieses erst recht. Die Befreiungskriege vom Türkenjoche wurden vorwiegend von deutschen Heeresführern mit deutscher Heeresmacht geführt, und kaum beendete Prinz Eugen von Savoyen die große Tat der Vertreibung der Türken aus Ungarn, als auch schon nach dem Abschlusse des Karlowitzer Friedens (1699) mit den friedlichen politischen Verwaltungsreformen und den dringend nötigen Anstalten zur Wiederbevölkerung der teilweise ganz verwüsteten und verödeten Landstriche begonnen wurde. Diese Kolonisierungen geschahen auf Staatskosten, während die früheren Einwanderungen der Deutschen nach Ungarn durch Zufall oder persönlicher Neigung zufolge sich ereigneten. Die Berufung dieser deutschen Kolonisten beruhte also auf gesetzlicher Basis, denn es mangelte hauptsächlich an Handwerkern; vor allem bot Niederungarn das traurigste Bild der Verwahrlosung und hier begann man auch zuerst mit der Kolonisierung. Die siegreichen Feldherren erhielten bedeutende Güter in diesen Gegenden, der große Prinz Eugenius die Herrschaft Bellye (jetzt Besitz des Erzherzogs Friedrich), und diese Feldherren und die damaligen Bischöfe von Fünfkirchen waren es, welche die Schwaben zuerst (1711—1721) auf ihren Gütern ansiedelten. Diesem Muster folgte später (1720—1730) auch Graf Florimund Claudius Mercy, der unter Prinz Eugenius General der Kavallerie war und von ihm dann das Oberkommando über das Temeser Banat, dessen Wohltäter er ward, erhalten hatte; er be-

rief Deutsche, vorwiegend aus Württemberg, Hessen und Rheinpfalz in das Tolnaer und Baranyaer Komitat, wo er große Güter besaß und wo später sein Erbe residierte. Mann nannte alle diese aus Mitteldeutschland stammenden Ansiedler „Schwaben", weil sie ja auch größtenteils solche waren und so entstand die „Schwäbische Türkei". Was diese Kolonisten hier geleistet, wie sie sich ihre jetzige Heimat durch Arbeit errungen haben, das können wir heute nicht mehr ermessen, selbst wenn wir in Betracht ziehen, daß damals diese Gegend von gefährlichen Sümpfen bedeckt und in jeder Weise ausgebeutet war. Der Staat hatte durch frühere Erfahrungen die Überzeugung gewonnen, daß ein wohlgeleitetes deutsches Kolonialwesen sich dem Lande als besonders ersprießlich erweisen werde, und so führten ordentlich bestellte Kolonisierungskommissäre die Einwanderer in die verlassenen Ortschaften ein oder man legte ganz neue für sie an; auch wurden den Deutschen, die in den ersten Zeiten selbstverständlich ihre Bedingungen selbst und nach dem Muster und Vorbilde ihrer deutschen Heimat stellten (wie zum Beispiel die noch heute als ihr Recht bestehende freie Richter- und Pfarrerwahl und das Marktrecht), viele Freiheiten gewährt. Es wurde den neuen Ansiedlern auch eine sechsjährige Steuerfreiheit zugesichert, welche bei Handwerkern sogar bis auf 15 Jahre ausgedehnt und durch Patente in Deutschland und in den Nachbarländern publiziert wurde. Und nicht bloß das Reisegeld samt Verpflegung bis zu ihrer ersten Fechsung gehörte zu der vollständigen Votierung der Kolonisten, sondern es wurden ihnen nebstdem die nötigen Baumaterialen, Anbausamen, Wirtschafts- und Ackergerätschaften unentgeltlich zugeteilt sowie das zum Fundus instructus nötige Zug- und Zuchtvieh. Trotz alledem gehörte ein so tatkräftiger Anführer, wie es Graf Claudius Florimund von Mercy und sein späterer Erbe Graf Anton waren, dazu, selbst ein so tüchtiges Volk wie die Schwaben richtig zu organisieren, und wenn das manchmal etwas gewaltsam geschah, so entschuldigte das Sprich- und Wahrwort: Not kennt kein Gebot. Als schon die „Schwäbische Türkei" aus aufblühenden Gemeinden bestand, aber noch immer Mangel an Professionisten aufwies, ließ Graf Anton Mercy, der im Tolnaer Komitat in Högyész residierte (und dort auch 1767 begraben wurde) prinzipiell alle in Högyész durchreisenden Professionisten durch seine Haiducken stellig machen und sich vorführen und solche, deren Branche in Högyész noch nicht vertreten war, ließ er unter gar keiner Bedingung weiterwandern; er gab ihnen Arbeit und billige Hausgründe und ergänzte so in seiner Residenz alle fehlenden Gewerbebranchen. Er führte auch in anderer Weise strenges Regiment ein und hielt auf Zucht und Ordnung; sein Name lebt noch heute im Volksmunde mit teils phantastischen, teils tatsächlich überlieferten und authentischen Begebenheiten verbunden. Jedenfalls aber legte er den festen Grund der noch heute herrschenden sittlichen Ordnungsgebräuche der schwäbischen Gemeinden und der Schwabe hängt noch so sehr an diesen, als drohte ihm noch immer die feste Faust des einst so gefürchteten Grafen. Der Schwabe ist eben konservativ, was schon Johann Friedrich Gauen in seinen „Reisen eines Ausländers durch Schwaben" ausdrückt: „Die Schwaben sind etwas langsam und bedächtlich." Daher das zähe Festhalten am Althergebrachten: noch heute wird beim Ackerbau die Dreifelderwirtschaft mit Brache und

Hutweide mit wenig Ausnahmen gepflegt. Fast sämtliche Häuser der sich durch blitzblanke Sauberkeit von den ungarischen Dörfern auszeichnenden schwäbischen Gemeinden sind in der Grundidee des fränkischen Baustiles erbaut, das heißt: das Haus steht mit der Giebelseite der Straße zugekehrt, die Stallungen stoßen meist unter demselben Dache daran, der Schuppen ist gegenüber, in der Mitte des Hofes liegt die Dungstätte, die Fenster der Wohnzimmer sind dem Hofe zugekehrt, damit der Bauer den Überblick auf denselben hat, an der Vorderseite des Hauses ist unter den Fenstern der guten Stube ein kleiner Garten, daneben der Eingang in den Hof durch eine kleine Tür und durch ein großes Tor für Wagenfahrt abgeschlossen. Buntbemalte Holzfensterläden schmücken das sauber getünchte Haus und die innere Einrichtung besteht ebenfalls aus buntbemalten Weichholzmöbeln, vorherrschend in blauen Farben gehalten. Die blaue Farbe herrscht auch in der Kleidung der Schwaben vor. Noch heute sieht man bei den alten Bauern die weitfaltigen, blauen Tuchdoppelkrägen als Mantel und die Frauen tragen meist „Färbergewand“, das heißt dunkelblau gefärbte Leinenkleider und ebensolche oder schwarze Kopftücher, was im Gegensatze zu den schreiend buntfrohen Farbenzusammenstellungen in der Kleidung der Ungarinnen fast klösterlich einfach und düster anmutet. Nur die Brusttücher sind bunt geblümt und farbige Schürzenbänder sowie bunte Glasperlen, die als Halsschmuck von den Mädchen getragen werden, beleben die Eintönigkeit der Gewandung einigermaßen. Früher bestand das Linnenzeug meist aus Hausgewebe, aber obzwar noch heute viel Hanf und Schafwolle gesponnen wird, drängen doch leider die billigeren und schlechteren Marktwaren diese Hausindustrie stark zurück und das beeinträchtigt auch die Kleidung, die schon vielfach nicht ganz nach altem Gebrauch ist, sondern sich von den städtischen Moden beeinflussen läßt. Auch die langen, bis an den Nacken reichenden, glattgescheitelten Haare der Männer, das Abzeichen der Freigeborenen, kommen nach und nach ganz ab und die früher so verpönten und verschimpften Schnurrbärte sind im Gegensatz zu der alten Schwabenmode des Rasierens stark im Zunehmen begriffen, besonders bei der Jugend, was zu verwundern ist. Denn noch vor kaum einem Jahrzehnt weigerten sich die schwäbischen Mädchen entschieden, ihrem vom Militärdienst mit einem „Schnauzbart“ heimkehrenden Schatz ein „Schmätzchä“ zu geben und es geschah sogar, daß manche erbitterte Schöne, um Recht zu behalten und doch auch zu ihrem Recht zu gelangen, in der Nacht heimlicherweise, die Delilarolle variierend, ihrem Burschen den Bart abschnitt, während das heute nicht mehr zu befürchten ist. Dagegen herrscht die Sitte der freien Haartracht, das heißt des bloßen Kopfes, bei den Jungfrauen fort und nur gerade zur Feldarbeit gehen die Mädchen mit gesteiften Kopftüchern als Schutz gegen Sonnenbrand. Auch gelten die schon im Mittelalter viel besungenen breiten Hüften der Schwäbinnen noch heute als Schönheit und werden oft künstlich durch Pölster und eine mächtige Anzahl brettsteifer, rauschender Röcke hergestellt.

Im großen und ganzen ist aber gerade die Tracht wie überall in anderen Provinzen so auch hier in ihrer Ursprünglichkeit noch am meisten beeinflußt worden und am wenigsten rein geblieben, so daß man heute nach der Gewandung nicht unbedingt sicher gehen kann, das Ursprungsland dieser

Schwaben zu erkennen. Dazu verhelfen einem viel leichter die Sitten, ganz besonders aber die Sprache und die Aussprache sowie überlieferte Lieder und Gedichte, die oft etwas verstümmelt, aber doch noch gut erkenntlich unter dem Volke fortleben. Von den charakteristischen Sitten wären zu erwähnen: die doppelte Kirchweihfeier, d. h. der Schwabe feiert in den Gemeinden zuerst den Kirchenpatron an dessen Namenstag, hat aber überdies seinen „Freßkirtag“ am Martinitag, der mit keiner kirchlichen Sonderfeier verbunden, sondern nur den Magengenüssen geweiht ist und den Beweis erbringt, daß die historisch anerkannte Gefräßigkeit des Schwaben — die schon im Volksmärchen „Vom Schwaben, der das Leberle gefressen hat,“ besungen wurde und in der Benennung „Das hungrig Schwabenland“ sowie im Sprichwort: „Ein Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen“, ihren Ausdruck findet, — auch heute noch kein ungerechter Vorwurf ist. Der „Freßkirtag“ dauert drei Tage und erfordert ziemliche materielle Opfer. Ebenso die Hochzeiten, die oft, wenn einige Kinder zu verheiraten sind, — was der Wohlfeilheit und des größeren Glanzes wegen meist so eingerichtet wird, daß zumindest zwei an demselben Tage Hochzeit halten, — den Ruin manches kleinen Bauern zur Folge haben. Die Leibgerichte der Schwaben sind noch immer: Strudla, Kräple, Spätzle, Kniefleck (Fladen) und Sauerkraut mit Kwetscha (gedörrte Zwetschken). Letzteres darf bei Hochzeit und Leichenschmaus nie fehlen. Eine andere noch aus dem Mittelalter stammende Sitte ist das Verspotten des „Pfingstlümmels“ oder der „Pfingstnocken“, das heißt jenes Burschen oder jenes Mädchens, die am Pfingstmontag am längsten geschlafen. Die Bauernhochzeiten haben im allgemeinen den gewöhnlichen deutschen Charakter, rein schwäbisch ist der Brauttanz, wie ihn schon Hauff in seinem „Lichtenstein“ ähnlich beschreibt; jeder Gast muß sich die Braut zu einem Tanz durch ein Geschenk oder durch eine Geldmünze erkaufen. Die Brautbitter oder Gratulanten haben verschiedene Sprüche und Gedichte herzusagen, die aber nicht gerade als überliefert nachweisbar sind und die ich deshalb nicht zitieren will. Von Bedeutung aber ist eine Ballade, die ich in Tevel (Tolnaer Komitat) fand und die eine deutliche Spur gibt, daß diese hier hausenden Deutschen aus Oberschwaben stammen. Diese Ballade ist unverkennbar die Verstümmelung und Verkürzung des sogenannten Ulingerliedes (mündlich von Birlinger überliefert), in Uhlands Volksliedern als Augsburger Druck verzeichnet. Es existiert wohl noch ein Bruchstück davon, das aus der Gegend von Birkersch und Kilmmach stammt, aber der Teveler Ballade ganz unähnlich ist, die Abkunft dieser kann man nur und ganz sicher vom Original-Ulingerlied herleiten, was ich durch die folgende Probe erhellen will, indem ich beide Lieder, das heißt das Original und die Verstümmelung, zitiere.

Das sogenannte Ulingerlied.

Es reit' ein Reiter durch das Ried,
Er schwingt sich aus und singt ein Lied.
Ein Liedlein will er singen
Mit zwei- und dreierlei Stimmen,
Das drüben im Walde tut klingen.

Eine Jungfrau, die im Zimmer stund,
Loset, wie er singen tut;
Ei könnt' ich doch singen wie der Mann,
Ich würd' ihm versprechen mein Lob und Ehr.

Ei Jungfrau, komm' hie nur zu mir,
Ich will sie lernen, was ich kann:
Ich will sie lernen singen ein Lied
Mit zwei- und dreierlei Stimmen,
Das drüben im Walde tut klingen.

Er nahm sie bei dem Gürtelschloß
Und schwingt sie hinten auf sein Roß.
Jetzt wollen wir ein wenig weiter vorwärts fahren,
Bis zu einem kühlen Waldbrunnen,
Der ist mit Blut überronnen.

Da reitet (reiten) sie aus
Durch einen Haselnußstrauch;
Darinnen saß eine Turteltaub.
Die Turteltaub tut sie faskienen (?)
Braun's Madel mag wilde verführen.

Sei still, du lügst in deinen Kragen!
Wir wollen ein wenig weiter vorwärts fahren!
Bis zu einem kühlen Waldbrunnen,
Der ist mit Blut ganz überronnen.

Da spreit seinen Mantel auf grünen Gras
Und setzt sie nieder; kleine baß:
Tu mir ein wenig lausen,
Tu mir mein schwarzgelbes Har verzausen!

Der Reiter schaut auch aus und um,
Schaut aus unter Schätzlis Aug:
Schätzle, warum weinst du?
Weinest du um des Vaters Gut,
Oder um den stolzen Mut?

Oder um den Nägel Kranz?
Der ist verbrochen, wird nimmer ganz.
Ich weine nicht um des Vaters Gut
Oder um den stolzen Mut:

Ich weine nur ob den Tannen,
Wo die elf Jungfrauen dran hangen!
Du mußt ja die zwölfte sein,
Du mußt hengen am Dölderlein!

Muß ich die zwölfte sein
Und hengen am Dölderlein:
So verlaub mir noch drei Schrei,
So will ich ja gern die zwölfte sein.

Schrei du nur, so lang du willst,
Es ist niemand im Wald, der dich hören wird.
Als die kleinen Waldvögelein,
Die fliegen den grünen Wald aus und ein.

Den ersten Schrei, den sie tat,
Den tat sie ihrem Vater ab:
Ei Vater, komme doch balde!
Oder ich muß sterben im finstern Walde!

Den zweiten Schrei, den sie tat,
Den tat sie ihrer Mutter ab:
Ei Mutter komm' doch balde,
Oder ich muß sterben im finstern Walde!

Den dritten Schrei, den sie tat,
Den tat sie ihrem Bruder ab:
Ei Bruder komm' doch balde,
Oder ich muß sterben im finstern Walde!

Ihr Bruder, der ein edler Jägersmann war
Und alle Tierlein schießen kann,
Ließ sein Bürlein krachen
Und hörte seine Schwester lachen.

Er nahm noch sein gwirtes Schwert
Und stachs dem Ritter durch sein Herz.
Jetzt Reiter, da hast du deinen Lohn,
Daß du mir mein' Schwester hast genommen!

Er nahm sie bei der schneeweißen Hand
Und führt sie in das Vaterland:
Jetzt da sollst du bleiben
Und keinem Ritter mehr glauben!

Denn die Reiter, die sind so falsch betrogen:
Was die heut sagen, ist morgen verlogen,
Die Reiter, die können keine Wahrheit machen,
Sie sagen immer von falschen Sachen.

Ballade (Verstümmelung aus Tevel).

Es reitet ein Reiter durch eine Stadt,
Der ein Lied auf neunerlei Sprachen hat.
Er ritt vor einem hohen Haus,
Da schaut eine schöne Jungfrau 'raus.

„Ei könnt ich so wunderschön singen
Ein Lied auf neunerlei Stimmen!"
„Jungfräulein, willst du es lernen von mir,
So komme ein wenig heraus zu mir.

Du tust ein Stück mit mir reiten,
Da will ich's dich lernen mit Freuden!" —
Er nahm sie bei ihrem roten Rock
Und schwang sie auf sein hohes Roß.

Sie reiten vor einem Haselnußstrauch,
Darauf sitzet eine Turteltaub.
„Jungfräulein, du wirst dich irren,
Der Rottlinger wird dich verwirren."

„Turteltaub, du lügst mich an,
Du schaust mich für die Unrechte an."
Als sie ein Stückchen weiterreiten,
Da tut er seinen Mantel ausbreiten.

„Jungfräulein, warum weinst du so sehr?
Warum weinet wohl dein goldenes Herzelein?
Weinst du um deines Vaters Gut?
Oder weinst du um deinen stolzen Mut?"

„Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
Ich weine nicht um meinen stolzen Mut,
Ich weine wegen denselbigen Baum,
Wo du die elf Jungfrauen dran hangen ließt."

„Jungfräulein, du mußt die zwölfte sein."
„Ei Rottlinger, liebster Rottlinger mein,
Ich bitte dich um drei Schreiulein."
„Du schreist uns in dem Walde,
Es höret uns gewiß kein Mensch balde."

Den ersten Schrei, den sie tut,
Den rief sie Jesus Nazarenum zu.
Den zweiten Schrei, den sie tut,
Den rief sie der Muttergottes zu.

Den dritten Schrei, den sie tut,
Den rief sie ihrem Bruder zu.
„Still, still, ihr Hundulein, stille,
Ich höre meiner Schwester Stimme."

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Getierlein schießen kann.

„Ei Rottlinger, lieber Rottlinger mein,
Was machst du mit meinem Schwesterlein?"
„Eine Ruthe ich's klingen (?)
Daran muß sie jetzt hingen."

„Eine Ruthe tust du die klingen,
Daran mußt' jetzt selber hingen."
Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Getierlein schießen kann.

Die Ähnlichkeit der beiden Lieder spricht deutlich.

Viele der gebräuchlichen Redensarten und Sprichwörter, Anekdoten und Scherze sind untrüglich altschwäbischer Abkunft. Es ist charakteristisch, daß die Deutschen sich überall eine Ortschaft zum Ziel ihres Spottes wählen, sich ein deutsches Abdera oder Schilda (Dummsdorf) schaffen und dessen Einwohnern dann alle alten und neuen dummen Streiche andichten; es ist, als wollten sie Wieland Recht geben, daß die Abderiten noch immerfort leben und ein unzerstörbares Volkstum bilden, das sich, ohne festen Wohnsitz zu haben, unter alle Völker gemengt, doch rein erhält. Im Tolnaer Komitat gilt das Dorf Mucsi als schwäbisches Schilda und die Mucsier sind die Zielscheibe der Witze vom Salzanbau, vom Eselsei und der Gemeinde-Sonnenuhr, zu deren Schutz ein Dach über sie gebaut wurde.

Der Schwabe ist sehr schlagfertig und seine Spottsucht selbst ist hauptsächlich Anlage von gesundem Humor, zur Aufheiterung und Lebenswürze bestimmt. Der Schwabe lacht gerne und dieses Lachen neben dem schweren Ernst, mit dem er das Leben anfaßt und ihm dient, ist erlösend, befreiend, eine Notwendigkeit. Das hält ihn bei der Arbeit frisch und deshalb ist er einer der ausdauerndsten Arbeiter zu nennen. Liselotte nannte die Schwaben einfältig und falsch, mit großem Unrecht, denn man kann sie nur schlau und pfiffig nennen, und wenn es vorkommt, daß ein Schwabe etwas Dummes begeht, so entspringt dies zumeist seiner übergroßen Schlauheit. Er denkt meist krumm, ist mißtrauisch und verrechnet sich dabei öfters. Unverändert findet man beim Schwaben den Hang zum „Prozeßhansl", zum Rechthaben, besonders in Erbschaftsangelegenheiten, wo nicht selten die ganze Erbschaft von den Prozeßkosten verschlungen wird, und auch Friedrich Theodor Vischers Behauptung: „Was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm", ist noch heute wahr. Der Schwabe ist nie unterwürfig, hat Selbstgefühl und macht deshalb nur gerade vor einem ganz hohen Herrn eine knappe Verbeugung, reicht aber sonst in selbstsicherer Freundlichkeit die Hand und schüttelt die dargebotene kräftig. Man hat auch seinerzeit die Sittlichkeit der Schwaben und besonders der Schwäbinnen nicht sehr gerühmt, aber auch da ist zu berichtigen, daß die Deutschen in der Schwäbischen Türkei in puncto Moral den anderssprachigen Nachbarn noch immer gleichkommen und daß die etwas freidenkenden schwäbischen Mädchen meist brave Weiber in der Ehe sind; auch werden sie von ihren Geliebten nie im Unglück gelassen und deshalb gilt nur jenes Weib als verworfen und ist dem größten Spotte ausgesetzt, das sich mit H e r r e n leuten einläßt, man fügt dann ihrem Taufnamen diese Bezeichnung stets bei, z. B.: die H e r r e n lisi oder die H e r r e n kati. Der früher so berühmte und dem Wohlstande des Schwaben zum zerstörenden Verhängnis gewordene Kinderreichtum aber ist in der Schwäbischen Türkei nicht vorhanden, ebenso findet man die im Mittelalter so viel gepriesenen blonden Haare und blauen Augen äußerst selten.

Im allgemeinen ändert sich durch die Veränderung des Wohnortes notgedrungen die Mundart der Völker. Äußere Einflüsse, wie z. B. veränderte Boden- und Lebensverhältnisse und das Klima, wirken auf die physikalische Funktion der Sprachorgane. Die schwäbische Nasalierung aber und auch einzelne Worte und Ausdrücke sind so unverändert geblieben, wie es der schwäbische Lautstand in den letzten fünf Jahrhunderten in seiner eigenen Heimat blieb. Als das eigentliche schwäbische Kernland gilt Württemberg, und der Württemberger verrät sich besonders durch die singende Sprechweise, die sich im vokalen Nachschlag von i oder u geltend macht: E^i^sl (Esel), Bro^u^d (Brot). Diese Mundart ist in der Schwäbischen Türkei die häufigste, und was die Ausdrucksweise anbelangt, finden wir dieselben Worte in Dr. Anton Birlingers Schwäbisch-Augsburgischem Wörterbuche und im Schwäbischen Wörterbuch von M. Johann Christoph v. Schmid, auch sind die meisten rein mittelhochdeutscher Abstammung. Ich nenne nur die eigenartigeren, wie: Häs (Kollektivnamen für Kleidung), Ilge = Lilie, Leilich oder Leilach = Leinenlaken oder Leintuch, Nisterer oder Nuster = Halsperlen (aus der Bezeichnung Paternoster für die Gebetperlen entstanden), u. a.

Die Mädchen werden häufig Mad, die Knaben Knecht, der Schwiegersohn Tochtermann, die Schwiegertochter Söhnerin, die Großmutter Älter und der Großvater Herche genannt; laufen heißt gehen, losen: horchen, schmecken: riechen. Aus dem Ungarischen haben die Schwaben etwa 100 Worte übernommen, vor allem viele Schimpfworte und meistens Tiernamen; auch führen ihre Ochsen, Pferde und Hunde größtenteils ungarische Namen. In den Dörfern ist trotz der obligaten ungarischen Volksschulen der Einfluß der ungarischen Sprache ein weit geringerer als in den Städten, wo das Magyarische große Fortschritte macht. Der Schwabe erlernt das Ungarische rasch und gut, spricht aber im Familienkreise doch nur deutsch. Die in der Schwäbischen Türkei gebräuchlichen Taufnamen: Bärbel, Amrie (Anna-Marie), Regina, Pauli, Markus, Kilian, Stachus und Michael sind jetzt auch schon öfters durch Feri, Jozsi, Marcsi, Kati oder Juli ersetzt und es kommen Fälle vor, wo gut schwäbische Familiennamen aus Ambition oder Berechnung magyarisiert (z. B. Lämmer in Ledenyi oder Schweizer in Helvey) oder ungarisch geschrieben werden wie Bleß = Blész oder Kirz = Kircz. Aber trotzdem kann nur in den Städten vom Rückgange des Deutschtums gesprochen werden, während der Schwabe am Lande ganz unauffällig, aber allmählich auch weitere Ortschaften okkupiert. Unter den „Studierten" der Schwäbischen Türkei ist mancher vortreffliche Gelehrte, Kirchenfürst, Schriftsteller oder Staatsmann dem Lande zum Nutzen erwachsen, denn der Schwabe hat einen hellen Kopf und seine Zähigkeit hilft ihn über viele Schwierigkeiten hinweg.

Die Schwäbische Türkei ist, wie aus dieser kurzen Skizze ersichtlich, eine der originellsten Sprachinseln Ungarns, eine der originellsten Kolonisationen in ihrer Art, da sie sich so rein erhalten hat und doch mit dem Lande eng verschmolzen blieb. Die Stärke dieser Ansiedlung liegt in ihrer Treue: zu ihrem Wesen und zu allem, was seit altersher zu ihr gehört. Diese Schwaben sind fast alle Katholiken und sind es auch immer gewesen und geblieben; auch findet man in den schwäbischen Gemeinden wenig Juden, da diese bei dem nüchternen, sparsamen und fleißigen Volk wenig Verdienst bekommen, was auch wieder für die Schwaben spricht. Daß sie nebst ihren Tugenden auch ihre Fehler treu konserviert haben, ist ihnen nicht zu verübeln, es ist nur bedauerlich, daß sich ihre Wanderlust, die schon den Römern aufgefallen war, also ein Erbübel zu nennen wäre, wieder und immer wieder regt. Ihr Ziel ist Amerika. Viele der Schwaben machen da ihr „Glück" und fast jede größere Gemeinde hat ihr amerikanisches Viertel von Feldern und neuerbauten Bauernhöfen, die aus dem Geld von Amerika erstanden sind, viele Existenzen aber gehen zugrunde und in der Heimat selbst erwachsen aus dem Mangel an Feldarbeitern wirtschaftliche Miseren, die empfindliche Konsequenzen nach sich ziehen. Diesem Übel dürfte aber bald gesteuert werden, sobald Amerika das Renommee des „Goldlandes" verliert.

Das Hauskreuz.

Von **Sophie Freiin von Künsberg.**

Gottlob, daß uns auf unsern Wanderungen durchs bayrische Hochland nicht nur von den Spitzen der Kirchtürme, sondern auch von den Dächern der Wohnhäuser herab noch das Erlösungszeichen begrüßt. Jedes, auch das kleinste Häuschen trägt das Kreuz auf seinem Giebel. Das ist der schönste Schmuck der geschmackvoll erbauten Bauernhöfe, und wenn das Auge auch durch die geschnitzten Säulchen und Tragbalken, die langen Galerien, eckigen Erker und die gemütliche Familienbank erfreut wird, so bleibt es dann immer noch gern auf dem einfachen, glatten Holzkreuz ruhen, das, meist von einer reichen Verzierung getragen, an der Front des Hauses herunterwinkt. Es ist noch der sprechende Ausdruck eines lebendigen Glaubens im Volke, das nicht nur seine Wohnräume im Innern mit dem christlichen Siegeszeichen schmückt, sondern auch seine ganze Behausung gern unter den Schutz des Kreuzes stellt.

Bei der Renovierung des Pfarrhofes hatte die Gemeinde ihrem Herrn Pfarrer ein prächtig verziertes Hauskreuz aufgerichtet, und weil er so ein guter Herr war, hatten sie es ihm auch noch vergolden lassen.

Wenn er dann von seinen Pastoralgängen heimkam, funkelte ihm die dankbar betätigte Gesinnung seiner Pfarrkinder schon sonnbeglänzt vom Hausdach entgegen, und er mußte seine helle Freude daran haben, wenn er sein leuchtendes Hauskreuz sah.

Jawohl, es gibt Kreuze zum Schmuck, und die nehmen sich recht schön aus. Es gibt aber noch andere Hauskreuze, die sich im Innern der vier Mauern befinden, welche nicht gerade äußerlich durch die Kreuzesform in Erscheinung treten, die aber recht schwer und drückend sein können.

Durch das geduldige, mutige Ertragen solcher Kreuze werfen wir selbst einen vergoldenden Schein auf sie. Wir wissen, sie sind uns von der Hand des Höchsten auferlegt, und deshalb müssen wir sie ebenso als zum Heim gehörig betrachten wie das Kreuz oben auf dem Dachgiebel, das eigentlich ja auch der Ausdruck davon ist, daß wir alle uns vom Himmel ins Haus gesandten Kreuze gern und willig annehmen wollen.

Es gibt Menschen, deren Willen sich immer wie ein Querbalken über den der andern legt, die dabei aber doch stets meinen, ihr Wille sei der Hauptbalken. Oft kann und muß man diese Menschen als Hauskreuze ansehen, welche der liebe Gott gesandt hat. Immer ist das aber nicht der Fall. Wir erziehen uns oft selbst eine solche Last im eigenen Heim, die liegt dann

doppelt schwer auf unserm Leben, weil sie eine selbstverursachte, selbstverschuldete ist, und oft haben wir wohl den Mut, sie seufzend zu tragen, aber nicht den, sie abzuschütteln.

Der gute Pfarrer, von dem ich heute erzählen will, hatte nicht nur jenes schöne, goldverzierte Hauskreuz auf seinem Dach, er besaß leider auch die eben genannte Sorte von Hauskreuz in Gestalt seiner alten Haushälterin Dorothea.

Dorette war ja eine äußerst sparsame, goldtreue und anhängliche Person, die schon beim Einzug des Herrn Pfarrers in diese Gemeinde die Führung seines Haushaltes übernommen hatte, und sie sorgte für ihn nach ihrer Art mit Fleiß und Hingebung, nur verlangte sie als Gegenleistung, daß der hochwürdige Herr sich in allem vollständig ihren wohlmeinenden Anordnungen fügen sollte.

Anfangs hatte der Herr Pfarrer die sorgsame Haushälterin als große Wohltat empfunden, aber nach und nach bildete sich bei ihr die keimende Herrschsucht zum reichsten Blühen aus, sie wurde älter und mit dem Alter eigenwilliger, und der geistliche Herr wurde auch älter und fühlte immer mehr, daß er die verläßliche Wirtschafterin nötig hatte.

Jeder Verdruß war ihm ein Greuel, ein scharfes Wort hätte er in seiner Herzensgüte nie sagen können und er wußte, jede kleine Rüge würde bei seiner Haushälterin eine endlose Erwiderung und Auseinandersetzung zur Folge haben. Zudem hatte er ein überaus dankbares Gemüt und rechnete ihr jeden ihm erwiesenen Dienst, jede Sorgsamkeit hoch an.

Freilich war seine Nachsicht jetzt manchmal nahezu erschöpft; er suchte vergebens nach einer Änderung des oft recht peinlichen Zustandes, aber er sah keinen Ausweg. So schloß er denn *ein* Auge bei den Fehlern seines alten Faktotums, dann *beide* — und sagte sich dazu: „Unsere Dienstboten sind heutzutag so. Der Herr Pfarrer Meyer hat alle Jahre eine neue Köchin, — meine Dorette ist doch schon zwanzig Jahre bei mir!"

Mit den Hilfsgeistlichen und der Pfarrköchin hatte es manche Unannehmlichkeiten gegeben. Die jungen Herren hatten sich dann aber meistens in die herrschende Hausordnung des Fügens und Schweigens gefunden; hie und da hatte einer der Kooperatoren früher um Versetzung eingegeben, als seinem Pfarrer recht war, und der nächste hatte sich wieder in den Stand der Dinge fügen müssen.

Vor einigen Monaten war wieder Kooperatorenwechsel gewesen.

Der neue junge Herr fand sich nicht so leicht in die Zustände, welche er im Pfarrhause antraf. Wohl hatte der Herr Pfarrer nie einen so eifrigen, tüchtigen Hilfspriester gehabt wie diesen. Er erleichterte seinem Vorgesetzen jede Arbeit oder nahm sie ihm, wenn nur irgend möglich, ganz ab. Der alte Herr merkte bald einen neuen Eifer, ein neues Aufblühen in seiner Pfarrgemeinde und der junge Mann mit seinem frischen, kindlich frommen und gereiften Wesen war ihm ans Herz gewachsen; der neue Hilfspriester war seine rechte Hand geworden, die er nicht mehr hätte entbehren mögen. Er war wie der Sonnenschein, der in sein bewölktes Heim Licht und Freude brachte.

Mit nervöser Angst hörte der gute alte Herr die oft wiederholten Kritiken seiner unzufriedenen Dienerin über den neuen Hausgenossen:

„Ja, so ein feiner Herr, nichts ist ihm recht. Der Herr Pfarrer wird schon sehen, wie lang das mit ihm gut tut! Ja, vor dem Herrn Pfarrer, da kann er sich schon geben, — aber wenn der Herr Pfarrer fort ist, dann verlangt er gleich was Extras. Zwanzig Jahr' geb' ich dem Herrn Pfarrer die Milch heiß und gekocht zum Tee, und 's muß ihm recht sein. Der junge Herr sagt gleich, wenn er allein Tee trinkt, er möcht' sie kalt und ungekocht haben. Nur um so eine alte, abgeplagte Person, wie ich's bin, zu quälen und abzuhetzen. Das ganze Haus würd' er umstürzen, wenn er könnt'! — aber da muß man gleich energisch entgegentreten, damit er nicht alles Recht an sich reißt! — Der Herr Pfarrer ist halt immer zu gut, viel zu gut. Ja, wenn ich nicht so lang im Hause wär', der käm' ja mit keinem aus! Jeder von ihnen hat seine eig'nen Sekten[1]) und Einbildungen, man wüßt' nimmer wo anfangen, um 's einem jeden recht zu machen! Nein, zwanzig Jahr' bin ich schon hier. Ich lass' mich nicht so leicht ins Eck drängen durch so einen Neuling!"

Wohl nicht ganz in dieser Fassung, aber in diesem Sinne wurden ihre Gedanken bei passender Gelegenheit dem Hausherrn übermittelt, der in schweigsamer Geduld den jeweiligen Redeschwall über sich ergehen ließ.

Der Herr Kooperator machte hie und da eine höfliche Andeutung seinem Vorgesetzten gegenüber, daß er das Benehmen der Haushälterin nicht immer ganz der Ordnung gemäß fände, da aber der alte Herr auf diesem Ohr nicht hörte, sondern immer nur die Vorzüge seiner unentbehrlichen Dienerin herausstrich, um seinen Hausgenossen zu beschwichtigen, schwieg der junge Geistliche, ging aber seinen eigenen Weg unbeirrt weiter, und der war nicht jener, seinen Willen unter das selbstgemachte Hauskreuz zu beugen.

Freilich mußte er hinter dem Rücken des Herrn Pfarrers manchen Kampf mit der tapfern Dorette ausfechten, und oft blieb sie die Siegerin.

Den ersten Anstoß bildete sein lieber, weißer Spitz, ein schönes, anhängliches Tier, das aber für die Haushälterin ein Dorn im Auge war, trotzdem der Herr Kooperator, wenn er mit seinem Begleiter bei Regenwetter heimkam, sorgsam mit seinem Taschentuch Bellos Pfoten reinigte, damit ja kein Abdruck auf den blitzblanken Dielen zurückbleibe.

Aber der Spitz bellte einmal während des Mittagschläfchens des Herrn Pfarrers; der Spitz lag ein andermal am Sofa des Herrn Kooperators; der Spitz hatte einem Mausloch im Garten nachgegraben und hatte dabei eine Blumenzwiebel ausgescharrt; der Spitz brauchte unerlaubt viel Milch! Der Spitz hatte einmal sogar die Küchenregentin angebellt, als diese ihn in unsanfter Weise aus ihrem Bereich hinausbeförderte, — kurz: der Spitz mußte fort!

Wollte der Herr Kooperator seine Schuhe einmal früher gebürstet haben als gewöhnlich, da gab es neuen Widerspruch:

---

[1]) Sekten = Launen.

„Von 5 bis 6 Uhr bin ich in der Kirche, darauf bin ich schon einmal eingerichtet," hieß es da, „und die Staßl, die hat keine Zeit, die hat auf dem Herrn Pfarrer seine Kleider und Stiefel zu sehen. Das geht vor."

Kam dann Dorette aus der Kirche heim und wollte anordnen, daß die fragliche Fußbekleidung gereinigt würde, dann hatte der Herr Kooperator in ihrer Abwesenheit dieselben der Staßl einfach in die Hand gedrückt mit der Weisung, er brauchte sie gleich wieder.

Einmal wollte der junge Geistliche etwas länger im Garten bleiben, um den herrlichen Sommerabend zu genießen. Da erschien die Allgewaltige mit dem Schlüsselbund und erklärte: „Wir müssen auch ins Bett kommen, wir müssen morgen wieder früh heraus, es wird zugesperrt."

Ruhig nahm der Kooperator der ärgerlichen Haushälterin die Schlüssel aus der Hand und versicherte, sie solle außer Sorge sein, er würde die Tür gut verschließen. Sie solle sich nur in voller Gemütsruhe niederlegen. Dorette blieb aber doch in der Küche auf und war unausgesetzt beobachtend am Fenster sichtbar, bis der Kooperator endlich, um nachzugeben, in das Haus ging. Nachdem er die Tür versperrt hatte, erschien die pflichttreue Seele doch noch einmal, um sich von deren richtigem Verschluß zu überzeugen.

Am nächsten Morgen wurde der Exzedent beim Herrn Pfarrer wegen Versündigung gegen die Hausordnung verklagt und der Verdruß der eifrigen Wächterin wurde nur gemildert durch die freundliche Bitte ihres Herrn an seinen Hilfspriester, er möge der so ermüdeten Köchin, welche die Verantwortung für die Sicherheit des Hauses trage, nicht mehr abends den wohlverdienten Schlaf entziehen.

So gab es endlose Reibereien. Der alte Herr sah das Ungeziemende im Benehmen seiner Dienerin; er seufzte insgeheim unter dieser Last, aber er konnte nicht mehr gegen den Lauf der Dinge ankämpfen.

Einmal aber hatte der junge Priester seinem Vorgesetzten einen ernsten Vorhalt über das eigenmächtige Vorgehen des Hausfaktotums gemacht.

Es war an einem schönen Sommernachmittag. Der Herr Pfarrer stand zum Ausgehen gerüstet im Hausflur und Staßl reichte ihm seinen gewohnten Spazierstock, als die Küchenregentin eiligst herzukam und ihrem Herrn den Stock wieder aus der Hand nahm.

Mit einem drohenden Blick und Wink wurde das Hausmädchen wieder in die Küche zurückgeschickt und Dorette brummte:

„Die jungen Dinger wissen doch nicht, was der Herr Pfarrer für einen Stock zum Ausgehen braucht."

Damit ging sie zum Schirmgestell, suchte einen Augenblick unter den dort befindlichen Stöcken und Schirmen, um mit demselben Stock zurückzukehren, den sie mit einem: „Der da ist der richtige," dem Herrn Pfarrer in die Hand drückte.

Nun kamen noch einige Ermahnungen:

„Haben Hochwürden Ihr Sacktuch mit? Ihre Dose? Das Geldtaschl? Wollen S' nicht Ihr Brevier am Heimweg beten? Wenn der Herr Pfarrer eine Zeit g'stiegen ist, darf er nicht wieder erhitzt den Hut abnehmen, denn dann kommt g'wiß wieder ein Luftzug und er verkühlt sich, wie neulich. Und setzen S' Ihnen fein nicht unterwegs nieder an einem

zugigen Platz, wenn S' heiß haben, daß S' net wieder den Katarrh bekommen. Trinken S' mir ja kein' Kaffee bei der Holderbäuerin, sonst kriegen S' wieder einen schlechten Magen. Sie vertragen nur den Kaffee, den ich für Hochwürden mach': halb Bohnen-, halb Kneippkaffee und gut g'sotten und im rechten Augenblick aufgegossen. So einen guten Kaffee, als wie ich Ihnen koch', kriegen S' nirgends, und den sind S' g'wohnt. — Und lassen S' fein die schweren Schmalzpatzen steh'n, die die unverständigen Leut' Ihnen bringen werden. Zu Haus ist's was anders. Meine Schmalzküchelnsind so locker wie Luft und leicht wie ein Federl. Die könnt' das Schwerstkranke essen. Und da, wissen S', vertragen Sie meist nur zwei Stück; ich tu' schon net mehr 'nein, — und eins noch für den Herrn Kooperator, — damit Sie mir ja nicht zu viel essen und krank werden. — Bleiben S' fein nicht zu lang aus. Um sechs Uhr wird zu Abend g'gessen."

Mit solchen Weisungen entließ die alte Dienerin ihren Herrn.

Es war heute eine so köstlich laue Luft, daß der Herr Kooperator sich mit seinen Büchern auf die Altane setzte. Die wohlgepflegten Nelken rankten ihre Zweige über die geschnitzten Holzsäulen und der leichte Lufthauch trug den würzigen Duft ihrer reichen Blüten. Bienen umsummten die buntfarbigen Blumen. Von weitem hörte man das langsame Räderrollen der Heuwagen, welche in die Scheunen gefahren wurden. Die eintönige Ruhe, die schwüle, weiche Luft hätten fast einen leichten Schlaf den Augen des jungen Priesters gebracht, der, in seinen Quartband vertieft, fühlte, wie das Buch langsam aus seinen Händen zu sinken begann. Da weckten Stimmen an der Haustür ihn aus dem Einschlummern.

Er hörte eine alte Frau ziemlich lang und erregt reden und dann die laute, grelle Stimme der Haushälterin:

„Nein, nein, heut' kann's nicht sein. Ich weiß nicht, wie spät der Herr Pfarrer heimkommt, dann ist er zu müd' und muß sich ausruhen, was meint Ihr denn! — Jetzt ist er g'rad' zu einem Kranken gegangen. Morgen kann er dann schon einmal bei euch nachschauen."

Noch einmal erklang die bittende, dringende Stimme des alten Weibes, dann Dorettes bestimmte Antwort:

„Ich hab's euch schon g'sagt. Heut' kann ich ihn euch nicht mehr schicken. Morgen könnt Ihr ihn dann ja holen," und die Haustür fiel mit mit lautem Knall ins Schloß.

Dem Herrn Kooperator ahnte, daß es besser sei, sich über diesen Vorgang Aufklärung zu holen. Er verließ seinen gemütlichen Platz und eilte in die Küche, in welcher die Haushälterin mit Flickarbeit beschäftigt war.

Sie blieb sitzen, in der Hand einen Strumpf, dessen großes Loch ihre volle Aufmerksamkeit beanspruchte, und erwiderte auf die Frage des Kooperators, ob jemand dagewesen, ohne aufzusehen:

„Ja, die Gruber Lene. Seit vier Wochen ist ihr Mann schon krank, — erst heut' fällt's ihr auf einmal ein, daß eine G'fahr da wär'. Das hätt's auch schon früher merken können, nicht g'rad heut', wo der Herr Pfarrer so weit gegangen ist. Ich kann den alten Herrn dann nicht noch einmal fortschicken, wenn er doch so müd' heimkommen wird. Das hieß ja, ein's selber krank machen vor lauter Krankenbesuch! Der hochwürdige Herr dürft'

sich ja die Füß' ablaufen. Alle Augenblick ist ein andres krank und meint, es müßt' gleich g'rad immer den Herrn Pfarrer haben."

„Warum haben Sie es mir nicht gesagt, Dorette? Ich wäre gleich gegangen, namentlich wenn dringende Gefahr ist!" Der Herr Kooperator hielt nur schwer seine Entrüstung zurück.

„A was," erwiderte die flickende Dorette und zuckte nur, ohne einen Blick zu verschwenden, mit den Schultern; „wenn der Gruber Sepp den Herrn Pfarrer verlangt, da wird ihm der Herr Kooperator nicht langen."

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, holte der junge Geistliche seinen Hut und eilte die Dorfstraße hinunter ins Gruberhaus. Kurze Zeit darauf trug er das Allerheiligste zum Sterbenden. Als abends der Herr Pfarrer pünktlich zur angegebenen Stunde heimkam, konnte er ihm nur mehr den Tod des alten Grubervaters melden.

Diesmal äußerte der junge Priester unumwunden seine Meinung über das Verhalten der allgewaltigen Haushälterin. Er konnte ihre Herzlosigkeit und Gewissenlosigkeit nicht verstehen, mit der *sie*, die Dienerin, ein armes Weib, das um die letzten Segnungen und Gnadengaben der Kirche für ihren sterbenden Mann bat, aus eigenwilliger Verfügung von der Tür des Pfarrhauses abweisen konnte, und sein glühender Seeleneifer empörte sich von neuem bei der Wiedergabe des Geschehenen. Er wußte, für den alten Herrn mußte ja die Angelegenheit auch sehr peinlich sein, denn der Herr Pfarrer war seinen Pfarrkindern gegenüber die Güte und Menschenfreundlichkeit selbst und kein Opfer war ihm zu viel, welches von ihm zu jedweder Stunde, ob bei Tag oder bei Nacht, verlangt wurde.

Nun saß der arme alte Herr vor seinem Suppenteller, als ihm beim Abendessen der Vorgang des Nachmittags geschildert wurde, den Kopf in beide Hände gestützt und seufzte: „Ein Kreuz ist's halt, — ein Kreuz ist's — mit der Dorette!"

Es war das erstemal, daß der Herr Kooperator eine klagende Äußerung aus dem Munde seines Vorgesetzten über seine langjährige Haushälterin hörte. Er wagte heute die Frage:

„Ja *müssen* denn Herr Pfarrer das Kreuz tragen? Gäb's denn kein Mittel, es los zu werden?"

Der arme Pfarrer schüttelte mutlos den Kopf:

„Sehen Sie selbst, was will ich machen? Zwanzig Jahre dient mir Dorette in gleicher Aufopferung und Treue; wo fände ich wieder eine Dienerin, die sie mir ersetzen könnte? In der Küche, im Haushalt, im Garten, überall ist sie bewandert wie keine zweite. Wie sorgsam ist sie für die Wäsche! Ich brauche nichts zu sagen, sie nimmt sich um alles so gewissenhaft an, als wär's ihr Eigentum! Ich bin untertags so viel fort, ich muß eine verläßliche Person haben, ich wüßt' nicht, wo ich leicht jemand Passenden bekäme! Dorette ist so lange schon bei mir: nein für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, will ich an keinen Wechsel mehr denken!"

„Aber es gäbe ja sicher noch so viele brave, verläßliche Mädchen, die gern einen ruhigen, sichern Platz hätten. In meiner Heimat weiß ich einige, die sehr gut passen würden. Der Herr Pfarrer könnte wohl leicht Ersatz finden."

„Nein, nein; wie gesagt, ich denke nicht daran, mein lieber Kooperator," erwiderte der ältere Geistliche. „Dieses fatale Vorkommnis heute war nur durch Dorettens übergroße Sorgfalt für mich hervorgerufen. Sie wissen gar nicht, wie sie sich meine Gesundheit angelegen sein läßt, — sie lebt in beständiger Angst, ich könnte zu viel leisten. Ja, sie ist wirklich eine treue, anhängliche Person, trotz ihrer Fehler. Ich werde ihr schon sagen, daß so etwas nicht mehr vorkommen darf und daß sie sich nicht so viel um mich abkümmern soll. Beruhigen Sie sich nur ganz darüber, mein lieber Kooperator."

Damit war die Sache wieder erledigt und der gutmütige Pfarrer entschuldigte seine alte Haushälterin wie gewöhnlich. Aber diesmal war ihm doch etwas unheimlich zu Mut, wenn er an all das Unheil dachte, welches durch das eigenwillige Benehmen seines Juwels in seiner Abwesenheit entstehen konnte. Doch im nächsten Augenblick fühlte der alte Herr schon wieder die Unentbehrlichkeit seines Faktotums und rief:

„Dorette, meine Brille, — holen Sie die Brille aus meinem Arbeitszimmer; in der linken Schublade meines Schreibtisches liegt mein Portefeuille, — und wissen Sie, wo ich mein Aufschreibebuch habe und den Josefskalender?"

Sie wußte es natürlich, denn sie hatte den Gegenständen den Platz angewiesen, an welchem sie sich befanden; sie ging, alles Gewünschte zu holen.

Ein Wolke zog über die Stirn des jungen Priesters und er wandte seinen Blick unmutig dem Fenster zu.

Es war ein leichtes Regenwetter eingetreten, als die beiden Geistlichen am kommenden Abend kurz vor der Essenszeit von ihrem Ausgang heimkamen.

Da stand schon das alte Hausfaktotum zum Empfang ihres Herrn bereit, nahm ihm Hut, Stock und Überzieher ab und wies ihn ins Speisezimmer.

„Ich habe heute vor Tisch noch einiges Geschäftliche zu schreiben, ich gehe jetzt in mein Arbeitszimmer," und der Pfarrer wandte sich der Treppe zu.

„Hochwürden können nicht hinauf," erwiderte die laute Stimme der Köchin, „wir haben das Zimmer heut' nachmittags g'stöbert, die Treppen ist auch frisch g'waschen, Hochwürden täten uns wieder allen Schmutz 'nauftragen, bevor sie trocken ist."

Geduldig wandte sich der kleine, rundliche Herr dem untern Wohnraum zu, während sein junger Hilfspriester mehr Kühnheit besaß und den Fuß auf die unterste Treppenstufe setzte.

„Über die Treppen können S' jetzt nicht gehen mit den schmutzigen Stiefeln!" und ein entrüsteter Blick der Hausregentin traf das Schuhwerk des Herrn Kooperators.

„Warten S' hier und ich hol' Ihre Hausschuh' 'runter. Sie müssen erst andere Schuh' anziehen, eh Sie 'nauf dürfen."

Und die alte Köchin schlüpfte in ihren gestickten Pantoffeln über den verbotenen Weg.

Der Kooperator hatte einen fragenden Blick nach seinem Vorgesetzten geworfen. Dieser ging langsam, ein Bild der Geduld und der Ergebung, dem Wohnzimmer zu und wurde gleich darauf dort noch von der sorglichen

Haushälterin verfolgt, die auch ihm seine schwarzsamtenen Hausschuhe brachte, denn der Herr Pfarrer könnte sonst, während sie sich in der Küche aufhielt, nicht mehr daran denken, daß er nicht hinauf durfte, und sich dann doch ins obere Stockwerk mit seiner unpaßfähigen Fußbekleidung versteigen.

„Können wir bald zu Abend essen?“ fragte er nun, nachdem er gehorsam in seine Samtschuhe geschlüpft war.

„Ja woher denn! — Ich hab' mit der Staßl die ganze Zeit an den Herrn ihren Zimmern zu arbeiten g'habt, weil s' mal alle zwei fort waren, — und bis man da durch die Unordnung durchkommt, das braucht ein bißl was! Beim Herrn Pfarrer, da laß ich schon nicht so viel zusamm kommen, aber beim Herrn Kooperator hat's schrecklich ausg'schaut! Da waren ein paar Handschuh' und dort ein Kragen, all seine Kleider waren nicht schön in Ordnung aufg'hängt; und erst die Menge Papierfetzen auf dem Tisch und die Bücher überall 'rumg'streut! Da haben wir schon eine Zeit 'braucht, um ein bißl ein G'sicht 'nein zu bringen!“

Trotz des zurückhaltenden Bannes, den die Anwesenheit des Herrn Pfarrers sonst auf das Benehmen des jungen Geistlichen legte, fuhr derselbe diesmal erregt auf:

„Ihr habt mir doch nicht an meine Schreibereien gerührt? ich habe mir alles für die Predigt von übermorgen vorbereitet und herausgeschrieben, und mir auch die Bücher alle zurecht gelegt, damit ich heute abend alles hätte schnell fertig stellen können. Wo haben Sie denn die Papiere hingegeben?“

Der Kooperator war aufgesprungen und warf seine Stiefel, den Respekt gegen den Herrn Pfarrer in der Erregung vergessend, hastig in eine Ecke.

„Das hab' ich doch nicht wissen können, daß Sie die Fetzen noch zu etwas brauchen wollen,“ erwiderte Dorette, sich auf ihr gutes Recht stützend, „eing'schürt hab'n wir das G'lump selbstverständlich; was kann man denn anders damit machen, wenn man's Zimmer räumen will, wie's für einen hochwürdigen Herrn g'hört.“

Und sie wandte beiden Herren den Rücken und verschwand in der Küche.

Eingeschürt! — das Werk von drei vollen, langen Abenden! — Am Sonntag war Konkurstag und der Kooperator hatte die Nachmittagspredigt zu halten. Mit welcher Sorgfalt hatte er sich auf sie vorbereitet, — wie lange schon hatte er sich darauf gefreut, einen recht vollendeten Vortrag an diesem Tage zu bringen! Er wollte sich doppelt zusammennehmen, weil so viel fremde Geistliche zur Feier geladen waren, und er hoffte auch, sein angewendeter Fleiß würde reichlich belohnt werden durch den günstigen Eindruck, den seine Predigt bei den zahlreich zuströmenden Kirchenbesuchern machen würde. Es war der ganze Gedankengang des Vortrages so schön, so klar, so überzeugend zusammengestellt und alles durch Zitate bewiesen, heute abend wollte er ihn reinschreiben und memorieren und nun lag das Erzeugnis all der vielen Mühe zu Asche verwandelt im Küchenherd! Und wie sollte es ihm möglich sein, in so kurzer Zeit eine neue Predigt zu studieren? Den morgigen Tag nahm Filialbesuch und Schule ein. Es blieb nur der Abend noch übrig.

Sein verzweifelter, hilfesuchender Blick traf den Herrn Pfarrer, der schüttelte nur mit unüberwindlicher Gemütsruhe sein greises Haupt und seufzte ein wenig, und der junge Geistliche wußte, daß er weder Hilfe noch

Unterstützung auf dieser Seite gegen die Übergriffe in seine Eigentumsrechte suchen konnte.

Er eilte schnell in sein Zimmer, um zu sehen, wie weit der angerichtete Schaden sich erstreckte, und konnte bestätigen, daß ein wahrer Ordnungssturm durch sein Wohnzimmer gefegt haben mußte.

Der Tisch, den er mit Schreibereien bedeckt zurückgelassen hatte, war sauber abgeräumt und eine Decke darüber gebreitet. Die Bücher standen in gleichmäßigen Reihen auf dem Regal, — sie waren auch heruntergenommen und in ganz neuer Ordnung wieder eingeräumt worden. Das ganze Zimmer war allerdings sauber, wie geleckt, alles bis zum kleinsten Gegenstand, der herumlag, war in Schubläden oder Kästen untergebracht.

Der Kooperator rieb sich die Stirn und klagte sich des Leichtsinns an, daß er so vertrauend fortgegangen war. Hätte er doch wenigstens den Schlüssel mitgenommen! — Ach, er wußte nicht, daß der Speisekammerschlüssel auch seine Tür sperrte.

In stiller Verzweiflung stand er in seinem wohlgeordneten Zimmer und wiederholte immer wieder:

„Zwanzig Jahre hat er's mit ihr ausgehalten, zwanzig volle Jahre! Diese himmlische Geduld, nein diese . . . ." er unterbrach sich rasch und sagte schnell: „Der arme alte Herr! Ich wünschte ihm noch ein paar gute, friedliche Jahre!"

Am Vormittag, der dem letzten Gewaltstreich der tapfern Hausregentin folgte, zog der Herr Kooperator, als er sein Zimmer verließ, den Schlüssel ab und nahm ihn mit sich; als er am Nachmittag dies Manöver wiederholen wollte, fehlte der Schlüssel.

Er ging in die Küche, um ihn an richtiger Stelle zurückzufordern, wurde aber mit dem Bescheid von Dorette abgewiesen: sie sei die Haushälterin, sie müsse in jedes Zimmer gelangen können; sie hätte ihm das seine immer offen gelassen, während er es vor ihr verschließe. In diesem Pfarrhof sei noch nie etwas aus einem Zimmer entwendet worden. Sie wüßte nicht, warum der Herr Kooperator vor ihr zusperre, wenn doch der Herr Pfarrer ihr immer alles Vertrauen geschenkt hätte seit zwanzig Jahren. Aber sie hätte schon viele junge, hochwürdige Herrn unter der Hand gehabt und sei mit einem jeden ausgekommen, nur er hätte immer überall etwas auszusetzen, — und so ging der Redeschwall weiter.

Nun kam der verbrannte Predigtentwurf zur Sprache, und da diesmal der Herr Kooperator in seinem guten Recht etwas deutlich wurde, so gab es ein Nachspiel bei dem armen Herrn Pfarrer, der heute zum erstenmal seinen Mut zusammennahm und seiner Haushälterin das Unziemliche ihrer Handlungsweise in sanften Worten auseinandersetzte.

Da kam er aber schlecht an bei dem erregten Wesen:

„Ich dien' Hochwürden schon zwanzig Jahre lang und soll gegen den jungen Herrn zurückstehen? — Entweder der Kooperator kommt fort oder ich!"

Da, auf einmal — es war jedenfalls aus Versehen — riß dem guten, geistlichen Herrn die Geduld. Es mochte wohl ein Widerschein von dem zorngeröteten Gesicht seiner Dienerin auf ihn herübergestrahlt sein. Zu

seinem eigenen Glück konnte er einen Augenblick seine gerechte Entrüstung über die ungehörige Äußerung seiner Haushälterin nicht zurückhalten.

Die zwanzig Jahre, die sie ihm soeben vorgehalten, erinnerten ihn momentan nur an alles, was er selbst in dieser langen Zeit hatte ertragen müssen; die Sorge tauchte auch in ihm auf, daß er nun doch schließlich seinen vorzüglichen Hilfspriester wegen all der Schikanen, mit welchen die Haushälterin ihn beständig belästigte, verlieren könnte, und er antwortete in einem Tone, den seine langjährige Dienerin noch nie über seine Lippen hatte kommen hören:

„Gut, Dorette, wenn Sie so reden, dann können Sie am ersten des nächsten Monats gehen. Ich nehme Ihre Kündigung an."

Der Herr Pfarrer konnte selbst kaum verstehen, wie er den entscheidenden Schritt hatte ausführen können, aber im Stillen durfte er denselben nicht bereuen, wenn er an all die unruhigen Zeiten dachte, welche hinter ihm lagen und die nur seine geduldige Gewohnheit, seine gutmütige Dankbarkeit und der Gedanke an die Unentbehrlichkeit der alten Dienerin erträglicher gemacht hatte. Er selbst war ja zuerst fast erschrocken über sein entschlossenes Auftreten, und Dorettes gekränktes Benehmen rief oft leise Vorwürfe in seinem weichen Herzen hervor, daß er die alte, treue Dienerin nun selbst fortschickte. Doch Dorette hätte in ihrer tiefen Erbitterung nie einen Schritt getan, um sich in ihren alten Hausrechten und in ihrer Stellung zu erhalten. Ja sie erwartete mit ziemlicher Sicherheit, daß ihren gutmütigen Herrn sein rasches Wort reuen würde, und da sie sich doch unentbehrlich dachte, so war sie gewiß, der Herr Pfarrer würde sie bestimmt wieder bitten, ihre Stelle nicht zu verlassen, und seine unbedachte Rede entschuldigen. Dann freilich sollten die beiden Herren aber ihre Unentbehrlichkeit schon kennen und fühlen lernen!

Ganz gegen ihre Gewohnheit setzte sie ihre goldene Brille, die sie sonst außer an Sonn- und Feiertagen nur am Patroziniumstag und zu Ausgängen trug, um den Dorfbewohnern zu imponieren, jetzt täglich auch zu Hause auf, band ihre beste weiße Schürze zum Auftragen um und war Abends noch lange beschäftigt, zu einer Zeit, in der sie sonst immer schon Feierabend gemacht hatte. Doch sie wurde in ihren Hoffnungen getäuscht und ihr Groll wuchs daher zusehens.

Für den guten alten Herrn schlug noch manche schlimme Stunde, die ihn schließlich den Tag der Trennung herbeisehnen ließ, bis endlich der 1. August kam, der die Haushälterin und ihre zwei umfangreichen Koffer aus dem Pfarrhof führte.

Es waren wahre Riesengebäude, die einen Schatz unzähliger, allerdings einfach gemachter Kleider bargen, denn: „Eine Pfarrhaushälterin muß was vorstellen, die darf am Feiertag nicht immer im gleichen Gewand erscheinen," war Dorettes Grundsatz gewesen.

Und nun war die Zeit des Herrscher- und Repräsentantentums vorüber und der Wagen rollte mit ihr die Straße hinunter. — Im Pfarrhof standen beide Herren am Fenster und sahen ihm nach. Der ältere von beiden, noch unter dem Eindruck des Abschieds, sagte gutmütig:

„Ob ich je wieder eine so treue Seele finden werde?"

Der junge Herr war weniger weich gestimmt: „Das war einmal ein lebendiges Hauskreuz!“ rief er mit voller Überzeugung.

„Ob die neue nicht wieder eines wird?“ seufzte leise der Herr Pfarrer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Mondlicht spielte in den Zweigen des wilden Weines, welcher die kleine Laube im Pfarrgarten umrankte, es lag auf den wohlgepflegten Beeten, in denen duftende Blumen in Fülle blühten, umgaukelt von schwirrenden Nachtfaltern. Eine köstliche Ozonluft strich vom nahen Wald herüber und das Gebirgsbächlein plätscherte so lustig und schnell am Gartenzaun vorüber. Hier und dort winkte ein Bergfeuer, welches Touristen angezündet, von dunkler Höhe herunter und grüßte hinauf zu den kleinen, leuchtenden Sternen, die nach und nach am Horizont erschienen. Es war wirklich ein herrlicher Abend.

In der Weinlaube saßen die beiden geistlichen Herrn vor dem gedeckten Tisch und der dritte im Bunde war der weiße Spitz, welcher seine Pfoten bittend auf die Knie des Herrn Pfarrers legte.

Er war bald nach Dorettes Abreise aus seiner Verbannung zurückgeholt worden und war nun auch der ausgesprochene Liebling des Hausherrn, der eine wahrhaft kindliche Freude an seinen lustigen Kunststücken hatte. Von allen Seiten wurde das treue Tier gepflegt und verwöhnt und nie war mehr eine Klage gegen seine Aufführung erhoben worden.

Der Herr Pfarrer war in vergnügtester Stimmung.

Er dachte zurück an seine Kooperatorenzeit, in welcher er auch solche schöne Sommerabende im Garten zubringen konnte. Zwanzig Jahre lang hatte er seinen Abendimbiß nicht mehr im Garten einnehmen dürfen. Seine energische Haushälterin hatte immer versichert:

„Die Speisen werden gerad' nur kalt, wenn man sie so lang umeinandertragt.“ Und so hatte er an den verlockendsten Sommerabenden im Zimmer bleiben müssen.

Mit dem Auszug der langjährigen Hausregentin war ein neues Leben in den Pfarrhof eingezogen, ein friedliches, stilles Leben, ein wahrhaft erleichternder, befreiender Lufthauch von Gemütlichkeit und Behaglichkeit. Dorettes Ersatz war ein einfaches, gutmütiges Mädchen, das sich alle Mühe gab, beide Herren zufrieden zu stellen; ihre Fügsamkeit und ihr heiteres, freundliches Wesen waren für alle Hausbewohner ein wahrer Segen. Nach und nach merkte der gute alte Pfarrer erst, welches Gefühl der Erlösung ihm die Ruhe und der Frieden in seinem Hause gebracht hatten, in welchem man sonst an allen Ecken und Enden Dorettes schrille, tonangebende Stimme vernommen. Alles ging seinen Gang ohne Lärmen und langes Gerede ganz geordnet weiter, und wenn der Mittagstisch vielleicht manchmal etwas einfacher und etwas weniger abwechslungsreich war als früher, so empfanden die Herren das gar nicht bei der wohltuenden Gemütsstimmung, in der sie ihr Mahl jetzt einnehmen konnten. Es war dem gutmütigen Pfarrer auch eine rechte Herzensfreude, daß die Schäflein seiner Pfarrgemeinde nun viel vertrauender zu ihren geistlichen Hirten kamen, seit kein Hausdrache mehr zwischen ihm und ihnen stand, und schließlich segnete er im Stillen die Stunde, in welcher seine langerprobte Geduld ihn für einen

Augenblick verlassen hatte, und es dadurch — eigentlich ohne seine innere Beistimmung — zu jenem großen, entscheidenden Schritte kam, der diese vorteilhafte Veränderung in seinem Heime verursacht hatte.

„Was für ein prächtiger Abend! wie wir den heute genießen können!" mit diesen Worten lehnte sich der alte Herr behaglich in seine Bank zurück und rieb sich die Hände. „Sehen Sie, mein lieber Kooperator, so ein friedliches Stündchen im Freien in dieser herrlichen, lieblichen Gotteswelt, unter diesem schönen, klaren Abendhimmel ist für mich ein Hochgenuß! Ich brauche nicht weit gehen, ich kann so gemütlich ausruhen von des Tages Arbeit, — es sind dies so stille Freuden, die wir recht dankbar aufsuchen können. Meine Herren Konfratres machen im Sommer Reisen, — Partien, — besteigen Berge, — besuchen Seen, — ich ziehe diese einfachen, schönen Abendstunden im Garten all den mühsam errungenen Vergnügungen vor."

„Und wie lange mußten Sie auf diesen Genuß verzichten, Herr Pfarrer, — aus Rücksicht für Ihr Hauskreuz!" erwiderte lächelnd sein Kooperator. „Ja, mein altes Hauskreuz! — Sie war doch eine treue, anhängliche Person!" sagte entschuldigend der Pfarrer.

Der junge Geistliche schaute zum Dachgiebel auf; unwillkürlich folgte der Blick des Pfarrers dem seinen.

Vom Mondlicht überstrahlt, leuchtete das vergoldete Kreuz und glänzte zu ihnen herunter.

„Sie sind doch froh, daß dieses jetzt Ihr einziges Hauskreuz ist?" fragte der Kooperator und wies hinauf. Schweigend und vergnügt lächelnd nickte zustimmend der Herr Pfarrer.

Sehnsucht.

Von Josef Weingartner.

Geh'n weiße Straßen tief ins Land
Durch goldene Ährenwogen,
Verrinnen fern am Himmelsrand
In blaue Waldesbogen.

Tief in den Wäldern träumt ein See,
Den niemand weiß zu finden,
Und wo mit heißem Sehnsuchtsweh
Doch alle Straßen münden.

Umschau.

Der I. Allgemeine österreichische katholische Frauentag. — In der Osterwoche dieses Jahres, vom 29. März bis zum 2. April 1910, tagte in Wien ein Kongreß, welcher für Österreich der erste seiner Art war und daher die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte: der erste österreichische katholische Frauentag. Die katholische Frauenbewegung Österreichs — die nebenbei bemerkt nicht das Geringste mit „Frauenemanzipation" und „Frauenrechtlertum" zu tun hat und sich streng an die Grenzen hält, welche Religion, Sitte und Natur dem Weibe ziehen, — ist noch jung: erst vor etwa drei Jahren entstand die „Katholische Reichsfrauenorganisation Österreichs", die sich die Aufgabe stellte, die katholische Frauenwelt in religiöser, sittlicher und caritativer Hinsicht zu bilden, gegen ärgerniserregende Schäden und Mißstände im öffentlichen Leben anzukämpfen und der im Erwerbsleben stehenden Frau durch sozial-caritative Maßnahmen nach Kräften zu helfen. Die in den verschiedenen österreichischen Kronländern bereits bestehenden oder im Entstehen befindlichen katholischen Frauenorganisationen schlossen sich der „Reichsfrauenorganisation" zu gemeinsamer Arbeit an und können heute auf manchen Erfolg, auf manche schöne Frucht des Zusammenwirkens zurückblicken. Eine solche Frucht war auch der Frauentag. Von der allverehrten greisen Präsidentin der Reichsfrauenorganisation, der Fürstin Zichy-Metternich, einberufen, von der Präsidentin der Frauenorganisation Niederösterreichs, Gräfin Gerta Walterskirchen, mit Umsicht und unermüdlichem Eifer geleitet, von den Frauenorganisationen der anderen Kronländer und Deutschlands zahlreich beschickt, von einer großen Anzahl von Gästen aus allen Kreisen der Gesellschaft und vielen Vertretern des Klerus besucht, bildete er ein Ereignis, das nicht allein für die österreichische Frauenbewegung, sondern für das gesamte katholische Leben von bleibender Bedeutung ist, — eine Tatsache, die auch durch ein huldvolles Segenstelegramm des Papstes Bestätigung fand.

Ein feierliches Hochamt im Stephansdome ging der ersten Beratung voraus, dann versammelten sich die Kongreßteilnehmer und -teilnehmerinnen im festlich geschmückten Saale des Hotels „Zur Post", in welchem sämtliche Beratungen stattfanden. Mit dem jedem Katholiken vertrauten und lieben Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!" eröffnete Gräfin Zichy-Metternich die Tagung. Nach Verlesung der Huldigungstelegramme an den Kaiser und den Heiligen Vater und Begrüßung der Versammelten durch die Vorsitzende ergriff der Diskussionsleiter Msgr. Prof. Dr. Waitz (Brixen) das Wort zu einer kurzen Ansprache, in welcher er den Frauentag unter den besonderen Schutz der heiligen Jungfrau stellte, „der Königin des Himmels und der Erde, die das edelste und heiligste und schönste Ideal der Frauenbewegung ist,

ein Ideal, so schön, wie es keine andere Weltanschauung schaffen und bieten kann, ein Ideal, das für jeden Stand, für jedes Alter, für jeden Berufskreis gilt." — Mit der Erstattung des ersten Referates, das dem ganzen Kongreß gewissermaßen Ziel und Richtung gab, war P. Augustin Rösler C. SS. R. (Mautern in Steiermark) betraut; er sprach über den „mütterlichen Beruf der Frau", den die katholische Frauenbewegung in ihrem Gesamtwirken nie aus dem Auge verliert. Der Grundgedanke, der im ersten Referat wie auch in allen späteren Reden immer wieder zum Ausdruck gelangte, lautete: „Der Mutterberuf oder die Mütterlichkeit, die leibliche sowohl als die geistige, ist und bleibt die Hauptaufgabe, welche das weibliche Geschlecht in der menschlichen Gesellschaft und für die Menschheit zu leisten hat. Die Erfüllung dieser Aufgabe zu ermöglichen und zu erleichtern, ist die Pflicht der katholischen Frauenbewegung." Wie schwer die sozialen Verhältnisse unserer Zeit es den auf Broterwerb angewiesenen Frauen machen, ihren Mutterberuf zu erfüllen, zeigten die Referate über die Arbeiterinnenfrage (Fräulein v. Schalscha-Berlin) und über die berufliche Erwerbstätigkeit der Frau (Fräulein Theimer-Wien); ein wie weites, fruchtbares Feld für die Ausübung der geistigen Mütterlichkeit der Bebauung durch fleißige, mutige Frauen harrt, bewiesen die Vorträge über die Ausbildung der Frau für Hygiene und Krankenpflege (Fräulein Auegg-Graz), über weibliche soziale Hilfstätigkeit (Gräfin Corti-Graz), über die Dienstbotenfrage (Dr. Ernst-München), über den Kampf gegen die Unsittlichkeit (Dr. Plöchl-Wien) und vor allem zwei der schönsten und ergreifendsten Referate des ganzen Kongresses: das über die Organisation der schulentwachsenen Mädchen (Baronin von der Wense-Wien) und das über die Fürsorge für die Gefallenen (Gräfin Fünfkirchen-Liechtenstein-Wien), die „armen, verlorenen Seelen", die nicht auf ewig verloren zu sein brauchen, wenn eine mitleidige Schwesterhand sie zu rechter Zeit aus der Nacht der Sünde und des Elends reißt.

Fast zwei volle Tage verwendeten die Kongreßteilnehmer auf die Beratung verschiedener pädagogischer und Schulfragen: die wachsende Notwendigkeit des hauswirtschaftlichen Unterrichtes wurde betont (Fräulein v. Ruszczyńska-Krakau), mancherlei der Reform bedürftige Zustände in der Volksschule (Fräulein Panzer-Wien), in den weiblichen Mittelschulen (R.-Abg. Direktor Kemetter-Wien) und in den Handels- und Fortbildungsschulen (Fräulein Linke-Wien) beleuchtet sowie schließlich die Notwendigkeit und Zulässigkeit des Hochschulstudiums für Frauen (Professor Hilgenreiner-Prag) in Erwägung gezogen. Das praktische Resultat dieser Beratungen war der Beschluß der niederösterreichischen Frauenorganisation, in Wien eine katholische Mittelschule für Mädchen zu begründen, — ein Beschluß, der bereits mit Beginn des Schuljahres 1910/11 zur Ausführung gelangen und somit die erste der Öffentlichkeit erkennbare Frucht des Frauentages zeitigen wird. Eine weitere derartige Frucht wird eine Zeitschrift für die gebildete katholische Frauenwelt Österreichs sein, deren Herausgabe durch das Referat über die literarische Tätigkeit der Frau (Fräulein Domanig-Klosterneuburg) angeregt wurde und die voraussichtlich im Januar 1911 zu erscheinen beginnen wird.

Eines der interessantesten Referate, dem eine überaus lebhafte Diskussion folgte, war das über die Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten (M. d. R. Dr. Fleischer-Berlin). Es ließen sich dabei deutlich drei Richtungen innerhalb der katholischen Frauenbewegung erkennen: eine, die das Frauenstimmrecht wünscht, eine zweite, die es unbedingt von sich abwehren will, und eine dritte, die

es zwar als ein Übel, aber ein durch die Zeitverhältnisse notwendig gemachtes Übel betrachtet.

Eine glänzende Festversammlung im Sophiensaale beschloß den Frauentag. Lauter Beifall lohnte die Festredner: Msgr. Waitz, der die Arbeit des Kongresses in kurzem Rückblick zusammenfaßte, Baronin Kopal (Hartenberg), welche die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft schilderte, und Professor Faulhaber (Straßburg), der die Caritas als das alte Erbgut der österreichischen Frauenwelt pries. Ein näheres Eingehen auf diese Reden sowie auf den Gesamtverlauf des Frauentages verbietet hier der beschränkte Raum, doch sei der Hinweis gestattet, daß ein ausführlicher Bericht über den Kongreß sich im Drucke befindet und in allernächster Zeit bei Herder-Wien im Kommissionsverlage erscheinen wird.

Der gegenwärtige Stand der Schillergenealogie. — Ein Dutzend Jahre ungefähr ist nun an die Erkundung der Vorfahren des Dichters gewendet worden. Ja der Fleißigste auf diesem Gebiete, Oberleutnant Richard Schiller, darf sich rühmen, seinem Geschlecht und seinem großen Namensvetter zulieb vierzehn Jahre Lebensarbeit geopfert zu haben. So in seinem am Anfang dieses Jahres der Öffentlichkeit übergebenen Werk: „Die Schillergeschlechter Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung der schwäbischen Schiller und des Stammbaums des Dichters". (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart; 366 Seiten in Quart mit 86 ganzseitigen Illustrationen, Lichtdruckbildern von Personen und mehrfarbigen Wappenbildern, unter Hildebrandts Meisterhand entstanden. Preis 100 Mark.) Eine so großartige buchhändlerische Leistung wird noch selten für eine Familie oder einen Dichterstamm aufgewendet worden sein und darum darf sie auch mit Recht auf eine öffentliche Besprechung rechnen. Man wird dabei nicht auf dies Werk allein sich beschränken können, vielmehr seine Bedeutung für die Gesamtarbeit der gegenwärtigen Schillerforschung auf genealogischem Gebiete zu werten haben.

Richard Schiller hat ein ungemein großes Material von Stammbäumen aller möglichen Schillerfamilien deutscher Zunge, obskuren und illustren, zusammengetragen und die Träger des Namens werden ihm Dank dafür wissen, wenn es auch bei diesem weitschichtigen Gebiete an Inkorrektheiten im einzelnen der Namen und Zahlen nicht fehlt. Ganz besonders eingehend sind die schwäbischen Schiller behandelt und alles, was auf den größten Träger dieses Namens bezug haben kann. Wenn man die Riesenfamilie überblickt, so kann man sich eines starken Zweifels nicht erwehren, ob denn auch die Annahme des Verfassers richtig sein könne, alle diese schon vor Jahrhunderten so zahlreichen und so weitverbreiteten Schiller seien blutsverwandte Glieder eines und desselben Geschlechts, wie groß auch von jeher der Wandertrieb der Deutschen und wie fruchtbar die eine oder andere Familie gewesen sein mag. Verfasser läßt es ja an Beispielen von Hin- und Herzügen einzelner Träger des Namens nicht fehlen. Die übliche und etymologisch anerkannte, vom Verfasser allerdings bekämpfte Ableitung des Namens von „schielen", im Volksmund auch „schillen", erklärt doch wohl am einfachsten die häufige autochthone Entstehung. So kam es ähnlich zu anderen Geschlechtsnamen, wie: Blind und Stumm, Stammler und Blinzler usw. Einen unverschuldeten Naturmangel aufs Korn zu nehmen und nach ihm dessen Träger von der Masse der andern zu unterscheiden, scheute sich eine derbere Zeit um so weniger, je augenfälliger und deshalb je eindrucksvoller und allgemeiner unterscheidbar ein solches Merkmal war. Um Heidenheim und Brenz herum ist das Schielen heute noch ein Erbstück der Schiller.

Richard Schiller glaubt den Anfang der Familie im bayerischen Franken und insbesondere in Nürnberg suchen zu sollen, und zwar aus einem doppelten Grunde. Seine Ableitung des Namens von Schilderer oder Schildmaler scheint sich am ehesten in einer kunstfertigen alten Reichsstadt zu erklären und sodann finde sich hier der Name schon im 14. Jahrhundert. Allein im heutigen und im alten Württemberg ist der Name ähnlich alt, in Südtirol bekanntlich noch ein Jahrhundert früher anzutreffen. Im Jahre 1400 nennt ein württembergisches Gefällbuch aus Schorndorf schon ganz deutlich mindestens drei verschiedene Vertreter des Namens in Grunbach, dem Nachbarort der Grablege der alten württembergischen Grafen Beutelsbach: einen bis zwei Ullrich, einen Hans und einen Haintz Schilher. Das sind Gemeinden in der Heimat des Dichters, im Remstal, herum um Waiblingen, der alten Staufenstadt, in welcher Gegend sich später die Schiller massenhaft finden.

Was den Dichter betrifft, so betont Verfasser, nur auf wissenschaftlichem Grunde stehen bleiben zu wollen, und hier sei das Jahr 1639, also wenig über hundert Jahre vor der Geburt des Dichters, das letzte urkundlich sichere Datum: aus diesem Jahre ist nämlich als verstorben erwähnt Stephan Schiller, des Dichters Ururgroßvater, in Neustadt, eine halbe Stunde von der Altstadt Waiblingen entfernt, laut Notiz des Ehebuchs. Die Kirchenregister gehen nicht weiter zurück und so scheint man hier Schluß machen zu sollen. Um so dringender freilich wird nun die Aufforderung, auch andere Quellen aus Staats- und Gemeindearchiven aufzuschließen. Die Möglichkeit, Neues auf unbekannten, dunklen Gebieten zu entdecken, ist doch von vornherein nicht abzuweisen, und selbst wenn man auch mit indirekten Anzeichen sich begnügen muß, doch so lockend, daß auch Richard Schiller und seine Freunde sich dem Anreiz nicht ganz verschließen konnten.

Allerdings spielte hier noch eine andere Erwägung herein, die die Neigung erweckt, die Zeit der ersten Remstaler Ahnen des Dichters herunterzudrücken. Auf Vermutungen hin und manchen stillen Wünschen entsprechend, hat 1856 das „Gothaische genealogische Taschenbuch" der freiherrlichen Häuser den Dichter von den adeligen Schillern von Herdern, einer ehemaligen Vorstadt von Freiburg im Breisgau, abstammen lassen. Andere haben es weiterverbreitet und Archivrat Professor Doktor Peter Albert in einer Denkschrift zum Schillerjubiläum 1905 aufs neue annehmbar zu machen gesucht. Der wichtigste Inhalt dieser Denkschrift mit einiger Anpassung an die Gegenwart, doch ohne die neueren Forschungen erheblich zu berücksichtigen, ist nun in das neue Werk aufgenommen. Hienach hätte man sich die Sache so zu denken: ein Nürnberger Schiller wanderte aus nach Riedlingen, woselbst Stephan Schiller (1477—1517) Bürgermeister war; sein Sohn Bernhard als Arzt und Professor nach Freiburg († 1533/34); irgend ein Nachkomme, von dessen Söhnen Stephan, Leonhard oder Joachim, letzterer gleichfalls namhafter Arzt, in die Nähe von Waiblingen, zunächst vielleicht nach Grunbach, woselbst es um 1560 einen Stephan gab, und dann nach Neustadt. Das ist nun alles schön und kühn konzipiert. Aber worauf gründet sich die ganze Kombination, von der sich in der Familie des Dichters nicht die geringste Erinnerung fand? Was kann die katholischen Freiburger Schiller bewogen haben, aus dem Vorderösterreichischen in das stockprotestantische Schwaben auszuwandern, in das altwürttembergische Remstal, in die Gegend von Grunbach und Geppach, zwischen welchen beiden Orten man um 1530 einen Stein auf der Straße gefunden haben soll mit der Inschrift auf der einen Seite: „Hie gut Württemberg allwege!" und auf der anderen: „Vivat dux Ulricus!" Zwischen

beiden Gebieten blieb noch jahrzehntelang nach der Rückkehr Herzog Ulrichs aus der Verbannung eine tiefe Kluft.

Man ist einigermaßen erstaunt über die Gründe, die Archivrat Albert wiederholt vorbringt und die er eine „vierfache Beweisreihe“ nennt: erstens die Wiederkehr des katholischen Namens Stephan im protestantischen Remstal; allein in dessen Archiven kommt tatsächlich der Name Stephan sehr häufig vor. Zweitens die Ähnlichkeit des Wappens. Man weiß aber, daß es der Vater des Dichters nach üblicher Weise mit Hilfe eines Wappenstechers aus einem Wappenbuch entlehnte und der Dichter selbst 1802 der kaiserlichen Kanzlei gegenüber das seither geführte nach Möglichkeit beizubehalten wünschte. Wenn bei Begebung mit dem Freiherrnstand 1845 zum Einhorn noch die Pfeilspitze kam, also das ganze gebesserte Wappen der Schiller von Herdern vom Jahre 1542, so war dies nach Erlöschen dieses Geschlechts fast selbstverständlich. Drittens der erwähnte Joachim Schiller in Freiburg wird als ein „begnadeter Dichter“ gerühmt. Da die Welt indes von diesem Dichtergenie so gar wenig weiß, so dürfte die Geistesverwandtschaft mit dem großen Schiller kaum bedeutend genug sein, um den letzteren genetisch und gar genealogisch nach Fleisch und Blut abzuleiten. Viertens: Professor Mynsinger von Frundeck, Sohn des einstigen österreichischen Kanzlers in Stuttgart, gab der Familie Schiller beim Kauf des Weiherhofs an Zahlungsstatt einen Zins von 40 Gulden, den ihm der württembergische Erbmarschall Hans Konrad von Thumb und seine Gemeinde Stetten zu entrichten hatten, ein Zinschen, dessen Genuß damals ein Auskommen bedeutete und ganz wohl einen in Not befindlichen Sprossen der Familie ins Remstal geführt haben könne, etwa um 1570. Bekanntlich gehörte Thumb zu den getreuesten Anhängern des einst verbannten Herzogs, und solange man nicht schwarz auf weiß das Gegenteil nachweist, können wir ruhig annehmen, daß er um jene 40 Gulden oder das entsprechende Kapital von 800 Gulden von seinen Gegnern unter irgend einem Rechtstitel geschröpft worden sei und es daher auch nicht leicht jemand wagen mochte, auf Kosten der also Ausgesogenen in Stetten oder in der Nachbarschaft sich niederzulassen. Wir wissen überhaupt so wenig von dieser fingierten Auswanderung, daß man nicht einmal eine Person angeben kann, die sie ausgeführt haben könnte. Bis man also über das Wie, Wann und Wohin den „glücklichen Fund“ getan, auf den uns Albert vertröstet, kann man in diesem vierten und scheinbar schlagendsten „Beweis“ nur einen findigen Gedanken sehen, dessen Vater fromme Wünsche sind.

Vor allem möchte man Peter Albert und Richard Schiller wünschen, daß sie aus den ideenreichen Gefilden der Phantasie zurückkehren auf den Boden der Wirklichkeit und von der Quellbohrung profitieren, die ebenfalls seit ungefähr einem Dutzend Jahren auf dem eigentlichen und zunächst abzusuchenden Quellgebiet vorgenommen worden ist, nämlich im Remstal selbst, an den Schillerorten und im Staatsarchiv zu Stuttgart. Wenn man Gustav Schwab und seinen schwäbischen Landsleuten einst den Vorwurf machen konnte, daß sie fast zwei Menschenalter hindurch kaum über den Großvater des Dichters zurückgegangen seien, so ist dies Gravamen, das angesichts der scheinbaren Inferiorität der Familie immerhin nicht sonderlich belastend war, nun in Schwaben am allerwenigsten angebracht. Etwa Versäumtes suchte man hereinzuholen. Es ist allerdings ein auswärtiger Schillerbiograph, der trotz aller Zweifel immer tätige Richard Weltrich in München, der zur Aufspürung neuer Quellen anspornte. Traugott Haffner von Marbach hat den Dichterstamm auf zwei weitere Generationen bloßgelegt, und Verfasser dieses suchte vom J. 1639 in Neustadt die

Gütersteuerbücher bis 1568 und sodann mittels eines Indizienbeweises noch weiter zurückzukommen und gleich die Geburt der erstbekannten Dichterahnen um weitere drei Jahrhunderte zurücklegen zu können, nämlich bis tief ins 14. Jahrhundert hinein, eben in dem genannten Grunbach. Man vergleiche die „Halbmonatlichen württembergischen Vierteljahrshefte" von 1905 und 1909 und ebenso Weltrichs Buch „Schillers Ahnen" 1907, auch „Roland", Zeitschrift für Stammes- und Wappenkunde 1909. Auf das Einzelne dieser umfangreichen Erforschung der Quellen ist hier nicht einzugehen, vielmehr nur kurz auf die schon lange bekanntgegebenen Tatsachen hinzuweisen, die den vorhin ausführlich dargelegten Hypothesen selbst den schönen Schein einer bloßen Möglichkeit entziehen: erstens die Riedlinger Schiller sind daselbst schon im 14. Jahrhundert ansäßig gewesen; zweitens die Remstal-Schiller sind um 1550 so überaus zahlreich, — wir nennen nur die Orte Grunbach, Groß- und Kleinheppach, Schnait, Winennden, ja selbst Neustadt, — daß erst noch einen Einwanderer Schiller in der Ferne zu suchen mehr heißt, denn einst Eulen nach Athen zu tragen; drittens der Stephan Schiller, dem wir schon 1563 in Grunbach begegnen, ist Stifter und bürgerlicher Weingärtner und sitzt auf dem Haus und Hof, das die Schiller seit einundeinhalb Jahrhunderten innehaben, ist also sicher kein Zugezogener; endlich viertens: in Neustadt gibt es schon 1568 einen Schiller, der sich durch die Vererbung seines Besitztums als den Ahnen der urkundlich sicheren Vorfahren des Dichters beweist, und hohe Wahrscheinlichkeit, deren Gründe an den erwähnten Orten erörtert sind, spricht dafür, daß er aus jenem Stammsitz in Grunbach hervorgegangen ist. Damit ist dann eine Ahnenreihe von ungefähr einem Dutzend Vorfahren des Dichters gewonnen, die die stattliche Zahl von vier Jahrhunderten umfassen. Gottfried Maier.

Die Geschichte des Templerordens, die allezeit das lebhafteste Interesse auch der Nichthistoriker in weitesten Kreisen angeregt hat, ist bis heute noch in mancherlei Dunkel gehüllt. Viel des Neuen nun über diesen interessanten Stoff findet man in einem kürzlich erschienen Werke von H. Finke,[1]) das u. a. Briefe, Reden und Gutachten zur Geschichte des Untergangs des Templerordens, Aragonesische Gesandtschaftsberichte vom allgemeinen Konzil von Vienne sowie Antworten des Königs und Templerprozeßakten bringt, durchwegs Neuveröffentlichungen zumeist aus den Archiven von Barcelona, der Hauptstadt des ehemaligen aragonesischen Reiches, wo die Templer immer eine besondere Stellung innerhalb ihres Ordens einnahmen. Ein großer Teil der Stücke ist in katalonischer Mundart abgefaßt. Der Herausgeber selbst nennt diesen seinen Quellenstoff „mehr Stimmungs- als neues Tatsachenmaterial": Stimmungsmaterial ist vor allem der „Briefwechsel, den jene kraftvollen aragonesischen Vertreter des Ordens, auch eingeschlossen, miteinander und mit Frankreich führten". Dann aber bildet die Sammlung eine Nachlese zu dem bisherigen Prozeßstoff. Römische und Pariser Archive sind wieder durchstöbert worden. „Ich weiß wohl, daß ich nicht alles Übersehene herangezogen habe; dazu hätte es eines längeren Nachsuchens, zumal auch in England, bedurft. Aber ich habe die Empfindung, daß das Ausschlaggebende jetzt vorliegt . . . Die Schuldfrage wird durch neue Funde wohl nicht weiter geklärt werden". Der Verfasser hat diesen Quellenstoff selbst im I. Band

[1]) Dr. Heinrich Finke: Papsttum und Untergang des Templerordens. I. Band: Darstellung. — II. Band: Quellen. (Vorreformationsgeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Heinrich Finke. IV. und V. Band.) Münster i. W., Aschendorff. Gr.-8° (XV, 397 und VIII, 399 S.) Mk. 8.— und Mk. 12.—.

in einer Weise verarbeitet, daß mit der Aufzeigung der Resultate der „Darstellung" auch die Bedeutung der neuen Dokumente hinreichend ins Licht gestellt sein wird.

Es ist des Neuen viel, was uns Finke zu sagen hatte. Die Hauptfrage, die er sich zur Beantwortung vorgelegt, ist die Schuldfrage der Templer. Die neueren Darstellungen mußten da vielfach korrigiert werden: die von Prutz im Hauptresultat, die von Lea in vielen Einzelfragen. Erst jetzt fühlt man, daß wir uns bezüglich der Templerfrage auf einigermaßen sicherem Boden bewegen. Das Hauptproblem ist ganz gelöst, und zwar mit einer entschiedenen Verneinung der Templerschuld. „Wenn von Schuld oder Unschuld des Templerordens geschrieben wird . . " präzisiert der Verfasser seine Fragestellung, „so bedeutet das eine Antwort auf die Frage: Waren die Verleugnung Christi, Bespeiung des Kreuzes, unsittliche Küsse . . im Orden bei der Aufnahme und bei den Ordenskapiteln gebräuchlich? . . Also nicht Vergehen eines einzelnen Templers, nicht deren Orden auf anderen Gebieten anhaftende Schattenseiten fallen unter den Begriff der Templerschuld." — Zwei Nebenprobleme will Finke insbesondere einer Lösung näherführen: 1. Wie kommt das Papsttum zu seiner verhängnisvollen Stellung zum Templerprozeß? Auch dieses ist ganz gelöst, und zwar einigermaßen zugunsten des bisher vielfach zu schroff beurteilten Klemens V. Diesem Problem verdankt auch wohl das ganze Werk seinen Titel. — 2. Was hat Philipp der Schöne zum Vernichtungskampf gegen den Orden bewogen? „Hier", meint der Verfasser, „ist die Lösung noch nicht zur Zufriedenheit gelungen. Studien über die wirtschaftliche Lage Frankreichs und seines Königtums werden da Wandel schaffen müssen." Und in der Tat, das Verhalten Philipps bleibt auch nach dieser Arbeit ein ungelöstes Rätsel. Der Verfasser spricht es selbst aus, daß die gebotene Charakteristik Philipps und seiner Stellung zum Orden die Lösung des Rätsels noch zu erschweren geeignet sei. (I. Band, S. 85.) Doch gehen wir auf die Resultate näher ein: Ursache des Untergangs des Templerordens ist nicht seine Exekution und die daraus hervorgehende Abneigung des höheren Klerus (c. I., 4). Diese Auffassung „hat doch nur in dem Sinne Berechtigung, daß, wenn einen anderen exemten Orden das Templergeschick getroffen hätte, er ebenso isoliert dagestanden hätte". — Eine Entfremdung zwischen dem Orden und Klemens V. ist ebensowenig zuzugeben (c. I., 4). Ferner „liegt kein Beweis einer Animosität, einer längeren Feindschaft Philipps in seinen Anfängen gegen die französischen Templer vor . . . Er nützt den Orden wie die andern in seinem Interesse aus, die Templer vielleicht noch mehr, da sie seine Finanzverwaltung leiteten, und er gewährte ihnen die einzelnen Privilegien als Zeichen seines kühlen Wohlwollens" (c. I., 5). — Eine gewisse Verweltlichung des Ordens wird zugegeben (c. I., 6); nur bezüglich der aragonesischen Templer wird wiederholt betont, daß in Spanien der Orden seine Daseinsberechtigung und innere Tüchtigkeit noch lange nicht verloren hatte. Was den Templerprozeß veranlaßt und ermöglicht hat, sind folgende Tatsachen: 1. die Denunziation des Esquiu de Floyran, über die nunmehr ein sicheres Dokument vorliegt (II. Band, Nr. 57). Ihre große Bedeutung hat Finke erst ins rechte Licht gestellt (c. II); 2. die Abhängigkeit Klemens' V. von Philipp dem Schönen. In dieser Abhängigkeit, „deren sich beide bewußt waren, beruht die Möglichkeit des Templerprozesses. Man denke nur an die Möglichkeit eines ähnlichen Prozesses unter Bonifaz VIII. und König Philipp". Die von Neueren bezweifelte Äußerung des Papstes: „Et si non per viam iustitie potest destrui (sc. ordo Templariorum), destruatur tamen per viam expedientie, ne scandalizetur charus filius noster rex Francie", hält Finke für einen guten

Schlüssel zur Erklärung des päpstlichen Verhaltens. Zur Ehrenrettung Klemens' V. betont er, daß der Papst ein kranker Mann war (c. II). Das Urteil über seinen Charakter resultiert in dem Satze, man dürfte „Klemens V. keinen willenlosen oder auch nur schwachen Herrscher nennen, wenn sein Verhältnis zu Philipp dem Schönen nicht wäre"; 3. Philipp des Schönen Pläne, das Ordensvermögen oder den Ordenseinfluß zur Vergrößerung der königlichen Macht zu benützen. Die Bedrängung des Papstes mit dem Prozesse gegen Bonifaz sei wohl nur ein diplomatischer Kunstgriff gewesen, „eine andere Wirkung sollte erzielt werden: den Papst gefügiger zu machen für Pläne Philipps in der Templersache". Berichte über phantastische Pläne Philipps bezüglich der Vereinigung der Ritterorden unter seiner oder der jeweiligen Großmeisterschaft eines Sohnes des französischen Königs, hält Finke für wahrscheinlich (S. 121 ff.) Jedenfalls ist noch vor dem Prozeß über die Union der Orden verhandelt worden. Die Opposition des letzten Templergroßmeisters mag immerhin Philipp sehr unangenehm gewesen sein; 4. „Es war ein Verhängnis für die französischen Templer, daß sie keiner rein kirchlichen Inquisition in die Hände fielen. Was bisher zu wenig beachtet wurde, sind folgende Tatsachen: die Einkerkerung der Templer in Frankreich geschah ohne vorheriges Einverständnis mit dem Papste, was dieser als eine Rücksichtslosigkeit empfunden hat. Die erste wichtigste Untersuchung und Verhör wird (unter Anwendung der Folter) von den königlichen Beamten allein vorgenommen", dann erst wird die Inquisition herangezogen. Den Geständigen wird volle Verzeihung angeboten, den Leugnenden der Tod angedroht. Der Widerruf eines Geständnisses wird als Rückfall in die Häresie betrachtet, auf den der Feuertod steht. Auf die Zusammenstellung des Inquisitionstribunals übt Philipp einen maßgebenden Einfluß aus. Finke stellt zum Beispiel fest, daß das Amt eines französischen Generalinquisitors durchaus neu unter Philipp dem Schönen erscheine. Er vermutet, daß der Dominikanerprior von Paris die bisher geteilten Gerichtskreise „einem einzigen Inquisitor übergeben hat, und zwar auf Veranlassung Philipps, der so ein gefügiges Werkzeug in die Hand bekam". Der Generalinquisitor ist der Beichtvater des Königs. Eine (vom Papst eingesetzte) bischöfliche und eine päpstliche Kommission soll jetzt die Templerschuld untersuchen, die bischöfliche die Schuld der einzelnen Templer, die päpstliche die des ganzen Ordens. „Klemens hat der königlichen Partei doch zu viel Schwierigkeiten gemacht. Noch beinahe vier Jahre existierte der Orden und war in dieser Zeit ein Hemmnis für die französische Politik; und dann blieb auch von den Gütern des Ordens nur ein großer Raub in den Händen des Staates. Beides hatte die Vertretung des geistlichen und weltlichen Frankreich nicht geahnt". — Doch die Kommissionen arbeiteten gleichzeitig und so gegeneinander. Auf beide hatten Philipps weltliche Vertreter maßgebenden Einfluß, nicht bloß durch Beeinflussung der Auswahl der Kommissionsmitglieder; „selbst in die Verhöre vor der päpstlichen Kommission drängten sich ungerufen", wie es heißt, „Nogaret und Plaisians und beeinflußten die Aussagen in entscheidender Weise". 600 Templer hatten sich 1310 zur Verteidigung des Ordens gemeldet. Nur wenige werden verhört, und zwar die wenigsten Ordensverteidiger. „Offenbar werden der päpstlichen Kommission von fremden Händen die Leute, die verhört werden sollen, in die Hände gespielt." Gleichzeitig tagt die bischöfliche Kommission: am 12. Mai 1310 werden in Paris ein halbes Hundert Ordensverteidiger verbrannt, weil sie ihre vorherigen Bekenntnisse widerrufen hatten. Der Eindruck war ein gewaltiger. Die allermeisten Verhörten gestehen jetzt die Ordensverbrechen. So in Frankreich. „Bei allen

Frankreich im engeren oder weiteren Kreise umgebenden Ländern (dagegen) ist die Unschuld des Ordens sonnenklar. Nur die Territorien, die mit Frankreich enger zusammenhängen oder mit dem Papsttum (zum Beispiel Kirchenstaat), weisen Schuldbekenntnisse auf." Überall — anscheinend mit Ausnahme Deutschlands — wird seit 1310 die Untersuchung mit Anwendung der Folter geführt. Und wie viel Widersprüche und wie viel Unsinn enthalten die Geständnisse! „Eins scheint mir sicher zu sein: wer jetzt noch für die Wahrheit der Anklagepunkte eintritt, der muß auch den Mut haben, seinen Glauben an die Erscheinung des Teufels in Gestalt eines Katers bei den Templerfesten zu bekunden; denn dessen Erscheinen und zuweilen auch seine Buhlschaft mit ihnen in Gestalt einer schönen Frau haben, wie wir jetzt wissen, zahlreiche Templer ebenso bejaht und beschworen wie die andern Anklagepunkte"; die große Schuld an dem Kleinmut der geständigen Templerscharen trägt das unwürdige Betragen des Großmeisters Jacob de Molay, der ohne Folter gestanden hatte.

Die letzten Kapitel sind den Verhandlungen in Vienne, dem Schicksal der Ordensgüter und der einzelnen Templer nach Aufhebung des Ordens gewidmet. „Die Heimsuchung traf ein schwaches Geschlecht, das aus Folterangst und Todesfurcht sich zu Geständnissen herbeiließ, die es, sobald ein Hoffnungsstrahl leuchtete, mit Entrüstung ableugnete, um sie in neuer Gefahr wieder von neuem abzulegen. Nur bei einem Starkmütigen können erfolterte Geständnisse von Wert sein." Wrzol.

Aus Zeitschriften. — Als Freund und mehrjähriger Arbeitsgenosse Wilperts führt Johann Peter Kirsch im „Hochland" (VII, Heft 6) die wissenschaftliche Erscheinung und die Arbeitsmethode des berühmten Katakombenforschers vor („Joseph Wilpert und die heutige Katakombenforschung"). Wilpert, geboren am 22. August 1857 in Eiglau in Schlesien und zum Priester geweiht 1882, traf im Herbst 1884 im deutschen Campo santo bei St. Peter in Rom ein, um sich in dem vom Prälaten Anton de Waal gegründeten Priesterkollegium dem Studium der christlichen Archäologie zu widmen. Bald nach ihm kam auch J. P. Kirsch zu dem gleichen Zwecke nach Rom und es ergab sich von selbst ein inniges Zusammenwirken in gemeinsamer Arbeit. Von dem Altmeister auf christlich-archäologischem Gebiete, Giovanni Battista de Rossi, erhielten die jungen Gelehrten wertvolle Winke und Anregungen sowie die Erlaubnis zum Arbeiten in den Katakomben selbst. Da galt es denn zunächst, durch eigene Anschauung an Ort und Stelle die Denkmäler der römischen Katakomben genau kennen zu lernen, und es begann ein systematisches Durchforschen aller zugänglichen Galerien. „Über die Malereien wurden Notizen gemacht, wobei Wilperts scharfes Auge und seine im Zeichnen geübte Hand ihm trefflich zustatten kamen; Inschriften wurden abgeklatscht, Beobachtungen über die technische Anlage der unterirdischen Gänge und Krypten und der Grabstätten aufgezeichnet." Das stundenlange Arbeiten in den feuchten, niedrigen und dumpfen Gängen war oft mit großen körperlichen Anstrengungen verknüpft, vermochte die eifrigen Forscher aber weder zu ermüden, noch zu entmutigen. Wilpert hat diese Tätigkeit fast 20 Jahre fortgesetzt, um das Material zu seinen monumentalen Publikationen zu sammeln, und erlangte durch den greisen de Rossi vielerlei Erleichterungen, als er den Plan faßte, „alle Malereien der römischen Katakomben aufzuspüren, soweit sie überhaupt bis jetzt erreichbar sind, dieselben eingehend zu untersuchen, genaue Reproduktionen, wo möglich Photographien, anfertigen zu lassen und auf

dieses gesamte Material hin eine endgültige Publikation dieser Bilder zu veranstalten, indem er sie vor allem als Dokumente zur altchristlichen Ikonographie genau nach Befund vorlegen wollte." Unter großen Schwierigkeiten führte Wilpert diesen Plan durch. Da ihm nur von der Görresgesellschaft eine kleine Geldunterstützung (2000 Lire) zuteil wurde, mußte er die bedeutenden Kosten des Unternehmens aus eigenen Mitteln bestreiten. Vor keiner Anstrengung zurückscheuend, griff er oft selbst zu Hacke und Spaten, um verschüttete Zugänge freizulegen. Schöne Funde belohnten seinen Eifer: es gelang ihm, einzelne für verschollen geltende Kammern wieder aufzufinden und manche kaum noch zu erkennende Malereien vor ihrer endgültigen Zerstörung der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Die Reproduktion der Katakombengemälde wurde sehr erschwert durch den Umstand, daß diese vielfach durch Flecken und Pilze verunstaltet waren. Wilpert ließ daher ein Stück von einem Freskogemälde mit solchen Flecken durch einen Chemiker untersuchen und es gelang, eine Säure zu finden, mit welcher die Bilder gereinigt werden konnten, ohne zerstört zu werden. Diese Behandlung führte zu einigen der schönsten Funde Wilperts, z. B. zu der Entdeckung der Malereien in der Cappella greca der Priscillakatakombe, einer Darstellung des eucharistischen Opfermahles aus den ersten Dezennien des zweiten Jahrhunderts. — Äußerst schwierig gestaltete sich die photographische Aufnahme der Wandmalereien, die bei künstlicher Beleuchtung vorgenommen wurde. Um so bedauerlicher war es, daß eine große Zahl von geglückten Aufnahmen und Platten durch eine Feuersbrunst der photographischen Anstalt vernichtet wurde. „Wilpert ließ den Mut nicht sinken. Er griff das Werk von neuem an, mit Benutzung aller Erfahrungen, die er gemacht hatte, und mit Berücksichtigung der neuesten technischen Fortschritte in der Reproduktion der Bilder." Um die Wirkung zu erhöhen und die Reproduktionen den Originalen so ähnlich wie möglich zu machen, beschloß Wilpert, durch den tüchtigen Aquarellisten Tabanelli, dessen Arbeiten er selbst leitete und beaufsichtigte, genaueste farbige Kopien der Katakombenfresken herstellen zu lassen. So wurden nach und nach über 500 Aquarelle und eine entsprechende Anzahl von Photographien ganzer Bilder oder von Teilen derselben angefertigt. „Bei dem unaufhaltsamen allmählichen Verblassen der Katakombenbilder hat dadurch Wilpert für die Zukunft diese Denkmäler für die Kenntnis der künftigen Generationen gerettet." — Als das reiche Material beisammen war und nachdem Wilpert bereits durch verschiedene Einzelpublikationen die Aufmerksamkeit auf sich und seine Arbeiten gelenkt hatte, wurde ihm für den Druck seines großen Werkes einige materielle Hilfe zuteil: der Deutsche Kaiser spendete 20.000 Mark, der Kardinal-Fürstbischof Kopp 30.000 Lire. Durch diese Gaben war etwa ein Viertel der Gesamtkosten gedeckt. Im Jahre 1903 konnte das Monumentalwerk „Die Malereien der Katakomben Roms" in zwei Quartbänden und in doppelter Ausgabe erscheinen: deutsch bei Herder in Freiburg, italienisch bei Desclée in Rom. J. P. Kirsch schreibt: „Eine langjährige Beschäftigung mit archäologischen Studien in den Katakomben selbst gestattet mir das Urteil, daß es kaum möglich sein wird, die Malereien dieser ehrwürdigen Stätten des Urchristentums jemals genauer und besser wiederzugeben, als es hier geschehen ist; wir besitzen in diesem Werke die endgültige Publikation dieser wichtigen Klasse der altchristlichen Denkmäler." Der Erfolg des Werkes war denn auch ein durchschlagender. Pius X., der die Widmung der italienischen Ausgabe angenommen hatte, zeichnete den Verfasser auch noch dadurch besonders aus, daß er durch ihn persönlich ein prachtvoll gebundenes Exemplar des Werkes dem

Deutschen Kaiser als Geschenk überbringen ließ und Wilpert bei dieser Gelegenheit zum wirklichen päpstlichen Protonotar di numero ernannte. „Es war seit Jahrhunderten das erste Mal, daß ein Nichtitaliener in das Kollegium der wirklichen Protonotare aufgenommen wurde.“ In demselben Jahre (1903) wurde der deutsche Gelehrte auch Mitglied der päpstlichen archäologischen Kommission, die unter dem Vorsitz des Kardinalvikars von Rom die Ausgrabungen in den Katakomben leitet. — Bald nach Vollendung seines großen Werkes nahm Wilpert ein zweites in Angriff, an dem er gegenwärtig arbeitet: die Publikation der frühmittelalterlichen Fresken in den Kirchen Roms. Der Heilige Vater läßt dieser Arbeit jede mögliche Förderung zuteil werden, so daß es dem unermüdlichen Gelehrten hoffentlich vergönnt sein wird, auch diese Aufgabe in glänzendster Weise zu lösen.

— Unter den vielen, die in den letzten Jahren in Rußland zur katholischen Kirche zurückkehrten, befinden sich — wie „Die katholischen Missionen“ (1910, Aprilheft) berichten — auch mehrere ausgezeichnete Geistliche. Einer von ihnen, der als Mönch auf dem Berge Athos zum Priester geweiht worden war, erhielt bei seiner Konversion ausnahmsweise die Erlaubnis, den lateinischen Ritus anzunehmen, um ungehinderter als Seelsorger wirken zu können. Auch die beiden Seelsorger der russischen Konvertitengemeinde in St. Petersburg sind Konvertiten. Ihre Gemeinde besteht aus russischen Katholiken, die auch nach ihrem Übertritt den slawischen Ritus beizubehalten wünschten. Den Priesterkonvertiten ist auch beizuzählen der hochwürdige Herr Alexander Sipiagin, ein Neffe des gleichnamigen, vor einigen Jahren ermordeten Unterrichtsministers. Nach dem Tode seiner Frau wurde Sipiagin katholisch, studierte in Innsbruck und Rom Theologie, empfing im vorigen Jahre die Priesterweihe und wirkt jetzt am Knabenseminar in Saratow. — Die Zahl der russischen Priesterkonvertiten würde viel bedeutender sein, wenn nicht der Uebertritt mit so großen Schwierigkeiten und Opfern verbunden wäre, denn mit der 1905 vom Zaren zugesicherten „Gewissens- und Religionsfreiheit“ ist es in Rußland noch immer traurig bestellt. Wurden doch erst vor wenigen Monaten gegen 300 Geistliche in Anklagezustand versetzt, weil sie die durch das Ministerium vorgeschriebenen Formalitäten bei der Aufnahme in die katholische Kirche nicht erfüllt hätten. In vielen Fällen handelte es sich dabei um Formalitäten, die erst **nach** dem kaiserlichen Toleranzerlaß vom 30. April 1905 angeordnet wurden und die selbst von stockrussischen Beamten als ungerechte Schikanen bezeichnet werden. In wie gehässiger Weise man sich bemüht, die Konversionen zu verhindern, bezeugt u. a. der folgende Vorfall: Eine arme Jüdin wollte katholisch werden, doch die Taufe verzögerte sich wegen der beim Ministerium des Innern zu erledigenden Formalitäten um fast sieben Monate. Kurz vor der Taufe aber wurde das Mädchen aus der Stadt, in der es bisher gelebt, ausgewiesen mit dem Bedeuten, es habe als Jüdin kein Recht, dort zu wohnen. — Die Schwierigkeiten, die der Verbreitung der katholischen Lehre in den Weg gelegt werden, sind um so lebhafter zu bedauern, als die russische Staatskirche beim Volke immer mehr an Einfluß und Ansehen verliert. „Unsere Kirchen“ — so klagte kürzlich die „Nowoje Wremja“ — „sind und bleiben leer; in manchen fehlt es an Priestern, und wo solche da sind, fehlt es an Volk.“ Daher ist denn auch die Propaganda des Protestantismus, die viel weniger beachtet und gestört wird, recht aussichtsvoll. Der russische „Evangelische Bund“ besitzt bereits fünf russisch geschriebene Zeitungen, verfügt über reiche Fonds und über drei in seinem Dienste stehende Verlagshandlungen.

Über „**Das religiöse Problem in Japan**" schreibt Missionär Johann **Weig** in den „**Historisch-politischen Blättern**" (Band 145, Heft 5). Er schildert die schwere Aufgabe der Missionäre im japanischen Volke, das auf religiösem Gebiet gar keine Fortschritte zu machen scheint, wenngleich es durch die unermüdliche Tätigkeit der Missionäre mit christlichen Ideen durchtränkt ist wie kaum ein zweites Heidenvolk, und stellt dann die Frage auf, ob die Japaner tatsächlich so irreligiös sind, wie oft behauptet wird. Diese Frage sei zu verneinen. Die aus Europa überkommene materialistische Weltanschauung dringe in Japan nicht durch; das spöttische Lächeln junger Leute beim Worte Religion erkläre sich durch die Sucht des Japaners, für „gebildet" gehalten zu werden, denn manche dieser religiös scheinbar Gleichgültigen „sind der Ansicht, in Europa und Amerika sei Religion ein überwundener Standpunkt für jeden, der Anspruch auf Bildung macht; Religion haben, sei eines modernen Mannes unwürdig". Die große Masse des schlichten Volkes aber sei nicht nur religiös veranlagt, sondern auch praktisch religiös. Das beweise die große Anzahl und der gute Zustand der Tempel, die von Betern nicht leer werden. „Man muß nur die Leute beobachten zur Zeit der vielen Tempelfeste; man muß die in der Öffentlichkeit nicht selten mitleidig über Religion lächelnden Kaufleute, Ärzte und Vornehmen im Innern des Hauses belauschen, wie sie beten und opfern vor dem Hausaltärchen oder dem Miniaturtempelchen in einer Ecke des Gartens; man muß es gesehen haben, wie selbst die ‚oberen Zehntausend' am Totenfeste die heidnischen Priester an die Gräber ihrer Toten sich erbitten und mit denselben beten und Besprengungen machen; man muß Zeuge gewesen sein der Bußprozessionen, bei denen Leute im strengen Winter fast nackt durch die Straßen zu einem Heiligtume im Weichbilde der Stadt ziehen, sich im Tempelhofe mit dem eisigen Wasser übergießen lassen und dann ohne sich abzutrocknen ihre Andacht verrichten ..." Das alles und vieles andere noch bringe jedem Beobachter die Überzeugung bei, daß das japanische Volk tief religiös veranlagt ist. Selbst der japanische Patriotismus, der Kult des Kaisers, des „Himmelssohnes", sei im Grunde genommen religiös. Auch aus den literarischen Erscheinungen in Japan gehe hervor, daß sich Freund und Feind mit Religion beschäftigen, daß ein religiöses Problem existiert. Das japanische Volk suche nach Wahrheit und eben die siegreiche Kraft der Wahrheit werde schließlich der christlichen Religion das Land erobern. Ob Japan ein protestantisches oder ein katholisches Land werde, hänge davon ab, von welcher Seite am intensivsten gearbeitet wird. Bis jetzt sind die protestantischen Missionen entschieden im Vorteil, weil sie von ihren Glaubensgenossen in ausgiebigster Weise materiell unterstützt werden. Was die katholischen Missionäre errungen haben, verdanken sie nur ihrer Opferwilligkeit und der Hingabe an ihren Beruf. „Wenn sie trotzdem auf dem Gebiet der Presse, der Schule und der Heranbildung einheimischer Missionskräfte zurückgeblieben sind, so ist das einzig der chronischen Geldnot zuzuschreiben, unter welcher die katholische Mission in Japan in einer Weise leidet, die geradezu zum Weinen ist." Im allgemeinen steht der Japaner nach des Verfassers Ansicht der katholischen Kirche sympathisch gegenüber: der Gottesdienst befriedigt sein Herz und Gemüt und das von ihm hochgehaltene Auktoritätsprinzip fällt zugunsten der Kirche in die Wagschale. Bis vor kurzem wirkten im Lande auf katholischer Seite nur französische Missionäre, seit 1907 aber arbeitet die Steyler Missionsgesellschaft dort, die mit Ausnahme weniger Holländer nur Deutsche zu Mitgliedern hat. Auch unter den Franziskanern, die einige Monate vor den Steylern hinkamen, finden sich zahlreiche

Deutsche. Seit 1908 wirkt auch der bekannte Jesuitenpater Dahlmann in Japan. — Weig beklagt es ungemein, daß der katholische Buchhandel nicht bestrebt ist, in Japan die katholischen Werke abzusetzen. „Es gibt in Japan zahlreiche japanische Buchhandlungen, in denen man alle möglichen deutschen und englischen Werke kaufen kann, nur keine katholischen.“ Meyers Konversationslexikon sei im Lande sehr verbreitet, während niemand das Herdersche kenne; in den höheren Schulen haben die Schüler Roseggers „Mein Himmelreich“ zum Lesebuch. „Ich möchte glauben,“ sagt Weig, „daß die katholische Mission bereit wäre, in der einen oder anderen großen Stadt einen kleinen bescheidenen Buchladen einzurichten, wenn die Bedingungen solche sind, daß sie materiell nichts riskiert. Der katholische Buchhandel würde wesentlich beitragen, Vorurteile zu zerstreuen und der katholischen Literatur zu der ihrer Bedeutung entsprechenden Anerkennung zu verhelfen.“ Höchst notwendig sei auch die Gründung einer guten katholischen Presse, welche die vielen geschichtlichen Entstellungen und Verdrehungen anderer Blätter wirksam widerlegen könnte. Durch Broschüren und kleinere apologetische Werke müßte die Notwendigkeit einer Religion und die Glaubenswürdigkeit der katholischen Lehre dargelegt werden. „Es müssen den Japanern vor Augen geführt werden die Verdienste der katholischen Kirche um Zivilisation und Wissenschaft, um Lösung der sozialen Frage und Linderung jedweden menschlichen Elends. Es muß ihnen klar und deutlich vor Augen geführt werden, wie die katholische Kirche den Untertanen Kaisertreue, Patriotismus und Beobachtung der Zivilgesetze zur heiligen Gewissenspflicht macht; wie sie wohl universell ist, aber doch in eminentem Sinne national. Solche wissenschaftliche Arbeiten werden den allergrößten Nutzen stiften, indem sie aufklären und die der Annahme des Christentums entgegenstehenden Vorurteile allmählich beseitigen.“

Sind in Japan die protestantischen Missionen den unseren in gewisser Hinsicht überlegen, so ist an anderen Orten das Gegenteil der Fall, wie aus einer Notiz im „Geisteskampf der Gegenwart“ (1910, Heft 3: „Evangelische und katholische Mission in den deutschen Kolonien“) hervorgeht. Nach der konfessionellen Missionsstatistik des Geh. Konsistorialrats Mirbt wird dort festgestellt, daß z. B. in Deutsch-Ostafrika 395 katholische Missionskräfte neben nur 172 protestantischen tätig sind; in Deutsch-Südwestafrika arbeiten 58 protestantische an 14.306 eingeborenen Christen, während den 12.550 katholischen Farbigen 68 Missionsarbeiter dienen; in Neu-Guinea beträgt die Zahl der protestantischen Missionäre 47, die der katholischen 67; im Bismarckarchipel stehen den 14 protestantischen gar 116 katholische gegenüber usw. Das Blatt macht denn auch seine Leser ängstlich auf die „außerordentliche Gefahr“ aufmerksam, die den „evangelischen“ Missionen durch die katholischen drohe.

Zu welchen „Befürchtungen und Hoffnungen des Katholizismus in der Levante“ die Einführung der Konstitution im türkischen Reiche Anlaß gibt, untersucht Zimmer im „Pastor bonus“ (XXII, Heft 8). Trotz des heftigen Widerspruches der mohammedanischen Bevölkerung gab die Verfassung allen Religionen und Konfessionen die Religionsübung frei. Wird nun diese Bestimmung der Ausbreitung der katholischen Kirche im Orient förderlich sein oder nicht? — Der Verfasser erinnert daran, daß drei Feinde der Kirche, die sich früher nicht an die Öffentlichkeit wagen durften, jetzt den Kampf mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln aufnehmen werden: die Freimaurerei, die schlechte Presse und der rationalistische Protestantismus. Abdul-Hamid haßte und verfolgte die Logen, — jetzt schießen

sie wie Pilze aus dem Boden und haben bereits einen mächtigen Einfluß in der Türkei. Das Wirken katholischer Priester und Missionäre bildet natürlich das Hauptziel ihrer Angriffe. Durch die Aufhebung der Zensur ist atheistischen, revolutionären, unsittlichen Büchern, die besonders unter der Jugend Verheerungen anrichten, der Eingang ins Land geöffnet; ein französischer Buchhändler in einer großen Stadt des Orients brüstete sich bereits mit der Erklärung: „Ich allein zerstöre, ohne meinen Laden zu verlassen, das ganze Werk der Jesuiten in Syrien." Ebenso nimmt der rationalistische Protestantismus an Einfluß zu: Männer von gläubiger Gesinnung bilden unter den protestantischen Predigern der Levante leider die Minderzahl, die andern stehen auf Seite jener, welche die Gottheit Christi, ja sogar das Dasein eines persönlichen Gottes leugnen. — Trotz dieser feindlichen Gegenströmungen brauchen die treuen Anhänger der Kirche nicht zu verzagen: „Dieselben Bestimmungen der neuen Konstitution, die von den Feinden ausgenützt werden, können auch der Ausbreitung des Katholizismus zugute kommen...... Die Freiheit der Religionsübung, zum politischen Gesetz erhoben, kann der katholischen Kirche zum großen Vorteil gereichen." Die mohammedanische Religion hat durch die Umwälzung die Kraft für die Vollziehung ihrer Gesetze verloren und der Muselmann kann jetzt, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, die Moschee verlassen und in die christliche Kirche gehen. Auch die durch die Konstitution gewährleistete Freiheit des Unterrichtes berechtigt zur Hoffnung auf Ausbreitung der Kirche. Schon jetzt werden die katholischen Schulen in Syrien und Armenien von vielen mohammedanischen Kindern besucht. Die Studenten der Hochschulen, denen früher die wissenschaftlichen Werke des Auslandes nicht zugänglich waren, studieren jetzt mit Eifer die Geschichte und die Lehren des Christentums. — So steht denn zu erwarten, daß zwar ein heißer Kampf gegen die Kirche entbrennen wird, daß aber anderseits die Katholiken Aussicht haben, „der Kirche durch mannhafte Verteidigung und Benutzung der ihr durch die türkische Verfassung gewährleisteten Bewegungsfreiheit neue Bahnen für weitere Ausbreitung zu eröffnen".

— „Was unserer katholischen Jugendbewegung vor allem nottut und was eine förmliche Lebensfrage für sie ist, das ist die Heranbildung arbeitslustiger und arbeitswilliger Kräfte aus den Reihen unseres Klerus", schreibt Hans Schwab im „Pharus" (I, Heft 3: „Jugendfürsorge"). Es sei zu bedauern, daß die Notwendigkeit einer planmäßigen Jugendfürsorge in geistlichen Kreisen noch nicht voll erkannt werde, ebenso fehle es der Bewegung in weiten Schichten noch an selbstloser Mitarbeit von Laien, auf welche aber um so mehr gerechnet werden müsse, als die katholische Jugendfürsorge auf eine nennenswerte Unterstützung von staatlichen Behörden oder Gemeindeverbänden nicht hoffen dürfe. Die Jugendorganisationen sollten danach streben, den letzten Jungen im letzten Dorf zu erfassen und ihm das zu ersetzen, was einst Eltern und Meister ihm gewährten: „Schutz vor den Gefahren modernen Unglaubens und moderner Sittenlosigkeit, zielbewußte Aufklärung auf den Gebieten religiösen wie sozialen Wissens, Heranbildung zu einem charaktervollen Glied der menschlichen Gesellschaft wie der katholischen Religion und zu einem brauchbaren Mitarbeiter in den Fragen der christlichen Sozialreform, und Befriedigung seiner Bedürfnisse nach frischem Sport und geselligem Zusammensein". — Bisher hat, so meint der Verfasser, nur die deutsche Sozialdemokratie die große Wichtigkeit der Jugendorganisationen richtig erkannt und es bedarf daher ernstlicher Anstrengung von unserer Seite, um sich von ihr nicht überflügeln zu lassen. Vorläufig ist zwar

die katholische Jugendbewegung der sozialdemokratischen noch weit überlegen: „Den 10.000 Jungen der roten Vereine stehen allein in Süddeutschland 12.000 katholische Jungen gegenüber, den 32.000 Abonnenten der ‚Arbeiterjugend' mehr als 100.000 Leser der christlichen Organe; selbst an den Orten, wo die freien Gewerkschaften das 15- bis 20fache der Mitgliederzahl der christlichen Verbände aufweisen, wie in München, sind die christlichen Jugendorganisationen um etwa das Vierfache den roten überlegen." Aber schon das nächste Jahr könne eine ungünstige Verschiebung dieser Zahlenverhältnisse bringen und: „Nach menschlicher Voraussicht sind unsere sämtlichen Stellungen auf der ganzen Linie auf Menschenalter hinaus verloren, wenn wir auf dem Gebiete der Jugendorganisationen und der sozialen Jugendfürsorge ins Hintertreffen geraten".

Ähnlich mahnt Simon Spannbrucker in dem an praktischen Ratschlägen reichen Artikel „Burschenseelsorge" in der Passauer „Theologisch-praktischen Monats-Schrift" (Band XX, Heft 7): „Um die Burschen einer Pfarrei im Glauben, in der Tugend, in der kindlichen Frömmigkeit zu erhalten, gibt's kein besseres Mittel als einen gut geleiteten katholischen Burschenverein!" und: „Die Burschen, wenigstens auf dem Lande, sind noch nicht so schlecht, wie es mitunter den Anschein hat, nur schwach sind sie, weil sie nicht geeinigt werden." Der Verfasser empfiehlt des weiteren die Veranstaltung von Exerzitien und von eigenen Missionen für die Burschen, die sich zu solchen Übungen zahlreich einzufinden pflegen. (Vgl. auch den Artikel „Burschenfürsorge auf dem Lande" von Kooperator Ant. Wörndle im Brixener „Priesterkonferenzblatt", XXII., Nr. 1).

Im „Augustinus", dem Literaturblatt zum „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Österreichs" (1910, Nr. 3), gibt ein ungenannter Laie einige beachtenswerte Hinweise auf Gelegenheiten zu missionärer Tätigkeit an Sommerfrischlern. Zuerst spricht er von mancherlei unangenehmen Zuständen in den Dorfkirchen, „zu deren Überwindung der verwöhnte Stadtmensch immerhin eines gewissen Pflichtgefühls bedarf" und die nach Möglichkeit zu beseitigen wären, so zum Beispiel die schlechte Ventilation, das an vielen Orten noch immer nicht verbotene Ausspucken, die mangelnde Reinlichkeit, die oft sehr frühe Stunde der letzten Messe usw. Für jeden, der den Wert des hl. Meßopfers begriffen, seien solche Unbequemlichkeiten zwar bedeutungslos, die Gepflogenheit des Landaufenthaltes biete aber vielleicht eine gute Gelegenheit, auch manchen Lauen oder Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dazu würde sich nach der Ansicht des Verfassers eine planmäßige „Sommerfrischenseelsorge" als gutes Mittel empfehlen. Weite Kreise der heutigen Gesellschaft seien mehr religionsfremd als religionsfeindlich und manch einer, der in der Stadt das ganze Jahr hindurch ruhigen Gewissens an der Kirche vorübergeht, fühle sich im Sommer in seinem Alpendorfe veranlaßt, Sonntags die hl. Messe zu hören, „entweder weil ihn ein tieferer Zug hineinführt oder weil man doch nicht gut sich ausschließen kann". In solchen Fällen nun ergeben sich für den Seelsorger Gelegenheiten, missionär zu wirken. Der Ortsgeistliche aber hat mit seinen Pfarrkindern übergenug zu tun, es wäre daher anstrebenswert, „die auf Urlaub gehenden Priester der Großstadt dafür zu gewinnen, daß sie jeden Sonntag in ihrer Sommerfrische eine späte Messe und eine kurze Predigt für die Sommergäste hielten". Wenn dies zum Beispiel durch gedruckte Einladungen bekannt gemacht würde, käme ein Gutteil der Fremden zur Kirche und zugleich wäre der Weg einer persönlichen Fühlungnahme mit dem betreffenden Priester nicht mehr ausgeschlossen. Ein anderer Gedanke wäre

der an eigene Sommerfrischenmissionen, die für größere Orte in Betracht kämen. Die Ausarbeitung dieses Gedankens und die Organisation der Missionen legt der Schreiber sachverständigen Geistlichen ans Herz.

Eine interessante Untersuchung über „Die Fabel der Kometenbulle“ die das Wiedererscheinen des Halleyschen Kometen wieder aufleben ließ, stellt J. G. Hagen S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“ an (1910, Heft 4). Nachdem er die verschiedenen Fassungen der Fabel — nach welcher Papst Kalixtus III. im Jahre 1456 gegen den Kometen eine Bulle erlassen, ihn beschworen, exkommuniziert (!), exorziert, verflucht haben soll — erwähnt hat, erzählt P. Hagen von den Forschungen, durch die er und sein Mitarbeiter an der Vatikanischen Sternwarte, P. J. Stein, Licht in das 400jährige Märchen gebracht haben. Sie sahen die päpstlichen Aktenstücke von 1456 auf das genaueste durch, ohne eine Spur von der „Kometenbulle“ zu entdecken. Diese Tatsache allein „wäre an sich noch nicht hinreichend, die Haltlosigkeit der Fabel außer Zweifel zu setzen. Es wirft aber die Fabeldichter mit einem Schlage von dem vorhandenen Quellenmaterial hinaus auf das Gebiet der reinen Möglichkeiten von etwaigen verloren gegangenen Kometenbullen.“ An solche Möglichkeiten kann aber der gesunde Menschenverstand nicht glauben, und zwar aus folgenden Gründen: die bekannte, vom 29. Juni 1456 datierte „Bulle des Gebetes gegen die Ungläubigen für den Sieg des christlichen Volkes“, durch die zum Gebete um das Gelingen des Türkenkreuzzuges ermahnt wird und einige besondere Andachtsübungen vorgeschrieben werden, erschien erst, als der Komet schon einen Monat am Himmel gestanden hatte und eben am Verschwinden war. In ihr findet sich, wie gesagt, kein Wort über den Kometen. Von diesem mußte also in einer anderen, spurlos verschwundenen Bulle die Rede gewesen sein, die im übrigen genau mit der Kreuzzugsbulle übereingestimmt haben, an dieselben Leser gerichtet und um dieselbe Zeit abgefaßt sein mußte. Es müßte sich also um eine in großer Eile hergestellte verbesserte Auflage der ersten handeln. Diese Vermutung läßt sich aber in keiner Weise auch nur irgendwie glaubhaft machen, wie Hagen klar darlegt. P. Stein hat sich außerdem die Mühe genommen, die Chroniken jener Zeit zu durchforschen, um in ihnen nach Spuren der „Kometenbulle“ zu suchen, — natürlich vergebens. Er fand ausführliche Erwähnung der Kreuzzugsbulle einer-, des Kometen anderseits, eine Beziehung zwischen beiden aber ist in keiner der gleichzeitigen Geschichtsquellen hergestellt. Ja selbst die Furcht vor dem Kometen scheint durchaus nicht so allgemein gewesen zu sein, wie sie gewöhnlich geschildert wird: von vielen Seiten wurde das Erscheinen des Gestirnes als ein Zeichen nahen Sieges über die Türken aufgefaßt. Nach Durchforschung der Chroniken ist es klar, das während des Kreuzzuges und der nächsten Jahre nach demselben niemand in ganz Europa etwas von einer „Kometenbulle“ wußte. Zum erstenmal taucht die Fabel von einer solchen 19 Jahre nach dem Kreuzzuge in der „Geschichte der Päpste“ des Humanisten Platina auf, wo es heißt: „Dann erschien für kurze Zeit ein haariger, rötlicher Komet; und da die Mathematiker ungeheure Pest, Hungersnot und großes Unglück voraussagten, hat Kalixtus, zur Abwendung des göttlichen Zornes, eine Zeitlang Prozessionen vorgeschrieben, damit, was immer den Menschen drohen möchte, auf die Feinde des christlichen Namens, die Türken, gewälzt werde.“ Aus den vier Worten ad avertendam iram Dei haben dann die späteren Fabeldichter ihre Behauptungen von der Beschwörung, Exkommunikation usw. des Kometen abgeleitet. Bemerkenswert ist es, daß die bösartige Fassung des Märchens erst seit etwa einem Jahrhundert auftaucht,

und zwar nie in portugiesischer, nur einmal in spanischer und italienischer, zweimal in deutscher Sprache, aber oft und oft in französischer und englischer. P. Hagen sagt zum Schluß seines Aufsatzes, man sollte jetzt, wo die Sachlage klar aufgewiesen, wohl meinen, daß wenigstens die Gelehrten es nicht mehr wagen werden, das Puppenspiel weiter zu treiben. „Vielleicht daß man das pikante Märchen gerne gehen läßt, nachdem es ein Jahrhundert lang seine Schuldigkeit getan. An seine Stellen werden sieben andere treten. Papstfabeln werden bis zum Ende der Zeiten gedichtet werden. Wir aber sehen in dem nie versiegenden Strome von Spottreden nur die Erfüllung einer göttlichen Vorhersagung und darin den Grund zu um so größerer Zuversicht."

Daten über „Die päpstliche Hilfsaktion in Sizilien und Kalabrien" gibt Dr. Josef Massarette in Kausens „Allgemeiner Rundschau" (VII, Nr. 15) an der Hand des kürzlich erschienenen amtlichen Berichtes. Die Summe der dem Papst zur Verfügung gestellten Hilfsgelder betrug etwa 7 Millionen Lire; er selbst steuerte ungefähr 1 Million bei. Doch schon lange vor Einlauf der ersten Spenden, sofort nach Bekanntwerden der Erdbebenkatastrophe vom 28. Dezember 1908, ging eine päpstliche Kommission nach dem Süden, um die Rettungs- und Hilfsaktion einzuleiten. „Als noch eine kopflose Bureaukratie Hunderte hilflos zugrunde gehen ließ, traf Pius X. im Verein mit dem Kardinalstaatssekretär die zweckmäßigsten Verfügungen, damit unverzüglich Unterstützungen jeder Art den Überlebenden zukommen könnten." Erst am 4. August 1909 verließen die letzten Flüchtlinge das Asyl, das ihnen der Papst im Hospiz Sta. Marta hatte bereiten lassen. Besonders lag dem Heiligen Vater das Los der verwaisten und verlassenen Kinder am Herzen. Mehr als 500 derselben sind durch ihn in verschiedenen Erziehungsanstalten untergebracht und jede Woche muß Professor Fornari, der mit der Aufsicht über diese Waisenfürsorge betraut ist, dem Papst Bericht erstatten; wiederholt durfte die kleine Schar auch schon im Vatikan bei ihrem großherzigen Wohltäter zu Besuch erscheinen. Seine Fürsorge erstreckt sich auch über verarmte Studenten: 34 Studienbörsen, von je 500 Lire jährlich, sollen ihnen die Fortsetzung ihrer Studien bis zum Doktorat ermöglichen. — Da in Messina von den mehr als 135 Kirchen nur eine Kirche und fünf kleine Kapellen das Erdbeben überdauerten, ließ Pius X. so schnell als möglich für die Wiedereinrichtung des Gottesdienstes sorgen. Kirchen, Klöster, Pfarrhäuser, Schulen, Asyle wuchsen aus dem Boden. In die Provinz Reggio, die früher das Eldorado des Sozialismus war, ist ein neuer Geist eingezogen: „Die Bevölkerung, welche die staatlichen Maßnahmen nicht genug tadeln konnte, ist voll Begeisterung fürs Papsttum, voll Hingabe an den Klerus. Beim Anblick der von der päpstlichen Kommission geschaffenen sozialen Werke rief ein sozialistischer Abgeordneter aus: Das ist bewunderungswürdig, das ist einfach vollkommen!" Der Papst hatte gewünscht, daß am Jahrestage der Katastrophe alle Arbeiten vollendet gewesen wären, doch war das trotz fieberhafter Tätigkeit nicht zu ermöglichen; noch heute wird in abgelegenen, schwer zugänglichen Orten daran gearbeitet, Zerstörtes wieder zu errichten. Die bereits verausgabten Summen belaufen sich auf 5,201.685 Lire; der Rest der Hilfsgelder ist für die Wiederherstellung weiterer Kirchen, für den Unterhalt von Klerikern und Waisen, die Unterstützung von Armen u. dgl. bestimmt. Wie man aus dem offiziellen Bericht ersieht, hat das Geld die gewissenhafteste Verwendung gefunden und die päpstlichen Vertrauensmänner haben ihre Aufgabe in völlig einwandfreier Weise erfüllt.

„Mit den Bibliotheken beschäftigt sich die Öffentlichkeit gerade wieder mit einem gewissen Eifer," schreibt H. O. Zimmer, Bibliothekar an der Wilhelm Augusta-Viktoria-Bücherei der Stadt Dortmund, in der Frankfurter „Umschau (1910, Nr. 13: „Bibliothekssorgen"). Den Anstoß dazu habe der Antrag gegeben, den die Direktorenkonferenz der preußischen Universitätsbibliotheken dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegt: von jedem Benutzer der zehn preußischen Universitätsbibliotheken und der Königlichen Bibliothek zu Berlin seien halbjährig 2·50 Mark „Leihgebühren" zu fordern. Die Geldmittel, die den Bibliotheken für die Vermehrung ihrer Bücherbestände zur Verfügung stehen, sind eben völlig unzureichend. Diesem Übelstande wäre auch durch die Leihsteuer, gegen die sich natürlich mancher Widerspruch erhoben hat, nicht abzuhelfen. Wege zu besseren, gesunderen Verhältnissen sieht Zimmer in der Zentralisation der heute in den verschiedensten Büchereien verstreuten, daher in mancher Stadt mehrfach vorhandenen Werke. „Man sehe sich einmal nur in einer einzelnen Stadt an, was an Zeitschriften an den verschiedenen Stellen gehalten wird: da wird so manche Zeitschrift, die, wie es in dem Charakter der Zeitschrift begründet liegt, für die Masse nur Eintagswert besitzt, an vielen Stellen, zum Beispiel in drei Schulen, in vier Vereinen und noch in der öffentlichen Bibliothek gehalten. Bei der Mehrzahl der Zeitschriften genügt es vollständig, wenn sie in dem Lesesaal der öffentlichen Bibliothek ausliegen." — Mit der Idee des „Gesamtkataloges" der preußischen staatlichen Bibliotheken, der seit zehn Jahren bearbeitet wird und bis zu dessen Fertigstellung noch das Doppelte und Dreifache an Zeit vergehen dürfte, ist Zimmer nicht recht einverstanden. Der Katalog werde eben nur über die Bestände der zehn preußischen Universitätsbibliotheken und der Königlichen Bibliothek in Berlin Auskunft geben, — „als wenn anderswo keine Bücher mehr vorhanden wären! Wer auch wo anders als in den Universitätsbibliotheken gearbeitet hat, weiß, wieviel und wie Wertvolles an anderen Stellen vorhanden oder noch versteckt ist". Vor allem seien in den einzelnen Bibliotheken ausreichende systematische Kataloge zu schaffen, dann in den einzelnen Städten Zentralkataloge anzulegen, damit man weiß, was an den Bibliotheken der betreffenden Stadt alles vorhanden ist. Auch die Lehrerbibliotheken, die heute ein der öffentlichen Benutzung verschlossenes Dasein führen, müßten nutzbar gemacht werden. Große öffentliche Bibliotheken sind eine ernste Notwendigkeit für die Kultur der Gegenwart geworden. Daher müssen wir „die vorhandenen Bücherschätze besser ausnutzen und einmal mit bewußtem Willen die ausgetretenen Bahnen der Tradition verlassen . . . . Wir müssen erst das Interesse der großen Öffentlichkeit für das Bibliothekswesen wachrufen, ehe wir zu durchgreifenden Reformen kommen können."

Die Literarische Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" (51. Jahrg., Nr. 15) bringt einen kleinen Artikel vom Kustos der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Dr. Schottenloher über „Bibliothekswesen". Die Entwicklung der heutigen öffentlichen Bibliotheken ist unzertrennlich mit der Geschichte der Wissenschaften verbunden, aber eine eigene „Bibliothekswissenschaft" im strengen Sinne des Wortes gibt es nicht, schreibt Schottenloher. „Das Gebiet der Bibliothekslehre gehört dem Geschäftskreis der Bibliotheken an und ist als Kunstlehre (Technik) zu betrachten, die kein Forschungsfeld hinter sich hat, ohne das keine Wissenschaft zu denken ist . . . . Die Tatsache, daß das Schrift- und Buchwesen die lebhafte Teilnahme des Bibliothekars erweckt und erhält, weil sich diese Gebiete dem Buche widmen, also dem Gegenstande, der dem Bibliothekar am meisten am Herzen liegt,

darf nicht dazu verleiten, die Erforschung dieser Gegenstände als Bibliothekswissenschaft anzusprechen; auch die Bibliographie, die Literaturgeschichte, die Geschichte der Wissenschaften und der Universitäten sind dem Bibliothekar unentbehrlich und doch spricht hier niemand von Bibliothekswissenschaft." Richtig dagegen sei, daß der Bibliothekar selbst viele und wichtige wissenschaftliche Arbeiten zu leisten hat, wenn er seiner Anstalt und seinem Berufe genügen will. „Erst wenn er zu den wissenschaftlichen Fragen, die ihn beständig umgeben, selbständig Stellung nimmt, wird er die hohen Ziele seines Berufes aus lebendigem Geiste heraus und fruchtbar fördern können." Aufgabe der Bibliotheken als Gesamtheit ist es, die Wissenschaft durch eifriges Zusammenwirken zu stützen. „Wertvolle Ansätze haben wir bereits in dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken, wo zu erfahren ist, ob und wo ein gesuchtes Buch vorhanden ist, in den Anfängen eines Gesamtkataloges, endlich in der begonnenen Herstellung eines Verzeichnisses aller vorhandenen Wiegendrucke, das heißt der bis 1500 erschienenen Drucke." Die Aufgaben der Bibliotheken wachsen beständig durch die täglich zunehmende Bedeutung der Bibliographie; auch sonst dehnt sich der Wirkungskreis der Bibliotheken mächtig, tun sich doch immer mehr Wissensgebiete auf und häufen sich doch immer reichere Schätze in den Bücherräumen. In dem lebhaften Getriebe der Wissenschaften fällt der Bibliothek eine Hauptrolle zu, „der sie freilich nur dann gewachsen sein wird, wenn sie auf Grund entsprechender Mittel mit der reichen literarischen Produktion einigermaßen Schritt zu halten vermag und wenn sie in den für allgemeine Bildung und Belehrung bestimmten Volksbibliotheken allenthalben ihre wünschenswerte und notwendige Ergänzung und Entlastung findet."

Einige praktische Winke zur Gründung von „Priester- und Bauernbibliotheken" bringt „Österreichs katholisches Sonntagsblatt" (I, Nr. 15). Die Pfarrer werden darin aufgefordert, durch eine letztwillige Verfügung die Verschleuderung ihrer Bibliotheken zu verhindern und lieber eine Pfarrbibliothek zu gründen. „Wie wäre da oft manchem jungen Geistlichen, der seine Stellung antritt, geholfen, wenn er im Pfarrhof bereits eine Pfarrbibliothek anträfe. Wie viel wäre da manchmal erspart, wenn er Geschichtswerke, Kunstgeschichte, Enzyklopädien, Predigtliteratur, theologische Fachschriften und andere bereits vorfände. Dadurch, daß jeder Pfarrer für sich nur die nötigen Ergänzungen anschafft und sie dann einer Pfarrbibliothek vermacht, würden sich die Bibliotheken von selbst ergänzen und mit der Zeit bildeten sich stattliche Pfarrbibliotheken. Wie anregend wäre es, wenn man z. B. die Verhandlungen eines Vereines oder Zeitschriften in ununterbrochener Folge vorfände. Oder wie leicht ließe sich eine Pfarrbibliothek ergänzen, wenn man dafür Sorge tragen würde, daß alte Kodizes, auch ‚Schmöcker' genannt, die in der Rumpelkammer einer Bauernstube liegen, in die Pfarrbibliothek eingereiht würden, anstatt daß alles in die Stadt zum Antiquar wandert. Um einen lächerlichen Spottpreis nimmt dieser derlei Sachen mit." Die vielen „G'schichtenbücher" aber, die sich im Laufe der Jahre im Bücherkasten eines jeden Pfarrers ansammeln, könnten zur Gründung einer Bauernbibliothek beitragen, die sich in ähnlicher Weise wie die Pfarrbibliothek vergrößern könnte. Auf diese Weise wäre der schlechten Lektüre vorgebeugt, die vom Kolporteur heutzutage auch schon aufs Land hinausgetragen wird.

— Kaiser Leopolds I. Vorliebe für chemische Experimente und die Zunft der Alchimisten bespricht Heinrich Ritter v. Srbik im „Archiv für Kultur-

geschichte" (VIII, Heft 1: „Abenteurer am Hofe Kaiser Leopold I."). Im Jahre 1674 wurde in Wien auf der Wasserkunstbastei, die sich in der Nähe des Kärntnertores befand, ein kaiserliches Laboratorium erbaut, über dessen Einrichtung die Akten im Hofkammerarchive genaue Daten liefern. Darnach geschah die Ausstattung des Laboratoriums unter der Aufsicht des Alchimisten Joh. W. Seiler, der dortselbst seine Experimente machte; die Ausgaben für Geräte und Chemikalien betrugen für die ersten acht Monate 3000 fl., 26 Mark fein Gold und 60 Mark fein Silber. „In diesem kaiserlichen Laboratorium hat gar häufig trügerische Gewinnsucht ihr Handwerk getrieben: sei es, daß die Künstler einfach unedles goldscheinendes Metall unterschoben, oder Goldoxyd, Goldamalgam und andere Goldpräparate der Masse beimengten oder unechte Münzen vergoldeten . . ." Aber trotz aller Enttäuschungen glaubte Leopold I. immer wieder den Versprechungen der Goldmacher und gab die Hoffnung nicht auf, daß sie ihm aus dem Quecksilber von Idria oder aus den ungarischen Erz- und Kupferbergwerken pures Gold hervorzaubern würden. Unter den vielen Schwindlern, die seine Gunst zu erlangen wußten, nennt Srbik als einen der interessantesten den kaiserlichen Oberst Frhn. v. Schellenberg, einen Trunken- und Raufbold voll Unkenntnis und Unbildung, der es fertig zu bringen versprach, aus dem Schlich der ungarischen Bergwerke die „flüchtigen sulphurischen, arsenikalischen und koboldischen Erze zu fixieren und zu schmelzen". Wenn er Erfolg hatte, waren ihm 100.000 Rtl. sicher. Obgleich sich bald genug zeigte, daß man es mit einem Abenteurer zu tun hatte, ließ der Kaiser den Mann nicht fallen, sondern gab ihm wiederholt Gelegenheit zu neuen Versuchen, bis jede Aussicht auf Gelingen vernichtet war. Dieselben Erfahrungen machte man mit einer ganzen Reihe anderer Alchimisten, unter deren Vorschlägen sich „alle Abstufungen von der brauchbaren Erfindung bis zur bewußten betrügerischen Vorspiegelung, von der tatsächlichen Errungenschaft bis zum absolut Unmöglichen finden", denn solange die Wissenschaft der Chemie mit der Alchimie zu konkurrieren hatte, fanden die „Goldmacher" bekanntlich an allen Fürstenhöfen — nicht bloß an dem Wiener Hofe — freundliche Aufnahme.

— An den Besuch, den „Ein Wiener bei Goethe" gemacht hat, der aber bei Goetheforschern wenig Beachtung findet, erinnert Prof. Dr. Eduard Castle in der „Österreichischen Rundschau" (Bd. XXII., Heft 5). Zu Sonntag, den 20. Oktober 1822, findet sich in Goethes Tagebuch die Notiz: „Löwenthal, Reisender von Wien, von seiner Reise durch Frankreich und England kommend." Dieser Reisende war Maximilian v. Löwenthal, der Mann von Lenaus Freundin Sophie. Drei Jahre nach jenem Besuche erschienen bei Wallishauser in Wien die „Skizzen aus dem Tagebuche einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Deutschland von Maximilian Löwenthal", die jedoch, wie Prof. Castle meint, entweder nie ins Goethehaus gelangt sind oder dort keine besondere Beachtung gefunden haben. Auch seither ist der Band „keinem Goetheforscher in die Hände gefallen und niemand hat noch von dem Wiener Reisenden Notiz genommen". Prof. Castle teilt nun aus den „Skizzen" die auf Goethe bezügliche Stelle mit. Löwenthal spricht zuerst von dem zurückgezogenen Leben des Dichters, der sogar so wenig zu Hofe gehe, „daß der ganze Hof vielmehr regelmäßig an gewissen Tagen zu ihm kommt". Es sei daher schwer für einen Fremden, Zutritt zu erlangen: „Aber der glühende Jünger konnte Weimar nicht verlassen, ohne es wenigstens versucht zu haben, den Meister zu sehen, und wider alles Erwarten gelang der Versuch." Nach einer Beschreibung des Goethe-

hauses heißt es dann weiter: „Ich hatte kaum Zeit gehabt, alles dieses flüchtig zu überblicken, als Goethe zu mir trat, in blauem Oberrock, die Hände vorne zusammengefaltet, das gepuderte Haar aus der hohen Stirne gekämmt, ein edelstes Greisenbild, sein Gang rasch, seine Haltung aufrecht, fast zurückgebogen steif, seine Stimme überaus tief, völlig nachhallend, eine gewissermaßen unzerstörbare Kraft der Respirationsorgane verkündigend. Er war ernst, doch freundlich und gütig." Das Gespräch drehte sich um das Wohlbefinden des Dichters, um seinen letzten Aufenthalt in den böhmischen Bädern, sein von Dawe gefertigtes Bildnis und „das Unfügliche der Anknüpfung neuer Verhältnisse und seiner Pflichtenvermehrung in seinem Alter". Als Löwenthal die Sprache auf Wien und auf die dem Dichter noch unbekannten Schubertschen Kompositionen seiner Gedichte brachte, äußerte sich Goethe über „die gewaltige Masse von Musik, die in Wien sein müsse und wozu schon die Lockung in den schönen Instrumenten liege, die man da mache". Löwenthal versichert, er werde die Augenblicke, die er in der Nähe des großen Mannes zubrachte, nie vergessen. Er hat seiner Bewunderung für den Dichter außer in den „Skizzen" auch, wie Castle ebenfalls mitteilt, in zwei Sonetten Ausdruck gegeben: das eine, „Goethe in amtlichen Verhältnissen", entstand 1834, das andere, „Besuch bei Goethe", findet sich in den „Gedichten", die er 1871 als Manuskript in sechzig Exemplaren drucken ließ und den Hauptbibliotheken Europas dedizierte. — Löwenthal, dem das Alter hohe Ehrenstellen und die Erhebung in den Freiherrnstand brachte, starb als Generaldirektor des Post- und Telegraphenwesens und Stellvertreter des Ministers für Handel und Volkswirtschaft im Jahre 1872 in Traunkirchen.

Von einem anderen Besuch bei Goethe berichtet H. Deiter im „Euphorion" (XVI, Heft 4: „Johann Friedrich Abeggs Reise zu deutschen Dichtern und Gelehrten im Jahre 1798"). Der reformierte Prediger Abegg unternahm im Sommer 1798 eine Reise durch Deutschland, wobei er nach damaliger Sitte die Berühmtheiten jeder Stadt aufsuchte. Über diese Reise verfaßte er ein interessantes Tagebuch, das sich jetzt in den Händen seines Enkels, Kommerzien- und Admiralitätsrats Dr. Abegg in Berlin, befindet. Abegg war am 1. Mai in Weimar angekommen, wo am selben Abend Iffland im Theater auftrat. Der Versuch, jemanden der Weimarer Größen zu sprechen, mißlang und Abegg reiste am anderen Morgen mißvergnügt nach Jena, wo er u. a. von Fichte freundlich empfangen wurde, der ihm einen Empfehlungsbrief an Goethe mitgab. Abegg kehrte nach Weimar zurück, in der frohen Hoffnung, nun „den Mann des Himmels und der Erde persönlich kennen zu lernen". Goethe empfing ihn denn auch sehr wohlwollend und führte ihn „in einen Zirkel, der sich täglich des Morgens bei ihm versammelte". Abegg schildert die Räume im Goethehause als „äußerst geschmackvoll" und den Dichter selbst als einen der schönsten Männer, die er je gesehen, groß, sehr gut gewachsen und „angenehm dick"; „Ruhe, Selbständigkeit und eine gewisse vornehme Behaglichkeit werden durch sein ganzes Benehmen zur Schau getragen". Der Herr des Hauses widmete sich bald diesem, bald jenem seiner Gäste und führte schließlich die ganze Gesellschaft in ein „prachtvoll ausgeschmücktes Zimmer", um sie zu bewirten. „Es standen da allerlei mit Kunst arrangierte Speisen: Krebse, Zunge usw.; dazu wurde der feinste Wein gereicht". Bald darauf entfernten sich die Gäste. „Nachdem ich" — schreibt Abegg — „von Goethe mit großem Wohlwollen entlassen worden war, ging ich sehr befriedigt heim. Hatte ich doch von $10\frac{1}{2}$ bis $12\frac{3}{4}$ Uhr die angenehmsten und für mich ewig denkwürdigen Stunden verlebt und konnte mein

Geschick preisen und Fichte, der sie mir verschafft hatte. Goethes Knaben sah ich ebenfalls. Er gleicht dem Vater, was die Gestalt anbetrifft, sehr."

„Der Türmer" (XII, Heft 7: „Hat ...... gelebt?") spottet mit Recht über die in lächerlicher Weise überhandnehmende Manie, die Existenz weltgeschichtlicher Persönlichkeiten anzuzweifeln und die Namen von Berühmtheiten als Bezeichnungen für nur mythische Personen hinzustellen. Auch der „sogenannte Goethe" hat nie gelebt, parodiert der „Türmer" in amüsanter Weise; „die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem großen Dichter erfand diesen ‚Goethe', wie die Sehnsucht der Juden den Messias ‚Jesus', die der Franzosen ‚Napoleon'. Was ist der zum Beispiel anderes als die mythische Verkörperung des Sonnengottes? Der Sonnengott nennt sich eigentlich Apollo. Wenn man nun an dem Namen Napoleon vorn und hinten ein ‚n' abstreicht, so kommt ungefähr Apollo heraus. Napoleon ist aus dem Meere aufgestiegen, aus der Insel Korsika, und auf der entgegengesetzten Seite, auf Helena untergegangen, gerade so, wie die Sonne auf der einen Seite auf- und auf der entgegengesetzten Seite wieder untergeht. Napoleon hat 7 Geschwister gehabt, die Sonne 7 Trabanten; Napoleon hatte 12 Marschälle, das Jahr hat 12 Monate — ganz offenbar ist es also, daß Napoleon nie gelebt hat, sondern die Idee von einem Sonnengott hat nachher diese Persönlichkeit des Napoleon hervorgezaubert." In ähnlicher Weise werden Luther und selbst Bismarck für „mythische" Persönlichkeiten erklärt. Die Plauderei schließt mit den Worten: „Mythe, meine Lieben, alles Mythe! Nur die Dummheit nicht, die's — glaubt!"

„Ein neues Verfahren zur Feststellung der Identität von Personen" hat — wie Professor Dr. C. Kolb und Professor L. Grész in der „Umschau" (1910, Nr. 1) berichten — der Paduenser Universitätsprofessor Tamassia gefunden. Tamassia lenkt nämlich die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß die auf der Außenseite der beiden Hände laufenden Venen bei jedem Menschen anders sind; „das Adergeflecht ist so persönlich, daß es eine jede einzelne Person charakterisiert". Schon die Venen der rechten und der linken Hand eines einzigen Menschen sind voneinander verschieden; bei zwei Personen tritt diese Verschiedenheit noch auffallender zutage. „Nicht selten ist der Fall, daß das Adergeflecht der rechten Hand bei einer Person mit dem einer anderen übereinstimmt, doch kommt es nicht vor, daß in diesem Falle auch das Adergeflecht der beiden anderen Hände übereinstimmt." Um also die Identität einer Person feststellen zu können, bedarf es nur einer deutlichen Photographie des Adergeflechtes auf den beiden Handrücken. Um ein scharfes Bild davon möglich zu machen, „müssen die fraglichen Personen ihren Arm einige Minuten ein wenig gebogen hängen lassen. Umwickelt man noch das Handgelenk auf kurze Zeit, dann kann man die Aderzeichnung leicht photographisch festhalten. Um die photographische Aufnahme zu erleichtern, können wir die Venen der Hand vor der Aufnahme mit dunklen Farben einstreichen". Die Verfasser des Artikels legen dem neuen Verfahren große Bedeutung bei und erklären es für leichter anwendbar und zugleich zuverlässiger als die Bertillonage und die Daktyloskopie.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Zur Lehre vom Rechtsgrunde der Schenkung, der sogenannten „causa donandi".

Von P. Constantin Hohenlohe, O. S. B.

Auf dem internationalen Kongresse für Rechtsphilosophie vom 20. Mai 1910 in Berlin hat ein Rechtsanwalt von Münster den Mangel einer klaren und sicheren Terminologie in der Rechtswissenschaft beklagt. Der Redner meinte, daß die Jurisprudenz in der Schaffung fester Begriffs- und Sprachwerte noch heute von der Scholastik lernen könne. Die Scholastik also ein Rettungsanker, um sich aus der Begriffs- und Sprachverwirrung von Babel zu befreien.

Es ist dies jedenfalls ein merkwürdiger und auffallender Ausspruch, um so wertvoller, weil er nicht von Katheder und doktrinärer Schultheorie ausgeht, sondern von einem Manne der Praxis, der nicht theoretischen Grübeleien über Schulfragen nachhängt, sondern das Recht aus der lebendigen Anwendung des täglichen Verkehres kennt.

Diesen merkwürdigen Ausspruch wollen wir an die Spitze einer Untersuchung über den Rechtsgrund der Schenkung, die sogenannte „causa donandi", stellen, da vielleicht keine juridische Lehre so geeignet erscheint, die Worte des westfälischen Rechtsanwaltes zu erläutern. Wir wollen zuerst den Begriff der causa im allgemeinen feststellen, um im zweiten Teile über die causa donandi im besonderen zu sprechen.

I.

Theorie und Praxis, Geistesleben und reale Welt, wie oft haben ihr Zusammenhang und ihre Wechselwirkung den Gegenstand der Betrachtung und Überlegung gebildet. Der moderne Mensch steht einer Überwucherung der Theorie feindlich gegenüber, und die Befreiung von der sogenannten Scholastik wird meistenteils als eine der größten Taten der Neuzeit gerühmt. Und nun ein Rechtsanwalt, der für die vorzüglich modernste, vorzüglichst praktische Wissenschaft, die Wissenschaft des Rechtes, die Rückkehr zur Scholastik verlangt. Er muß im praktischen Leben herbe Erfahrungen gemacht haben.

Es ist aber auch unbestritten richtig, daß theoretische Denkfehler oft klein und unbedeutend erscheinen. Dem Anscheine nach handelt es sich um pedantische Zänkereien. Was aber in der Geisteswelt eine kleinliche Abweichung erschien, es wird im praktischen Leben von der größten, folgenreichsten Bedeutung.

Das haben vor allem jene tiefen Geister erkannt, welche in mittelalterlichen Zeiten die Kirchenmänner schulten, die berufen waren, dem

gläubigen Volke die Glaubenswahrheiten zu erläutern. Keine Wissenschaft verträgt eine gewisse geniale Ungenauigkeit weniger als gerade die Gotteslehre. Die ersten großen Kirchenväter haben in lebendiger Fühlung mit der antiken Geisteswelt die scharfe Dialektik und philosophische Denkart der großen Römer und Griechen sich angeeignet, um die übernatürlichen Glaubenswahrheiten dem Verständnisse näher zu rücken. Wer über Dreieinigkeit, über den Zusammenhang von Natur und Übernatur, über Abendmahl und Engelwelt nachdenken wollte, der mußte streng geordnet in seinen Gedanken vorgehen, wollte er nicht seine wie anderer Seelen gefährden. Es handelte sich um die höchsten Güter und so hat diese höchste und tiefste menschliche Geistesarbeit eine philosophische Systematik geboren, die auf den ersten Blick fast minutiös und pedantisch erscheint, die aber nach und nach in ihrer wahrheitszwingenden Kraft fast alle Wissenszweige beherrschte und die gemeinhin unter dem Namen Scholastik bekannt ist.

Für den scholastisch Gebildeten ist es kein Geheimnis, was die Römer unter dem Worte causa verstanden. Causa, zu deutsch Grund, Ursache, ist das, wodurch ein anderes, was Effekt, Erfolg, Wirkung genannt wird, hervorgebracht wird. Daraus folgt, daß die Wirkung von der Ursache wesentlich verschieden ist, daß die Wirkung von der Ursache abhängt, und drittens, daß die Ursache zeitlich vorausgeht. Wenn das römische Recht also von einer causa iuridica, von einem Rechtsgrunde spricht, so müssen wir vor allem an die metaphysische Grundlage des Rechtssystems denken.

Jedes Recht ist ein Verhältnis, ein metaphysisches Verhältnis zwischen einem Rechtssubjekte, einer Person, wie die Rechtswissenschaft sich ausdrückt, und einem Rechtsobjekte, das dieser Person in irgend einer rechtlichen Weise unterworfen ist.

Es handelt sich also um Rechtszuständigkeit. Diese Rechtszuständigkeit muß aber einen Grund haben. Das, was dieser Rechtszuständigkeit vorausgeht, wesentlich von ihr verschieden ist und sie bewirkt, das ist der Rechtsgrund, das ist die causa.

Das Privatrecht handelt von der Verteilung der irdischen Güter. Wie und in welchem Maße sie den einzelnen Individuen dienen, das ist Gegenstand des bürgerlichen Rechtes. In diesen Berechtigungen finden täglich tausendfältige Verschiebungen statt, welche den Inhalt des ökonomischen Lebens bilden.

Unser Vermögen besteht aus einem ständigen, stabilen Elemente, das sind die Dinge, die uns dauernd unmittelbar unterworfen sind, die unser Eigentum bilden. Neben diesen dinglichen Rechten gibt es ein zweites, bewegliches Element und das ist die Obligation, die aus den täglichen kleinlichen Bedürfnissen hervorgeht. Unser modernes ökonomisches Leben wird von der Teilung der Arbeit beherrscht. Wir leben nicht mehr wie in den patriarchalischen Zeiten, wo alle Lebensbedürfnisse von der Familie selbst produziert wurden. Wir sind auf die geistige und körperliche Arbeit anderer angewiesen. Und diese Aufgabe, andere für unsere Bedürfnisse dienstbar zu machen, versieht die Obligation. Sie ist im Gegensatze zum dinglichen Rechte ein persönliches Verhältnis. Ein zweiter übernimmt die Verpflichtung, uns etwas zu leisten, unsere Geschäfte zu führen, unsere Kinder zu erziehen, uns mit

Kleidern und Lebensmitteln zu versehen, mit einem Worte allen unseren tausendfältigen täglichen Bedürfnissen zu genügen.

In der Obligation begegnen wir zwei Personen, von denen eine eine Minderung ihrer Freiheit erlitten, einem Schuldner, den ein Gläubiger zwingen kann, ihm etwas zu leisten. Dies kann nicht ohne Grund sein, da niemand grundlos sich verpflichtet. Und so lehrt uns die Rechtswissenschaft, daß dort, wo nicht Schadenersatzpflicht aus einem Delikte vorliegt, wo also die Obligation nicht aus dem Vergehen entspringt, sie ihre Quelle im Vertrage hat.

Der Vertrag ist also der Rechtsgrund der Obligation. Die Artikel 1108 des Code Napoleon und 1104 des Italienischen Bürgerlichen Gesetzbuches verlangen nun als wesentliche Erfordernisse des Vertrages eine vertragsfähige Person, eine verkehrsfähige Sache, die Übereinstimmung des Willens, und fügen endlich hinzu „une cause licite" (causa lecita per obbligarsi.)

Man muß den Artikel des Universitätsprofessors von Genua, Ludovico Barassi, in der Enciclopedia giuridica Italiana (III, 2. Milano 1905) lesen, um darüber zu staunen, welche Verwirrung über diese „cause licite", die nichts anderes sein soll als die causa iuridica des römischen Rechtes, in der modernen Rechtswissenschaft herrscht. Es ist dies um so unglaublicher, da es sich um einen wesentlichen Bestandteil des Vertrages handelt, von dem ungezählte täglich geschlossen werden. Ruht also der Vertrag auf schwankendem Grunde, so muß das ganze ökonomische Leben ein höchst unsicheres sein.

Der Vertrag schafft, wie wir gesehen haben, täglich Tausende von freiwilligen Sujektionsverhältnissen; er schafft ein Heer von Dienern, bevölkert die Fabriken und Industrieunternehmungen, bindet den Autor an den Verleger, schafft Theatertruppen, Speisehäuser und dergleichen und macht überhaupt die einzelnen Veranlagungen und Talente der Allgemeinheit dienstbar. Schon das Altertum hat begriffen, daß, wo Gerechtigkeit in einem geordneten Staatswesen herrscht, diese zahllosen Bindungen einer gesetzlichen Regelung bedürfen, und aus diesem Bedürfnisse sind die einzelnen Rechtsinstitute hervorgewachsen, welche den Inhalt, die Seele des Vertrages bilden.

Ein Buch beispielsweise, das heute in meinem Besitze ist, befindet sich morgen bei meinem Freunde B. Diese Vermögensverschiebung kann nicht ohne Rechtsgrund, ohne causa, vor sich gegangen sein. Es kann sich dieses Buch nun bei meinem Freunde B. so befinden, daß es in sein Eigentum übergegangen ist, und zwar unentgeltlich, dann habe ich es ihm geschenkt. Es kann aber auch gegen Zahlung in sein Eigentum gegangen sein, dann hat er es gekauft. Vielleicht ist es nur zum zeitweiligen Gebrauche bei ihm, und zwar unentgeltlich, dann habe ich es ihm geliehen. Hat er mir für diesen zeitweiligen Gebrauch gezahlt, dann hat er es gemietet. Auch kann ich es bei ihm hinterlegt haben, dann handelt es sich wieder um ein anderes Rechtsinstitut, und alle Rechte und Verpflichtungen beider Teile sind gesetzlich genau geregelt. Hat er mir das Buch im Spiele abgewonnen, so hätten wir keinen klagbaren Rechtsgrund.

Siehe da, der Rechtsgrund des Vertrages, die „causa", die „cause licite", „causa lecita per obbligarsi"!

„In omnibus rebus, quae dominium transferunt, concurrat oportet affectus ex utraque parte contrahentium: nam sive ea venditio, sive donatio, sive conductio, sive quaelibet alia causa contrahendi fuit“ . . . (f. 55 D. 44, 7).

Wenn also die Quellen von einer causa donandi, emendi etc. sprechen, handelt es sich eigentlich um einen epexegetischen Genitiv. Die Schenkung, der Kauf ꝛc. sind selbst die causa, sind selbst der Rechtsgrund, warum die Vermögensverschiebung stattfand, warum das Rechtsverhältnis, die Rechtszuständigkeit besteht, und dem positiven Gesetze ist es überlassen, erstens die Rechtsinstitute, die Rechtsfiguren, welche Rechtsgründe sein können, aufzuzählen und dann zu definieren, wobei aber, wie wir später noch zeigen wollen, dem Gesetze von der Natur der Dinge und den unverrückbaren Wahrheiten der Logik gewisse Schranken gezogen sein müssen.

Die Ursache ist beispielsweise vom Erfolge, wie wir bereits dargelegt haben, wesentlich verschieden, geht ihm voraus, und zwar bewirkend voraus, die Ursache bringt den Erfolg hervor. Diese Regeln müssen daher auch unverrückbar für den Rechtsgrund, für die causa der Obligation und des Kontraktes gelten. Der Rechtsgrund gehört der metaphysischen Welt an, der Rechtserfolg der realen Wirklichkeit. Es wäre also eine legale Definition undenkbar, in der es beispielsweise hieße: „Mandat ist jener Vertrag, wodurch jemand, einem Klügeren seine Angelegenheiten anvertrauend, größere ökonomische Erfolge erzielt, als er, auf sich selbst angewiesen, hätte erreichen können.“ Die causa des Kontraktes muß also etwas vom wirtschaftlichen Erfolge desselben wesentlich Verschiedenes sein. Wenn wir vom Rechtsgrunde, von der sogenannten causa iuridica des Vertrages sprechen, so meinen wir die causa formalis, das was dem Kontrakte den Inhalt, gleichsam die Seele gibt. Darin liegt immer etwas vom Zwecke, weil der Zweck aus dem Wesen der Dinge hervorgeht.

Die Jurisprudenz nämlich hat, indem sie die Rechtsinstitute schafft, vorzüglich das ökonomische Leben im Auge und muß trachten, das Wesen der Verträge so zu gestalten, daß sie geeignet sind, gewisse ökonomische Zwecke hervorzubringen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß unter der causa iuridica eine causa finalis zu verstehen sei. Noch viel weniger aber kann die Jurisprudenz auf legalem Wege jedem Kontrakte ökonomisches Gelingen garantieren, in die wesentliche Definition desselben die Erreichung ökonomischer Erfolge hineinziehend, so daß es nur mehr möglich wäre, vorteilhafte Verträge abzuschließen und jeder nachteilige Vertrag wegen Mangels der essentiellen Erfordernisse null und nichtig zu erklären wäre.

Es ist daher ungenau, die causa des Kontraktes, wie es beispielsweise der Straßburger Professor Lenel (Archiv für zivilistische Praxis, Band 74 und 79) tut, als causa finalis, als ökonomischen Zweck aufzufassen, während alle Versuche, die causa als Motiv oder gar als Voraussetzung zu erklären, wie Windscheid es tut („Zur Lehre des Code Napoleon über Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte“, Düsseldorf 1847, „Die Lehre von der Voraussetzung“, 1850, „Archiv für zivilistische Praxis“, Band 78), durchaus abzulehnen sind als nicht nur falsche, sondern auch gefährliche Doktrinen, die eine tiefe Dekadenz der Rechtswissenschaft bedeuten. Es ist aber diese unselige Theorie

Windscheids über die Voraussetzung, die auch im Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche teilweise kodifiziert wurde, aus einer falschen Auffassung der sogenannten Bereicherungsklagen, der römischen Kondiktionenlehre hervorgegangen, die mit dem ganzen Kontraktsysteme absolut nichts zu schaffen hat.

Wir können nicht genug wiederholen: die causa des Kontraktes ist im römischen Rechte wie in dem Code Napoleon, im Italienischen Bürgerlichen Gesetzbuche wie überhaupt in allen dem Muster des Code civil folgenden Gesetzbüchern die causa formalis.

Es bestehen im Gesetze taxativ aufgezählte Rechtsfiguren, welche als geeignet anerkannt sind, dem ökonomischen Verkehre zu dienen und die zahlreichen Bindungen und Lösungen desselben zu vermitteln.

Um ein praktisches Beispiel anzuführen, wäre ein Vertragsverhältnis, das eine ökonomische Unselbständigkeit herbeiführt, wie sie im Ordensleben besteht, in den meisten modernen Kodifikationen, die eine übernatürliche Welt nicht kennen, keine cause licite, das heißt kein Vertragsverhältnis, dessen Erfüllung man vor dem bürgerlichen Gerichte erzwingen könnte.

Jedermann muß dann doch einsehen, daß diese causa, diese cause licite, causa lecita per obbligarsi nicht im entferntesten etwas zu tun hat, weder mit einem Beweggrunde, noch mit einem ersten Zwecke, noch mit einem Ereignisse, wie beispielsweise — man höre und staune! — das Appellgericht von Neapel erklärte (la causa determinante del contratto e il fatto, il motivo, pel quale le parti si sono indotte ad assumere scambievoli Obbligazioni, Suprema corte Napolitana 10. XII. 1884, la causa nel contratto, e il motivo giuridicamente sufficiente, corte d' Appello di Napoli 6. Mai 1898.

Der italienische Jurist Brusa („Il concetto di causa nei negozi giuridici", Torino 1901) erklärt die causa als causa finalis (quel fine che ha eccitato la volontà a determinarsi).

Toullier, Mourlon, Larombière und andere Kommentatoren des Code civil sehen in der cause licite die Antwort auf das cur debetur, während das Objekt dem quid debetur entspricht, und schwanken in ihren Erklärungen zwischen Motiv und Zweck. Köstlich sind die Darlegungen von Laurent (Principes de droit civil, t. XVI. Paris, Bruxelles 1887) über die Auffassung der cause licite des Code civil in der französischen Gerichtspraxis, welche Darlegungen mit vielen praktischen Beispielen belegt sind.

Die französischen Gerichte sind zur Auffassung gekommen, die cause licite sei für die onerosen Verträge identisch mit dem Objekte, für die Schenkung mit dem Konsense, und der Genter Professor gesteht, diese merkwürdige und etwas rätselhafte Lehre von seinem geliebten Lehrer, dem Professor Antoine von der Universität Lüttich überkommen zu haben. Sicher ist, daß die französischen Gerichte viele Prozesse in diesem Sinne entschieden haben.

Es ist eigentlich erschreckend, wie das gläubige Volk eine Unmenge privatrechtlicher Entscheidungen hinnimmt und sich mit einigen gelehrt sein sollenden Phrasen abspeisen läßt, ohne sich je ganz darüber Rechenschaft zu geben, auf wie schwankender Grundlage vielfach heutzutage die Rechtssprechung ruht.

Das Köstliche ist, wie Laurent und sein Lehrer mit ihrer tiefen Auffassung der cause licite sich gestehen müssen, daß im Code civil ein

auffallender Pleonasmus bestehe, daß man nicht einsehen könne, warum im Artikel 1108 unter den wesentlichen Erfordernissen des Kontraktes das Objekt genannt wird, um dann noch einmal unter dem Terminus cause zu erscheinen, und daß die Artikel 1131—1133, welche diese cause näher erklären, eigentlich ganz überflüssig seien.

Die italienischen Rechtsgelehrten aber, nachdem sie den Code civil mehr oder weniger kopiert haben, sind, soweit sie auch den Lehren Laurents folgen, in derselben Verlegenheit.

Wir halten fest, daß die Kodifikatoren des Code civil, der große Bürger von Orléans Pothier, Portalis &c., die richtige Vorstellung der römischen causa besaßen, wenn auch etwas verschwommen. Sie folgten im großen ganzen der Lehre von Domat („Les lois civiles“, Paris 1771).

Pothier („Traité des Obligations“, S. 42—46) sagt:

„Toute obligation doit avoir une cause honnête. Dans les contrats intéressés la cause de l'engagement que contracte l'une des parties, est, ce que l'autre partie lui donne ou s'engage de lui donner, ou le risque, dont elle se charge. Dans les contrats de bienfaisance la libéralité que l'une des parties veut exercer contre l'autre, est une cause suffisante de l'engagement qu'elle contracte envers elle. Mais lorsque l'engagement n'a aucune cause, ou ce qui est la même chose lorsque la cause pour laquelle il a été contractée, est une fausse cause, l'engagement est nul et le contrat, qui le renferme“.

Diese Erklärung ist wenigstens für die lukrativen Kontrakte richtig. Was die onerosen betrifft, ist sie zumindest unklar und ruht auf der Verwechslung der römischen Kontraktenlehre mit der Doktrin der sogenannten Kondiktionen, ein verhängnisvoller Irrtum, dem hauptsächlich Windscheid zum Opfer gefallen ist und die er als Kodifikator des neuen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches auch in denselben hineingetragen hat.

Und diesen Irrtum wollen wir jetzt etwas ausführlicher erklären.

Es begreift sich, daß selbst für den ökonomischen Verkehr im alten römischen Reiche die gegebenen Kontraktsfiguren, die causae contrahendi, nicht ausreichten und daß das tägliche Leben nach einer Erweiterung des Obligationenkreises strebte. Es ist aber auch bekannt, wie zäh der Römer an dem Hergebrachten festhielt und wie schwer und wie langsam Rechtserweiterungen oder Umgestaltungen sich vollzogen. Den langen historischen Prozeß bis zum Eintritte der sogenannten Innominatkontrakte in die Reihe klagbarer Verträge bezeichnet die sogenannte Kondiktionenlehre, welche Windscheid in so verhängnisvolle Irrtümer stürzte.

„Damus aut ob causam aut ob rem: ob causam praeteritam veluti cum ideo do quod aliquid a te consecutus sum vel quia aliquid a te factum est, ut, etiamsi falsa causa sit, repetitio eius pecuniae non sit: ob rem vero datur, ut aliquid sequatur, quo non sequente repetitio competit“. (f. 52 D. 12, 6.)

Es tritt also zu den bisher bestehenden causae, den kontraktlichen Rechtsfiguren, den ausgebildeten Rechtsinstituten, in welchen die Verpflichtungen genau rechtlich determiniert sind, eine neue causa hinzu, nämlich eine Vorleistung, das ist die causa, von der im berühmten Fragmente 52,

das wir anführen, die Rede ist. Es gibt beispielsweise jemand eine dos für eine künftig zu erwartende Heirat, ein Schweiggeld, eine Geldsumme, damit ein Sklave entlassen werde ꝛc. Ein solcher gibt, ohne daß eine causa vorliegt, er gibt ob rem, um einen künftigen Erfolg zu erreichen. An sich hat er keine Klage, um die Gegenleistung zu erzwingen, es liegt keine causa, keine der klagbaren Kontraktsfiguren vor. Es scheint aber billig, daß ihm, falls er enttäuscht wird, eine Hilfe gewährt werde, und diese liegt in der condictio, einer persönlichen Klage cum praescriptis verbis. Liegt nämlich eine causa, ein Kontrakt vor, so kann der Teil, dem nicht verpflichtungsgemäß geleistet wird, sein Recht mit der speziellen Kontraktsklage fordern. In der sogenannten demonstratio wird einfach der Klagegrund, der Rechtsgrund, die causa angegeben. Bei der condictio liegt ein solcher Rechtsgrund nicht vor, es wird in der demonstratio praescriptis verbis der Sachverhalt, das ob rem dare geschildert. Es steht demjenigen, der so sine causa geleistet hat, wenn der andere mit der Gegenleistung im Verzuge ist, auf diese Weise ein Reuerecht zu. Er kann seine Vorleistung mit der condictio sine causa zurückfordern. Für den anderen Teil ist die Sache anders. Während A. ob rem et sine causa an B. leistete, ist für B. diese Vorleistung die causa geworden, welche ihn zur Gegenleistung verpflichtet, will er sich nicht der condictio aussetzen. Wer ob rem geleistet hat, dem stehen alle die condictiones zu, condictio sine causa, condictio causa data, causa non secuta, condictio ob turpem vel falsam causam. Diese Kondiktionenlehre hat Windscheid verleitet, causa als Voraussetzung zu definieren, was durchaus falsch ist, von hier ist der Irrtum ausgegangen, den Begriff des Motives und des Zweckes in das Wort causa zu mischen.

A. hat nicht ob causam, er hat ob rem geleistet, aber diese Vorleistung ob rem ist für B. zur causa geworden, und so kann diese Vorleistung, diese causa eine turpis, eine falsa ꝛc. sein, wenn sie zum Beispiel ein Schweiggeld ist. Die Verschiebung des Begriffes causa ist nur scheinbar. Derjenige, welcher ob rem wegen eines erwarteten Erfolges etwa leistete, hat gleichzeitig einen Rechtsgrund, eine causa für den geschaffen, der diese Vorleistung annahm. Für den künftigen Schwiegersohn, der beispielsweise die dos annahm, liegt in dieser Annahme eine causa, die ehelichen Beschwerden auf sich zu nehmen (do ut facias). Tritt er nun von der Verlobung zurück, so kann der Schwiegervater, der ob rem leistete, nämlich, um das eheliche Glück seiner Tochter zu begründen, die dos mit der condictio causa data causa non secuta zurückfordern. Noch einmal: die ganze Kondiktionenlehre ist außerkontraktlich, die Kondiktionen sind alle im weiteren Sinne condictiones sine causa, Klagen also, die sich nicht auf eine der kontraktlichen Rechtsfiguren stützen, sondern, wie die Römer sagten, auf einen Quasikontrakt. Später nun treten einige Formen der sogenannten Innominatkontrakte tatsächlich in das Kontraktensystem ein, gleichzeitig wird stellenweise subsidiär einem, der aus Vertrag geleistet hat, neben der Kontraktsklage die condictio gewährt, wie aus dem berühmten Beispiele f. 2 D. 12, 7 hervorgeht. Ein Walker hat einen Werkvertrag, also eine Miete geschlossen wegen Waschens von Kleidern. Diese Kleider kommen ihm abhanden, und vom Besitzer derselben aus dem Mietvertrage geklagt, erstattet er deren Wert.

Nachträglich haben sich die Kleider gefunden. Der Walker kann nun ohne Zweifel aus dem Werkvertrage sein Glück bei Gericht versuchen, ob es ihm gelingt, sich von dem Vorwurfe schuldbarer Nichterfüllung zu reinigen und ob er bei Zurückerstattung der nun gewaschenen Kleider teilweise oder ganz den von ihm geleisteten Schadenersatz zurückfordern kann. Nach Meinung einiger Juristen steht ihm subsidiär auch eine condictio sine causa zu, wie einem, der ob rem eine Vorleistung gemacht hat.

In dieser subsidiären Übertragung der ihrem Wesen nach außerkontraktlichen Konditionen in das Kontraktensystem handelt es sich um vereinzelte Juristenmeinungen. Jedenfalls bezeichnet dies eine Dekadenz, die bis in unsere Tage Verwirrung in die Theorie brachte und die wunderliche Lehre Windscheids von der Voraussetzung gebar. Causa ist und bleibt Rechtsgrund, hat weder mit Voraussetzung, noch mit Zweck, noch viel weniger mit Motiv etwas zu tun. Diese falschen Anwendungen und Auslegungen sind geeignet, das ganze Rechtssystem zu erschüttern und eine wahre Rechtsverwilderung in der Praxis hervorzubringen.

II.

Haben wir bisher im allgemeinen den Begriff des Rechtsgrundes festgestellt, so wollen wir nun einige verhängnisvolle Konsequenzen aus der falschen Auffassung der causa im speziellen an der Schenkung beobachten.

Nach allem bisher Gesagten ist es klar, daß causa donandi, der Rechtsgrund der Schenkung, nichts anderes ist als die Schenkung selber, und will man die causa donandi feststellen, so handelt es sich um nichts anderes, als um eine klare Definition des Schenkungsbegriffes. Darüber sagt Julianus im f. 1 pr. D. 39, 5:

„. . . . dat aliquis ea mente, ut statim velit accipientis fieri nec ullo casu ad se reverti, et propter nullam aliam causam facit, quam ut liberalitatem et munificentiam exerceat: haec proprie donatio apellatur".

Artikel 938 des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches lautet: „Ein Vertrag, wodurch eine Sache jemandem unentgeltlich überlassen wird, heißt eine Schenkung".

Artikel 894 des Code civil: „La donation entre vifs est un acte, par lequel le donateur se depouille actuellement et irrevocablement de la chose donnée, en faveur du donataire qui l'accepte".

Artikel 1050 des Italienischen Bürgerlichen Gesetzbuches: „La donazione e un atto di spontanea liberalità, col quale il donante si spoglia attualmente ed irrevocabilmente della cosa donata in favore del donatario che l'acceta".

Artikel 516 des neuen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches: „Eine Zuwendung, durch die jemand aus seinem Vermögen einen anderen bereichert, ist Schenkung, wenn beide Teile darüber einig sind, daß die Zuwendung unentgeltlich erfolgt."

Von allen diesen Definitionen scheint uns die österreichische die prägnanteste und schönste, während die Digesten, der Code Napoleon, wie das italienische Gesetzbuch wesentlich dasselbe ausführen. Schenkung ist die unentgeltliche Vermögensübertragung. Das Buch meines Freundes B. befindet sich heute bei mir. Darüber zur Rede gestellt, kann ich mich mit der causa

donandi rechtfertigen: er hat mir das Buch freiwillig ins Eigentum übertragen, und zwar unentgeltlich, er hat es mir geschenkt. Schenkung ist der Rechtsgrund, die causa dieser Vermögensübertragung. Darin stimmen die Digesten mit den angeführten modernen Kodifikationen überein, bis auf das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch. Dieses antwortet: wir wissen noch nicht gewiß, ob hier ein stichhältiger Rechtsgrund vorliegt, ob ich das Buch wirklich ungestört behalten kann, ob es mir mein Freund B. oder seine Erben nicht wieder abnehmen können, ob ich diesen meinen Freund nicht eventuell selber zwingen kann, das Buch mir wieder abzunehmen. Es liegt Schenkung nur vor, sagt das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch, wenn beim Donatar (Empfänger) Bereicherung eingetreten ist. Die causa donandi hat ein neues Begriffsmerkmal erhalten: Schenken heißt eine unentgeltliche Vermögensübertragung, die den Donatar bereichert.

Es gibt aber bekanntlich auch Danaergeschenke; ich kann von meinem Verwandten, der in mißliche Vermögensverhältnisse gerät, schenkungsweise ein gemeinsames Ahnenschloß übernehmen. Es ist dieser neue Besitz mit vielen Unkosten verbunden. Aus Pietät, historischen, Kunst- und Familienrücksichten habe ich in den Schenkungsvertrag eingewilligt. Später, da die Auslagen sich jährlich mehren, auch ein Teil des fraglichen Schlosses einstürzte und mit der notwendigen Herstellung viel Aufwand verbunden ist, reut mich der unüberlegte Vertrag. Das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch nimmt mir und meinen Erben alle Sorge. Ich bin nicht bereichert worden, es gab infolgedessen keine Schenkung, niemals einen rechtlichen Grund einer Vermögensverschiebung, die causa donandi war nicht vorhanden. Das Schloß befindet sich nach wie vor im rechtlichen Eigentume meines verarmten Vetters. Werde ich etwa von ihm noch einen Teil der bisherigen Auslagen zurückfordern können?

Ein Philanthrop hätte beispielsweise einen schattigen Park einer Stadtgemeinde überlassen, aber nur unter der Bedingung, daß der überlassene Platz als Park erhalten bleibe, was alljährlich gewisse Kosten für die Instandhaltung erfordert. Das Bürgerliche Gesetzbuch bestreitet, daß hier eine juristische Schenkung vorliegt, es gibt keine causa donandi, es fehlt die Bereicherung, und die Erben des Philanthropen können das kostbare Geschenk der Stadtgemeinde wieder abnehmen.

Schon diese wunderlichen Effekte der Praxis müssen uns sagen, daß der Schenkungsbegriff des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches ein falscher sei. Die causa donandi hat in hundert Jahren, wo die ersten großen modernen Kodifikationen auf Grund des römischen Rechtes erfolgten, eine Verschiebung erfahren, eine Verschiebung, welche die Wissenschaft vorbereitete und welche mit dem neuen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche gleichsam zum Abschlusse kam.

Diese Verschiebung ist philosophisch und juristisch ungerechtfertigt, hängt mit der Verwirrung des Kausalbegriffes zusammen und bezeichnet eine tiefe wissenschaftliche Dekadenz, insoferne wir nicht Tendenz in dem merkwürdigen § 516 wittern wollen, ein verborgenes Rüstzeug, sollte einst wieder einmal in deutschen Landen der alte Schlachtruf der Welfen und Ghibellinen ertönen.

Das verlangt nach einer näheren Erklärung.

Der erste Anstoß zur Verschiebung des Schenkungsbegriffes ist von Savigny in seinem bekannten Systeme des heutigen römischen Rechtes ausgegangen. Die Lehre Savignys über die Schenkung, die im Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche kodifiziert ist, wurde von vielen namhaften Juristen abgelehnt. So von Dernburg (Pandekten, II, Berlin 1903, Seite 290), der sagt: „Mit Recht bekämpft Reatz die herrschende Ansicht, daß die Schenkungsabsicht mit der Absicht der Bereicherung des anderen Teiles zu identifizieren sei. Man schenkt zum Beispiel, wenn man zu Ferienkolonien kranker armer Kinder eine Summe gibt, auch wenn diese Gabe niemanden bereichert." Dasselbe tut Lenel im Archiv für zivilistische Praxis, Band 74. Die schärfste Kritik hat am Artikel 516 des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches und damit an der Savignyschen Schenkungslehre Reatz geübt („Gutachten aus dem Anwaltsstande über die erste Lesung des Entwurfes eines Bürgerlichen Gesetzbuches". Berlin, Moeser, 1890). Der Gießener Rechtsanwalt beruft sich auf das praktische Leben, hebt hervor, daß Advokaten Gelegenheit haben, Geschenke an Arme und Hilfsbedürftige, Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke der Ehegatten, Geschenke an Museen, Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten zu beobachten, und kommt zum Schlusse, daß die Bereicherung kein wesentliches Merkmal der Schenkung bilde. Dasselbe lehren u. a. auch Schilling, Burckhard, Arndts. In einem wertvollen Artikel („Il concetto della donazione nel diritto Romano. Studi e Documenti di Storia e Diritto". Rom 1893) erklärt Alfredo Ascoli: „E pertanto un grave errore del Savigny, il massimo anzi di tutta sua trattazione, quello di aver cumulata le due diversi trattazioni principali in una e di aver preso poi a fondamento anche del suo concetto della donazione in genere i fonti del diritto Romano sulla proibizione di donare fra coniugi."

Hier hat Ascoli die Savignysche Lehre von der notwendigen Bereicherung der Schenkung nicht nur zurückgewiesen, er hat auch den Ursprung des Irrtumes angegeben. Im römischen Reiche war eine gewisse Art der Schenkung verboten, nämlich die Schenkungen zwischen Ehegatten. Es war dies eine soziale Maßregel. „Moribus apud nos receptum est, ne inter virum et uxorem donationes valerent; hoc autem receptum est ne mutuo amore invicem spoliarentur, donationibus non temperantes, sed profusa erga se facilitate" (f. 1 D. 24, 1).

Der ratio legis entsprechend, waren nicht alle Schenkungen unter Ehegatten verboten, sondern allein die bereichernden „. . . hoc autem ex eo venit, quod definiri solet e a m d e m u m d o n a t i o n e m impediri solere, quae et donantem pauperiorem et accipientem faciet locupletiorem" (f. 7, 2, D. 24, 1). Und noch ein überzeugenderer Text: „nam ius constitutum ad e a s donationes pertinet, ex quibus et locupletior mulier et pauperior maritus in suis rebus fit." Es ist aus den Worten e a s donationes klar, daß es noch andere Schenkungen gibt zwischen Ehegatten, auf die das Gesetz sich nicht bezieht und wobei der Donatar n i c h t b e r e i c h e r t erscheint. Auf diesem und anderen Texten des 24. Buches der Digesten, wo es sich um Geschenke zwischen Ehegatten handelt, hat Savigny seinen falschen Schenkungsbegriff aufgebaut, der schon dem gewöhnlichen Sprachgebrauche widerspricht. Savigny verlangt zum Merkmale der Schenkung nicht nur die Absicht zu bereichern, sondern auch den bereichernden Effekt.

Beides ist unwahr. Wie viele Dinge, sagt Reatz mit Recht, werden Museen, Bildersammlungen &c. geschenkt, doch ganz ohne die Absicht zu bereichern. Man kann alle Texte des Corpus iuris civilis über die causa lucrativa prüfen, um zur Überzeugung zu gelangen, daß diese causa nur **ein** Merkmal erfordere, und zwar das Merkmal des unentgeltlichen. Es ist eine Fälschung des römischen Rechtes, noch das andere Merkmal des Bereichernden hinzuzufügen.

Die causa donandi besteht in der unentgeltlichen Eigentumsübertragung. Damit ist diese causa genügend spezifiziert und diese Definition schließt das Mandat, das Kommodat, das Depositum, wie alle lukrativen Rechtsgründe, das Pfandrecht &c. aus. Damit ist auch die öfters erwähnte Frage gelöst, ob die unentgeltliche Überlassung einer Wohnung ein Geschenk sei. Wir müssen dies vom juristischen Standpunkte verneinen. Es ist dem Betreffenden bloß der Gebrauch einer Sache unentgeltlich überlassen. Erst wenn dem Betreffenden das Eigentum an diesem Hause, und zwar umsonst überlassen würde, können wir sagen, das Haus ist verschenkt worden.

Jedes Rechtsgeschäft setzt einen Willensakt voraus und durch die Übereinstimmung zweier Willen kommt der Vertrag zustande. Die beiden Kontrahenten müssen aber in bestimmter Form wollen, damit das juridische Rechtsgeschäft zustande komme. Den Kontrahenten stehen zu diesem Zwecke verschiedene abstrakte Vertragsformen zu Gebote, die der Inhalt ihres Willens werden können. Diese Formen sind insoferne objektive Werte, die aber ein abstraktes Dasein führen und mit dem wirtschaftlichen Erfolge hic et nunc eines speziellen Rechtsgeschäftes nichts zu tun haben.

Es ist also ganz unphilosophisch und keine Macht der Welt ist imstande, die Logik der Tatsachen umzustoßen und in einen abstrakten Rechtsgrund etwas von einem singulären wirtschaftlichen Erfolge oder einzelnen subjektiven psychologischen Momenten hineinzuziehen.

Causa des Mietvertrages ist nicht, daß dieser oder jener wirklich taugliche Arbeitskräfte finde oder daß er angenehme Sommerfrische habe oder seine Kinder sich in Landluft erholen. Mandat ist nicht die Entlastung durch einen Geschäftskundigeren, der einsichtiger und vorteilhafter unsere Geschäfte abschließt. Geschenk ist nicht die Tatsache, daß Mayer oder Schulze bereichert wurden.

Es hat viele enttäuschte Mieter, viele ruinierte Mandanten, viele verzweifelte Dienstherren und unglückliche Dienstnehmer gegeben, es sind manche Geschenke verwünscht worden. Es gibt allerlei gesetzliche Kautelen, um unvorsichtige Kontrahenten zu warnen, um wirtschaftlich Schwache zu stützen, eine Hineintragung aber von Rechtserfolgen in die abstractae causae contrahendi bedeutet eine tiefe Dekadenz der Rechtswissenschaft.

Die causa donandi bringt den Vertrag zwischen mir und meinem Freunde B. zustande, sie ist aber wesentlich von diesem speziellen Kontrakte, den sie nun informiert, verschieden. Die causa donandi weiß nichts von einer Bereicherung des Peter oder des Franz, die causa donandi hat mit wirtschaftlichen Erfolgen hic et nunc nichts zu schaffen, sie gehört der ewigen Ideenwelt an. Sie stellt sich in den Dienst des ökonomischen Lebens, der Förderung verschiedenartigster Zwecke, sie kann herangezogen werden,

wann immer und von wem immer. Sie kann aber auch mit Erfolg oder Mißerfolg gerufen werden, zum Heile oder zum Verderben. Der Staat kann alle möglichen prophylaktischen Mittel vorbereiten, um eine richtige Anwendung der verschiedenen causae der Obligationen zu sichern, er kann durch eigene Gesetze beispielsweise gewisse Arten der Schenkung verbieten, ihre innere Natur, ihr Wesen kann keine Regierung umgestalten und wenn sie über das stärkste Heer der Welt verfügte.

Wir müssen übrigens zur Entschuldigung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches sagen, daß es im § 516 mehr oder weniger die herrschende Lehre kodifiziert hat. Denn trotz des Widerspruches von namhaften Juristen wie Dernburg, Arndts, Schilling 2c. war die Savignysche Schenkungslehre schon vor der deutschen Kodifikation mehr oder weniger in der modernen Jurisprudenz angenommen. Es kann dies vielleicht den deutschen Kodifikatoren zur Entschuldigung dienen und sie vom Verdachte eines tendenziösen Vorgehens reinigen, zumal die deutsche große Kodifikation anerkanntermaßen manchen wesentlichen Fortschritt in der Jurisprudenz bedeutet und viele wertvolle soziale Reformen eingeführt hat.

Dies alles mag als Milderungsgrund dienen, sicherlich feststehend bleibt doch, daß dieser § 516 ein unheilvoller und wissenschaftlich nicht zu rechtfertigender ist. Durch die Auffassung Windscheids der causa als Voraussetzung war der wirtschaftliche Erfolg in den Rechtsgrund hineingetragen und der Anlaß zur Verwirrung gegeben. Daß diese Lehre auf Verwechslung mit dem quasikontraktlichen Reuerechte dessen zusammenhängt, der ob rem geleistet hatte, haben wir bereits erwähnt.

Genug, es war durch diese Lehren eine Verwirrung des Kausalbegriffes erfolgt, wozu die dunklen und ungenauen Erklärungen der Kodifikatoren des Code Napoleon auch Anhalt boten.

Trotz der geradezu klassischen Fassung des § 938 des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches haben die namhaftesten Kommentatoren und Erklärer wie Stubenrauch und der berühmte Unger auch in die österreichische Gesetzgebung von der Schenkung den Begriff der Bereicherung hineingetragen. So sagt Unger („System des Österreichischen Allgemeinen Privatrechtes", II. S. 193): „Zum Begriff der Schenkung gehört B e r e i c h e r u n g des Empfängers, e i n e V e r m e h r u n g d e s V e r m ö g e n s d e s s e l b e n". . . . Im Artikel 938 des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches ist das nicht ausgedrückt. Einen anderen Beweis seiner Behauptung erbringt Unger auch nicht als die Berufung auf Savigny und das Buch 24 der Digesten, wo es sich um das römische Geschenkverbot zwischen Ehegatten handelt. Daß diese Beweise nicht stichhaltig sind, haben wir bereits dargelegt. Unger fügt den oben zitierten Worten ferner erklärend hinzu: „Die Schenkung verschafft dem Empfänger einen Erwerb e x l u c r a t i v a c a u s a". Und doch müßten diese Worte gerade das Gegenteil beweisen. Unger gibt zu, daß alle Schenkungen causae lucrativae, aber nicht umgekehrt alle causae lucrativae Schenkungen seien und daß beispielsweise Mandat auch „causa lucrativa" sei. Mandat wird im § 1002 des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches definiert: „Der Vertrag, wodurch jemand ein ihm aufgetragenes Geschäft im Namen des anderen zur Besorgung übernimmt, heißt Bevollmächtigungsvertrag". Und

der § 1004 fügt hinzu: „Wird für die Besorgung eines fremden Geschäftes entweder ausdrücklich oder nach dem Stande des Geschäftsträgers auch nur stillschweigend eine Belohnung bedungen, so gehört der Vertrag zu den entgeltlichen, außerdem aber zu den unentgeltlichen". Als causa lucrativa kann man also vom Mandate nur insoferne reden, als es unentgeltlich übernommen wird. Und einem Juristen ist bekannt, daß die Unentgeltlichkeit das Wesen des römischen Mandates ausmachte und daß in den Kodifikationen von Frankreich, Italien, dem Deutschen Reiche diese Unentgeltlichkeit, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes bedungen ist, die Regel bildet. Mandat ist also insoferne causa lucrativa, weil es in der Regel unentgeltlich übernommen wird. Wenn Unger den Beweis liefert, daß es genügt, einem anderen seine Geschäfte anzuvertrauen, um sich zweifellos zu bereichern und alle Verluste auszuschließen, so würde dieses Zaubermittel des Mandates wohl restlos zur Anwendung kommen. Daher ist auch dieser Beweis Ungers für seine Behauptung, der Begriff der causa lucrativa umfasse außer der Unentgeltlichkeit auch das Moment der Bereicherung, ebensowenig stichhaltig wie die Heranziehung Savignys und der Vorschriften über die Geschenke zwischen Ehegatten. Man braucht auch nur jedes gewöhnliche Lehrbuch des römischen Rechtes aufzuschlagen, um eine andere Definition der causa lucrativa zu finden. So sagt beispielsweise der bekannte Bonfante („Istituzioni di Diritto Romano", S. 357): „Contratti a titolo lucrativo sono invece quelli, in cui la causa giustificativa non significa alcun corrispettivo che il creditore abbia ricevuto o debba ricevere; tale, ad essempio il mandato". Die Geschäftsführung findet unentgeltlich statt, ob sie den Mandanten bereichert, das ist sehr die Frage und wird von den Umständen abhängen.

Wir glauben hinreichend bewiesen zu haben, daß jene Lehre, welche die Bereicherung des Donatars zu den wesentlichen Erfordernissen der Schenkung zählt, philosophisch und juristisch ungerechtfertigt, falsch und weder im römischen Rechte noch in den modernen Kodifikationen begründet sei, wenn wir von der neuen deutschen Gesetzgebung absehen.

Wenn wir die Lehre des römischen Rechtes von der causa betrachten, scheint uns dieselbe so klar, daß wir die Verwirrung in dieser Lehre kaum begreifen Alle die Verschiebungen in dem Ausdrucke des Begriffes causa, auf die vor allem Voigt („Über die condictiones ob causam und über causa und titulus im allgemeinen" Leipzig 1862) hingewiesen hat, sind meistens nur scheinbar und auch die sogenannte causa civilis der modernen Interpretation des römischen Rechtes (f. 7 pr. §§ 1—4 D. 2, 14) ist nur geeignet, unsere Erklärung der Lehre über die causa zu bestätigen.

Das römische Recht nennt causa auch den Klagegrund oder im weiteren Sinne den Prozeß. Der Rechtsgrund, der in der demonstratio angeführt wurde, ist aber eigentlich mit dem Klagegrunde nah verwandt. Klagegrund ist beispielsweise die Störung im Besitze, Rechtsgrund ist der Nachweis der Legitimität desselben. Man kann philologisch die Ausdehnung des Begriffes causa in dieser Richtung begreifen. Sinnverwirrender ist es jedenfalls, wenn die Quellen manchmal tatsächlich das innere Motiv der rechtlichen Handlung mit dem Namen causa bezeichnen. Dann fügen aber die Quellen von dieser

causa — von dieser causa im anderen Sinne — ausdrücklich hinzu, daß „falsa causa non nocet“. Es kommt uns also die Verwirrung in der römischen Lehre der causa wirklich auffallend vor. Sollen wir an eine absichtliche Begriffsverwirrung glauben, an eine Liga der Freidenker in der Rechtswissenschaft, um der verhaßten Kirche geheime Schlingen zu legen? Wir können nichts behaupten, was wir nicht beweisen können, und wollen vorsichtig sein in generalisierenden Verdächtigungen. Wir wollen nur, bevor wir unsere Darlegungen schließen, aus dem Buche eines belgischen Advokaten (Vauthier, „Etudes sur les personnes morales dans le droit Romain et dans le droit Français“, Paris 1887) beweisen, daß die Irrlehre über das wesentliche Bereicherungsmoment in der Schenkung für die heil. Kirche und ihre Güter allerdings in manchen Ländern von Gefahr sein kann. Wir sprechen von jenen Ländern, wie Frankreich, Belgien, Italien, das Deutsche Reich, wo Klostervereinigungen nicht mehr wie in dem altehrwürdigen Österreich rechtsfähige Körperschaften sind. Maurice Vauthier legt dar, daß der säkulare Kampf zwischen Kirchen- und Staatsgewalt in ein neues Stadium getreten sei. Früher, in den guten alten Zeiten, hat der Staat die Kirche ihrer Güter beraubt, heute trachtet er zu verhindern, daß die Kirche von neuem Güter ansammle. Er spricht von allen den verschiedenen Mitteln, welche kirchliche Gemeinschaften nach Unterdrückung ihrer Rechtsfähigkeit ergriffen, um ein ökonomisches Auskommen zu finden, da ihnen ein tatsächliches Existieren nicht verweigert wird, wenn sie auch keinen rechtsfähigen Körper mehr darstellen. So kommt der Autor auch auf jene stillschweigenden Fideikommisse zu sprechen, die vielfach mit Erfolg religiösen Vereinigungen zur ökonomischen Grundlage ihres Daseins dienten und schon durch ihre eigentliche juridische Struktur geeigneter sind als der Gesellschaftsvertrag, Kirchengut zu schützen. Die kanonischen Bestimmungen über die beschränkte Erwerbsfähigkeit der Mitglieder solcher religiöser Genossenschaften bestehen in den Ländern, wo die religiösen Kommunitäten unterdrückt sind, lange nicht mehr. Die Güter der Genossenschaft sind also mit vollem Rechte auf den Namen eines ihrer Mitglieder geschrieben. Er ist es, der Schenkungen, wie letztwillige Verfügungen annimmt, kauft und verkauft, während eine Reihe von Nacherben das so rechtlich geschützte Vermögen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Das scheint alles sehr einfach und zweckdienlich, wenn Vauthier uns nicht darüber aufklären würde, daß derartiges Kirchengut nichts weniger als rechtlich geschützt sei, daß die Nachkommen eines frommen Schenkers 30 Jahre lang die unvorsichtigen Liberalitäten ihres Vorfahren mit der condictio sine causa, der ungerechtfertigten Bereicherungsklage in Frage stellen könnten und daß, wenn sie innerhalb dieser Zeit von ihrem Rückforderungsrechte nicht Gebrauch machten, der Staat derlei Schenkungen als herrenloses Gut einfach einzuziehen vermöge. Die angebliche Schenkung ist nämlich von Anfang in sich nichtig und ungültig gewesen, mangels eines der wesentlichen Erfordernisse dieses Rechtsgeschäftes, nämlich der Bereicherung des Geschenknehmers. Dem frommen Stifter lag die Absicht fern, den vorgeschobenen Ordensmann zu bereichern. Er hat also ohne den dem Rechtsgeschäfte wesentlichen animus donandi gehandelt. Zu einer Schenkung gehört aber

auch wesentlich eine Bereicherung des Donatars. Der vorgeschobene Ordensmann ist offensichtlich nicht reicher geworden. Die von ihm vertretene Genossenschaft kann es um so weniger sein, da ihr dazu die juridische Möglichkeit, nämlich die juridische Privatrechtsfähigkeit, fehlt. So hat die Regierung jederzeit die rechtliche Handhabe, das lästige Kirchengut zu zerstören und für seine eigenen mannigfachen Bedürfnisse zu verwerten. Daß alle Voraussetzungen dieser Argumentation falsch und nicht stichhaltig seien, glauben wir in unserer Abhandlung dargelegt zu haben. Eine ausführlichere Darlegung, wie unerhört es ist, die sogenannte condictio sine causa heranzuziehen, um derartige Schenkungen an die Kirche in Frage zu stellen, ginge über den Rahmen unserer schlichten Darstellung. So möge es genügen, daran zu erinnern, daß die condictio sine causa eine Klage wegen ungerechtfertigter Bereicherung sei, wenn mir beispielsweise aus Irrtum bei einer Kasse statt 100 Gulden 1000 ausgezahlt werden. Und nun soll diese Bereicherungsklage bei einem Rechtsgeschäfte angewendet werden, dessen ganzer Fehler darin bestehen solle, daß eben keine Bereicherung stattgefunden habe. Es sind das aber keine eitlen Träume eines vereinzelten Autors, denn er weiß konkrete Fälle, beispielsweise die Entscheidung der französischen Kassation vom 13. Juni 1870 anzuführen, welche diese Theorien praktisch zum Nachteile des Kirchengutes anwendete.

Rings um die Grenzen unseres schönen Heimatlandes ziehen sich die Wolken künftiger umstürzender Gewitter zusammen und tausend Hände sind geschäftig dabei tätig, die Begriffe umzumodeln und der Entwicklung einer neuen künftigen Ära dienstbar zu machen. Vielleicht ist es gut, sich dessen zu erinnern in dem Augenblicke, wo das hundertjährige Jubiläum unseres Bürgerlichen Gesetzbuches heranbricht und man daran geht, einige Verbesserungen an diesem monumentalen Werke vorzunehmen.

Wirtschaftsgenossenschaften.

Von **E. Schwiedland.**

Genossenschaften sind Vereinigungen von Wirtschaftern oder Unternehmern zur Erreichung gemeinsamer Ziele. Nach ihren besonderen Zwecken sind es zumeist Vereinigungen für den Bezug oder für den Absatz von Waren, — für den gemeinsamen Besitz von Einrichtungen und Maschinen, — für die Herstellung von Bauten auf gemeinsame Rechnung, — für die Produktion auf gemeinschaftliche Rechnung, — zur Beschaffung und Gewährung von Kredit — oder zur Bildung einer Versicherung auf Gegenseitigkeit.

1. Die Bezugsgenossenschaft (auch Einkaufs-, Käufer-, Rohstoff- oder Konsumgenossenschaft) vereinigt Verbraucher zum gemeinsamen Einkauf von Waren, die sie sodann nach Maß ihres individuellen Bedarfes einzeln von der Genossenschaft beziehen. Hieher gehört der Konsumverein städtischer Hausfrauen wie der Bauernschaft eines Dorfes, welcher Lebensmittel, Hausrat, Geräte oder Saatgut auf gemeinsame Rechnung anschafft, sowie eine Genossenschaft von Kraftwagenbesitzern, die Pneumatiks, Benzin, Kilometerzähler oder sonstige Apparate in größerer Menge von den Erzeugern bezieht und hiedurch die hohen Zuschläge der kleinen Lieferanten umgeht, oder eine Vereinigung städtischer Handwerker für den Bezug von Rohstoffen (Holz für Tischler oder Drechsler, Muschelschalen für Knopfmacher usw.), oder etwa ein Verband von Fabrikanten, der für ihre Betriebe Maschinenöl gemeinsam einkauft. Der nämliche Typus liegt auch vor in der gemeinsamen Einkaufsorganisation einer Anzahl von Detailhändlern oder von Konsumvereinen, die ihre Anschaffungen durch diese Zentrale, unter höchst sachkundiger Leitung, in ganz großen Mengen vornehmen und sich von ihr zumitteln lassen, um den Verschleiß an ihre Kunden, beziehungsweise Mitglieder selbst zu besorgen.

Alle solche Bezugsgenossenschaften ersetzen Detail-, beziehungsweise Großhändler. Sie verbinden die Verbraucher, um den Händler, von dem sie ihre Waren bisher bezogen, entbehren zu können. Sie beziehen die Waren für die Gesamtheit ihrer Mitglieder, also im großen, direkt beim Erzeuger und kaufen hiedurch wohlfeiler und mit ziemlicher Sicherheit in unverfälschter Qualität ein.

Das zu dieser Veranstaltung — den Lagerräumen, Einkäufen, der Warenmanipulation und Abgabe — nötige Kapital wird durch Mitgliedsbeiträge aufgebracht und die erforderlichen Schreib- und Magazinsarbeiten besorgen in dörflichen Verhältnissen die Mitglieder selbst, sonst Angestellte.

Das Anlage- und Betriebskapital wird durch Einzahlungen („Einlagen") aufgebracht, die man nach bestimmten Einheiten („Anteilen") berechnet. Zur

Erhöhung des Kredits der Genossenschaft haften die Mitglieder für die Vereinsschulden entweder mit dem Duplum des eingezahlten Betrages über diesen hinaus, so daß die Haftsumme zumindest so viel ausmacht, wie die Geschäftsanteile, oder sie haften, einer für alle, mit ihrem ganzen Vermögen, also unbeschränkt und solidarisch. Danach unterscheidet man Genossenschaften mit beschränkter Haftung (beschränkt zumindest auf das Doppelte der ursprünglich gezeichneten Anteile) und Genossenschaften mit unbeschränkter (solidarischer und auf das ganze Vermögen jedes Genossenschafters erstreckter) Haftung. Die letztere Form hat Bedeutung bei manchen Arten von Genossenschaften; bei Einkaufsgenossenschaften ist sie jedoch teils unnötig, teils unzweckmäßig. So hält bei Einkaufsvereinigungen von Handwerkern, die gemeinsam Rohstoffe und Werkzeuge (zum Verkauf an die Genossenschafter) beschaffen, eine weitgehende Haftung die reichen, kaufkräftigen Berufsgenossen vom Beitritt ab, weil sonst ihr Vermögen auch für die kleinen Leute, die beim Verein mittun, mithaften müßte. Diese kleinen Leute hätten, als die Mehrheit, den größeren Vorteil von der Vereinigung, würden auch bei deren Leitung und Beschlüssen den Ausschlag geben, und man wäre für all ihr Tun und Lassen wirtschaftlich mitverhaftet. Die Teilnahme der Eigentümer größerer Betriebe ist indes zur Stärkung der Vereinigung — ihres Kapitals wie ihrer Kaufkraft — sehr erwünscht. Bezugsgenossenschaften werden demnach auf beschränkte Haftung gegründet.

Der Vertrieb läßt sich nach verschiedenen Prinzipien gestalten: die Genossenschaft kann den Verkauf auf ihre Mitglieder beschränken (und sie wird dies in der Regel aus Steuerrücksichten tun) oder sie kann an jedermann verkaufen. Anderseits kann sie die Waren beim Verschleiß zum Einkaufs- also Großhandelspreis samt einem Zuschlag für ihre Verwaltungsauslagen abgeben oder sie kann sie zu ähnlichen Preisen verkaufen, wie die Händler, die sie ersetzt, und den Überschuß, den sie auf diese Art erzielt, periodisch ihren Mitgliedern zuweisen — sei es nach Maß der Anteile, die jeder am gemeinsamen Kapital besitzt, sei es im Verhältnis zu den Einkäufen, die er gemacht hat. Die Mitglieder erhalten in diesem Falle zur freien Verfügung zurück, was sie in der Zwischenzeit zu viel gezahlt hatten; diese Einrichtung erleichtert ihnen gewissermaßen das Sparen: wozu sonst einige Entsagung gehört, das erfolgt hier ohneweiters im Verlauf von Aufwendungen.

Der Verkauf geschieht nur gegen Barzahlung. Hiedurch wird ein Verlust an Schuldnern ausgeschlossen und der Umsatz des Kapitals beschleunigt.

Die „Konsumvereine" zur Beschaffung gewöhnlicher Bedarfsgegenstände der Hauswirtschaft sind namentlich in England sehr verbreitet, wo ein kleiner genossenschaftlicher Laden von sieben Webern, den sogenannten Pionieren von Rochdale, 1844 das moderne Genossenschaftswesen begründet hat. In den Fabriksstädten Englands herrschen heute die Läden der Arbeiterkonsumvereine absolut vor; daneben wurden auch mittelständische Beamten- wie militärische Konsumvereine und solche bürgerlicher Hausfrauen gegründet Großbritannien zählt 1500 Konsumgenossenschaften; diesen gehören $2^1/_2$ Millionen Haushaltungen an, die im Jahr Waren im Werte von $1^1/_3$ Milliarden Kronen abnehmen. Sie bilden als Überbau Großeinkaufszentralen, Bezugsvereinigungen der englischen, beziehungsweise schottischen Konsumver-

eine, die den Einkauf für die beteiligten Vereine gemeinsam vornehmen Solche Konsumvereine können mit dem sicheren, festen Bedarf der ihnen zugehörigen Vereine rechnen und infolgedessen mit bestimmter Aussicht auf Gewinn die Herstellung mancher Waren, wie Kleidung oder Schuhwerk, in eigenen Fabriken vornehmen lassen. Die englische Einkaufszentrale hat eigene Molkereien in Irland, besitzt eine kleine Flotte, die Kaffee aus Brasilien, Speck und Butter aus Dänemark holt, und eine eigene Bankabteilung, übt also die Funktionen einer blühenden Großhandlungsunternehmung aus, die sich verschiedene Produktions-, Transport- und auch Kreditbetriebe angegliedert hätte. Derartige gemeinschaftliche Einkaufsstellen bilden die Konsumvereine bereits in allen Ländern. Die Angliederung von Erzeugungsbetrieben erfolgt aber auch seitens einzelner Genossenschaften: so richtet sich eine Bezugsgenossenschaft der Automobilbesitzer eine Reparatur-, Tapezierer- und Monteurwerkstätte, eventuell mit maschinellem Betrieb, ein. Auch einzelne Käufergenossenschaften haben sich bereits Bäckereien, Metzgereien, Kaffeeröstereien und formelle Sparkassen angegliedert, andere betreiben Apotheken, Gasthäuser und Volkskaffees. Die Mailänder Unione cooperativa betreibt auch Gasthöfe und ein Nachtasyl und ist dabei, eine Gartenstadt vor den Toren der Stadt zu gründen.

2. Absatz- (Verkaufs- oder Magazins-) Genossenschaften sind Vereinigungen landwirtschaftlicher oder gewerblicher Erzeuger, die ihre Erzeugnisse gemeinsam vertreiben, wie etwa Milch- oder Obstverwertungsvereinigungen. Die Kosten des Absatzes verringern sich infolge der Vereinigung für den einzelnen, der Vertrieb erfolgt wirksamer, eine gegenseitige Unterbietung unter den Mitgliedern wird vermieden. Auch hier schließen sich dem ursprünglichen Unternehmen Produktionsbetriebe an, so Molkereien und Weinkellereien. Die gemeinsamen Anlagen werden aus dem durch Anteile aufgebrachten Grundkapital hergestellt; die laufenden Betriebskosten deckt eine mäßige Verkaufsprovision, die jedem Genossen nach der abgesetzten Menge berechnet wird, und zum Schluß erhält jeder den Erlös der von ihm beigestellten und verkauften Waren.

Eierverkaufsgenossenschaften der Landwirte bestehen in Irland, Dänemark wie Ungarn, Geflügelabsatzvereinigungen in Irland und Deutschland, Vereine für den Absatz von Gemüse, Obst und Handelspflanzen (Tabak, Hopfen) in Frankreich, Schweiz, Italien und Deutschland. Milch-, Getreide-, Spiritus-, Rüben- und Vieh(verkaufs)zentralen wahren in Deutschland die gemeinsamen Interessen der bezüglichen Erzeuger an den wichtigsten Absatzorten und am Rhein gedeihen Absatzvereinigungen (die sogenannten Winzergenossenschaften) der Weinbauer. Ferner entstanden in Deutschland sowie in Österreich genossenschaftliche Getreidelagerhäuser, die eine Aufbewahrung, Reinigung, Bevorschußung des lagernden Kornes und seinen direkten Verkauf an große Konsumenten (Mühlen und Heeresverwaltungen) ermöglichen. An die dänischen, schweizer und italienischen genossenschaftlichen Molkereien schließt sich die Butter-, beziehungsweise Käsebereitung und, zur Verwertung der Nebenprodukte, sogar die Schweinemastung auf gemeinschaftliche Rechnung.

3. Werks- oder Maschinengenossenschaften entstehen, wenn Gewerbetreibende oder Landwirte sich vereinigen, um gemeinsam beschaffte Betriebsräume, Vorrichtungen oder Maschinen zu benutzen. So mieten Wiener

Meerschaumschnitzer ein gemeinsames Arbeitslokal, um in ständiger Fühlung miteinander zu bleiben und einige Übersicht über die Marktlage und die gangbaren Waren zu erlangen, gemeinsame Mustervorlagen zu benutzen und bei deren Ausführung vom Vorbild der geschicktesten Kollegen zu profitieren. Bauern kaufen gemeinsam eine Dreschmaschine oder einen Maisentkörner zur reihenweisen Benutzung. Jeder dieser Teilnehmer produziert auf eigene Rechnung; gemeinsam ist bloß das Eigentum an der bezüglichen Lokalität, Anlage oder Maschine und das Recht ihrer Benutzung neben- oder nacheinander. Errichten die Angehörigen eines Gewerbes gemeinsam eine Anlage (etwa zur Benutzung elektrischer oder hydraulischer Kraft), worin sie gegen Entrichtung einer bestimmten Gebühr stundenweise arbeiten, so ist das eine eigentliche „Werks"-genossenschaft; kaufen sie hingegen Geräte oder Maschinen an, die sie dem einzelnen Genossenschafter der Reihe nach zum Gebrauch ins Haus stellen, so spricht man mit Vorliebe von einer „Maschinen"-genossenschaft. Das Wesen: gemeinsame Beschaffung eines Hilfsmittels der Wirtschaft, ist das nämliche. Eine Vereinigung beider Spielarten bilden in nordamerikanischen Städten Genossenschaften privater Personen zur Anlage und zum Betriebe von Telephonlinien zum gemeinsamen Gebrauche.

4. Die Produktivgenossenschaft vereinigt in sich alle bisherigen Typen. Hier bilden die Genossenschafter einen Produktionsbetrieb, schaffen dazu auf gemeinsame Rechnung die Rohstoffe an, besitzen gemeinsame Lokale, Maschinen, Werkzeuge, Geräte und Vorrichtungen, arbeiten selbst in diesem Lokal und mit diesen Hilfsmitteln, und verkaufen die durch gemeinsame Arbeit aus den gemeinsamen Rohstoffen gewonnenen Erzeugnisse auf gemeinschaftliche Rechnung. So vergenossenschaften kleine Handwerker oder gewerbliche Arbeiter ihre Erzeugung. Arbeiter, die sich also vereinigen, werden dadurch selbst zu Mitunternehmern, sind also ihre eigenen Arbeitgeber und zugleich Arbeiter.

In den ersten Zeiten genossenschaftlicher Begeisterung, gegen und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, hat man von dieser Vergesellschaftung der Erzeugung große Erfolge erwartet: der kleine Mann könne der Vorteile eines Großbetriebes teilhaft, der Arbeiter sein eigener Herr werden. Man hat aber übersehen, daß zu solchem Beginnen Kapital, die Fähigkeit kaufmännischer Leitung, persönliche Tüchtigkeit und Eifer sowie im besondern eine eiserne Selbstdisziplin der Teilnehmer erforderlich sind. Nur dann können, einiges Glück vorausgesetzt, diese genossenschaftlichen Betriebe gedeihen — sofern sie in Gewerben bestehen, deren Absatz nicht erheblichen Schwankungen und Krisen unterliegt!

Tatsächlich sind die meisten Produktionsgenossenschaften, die gegründet wurden, zugrunde gegangen — selbst wenn sie aus öffentlichen Mitteln einen Kapitalzuschuß erhielten! Produktivgenossenschaften aber, die sich erhielten und zur Blüte kamen, schieden ihr Personal allmählich in einen Kreis bevorrechteter Mitunternehmer und (von der gemeinsamen Unternehmung entlohnter) gewöhnlicher Lohnarbeiter, so daß durchaus nicht alle Mitarbeiter, sondern nur eine Anzahl Miteigentümer am Werke waren. Damit wurde die besondere Erwartung, durch diese Unternehmungsform die Lohnarbeit aus der Welt zu schaffen und jeden Arbeiter zum Mitunternehmer zu machen, zuschanden.

Gewerbe, in denen die Spekulation eine größere Rolle spielt, bedürfen einer bewährten kaufmännischen Leitung, über die gewerbliche Produzenten kleiner und selbst mittlerer Art kaum jemals verfügen. Abgesehen davon waltet in manchen Gewerben ein starker Wechsel von Zeiten der Beschäftigungslosigkeit und angestrengter Arbeit (sogenannter Saisons), und dieser Umstand wirkt auf die Gestaltung der Produktivgenossenschaften besonders zurück. In der stillen Zeit müssen Leute entlassen werden, was dem Prinzipe genossenschaftlicher Beteiligung aller widerspricht; werden aber nur so viele Genossenschafter aufgenommen, als man auch in stillen Zeiten beschäftigen kann, so muß man in der guten Geschäftszeit Lohnarbeiter aufnehmen, die man nicht zu Genossenschaftern macht. So gelangen die blühenden Produktivgenossenschaften zu einem Kern berechtigter Genossen und nebstbei zu einem manchmal großen Stand von Lohnarbeitern.

Fühlt sich aber der Beschäftigte als Mitunternehmer, also dem Leiter ebenbürtig, so führt das häufig zu einem Mangel an Unterordnung — eine Schwierigkeit, die für herrschaftlich gegliederte Betriebe nicht besteht — und daran sind viele Produktivgenossenschaften zugrunde gegangen. Daher vermag nur die geistige und sittliche Elite der Arbeiterschaft, bei sonst günstigen Verhältnissen, solche Genossenschaften zu bilden. Von aller persönlichen Begabung und fachlichen Tüchtigkeit abgesehen, muß also die geläuterte Einsicht der Beteiligten eine feste Disziplin verbürgen. In Rochdale selbst hat der einst von den Pionieren begründete Konsumverein eine Produktivgenossenschaft der Baumwollspinner begründet; als die erste Begeisterung verraucht war, wurde aber eine Aktiengesellschaft daraus, in der Arbeiterteilhaber gewöhnliche Lohnarbeiter beschäftigten, die mit ihnen regelrechte Streiks auskämpften, und solcher Beispiele gibt es mehrere. Die Produktivgenossenschaften sind daher keine Vorbilder für die Aufhebung der Lohnarbeit. Bedeutung erlangen sie heute als Gründungen von Einkaufs- und Absatzgenossenschaften; doch sind die Arbeiter dort nicht Mitunternehmer und die Betriebe bilden Fabriken von Genossenschaften, deren Hauptzweck nicht die Produktion ist. So verbreiten sich genossenschaftliche Bäckereien, Mühlen, Brauereien, Brennereien, Ölpressen, Molkereien und Konservenfabriken, die von Bezugs- oder Absatzgenossenschaften oder von Vereinigungen von Landwirten als gemeinsame Unternehmungen errichtet werden. Anderseits bilden sich Genossenschaften zur Übernahme bestimmter Arbeiten, doch fehlt hier die Unternehmerfunktion; die Leute vermieten blos gemeinsam ihre Arbeitskraft.

5. Baugenossenschaften bringen durch Einlagen auf Anteile ein Kapital auf und bauen mit Hilfe von Hypothekarkredit Einzelwohnhäuser, die sie ihren Mitgliedern gegen Abzahlung überlassen. Dadurch gelangen die Genossen in den Besitz von Häusern, ohne den Unternehmerprofit einem Hausherrn oder einer Baugesellschaft überlassen zu müssen. Sie müssen zwar die aufgenommenen Schulden verzinsen und abtragen, aber der Ertrag, der sonst dem Hausherrn zufällt, fließt hier an die Genossen zurück. Meist sind es Vereine von Beamten und von mittleren Rentnern, die derartige Genossenschaften errichten. Eine neue, praktisch wenig belangreiche Form sind die sogenannten Mietergenossenschaften, die Miethäuser bauen und dem einzelnen Genossen bloß eine Wohnung im gemeinsamen Gebäude zu-

weisen. Der vom Mieter über die Selbstkosten hinaus gezahlte Zins fließt durch die Genossenschaftskasse an die Gesamtheit der Genossen zurück. — Gebaut wird stets mit den aus Anteilsleistungen gebildeten und als Kredit aufgenommenen Beträgen, für welch letztere die Haftung der Mitglieder und Hypotheken Sicherung bieten.

6. Versicherungsgenossenschaften entstehen als Vereinigungen von Personen, die sich anheischig machen, aus angesammelten Einzahlungen diejenigen unter sich schadlos zu halten, die von einem Schaden betroffen würden. Die Viehversicherung auf dem Lande, die Feuerversicherung in Stadt und Land, dann Sterbe- und Begräbniskassen sind auf dieser Grundlage entstanden und umgehen den Versicherer. Freilich beruhen sie oft nicht auf entsprechenden versicherungstechnischen Grundlagen und stehen auch nicht unter der erforderlichen Überwachung, so daß Leistungsunfähigkeit der Kassen und Unterschlagungen von Beamten sich ereignen. Auf der gleichen Grundlage bestehen jedoch auch die großen soliden, auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungs- und Rückversicherungsanstalten.

7. Kreditgenossenschaften endlich wollen Kredite Personen vermitteln, die in der Vereinzelung bei größeren Kreditanstalten keine Beachtung finden. Die Genossenschafter bringen durch ihre Anteile einiges Geld auf, das ihnen in Verbindung mit ihrer weiteren Haftung Kreditquellen eröffnet. Aus den beigebrachten Mitteln erhalten kreditbedürftige Genossen Darlehen. Die Zinsen, die sie zahlen, bilden die Einnahme der gemeinsamen Kasse, also der Vereinigung. Hier wird mithin der für sich selbst Gewinn machende Bankier umgangen. Zu diesem Typus gehören die kleinen Vorschußkassen; Frankreich fördert ihre Bildung durch Staatszuschüsse. In Deutschland haben sich zwei Typen entwickelt: „Schulze-Delitzsch-Kassen“, eine Art Volksbanken, und „Raiffeisenkassen“, ländliche, auf eine engere Gegend beschränkte Kassen, die eine genaue Kenntnis der moralischen Eigenschaften jedes Darlehenswerbers besitzen. Letztere Vereinigungen sind in Österreich in sehr erfreulicher Zunahme begriffen; sie haben bereits viel gutes gewirkt und haben namentlich den ländlichen Wucher zurückgedrängt. Im Jahre 1906 bestanden bei uns mehr als 6000 landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften mit rund 700.000 Mitgliedern und mit einem gesamten Einlagenstand von nahezu 500 Millionen Kronen. Die niederösterreichische Raiffeisenkassenzentrale allein verfügt über rund 40 Millionen Kronen, die sie nutzbringend anlegt. So sehr wirken diese Genossenschaften als Spareinrichtungen.

Die Verbindung der lokalen Kassen eines Landes zu Verbänden und dieser zu einer Reichskasse ist schon für die Ausgleichung des Bedarfes und des Überschusses der einzelnen Kassen oder Verbände von belang.

8. Auch andere Typen von Genossenschaften sind noch möglich. So die genossenschaftliche Auskunftei, der Industrielle und Kaufleute angehören. Jeder Genossenschafter verpflichtet sich, die ihm bekannt gewordenen Auskünfte über die Kreditwürdigkeit kauflustiger Firmen der Genossenschaft zur Verfügung zu stellen und erhält dagegen im Bedarfsfalle seinerseits von ihr einschlägige Auskünfte. Hier wird der Auskunfteiunternehmer, der ähnliche Mitteilungen aus Erwerbsabsicht erteilt, durch eine genossenschaftliche Organisation ersetzt. In Preußen besteht sogar eine „Kleinsiedlungsgenossenschaft“

zum Ankauf von Gütern, die zugunsten der Genossen parzelliert werden; ähnlich erwerben in Rußland Bauerngenossenschaften Landgüter.

* * *

Die Gründung von Genossenschaften wurde vielfach von Personen betrieben, die in ihnen ein wichtiges Mittel sozialer Reform sahen. Sie sollten an Stelle des Wettbewerbes eine Art von Solidarität unter den Menschen heimisch machen, das Eigentum der kleinen Leute mehren, den Gewinn, den sonst Unternehmer beziehen, den Genossen zuwenden, und diesen (gegenüber den Ansprüchen des Kapitals) die Macht geben, Kredit zum landesüblichen Zinsfuß zu finden. Unleugbar haben nun die Genossenschaften Fortschritte begründet, namentlich auch erziehlich gewirkt, obgleich sich überspannte Hoffnungen, die man auf sie setzt, kaum erfüllen dürften. Daß sie immerhin ein Machtmittel sind, beweist der Umstand, daß sie auch in den Dienst politischer Parteien gestellt werden. Liberale gründen Schulze-, Konservative Raiffeisenkassen, Konservative wie Sozialisten Konsumvereine und im Anschluß Fabriken. Gewerkvereine der Arbeiter wirken auf die Gründung von Konsumvereinen hin, um die Ausgabenwirtschaft des Arbeiters zu erleichtern, während die sozialdemokratische politische Organisation darin ein Mittel zur Ansammlung von Geldreserven und zur Schulung der Arbeiter in der Führung von Geschäften erblickt.

In Belgien hat der Sozialistenführer Anseele in Gent die große Konsumgenossenschaft „Vooruit" begründet, die eine Bäckerei, eine Schuhwarenfabrik, Apotheken, Kohlenniederlagen, Läden für Hausrat, Kleider und Spezereien betreibt. Daneben entstand, gleichfalls in Gent, mit großen Kapitalien, eine katholische Konsumgenossenschaft („Volksbelang"), die den Sozialisten das Wasser abzugraben bemüht ist. So sind mannigfache Tendenzen wirksam, die schließlich zu weittragenden Organisationen der Verbraucher führen dürften, namentlich wenn die Käufergenossenschaften sich direkt bei Verkaufs- oder Produktivgenossenschaften versorgen werden.

Die Bildung von Einkaufs-, Verkaufs- und Werksgenossenschaften befördern staatliche und autonome Verwaltungsstellen, so bei uns das Gewerbeförderungsamt, das Genossenschaften Anleitungen gibt, Maschinen borgt, Betriebskapital geschenkweise, unverzinslich oder gegen geringes Entgelt vorschießt und ihre Buchführung revidiert, desgleichen zugunsten landwirtschaftlicher Genossenschaften das Ackerbauministerium. Ein ausgebildetes Genossenschaftswesen ermöglicht auch den Bezug landwirtschaftlicher wie gewerblicher Erzeugnisse für den Heeresbedarf von Absatzgenossenschaften oder den Mitgliedern von Werksgenossenschaften anstatt von Händlern und Großindustriellen.

Die größte Bedeutung haben die Genossenschaften in der Landwirtschaft. Sie vermitteln ihren Teilnehmern Fortschritte in der Veredlung der Erzeugnisse, in der Kräftevermehrung der Felder, in der Benutzung von Maschinen, beim Bearbeiten und Zumarktebringen ihrer Waren sowie in der Stärkung des Personal- und Mobiliarkredites. Die Entfaltung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens war eine heilsame Reaktion gegen die Agrarkrise der Achtziger- und Neunzigerjahre, als das überseeische Getreide, Vieh und Fett die Preise auf dem Kontinente rasch und empfindlich zum Fallen

brachte. Die Blüte der ländlichen Einkaufs-, Werks-, Absatz- und Kreditgenossenschaften ist der dauernde Gewinn, den uns jene Zeit des Preisdruckes mittelbar bescheerte. Die Beschaffung guter männlicher Zuchttiere, die Anlage von Baum- und Pflanzschulen, die Anstellung von Wanderlehrern, die Anschaffung von Geräten und von künstlichem Dünger, die Errichtung zweckmäßiger Gärungskeller und von Flachsbrechen, die Verarbeitung der Erzeugnisse mit neuzeitlichen Hilfsmitteln und ihr Verkauf — all dies kann genossenschaftlich erfolgen. Nur auf dem Gebiete des Viehverkaufes und der genossenschaftlichen Schlächterei bestehen noch große Schwierigkeiten. Die Genossenschaften können indes in anderen Gebieten den Zwischenhandel ausschalten. Welche unmittelbaren und mittelbaren Schädigungen aber zum Beispiel die Pflanzenproduktion und die Viehhaltung durch die Unreellität des Zwischenhandels im Samen-, im Dünger- und im Futtermittelhandel erleidet, läßt sich an den Veröffentlichungen der Kontrollstationen über die Minderwertigkeit zahlloser, zur Prüfung eingesandter Proben erweisen. Auch drängt das Genossenschaftswesen die durch den Zwischenhandel geförderte Borgwirtschaft zurück, an deren Stelle innerhalb der Genossenschaft als Regel Barzahlung für die bezogenen Waren tritt; auch hiedurch wird dem Wucher entgegengewirkt. Da ferner die untersten Aufkäufer landwirtschaftlicher Erzeugnisse und Tiere nicht selten wenig skrupulöse Makler, Agenten und Viehhändler sind, wird durch die Organisation von Genossenschaften manche Übervorteilung und Betrügerei ausgeschlossen.

Wo der kleine und mittelbäuerliche Betrieb vorherrscht, der nur kleine Mengen verkaufsfähiger Waren gewinnt, behält indes der Zwischenhandel die Rolle, diese unerheblichen Mengen von Getreide, Kartoffeln, Obst bei den einzelnen Wirten aufzukaufen, zu sortieren und zu großen Posten gleichmäßiger Qualität vereinigt in den Großhandel überzuführen, da bei geringen Mengen das Aufsuchen von Märkten sich nur dort lohnt, wo das Verkaufsprodukt einen (im Verhältnis zu den Kosten des Marktbesuches) hohen Wert hat.

Die Absatzgenossenschaften haben das wichtige Ziel, große Abnehmer ihrer Waren außerhalb des Produktionsumkreises zu gewinnen: militärische Intendanturen und Proviantämter, städtische Konsumvereine u. dgl. Oft können auch Doppelbetriebe zweckmäßig eingerichtet werden: wo eine Molkerei mit Dampfbetrieb besteht, kann die Müllerei angeschlossen werden; durch Verwendung der infolge des nichtkontinuierlichen Betriebes verfügbaren Kraft für einen Mahlgang kann die Rentabilität der Molkereigenossenschaft gesteigert werden usw.

Absatzgenossenschaften in Südkalifornien versorgen England mit Obst, solche in Süditalien und in Algier Deutschland wie England mit Frühgemüse.

Von größter Wichtigkeit ist die Zusammenfassung gleichartiger Genossenschaften zu einem Verbande. So besorgt eine französische Zentrale der 150 Molkereigenossenschaften angehören, den Einkauf von Kohlen und sonstigen Betriebsmitteln im großen, richtet einen Kühlwagenverkehr für den Vertrieb nach Paris ein, erhält eine Versuchsanstalt samt Molkereischule, organisiert Ausstellungen von Erzeugnissen der Genossenschafter und leitet eine Hilfskasse für deren Arbeiter.

Die neuere Entwicklung in Österreich schildert ein Autor: „Sauerkraut-konservierung, Gurkenverwertung, Zichoriendörren, Hopfenabsatz, Flachsrösten — alles wird genossenschaftlich betrieben. In Oberösterreich liefert die (in der Tuchfabrikation verwendete) Kardendistel das Produkt für eine große landwirtschaftliche Genossenschaft, und die Teebutter-Zentralgenossenschaft in Schärding versendet in die Kurorte die Ingredienzen für ein Schweizerfrühstück: Butter, Honig und Eier. Die genossenschaftliche Eierverwertung führt zur rationellen Rassenkreuzung der Hühner und zur Bewertung des Eies nach dem Gewichte. In Oberösterreich sind die Bäuerinnen Mitglieder dieser Genossenschaften, da seit jeher der Ertrag aus der Hühnerzucht das Taschengeld der Bäuerin bildete. . . Die kleinen Landwirte beginnen durch ihre genossenschaftlichen Molkereien den Magen der großen Konsumzentren mit herrlicher, hygienisch einwandfreier Milch zu versorgen; in Wien allein werden täglich über 120.000 Liter Milch von genossenschaftlichen Molkereien geliefert. Die Molkereigenossenschaften senden Butter waggonweise in die ganze Welt und errichten inmitten grünender Alpenmatten in bakterienfreier Luft großartige Anlagen mit modernster maschineller Einrichtung für die Herstellung von Hartkäse nach Emmentaler Art und andrer Käsesorten, welche jetzt, durch den ausländischen Import nach Österreich im Werte von vielen Millionen Kronen, die österreichische Volkswirtschaft schädigen. Neben diesen Molkereien betreiben sie die Molkenverwertung durch eine damit verbundene Schweinemästung. Auf den Böden, wo Hackfrucht gebaut werden muß und die Rübe wegen der lokalen Verhältnisse der Zuckerfabriken nicht lohnt, bauen die Bauern Kartoffeln und errichten genossenschaftliche Spiritusbrennereien, aus welchen sie die Schlempe zur Viehmästung zurücknehmen. Die Bauern haben heute auch durch ihre Viehzuchtgenossenschaften eine rationelle Herdbuchführung und Zuchtwahl gelernt und beginnen jetzt an eines der großartigsten Probleme des Genossenschaftswesens heranzutreten, nämlich an die Errichtung von Schlachtviehverwertungsgenossenschaften." Im Friaul, wo man Kolonen in den Besitz eigener kleiner Bauernstellen gesetzt hat, wurden diese Ansiedler gleichzeitig zu einer Reihe von nützlichen Bezugs-, Absatz-, Kredit- und Versicherungsgenossenschaften zusammengefaßt.

Die formellen Verhältnisse dieser im Wesen die Selbsthilfe anregenden freien Genossenschaften regelt bei uns das Gesetz vom 1. April 1875 über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften: das ist ihre offizielle Bezeichnung. Ein Nachtragsgesetz vom 27. Juni 1903 ordnet ihre Revision durch Sachverständige von Zeit zu Zeit an. Das Gesetz über die direkten Personalsteuern vom 20. Oktober 1896 endlich gewährt ihnen Steuerbegünstigungen, sofern sie ihre Geschäfte auf ihre eigenen Mitglieder beschränken: also Einkaufsgenossenschaften nur an ihre eigenen Mitglieder verkaufen, Absatzgenossenschaften Erzeugnisse nur von Mitgliedern zum Vertrieb übernehmen.

Religionswissenschaftliche Studien.

Von Dr. Fr. Neklapil.

I.

Zu den beachtenswertesten Erscheinungen der modernen Religionswissenschaft gehört die Tatsache, daß es bis zur Stunde kein allgemein anerkanntes System der Religionen gibt. Keine der bisher vorgeschlagenen Einteilungsarten hat sich bewährt und durchzudringen vermocht. Die genealogischen Einteilungen haben alle einen Fehler, daß sie die Genealogie der Sprache als Einteilungsgrund für die Religion gebrauchen, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die wissenschaftlich bedenklich und irreführend ist. Auch die morphologischen Einteilungsarten, die die religiösen Systeme nach inneren Merkmalen zu scheiden versuchen, haben nicht zu befriedigen vermocht. Sie sind entweder von Philosophen vorgeschlagen worden, die in ein oft sehr geistreiches, logisches Schema die verschiedenen Erscheinungen des religiösen Lebens einzureihen sich bemühten, — schade, daß dann in der Regel das logische Schema zu dem historischen Material in einem rein äußerlichen Verhältnis steht und daher nicht zu überzeugen vermag. Oder die Einteilungsversuche sind von Religionshistorikern selbst gemacht worden; doch auch diese Versuche konnten nicht durchdringen; bei näherer Prüfung zeigt sich überall der Fehler, daß die einzelnen Glieder der Einteilung einander nicht ausschließen. Unterschätzen wir aber die Frage nach der Einteilung der Religionen ja nicht, so formell und unfruchtbar sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Sie hängt mit der Frage nach dem Wesen der Religion und ihrem objektiven Werte auf das innigste zusammen. Eine Einteilung der Religionen, die objektiv standzuhalten vermöchte, würde Wesen und Geschichte der Religion ebenso widerspiegeln wie eine richtige Einteilung der Organismen in der Naturgeschichte. Die Tatsache, daß es bis nun kein anerkanntes System der Religionen gibt, ist demnach ein Beweis dafür, daß die moderne Religionswissenschaft von einem Erfassen der Religion und ihrer Geschichte recht weit entfernt ist. Wir haben erst ein mehr oder minder reichhaltiges religionswissenschaftliches Material, dessen wissenschaftliche, methodisch richtige Verarbeitung zurzeit noch aussteht. Dies müßte bei einer so jungen Wissenschaft gar nicht eigens betont werden, wenn nicht leider nur allzuoft religionsphilosophische Werke ihre häufig genug oberflächlichen Darstellungen mit einer Sicherheit vortrügen, die geeignet ist, in vielen Kreisen die Meinung zu erwecken, es handle sich um allgemein anerkannte, durchaus gesicherte Ergebnisse religionswissenschaftlicher Forschung.

Diese können bei einer wenigstens der Betriebsart nach so jungen Wissenschaft gar nicht erwartet werden. Gibt es ja noch so manche gelehrte Kreise, die die Religionswissenschaft überhaupt nicht als eigenberechtigt anerkennen wollen. Ich will die grundsätzliche Frage nicht erörtern, die dieser Ansicht zugrunde zu liegen scheint. Ich will versuchen, der Frage a posteriori gerecht zu werden. Die Chemie hat sich trotz aller Verwandtschaft mit der Physik zu einer eigenen Wissenschaft entwickelt, die Elektrizitätslehre ist auf dem besten Wege hiezu, beide Zweige haben ein, wenn auch physikalisches, so doch unmittelbar abgegrenztes Gebiet von riesiger Ausdehnung zu bebauen, so daß die Beistellung eigener Kräfte einfach ein Gebot praktischer Notwendigkeit wird. So sicher die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen feststeht, so gewiß ist die praktische Notwendigkeit ebensovieler wissenschaftlicher Disziplinen, als es Hauptsprachgruppen von höherer Entwicklung gibt. Die Religionswissenschaft hat, so schließe ich, nicht minder ein deutlich begrenztes Arbeitsgebiet von gewaltiger Ausdehnung; daher hat auch die praktische Notwendigkeit trotz aller theoretischen Bedenken einen eigenen Zweig wissenschaftlichen Betriebes geschaffen und dieser neue Wissenszweig behauptet das Recht einer vollendeten Tatsache. Alles kommt darauf an, daß dieser Wissenszweig eine einwandfreie Methode bei der Verarbeitung des ihm eigentümlichen Gegenstandes entwickle, um seine Berechtigung auch aus inneren Gründen darzutun. Einige Gedanken zur Methodologie der Religionswissenschaft sollen im folgenden vorgelegt werden.

Man hat der Religionswissenschaft vorgehalten, daß schon die Begriffsbestimmung des Gegenstandes ihrer Untersuchungen auf Schwierigkeiten stoße; es sei also die Grundlage jeder spezifisch religionswissenschaftlichen Methode schwankend, wissenschaftlich unbrauchbar. Ich stelle aber die Gegenfrage: Welche Wissenschaft vermag überhaupt mit einer vollkommenen Begriffsbestimmung ihres Gegenstandes ihre Untersuchungen zu beginnen? Ja ich erweitere diese Frage: Gibt es eine Wissenschaft, die trotz großartiger Entwicklung ihrer Methoden und reicher Ergebnisse ihrer Forschung heute selbst eine vollkommene Begriffsbestimmung ihres Gegenstandes zu geben vermöchte? Kann die Physik heute den Begriff Stoff, Kraft, Bewegung bieten, die Biologie den Begriff Leben? Es kann demnach nicht als Bedenken gegen die Religionswissenschaft ausgespielt werden, daß sie eine vollkommene Begriffsbestimmung ihres Gegenstandes nicht gleich am Anfange ihrer Untersuchungen zu geben vermag.[1]) Zu einer vollkommenen Begriffsbestimmung der Religion am Anfange der religionswissenschaftlichen Untersuchungen liegt weder eine Notwendigkeit noch Möglichkeit vor. Der vollkommen entwickelte Begriff Religion ist das ersehnte Ziel der religionswissenschaftlichen Forschung, geradeso wie der Begriff Kraft, Leben sowohl Gegenstand als auch Ziel der physikalischen, biologischen Forschung ist. Jede Wissenschaft muß aber gleichwohl zu Beginn ihrer Untersuchungen ihren Gegenstand irgendwie zu erfassen suchen, ohne in der gewonnenen Formel eine vollkommene Begriffsbildung

[1]) Ich spreche hier von den Mitteln rein menschlicher Wissenschaft; die Theologie als Wissenschaft, die auf göttlicher Offenbarung fußt, ist in einer anderen Lage. Zugleich sei erinnert, daß hier von Religionswissenschaft, nicht von der Theodicee die Rede ist.

zu sehen. Auch die Religionswissenschaft braucht nicht im Dunkeln umherzutappen. Auch sie vermag gleich am Beginn ihrer Untersuchungen ihren Gegenstand mit genügender Schärfe zu erfassen und abzugrenzen, ohne noch eine vollkommene Begriffsbestimmung geben zu können. Im Leben der Völker werden Handlungen gesetzt, deren Wirkung dem Verlaufe der jeweils bekannten Nachwirkungen gemäß beabsichtigt und erwartet wird; ich erinnere an den Gebrauch des Feuers, der Waffen usw. Daneben werden Handlungen gesetzt, deren Wirkung nach den Bestimmungen geschriebener oder ungeschriebener menschlicher Gesetze erwartet wird, zum Beispiel Kaufverträge. Es geschehen aber auch Handlungen, bei welchen die Wirkung in ganz anderer Weise erwartet wird. Niemand wird leugnen, daß der seine Kuh melkende Nomade einen anderen Zusammenhang zwischen dieser seiner Handlung und ihrer Wirkung denkt als zwischen einem Gebete und der erhofften Gebetswirkung. Handlungen dieser zweiten Art, die Vorstellungen von einer über der Welt des Alltags stehenden anderen Welt zur Grundlage haben, nennen wir religiöse Handlungen, die entsprechenden religiösen Vorstellungen und Gefühle religiöse Vorstellungen, religiöse Gefühle, die Gesamtheit der religiösen Vorstellungen, Gefühle und Handlungen religiöses Leben, Religion. Die Religion bedeutet demnach Vorstellungen von einer übernatürlichen, das heißt über dem Alltag stehenden Welt und die diesen Vorstellungen entsprechende Handlungsweise.

Die unmittelbare Erfahrung lehrt, daß das religiöse Leben in einer großen Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen zutage tritt. Diese Mannigfaltigkeit läßt aber deutlich religiöse Individualitäten erkennen, genau so, wie die so mannigfaltigen Lebensformen der Tier- und Pflanzenwelt individuelle Einheiten in den Arten erkennen lassen. Diese individuellen Einheiten zeigen sich im religiösen Leben darin, daß eine irgendwie zusammengehörige Menschengruppe sich gemeinsam zu gewissen religiösen Vorstellungen bekennt. Diese religiösen Vorstellungen, zu denen sich eine Menschengruppe gemeinsam bekennt, bilden demnach die individuellen Einheiten des religiösen Lebens. Fallen die Grenzen der sich zu einer bestimmten Religion bekennenden Menschengruppe mit Stammes-, Staats- oder Sprachgrenzen zusammen, so kann diese Religion nach diesen Stammes-, Staats- oder Sprachgrenzen völlig eindeutig benannt werden (zum Beispiel Religion der Ewe-Neger). Es ist aber keine seltene Erscheinung, daß eine Religion weit über die engen Stammes-, Staats- oder Sprachgrenzen hinaus sich verbreitet (zum Beispiel Buddhismus, Islam).

In diesem Falle hat die betreffende Religion meist einen besonderen Namen; die Zusammengehörigkeit ihrer Bekenner wird durch die Anerkennung einer religiösen Autorität bestimmbar und erkennbar, die die verschiedensprachigen Bekenner religiös zusammenhält, mag nun diese Autorität eine physische oder moralische Person oder eine religiöse Schrift sein. Diese religiösen Individualitäten sind objektiv gegeben, also objektiv feststellbar; sie sind etwas geschichtlich Gewordenes, also zugleich der natürliche Ausgangspunkt der religionsgeschichtlichen Forschung. Die Feststellung und genaue Beschreibung dieser religiösen Individualitäten ist demnach die erste und grundlegende Aufgabe der Religionswissenschaft genau so, wie die Feststellung und Beschreibung der Arten die erste und grundlegende Aufgabe der Naturwissen-

schaft ist. Wie nun mit der Feststellung der Arten in der Naturwissenschaft noch keine Einteilung der Arten gegeben ist, genau so ist auch mit der Feststellung der Typen des religiösen Lebens keine Einteilung der Religion gegeben, um so weniger natürlich eine genealogische Einteilung. Der Umstand, daß die Grenzen des religiösen Typus mit den Sprachgrenzen häufig zusammenfallen, hat fälschlich zu der Verallgemeinerung geführt, man könne die Religionen genealogisch „einteilen". Zu welchen Unzuträglichkeiten eine solche irrige Auffassung führt, lehrt beispielsweise ein Blick in das sonst so sorgfältig gearbeitete „Handbuch der Religionsgeschichte" von Chantepie de la Saussaye. Der Buddhismus wird daselbst unter dem Schlagwort Chinesen[1]), Japaner[2]) und Inder[3]) behandelt. An letzter Stelle finde ich aber Unterabteilungen: Der Buddhismus in Indien, Der Buddhismus in Tibet, Der Buddhismus in China.

Die festgestellten religiösen Typen sind nun, wie schon erwähnt, Gegenstand der beschreibenden Religionswissenschaft, der Religionskunde. Sowie in der Naturwissenschaft das Leben der Gegenwart der Unterbau für das Verständnis des Lebens der Vergangenheit ist, ebenso ist in der Religionswissenschaft ein tieferes Verständnis der Religionsgeschichte nur denkbar auf der Grundlage einer gewissenhaft erarbeiteten Religionskunde. Soll die Religionskunde das Prädikat einer gewissenhaften Erarbeitung verdienen, dann muß sie, wenn ich so sagen darf, die photographisch treue Wiedergabe einer tunlichst vollständigen und richtigen Beobachtung sein. Zumal bei den sogenannten Naturvölkern ist die Religionserkundung eine, wie von selbst einleuchtet, hochwichtige, wenn auch schwierige Aufgabe.[4]) Jede Seite des Volkslebens ist für den Fremden leichter zu beobachten und zu erfassen als das religiöse Leben. Das Abstrakte, Geheimnisvolle, für den Europäer vielfach Fremdartige der hieher gehörigen Vorstellungen; die Scheu, sich auszusprechen, das Heilige durch Mitteilung zu entweihen, schaffen Schwierigkeiten besonderer Art. Der Beobachter, der ein wissenschaftlich einwandfreier Berichterstatter werden will, muß eine gründliche, nicht bloß den Büchern entstammende Vertrautheit mit der Volkssprache haben; er muß das wirkliche Zutrauen der Bevölkerung genießen und fähig sein, sich in fremdartige Verhältnisse einzufühlen sowie — das sei besonders betont — religiös zu empfinden. Nur ein Beobachter, der jahrelang innig mit den Naturvölkern verkehrt, wird im Sinne der erwähnten Bedingungen als vollwertig anerkannt werden können. Daher sind Berichte völkerkundlicher Forscher für die Religionskunde nicht selten ungenügend, wenn nicht geradezu falsch. Der verhältnismäßig sehr kurze Aufenthalt, den die meisten wissenschaftlichen Expeditionen bei einem Volke nehmen können, reicht vielleicht hin, unschätzbares, völkerkundliches Material zu sammeln — anthropologische Messungen, Kunstgegenstände, Industrieartikel u. dgl. —, es kann gewiß gelingen, auch manches religionskundliche Material zu gewinnen; zu vollständigen und zuverlässigen Beobachtungen reicht eine so kurze Zeit gewiß nicht hin; der Religionsforscher empfindet deutlich bei tieferem Schürfen das

[1]) I, S. 104—115.
[2]) I, S. 118—141.
[3]) II., S. 74—117.
[4]) Vgl. Roskoff, „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker", S. 1 ff.

Lückenhafte der so gesammelten Materialien. Daraus ergibt sich für die Religionswissenschaft die unumgängliche Notwendigkeit, die Erkundung der Religionen der Naturvölker ex professo im eigenen Namen und auf eigene Verantwortung hin zu betreiben; diese notwendige Aufgabe drängt, da die überraschend schnell zunehmenden Beziehungen dieser Völker zur europäischen Zivilisation diese reich fließenden Quellen der Kenntnis primitiver religiöser Zustände vielleicht früher zum Versiegen bringen werden, als man glaubt. Glücklicherweise ermöglicht die moderne koloniale Bewegung derartige Forschungen in großartiger Weise, wenn die maßgebenden Stellen darauf sehen, daß die koloniale Verwaltung nicht etwa nur kapitalistischen, sondern ebenso idealen, also auch wissenschaftlichen Zwecken dienen soll. Es gibt auch hier eine Art Naturdenkmalrettung, wenn die Zustände der Naturvölker, die über kurz oder lang der Zivilisation werden weichen müssen, genau beobachtet und in Wort und Bild nach besten Kräften festgehalten werden. Was hier bei den naturgemäß näheren, vielleicht auch innigeren Beziehungen zu den Eingeborenen, wie sie eben in der kolonialen Verwaltung notwendig werden, bei gutem Willen geleistet werden kann, lehrt zum Beispiel Merkers verdienstvolles Werk über die Masai, womit die dürftigen bezüglichen Angaben früherer Forscher mit beschränkter Forschungszeit verglichen werden mögen. Doch selbst der längste Aufenthalt bei einem Volke würde nicht genügen, wenn dem Beobachter die Fähigkeit fehlte, sich in eine fremdartige Welt von Vorstellungen einzufühlen. Dieser Mangel wird naturgemäß besonders dann wahrzunehmen sein, wenn verschiedene Kulturkreise zum erstenmal aneinander geraten. Der Römer, der auf seinen Eroberungszügen fremde Völker traf, sah deren Göttergestalten so gern durch die Brille seiner eigenen religiösen Anschauungen; im Zeitalter der Entdeckungen, bei den ersten häufigeren Berührungen mit den Naturvölkern trat dieselbe Erscheinung ein. Mancher sonst wertvolle Bericht jener Zeiten leidet infolge mangelnder Einfühlung. Es ist aber einseitig, wenn Roskoff den Missionären, und zwar ihnen allein diesen Vorwurf macht,[1]) ja ihnen geradezu Haß gegen die Eingeborenen nachsagt. Man opfert nicht Bequemlichkeit, Gesundheit und Leben für denjenigen, den man haßt; die Missionsgeschichte und die religionskundlichen Leistungen der Missionäre sind geeignet, diese einseitige Auffassung zu berichtigen. Daß manchem Missionär die Fähigkeit der Einfühlung gefehlt hat, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden; sie ist aber nicht die notwendige Folge des „Dogmatismus" und „Kirchenglaubens". Der Mangel dieser Einfühlung bei Missionären und anderen Beobachtern früherer Jahrhunderte ist psychologisch bei den ersten Berührungen mit mehr oder minder unbekannten Verhältnissen selbstverständlich. Auch hochentwickelte Kinder des 20. Jahrhunderts müssen sich in neue Verhältnisse erst „einleben". Wie wenig die gläubige Überzeugung den Missionär hindert, die religiösen Verhältnisse der Naturvölker richtig zu sehen, lehren die bedeutsamen, auch von Gegnern anerkannten bezüglichen Veröffentlichungen der Missionäre vom göttlichen Worte aus der neuesten Zeit. Im Gegenteil, ein gläubiges Empfinden des religionswissenschaftlichen Beobachters befähigt ihn erst recht, bei Beobachtung fremder religiöser Gebräuche zu verstehen.

[1]) l. c. S. 6.

Wer nur ein mangelhaftes Sprachgefühl besitzt, wird zum Sprachforscher wenig taugen; wessen Gefühl für Religion abgestumpft ist, wird religiöses Vorstellen, Fühlen und Handeln recht oft nicht verstehen, daher minder richtig schildern können. Diese Fehlerquelle hat reichlich genug bei der religionswissenschaftlichen Erörterung der Frage mitgespielt, ob es Völker ohne Religion gäbe. Darum ist ein noch regeres Mittun der Missionäre bei der religionskundlichen Forschung zu wünschen und zu begrüßen. Sie müssen sich ohnehin eine lebendige Kenntnis der Volkssprache aneignen, — ihr Beruf erfordert dies schon; sie müssen im Interesse ihrer Missionstätigkeit das Zutrauen der Eingeborenen zu gewinnen wissen. Sie stehen auf den vorgeschobensten Posten, wohin oft keine Kolonialmacht ihre Soldaten, ihre Beamten entsendet, wo kein Forscher sich dauernd aufhalten kann. Daher erscheinen sie mir zu religionskundlichen Berichten besonders berufen; ja, die verschiedenen Missionsgesellschaften würden sich um die Wissenschaft besonders verdient machen, wenn sie in den Missionskandidaten das religionswissenschaftliche Interesse wecken und sie anleiten wollten, soweit der aufreibende Hauptberuf es gestattet, wissenschaftlich brauchbare Berichte einzusenden. Würden doch derartige Studien für die Missionstätigkeit selbst gewiß nur fördernd sein! — Die religionskundlichen Beobachtungen müssen, um wissenschaftlich brauchbar zu sein, — ich wiederhole den Ausdruck, — mit photographischer Treue berichtet werden. Die Religionskunde ist eine *beschreibende* Wissenschaft; das Systemisieren und Erklären ist nicht ihres Amtes. Je weniger der Verfasser hervortritt, je mehr das Material zur Geltung kommt, um so besser. Wir brauchen objektiv festgestellte Tatsachen, um mit Erfolg weiterbauen zu können. Je objektiver also die religionskundlichen Berichte sind, um so brauchbarer werden sie für die gemeinsame Arbeit sein. Naturgemäß werden solche Berichte monographisch sein. Die Zusammenfassung dieser Berichte in eine Sammlung wäre ein religionswissenschaftliches Quellenwerk ersten Ranges und für die Entwicklung der Religionswissenschaft von ungeheurer Bedeutung.

Die religionskundlichen Berichte bieten naturgemäß ein Doppeltes: Aussagen der Eingeborenen, Schilderung von Riten (Gebetsformeln eingeschlossen). Die Aussagen der Eingeborenen werden des subjektiven Elementes nicht entbehren, ja vielleicht soviel davon enthalten, daß sie für die Feststellung des objektiven Tatbestandes nicht selten unbrauchbar werden. Sie werden an objektiver Beweiskraft gewinnen, wenn viele Personen ohne Möglichkeit einer Verabredung unabhängig voneinander übereinstimmende Aussagen gemacht haben. Daß hier die Frage des Forschers unter Umständen wichtig und der Aufzeichnung wert ist, dürfte kaum bestritten werden. Ein großes Augenmerk ist aber der Beobachtung der Riten zuzuwenden. Sie werden von den Stämmen geübt, spiegeln also das religiöse Fühlen des Stammes am treuesten wider, während Einzelaussagen eines Eingeborenen oft genug seine subjektiven Gedanken und Gefühle ausdrücken werden. Es sind daher Sammlungen von offiziellen Gebeten, Gesängen, Erzählungen, Riten, Photographien der Kultstätten und Kultgegenstände das ungleich wertvollere Material religionskundlicher Forschungen. Wieviel hier noch zu tun erübrigt, wieviel kostbares Material der Erschließung harrt und vielleicht unterzugehen droht, lehren die Sammlungen, die diesbezüglich in Australien und Polynesien angelegt werden.

Das in der Religionskunde durch Beobachtung des religiösen Lebens der Gegenwart behandelte Problem wird durch die Religionsgeschichte erweitert. Auch hier handelt es sich in erster Reihe um Feststellung der Tatsachen. An die Quellen wird der Religionshistoriker neben der durch die Gesetze der Historik gebotenen Behandlung denselben Maßstab anlegen müssen, den er an religionskundliche Berichterstatter der Gegenwart anzulegen für notwendig erachtet. Dichter können nur mit größter Vorsicht für religionsgeschichtliche Zwecke verwendet werden. Auf zwei Erscheinungen der modernen Religionsgeschichtschreibung muß ich an dieser Stelle besonders hinweisen; an die leider übliche Verwischung der Grenzen zwischen Religionskunde und Religionsgeschichte und zwischen Religionsgeschichte und Religionsphilosophie. So behandelt Chantepie de la Saussayes Lehrbuch der Religions**geschichte** auf ganzen 56 Seiten die Religions**kunde** der Naturvölker. Daß diese Abschnitte in ein Lehrbuch der Religions**geschichte** nicht hineingehören, kann wohl kaum bezweifelt werden. Vielleicht ist es diesem Gefühl zuzuschreiben, daß die Angaben so dürftig ausgefallen sind. Ganz ähnlich hat Tiele in seinem Kompendium der Religionsgeschichte (3. Auflage 1903, umgearbeitet von Dr. Nathan Söderblom) 17 Seiten der „Religion unter der Herrschaft des Animismus" der Religionskunde der Naturvölker gewidmet. Scheiden wir Religionskunde von Religionsgeschichte und suchen wir in der Religionskunde wirklich alles Material zu bieten, das nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung erreichbar ist! Dabei leuchtet mir durchaus nicht ein, daß wir bei Naturvölkern wirklich keine Religions**geschichte** verfolgen könnten. Wenn auch diese Völker keine formelle Geschichtschreibung besitzen, so sind doch einzelne von ihnen in den Gesichtskreis geschichtschreibender Völker gekommen, die manches wertvolle, bisher religionshistorisch wenig benutztes Material uns hinterlassen haben. — Folgenschwerer noch als die Grenzverschiebung zwischen Religionskunde und Religionsgeschichte ist die Vermengung von Religionsgeschichte und Religionsphilosophie. In der gegenwärtig herrschenden geschichtlichen Methode drohen überhaupt die Grenzen zwischen Geschichte und Geschichtsphilosophie zu verschwinden, ganz ähnlich wie die Naturgeschichte und Naturphilosophie sehr zum Schaden der Wissenschaft nicht mehr auseinander gehalten werden. Dem geschichtlichen Werden eine unbewiesene Hypothese zugrunde zu legen und die Tatsachen im Lichte dieser Hypothese zu betrachten, ist eine Arbeit, die höchst verdienstlich sein kann; das so entstandene Werk ist aber keine Geschichte, sondern der Versuch eines Nachweises, daß die aprioristisch gewonnene Idee sich geschichtlich verwirklicht habe. Wenn nun ein solches Werk den Titel Geschichte führt, so ist dies nicht nur an sich ein Irrtum, sondern auch wieder irreführend. Selbst der gebildete Laie, der ein solches Werk liest, muß den Eindruck erhalten, daß der der Hypothese zuliebe gesehene Zusammenhang wirklich geschichtlich vorhanden gewesen. Dazu erschwert ein derartiges Vermengen von Religionsphilosophie und Religionsgeschichte sehr ein einmütiges Zusammenarbeiten. — Wenn ich auf religionskundlichem Gebiete eine Quellensammlung für höchst wünschenswert erklärt habe, so kann ich auch hier wieder nur den Wunsch äußern, daß außer den schon begonnenen Sammlungen und Übersetzungen der verschiedenen heiligen Bücher auch die außerhalb dieser etwa vorhandenen Ritualien und Ritualteile gesammelt werden sollten.

Auf Religionskunde und Religionsgeschichte baut mit Hilfe der Religionsvergleichung die Religionsphilosophie. Das Vergleichen ähnlicher Tatsachen oder Tatsachenreihen des religiösen Lebens führt zur Erkenntnis gewisser Gesetze; diese gestatten bei genügend sorgfältigen religionskundlichen und religionsgeschichtlichen Vorarbeiten einen mehr oder minder tiefen Einblick in die Grundlagen des religiösen Lebens. Ob die Religionsphilosophie wirklich nur eine Unterabteilung der Völkerpsychologie sei, wird religionswissenschaftlich erst auf dieser Höhe der Untersuchungen gezeigt werden können. Ich weise hier nur darauf hin, daß selbst dort, wo die Phantasie unbestritten die hervorragendste Rolle spielt, in der Kunst eine von der Psychologie verschiedene Wissenschaft vom Schönen sich entwickelt hat. Allerdings, wenn die Existenz der realen, von der Psyche verschiedenen Welt sowie die Möglichkeit nicht anerkannt wird, daß diese Welt durch die Psyche richtig erkannt werde, dann werden die Wissenszweige zu Untergruppen der Psychologie, wie dies durch Ernst Mach selbst bei der Physik zu tun jüngst versucht worden ist.

Graue Tage.

Von **Ella Graf.**

Jene stillen, grauen Tage lieb' ich,
Die so sanft die heiße Stirne kühlen,
Jene Regentropfen, die gelinde
Alles eitle Grübeln niederspülen.
Wie die Ferne Nebel uns verschleiern,
Spinnen Phantasien ein die Sorgen;
Wie ein Kind in Mutters Armen fühlt sich
Unser traumumfangen' Herz geborgen.

Kuriositäten aus der Geschichte der Psychiatrie.

Von Universitätsprofessor **Dr. Alexander Pilcz.**

In einem Vortrage („Psychiatrie und Musik"), welchen in der Leo-Gesellschaft zu halten ich vor einigen Jahren die Ehre hatte, habe ich unter anderem auch einige ganz absonderliche Heilversuche erwähnt, zu denen mehr minder unklare und phantastische Vorstellungen über den Einfluß der Musik auf Geisteskranke einige Irrenärzte verführt hatten. Ich erinnere nur an die Idee von Joh. Baptista Porta, die Heilwirkung der Musik mit der gewisser Arzneipflanzen kombinieren zu wollen, in der Weise, daß dieser Arzt Flöten aus Zimtrohr oder den Stengeln von Helleborus schnitzen und darauf den Irrsinnigen etwas vorblasen ließ, und an den ganz barocken Vorschlag Reils mit dem sogenannten „Katzenklavier".

Ein Studium der Geschichte der Psychiatrie liefert nun überhaupt eine erkleckliche Ausbeute an allerlei therapeutischen — sozusagen — „Kuriositäten", und eine flüchtige Zusammenstellung einiger Beispiele von solchen mag vielleicht auch den Laien interessieren. Die Veröffentlichung der folgenden geschichtlichen Skizze entsprang aber keineswegs lediglich der Absicht, durch Aufzählung der mitunter gar zu tragikomischen Exempel zur allgemeinen Erheiterung beizutragen. Eher paßt darauf, was — wie ich glaube — Hanslick einmal von einem Opus gesagt: Man schaukelt seekrank zwischen Lachen und Entsetzen. Ebenso wenig ging ich auf das bescheidene und billige Vergnügen aus, durch Gegenüberstellung der älteren mit der modernen Heilkunde uns so recht behaglich vors Gemüt zu führen, „wie herrlich weit wir's jetzt gebracht". Die Geschichte der Psychiatrie soll vielmehr eindringlichst zeigen, zu welchen Verirrungen die Medizin kommen konnte, kommen mußte, solange sie, bar jeglicher exakter naturwissenschaftlicher Basis und Denkungsart, an das Problem der Seelenstörungen nur vom Standpunkte der „reinen" Vernunft, der Logik, mit dem Rüstzeuge des sogenannten „gesunden Menschenverstandes" herantrat, und solange an Stelle voraussetzungsloser Forschung — hier paßt diese viel zitierte und noch mehr mißbrauchte Phrase wirklich — aprioristische Theorien und philosophische Spekulationen herrschten.

Nur ganz flüchtig sei jene Zeit der psychiatrischen Heilbestrebungen gestreift, da von irgend einem rationellen Heilplane überhaupt noch nicht die Rede war, in der die Ärzte, tief in den Banden der Kabbala, der Alchymie und des absurden Aberglaubens steckend, in planloser Empirie hin- und hertappten, oder durch eine Art „Logik" die Wahnideen der Gehirnkranken ad absurdum führen wollten. Theophrastus Bombastus Paracelsus (1517)

zum Beispiel lehrte, man solle dem Kranken mit dem Reste des Verstandes das Gehirn gewissermassen spalten und ihm das Absurde seiner Wahnideen klarlegen. „Hilft dies aber nichts, so wirf ihn in äußerste Finsternis, auf daß er durch die Kraft seiner Viehgeister nicht Land und Leute verführe." Paracelsus dürfte auch der erste gewesen sein, welcher die Sitte, besser gesagt Unsitte, empfahl, harmlose possierliche Geisteskranke als „Hofnarren" in das Gesinde der Fürsten aufzunehmen. Aus dieser Schule ging Carrichter hervor, welcher 1617 in seinem „Kräuterbuche" lehrte, daß Irresein nichts anderes sei, „denn eine Verstopfung des Blutgeistes im Blutgeäder", und er verordnete dagegen, das Blut junger säugender Hündlein und Maulwurfsblut bei sich zu tragen. Die allerunsinnigsten, oft ekelhaftesten Mittel wurden verordnet, zum Beispiel Läuse ins Brot gebacken, gedörrte Kröten 2c. Zacutus Luscitanus (1571 bis 1642) ließ einen Wahnsinnigen, der stets zu erfrieren fürchtete, in einen Pelz nähen und diesen anzünden. Melancholische, welche die Nahrungsaufnahme verweigerten, sollten durch den Anblick wohlbeleibter, eifrig schmausender Mönche zum Essen gebracht werden. Plater (1547 bis 1617) empfiehlt Ermahnungen; sollte dies nichts frommen, Drohungen und Schläge, Ausreißen von Haaren 2c. Jener Joh. B. Porta[1]) dessen ich eingangs Erwähnung getan, schreibt plötzliche Sturzbäder vor: „Nur dann hilft das Stürzen ins Meer nicht wider den Wahnsinn, wenn man die Kranken aus Furcht, sie möchten sterben, zu frühe in die Höhe zieht." Ettmüller (1644 bis 1683) verordnete, die Tobenden sollten Eselsblut trinken („torpor enim asini sistit furorem maniacum").

Doch genug an diesen Beispielen! Länger möchte ich bei der Geschichte der Psychiatrie am Ausgange des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts verweilen, obgleich ich hier als Ankläger meines eigenen Standes auftreten muß. Abgesehen von medikamentösen und physikalischen Heilmitteln, legte man das Hauptgewicht auf die psychische Behandlungsart, und gerade diese letztere zeitigte die sonderbarsten Blüten. Man kann da etwa zwei Hauptbestrebungen unterscheiden. Die erste, welche wir die Methode der „Reizmittel" nennen wollen, ging darauf aus, durch irgendwelche sinnliche Reize (wir werden später darüber genaueres hören) den Geisteskranken aus seinem phantastischen Innenleben herauszureißen und in die reale Wirklichkeit zurückzubringen, regungs- und äußerungslose, gehemmte oder durchaus von ihren krankhaften Innenvorgängen beherrschte Irre um jeden Preis die reale Welt empfinden zu lassen, ihnen Äußerungen und Bewegungen zu entlocken u. dgl. Die zweite Behandlungsmethode, die der sogenannten Beschränkungs- und Zwangsmittel, diente nicht so sehr, wie vielleicht der Name vermuten läßt, zum Schutze vor gefährlichen Angriffen besonders gewalttätiger und tobender Kranker; der Hauptzweck war, wie wiederholt klar ausgesprochen wird, den Willen des Irrsinnigen zu unterjochen, ihm zu imponieren, ihn zu beschämen und zu strafen. So unglaublich dies klingt, ist es doch nicht Übertreibung

[1]) Die Gerechtigkeit erfordert es, hier ausdrücklichst daran zu erinnern, daß J. B. Porta einer jener drei Männer war (Weyer v. Brabant und der Jesuit Friedrich v. Spee sind die anderen), deren unbeugsamer Energie es zu danken ist, daß die unseligen Hexenprozesse in Europa endlich verschwanden. (Vergl. des Verf. „Psychiatrie und Hexenprozesse", Oesterr. Rundschau 1907.)

oder irrige Unterstellung. Langermann (1797) lehrt zum Beispiel, daß man bei den Geisteskranken stets sich Furcht und Achtung erzwingen müsse; „Zur Heilung der Seelenkranken müssen die Vorschriften und Kunstgriffe studiert werden, durch welche Erzieher Kinderseelen bilden, ihre Affekte beherrschen, ihre Unarten bessern." Reil (1803 und 1805) schreibt, man müsse den Kranken zuerst vollständig unterjochen, ihm das Gefühl seiner gänzlichen Hilflosigkeit klar machen, Furcht und Schrecken in ihm erregen. An einer anderen Stelle rät Reil zu körperlichen Strafen und meint, um den „moralischen" Eindruck derselben zu erhöhen, „sei die Züchtigung nie von einem Arzte, sondern von einem eigens dazu bestellten Profossen in Gegenwart der anderen Patienten zu vollziehen." Heinroth (gestorben 1843) predigte stets, daß gerade der Wille beschränkt werden müsse, „weil sich in ihm die ganze Macht, das ganze Wesen der Krankheit konzentriert", und er vertrat die Ansicht, daß die Seele sich selbst durch ihre Leidenschaft und Sünden krank mache. Es ist ein — man wäre fast versucht zu sagen „pikanter" — Gegensatz, daß, während schon im römischen Rechte der Grundsatz galt: „furiosus furore satis punitur", während die deutschen Rechtsquellen den Geisteskranken als straflos betrachteten („over rechten doren unde over sinnelosen man ne sal man och nicht richten"), während in den damals in Europa geltenden strafgesetzlichen Bestimmungen überall Geisteskranke als unzurechnungsfähig galten[1]): gerade Irrenärzte selbst vom „bösen Willen", von „boshaften Kranken" usw. sprachen und in ihren angeblichen Heilmethoden der Erregung von Furcht und Beschämung eine bedeutende Rolle zuwiesen. Noch 1840 schrieb der französische Psychiater Leuret den Satz nieder, daß der Schmerz bei Geisteskranken ebenso angewendet werden müsse, wie in der Erziehung der Kinder. Und dies in der Stadt, in welcher im Revolutionszeitalter Pinel das Prinzip der freien Irrenbehandlung, das heißt die Abschaffung der brutalen mechanischen Zwangsmittel inauguriert hatte!

Welcher Art die früher erwähnten „Reizmittel" waren, davon geben uns die Lehrbücher Reils („Rhapsodien zu einer psychischen Kurmethode", 1803, und „Fieberlehre", 1805) ein anschauliches Bild. Als Reize, „in deren Gefolge tierische Unlust entsteht", werden gelehrt: Hunger und Durst, Entziehung der Wärme und des Schlafes, Peitsche mit Brennesseln, Bürsten unter den Fußsohlen, brennendes Siegelwachs, unschädliche Arten der Tortur (sic!) zum Beispiel das tormentum cum capra, das heißt „man bestreiche die nackten Fußsohlen des Kranken mit Salz und lasse dies durch eine Ziege ablecken." „Ameisen, Prozessionsraupen und andere Insekten auf die nackte Haut gesetzt, erregen ebenfalls einen unangenehmen Hautreiz. Ein Kübel mit lebendigen Aalen, in welchen man den Verrückten steckt, ohne daß er wüßte, was in demselben ist, muß auf sein Gefühl wirken." — Plötzliche Sturzbäder, kalte Traufen, Nießmittel, rauchende Säuren, Pistolenschüsse, Kanonendonner, gellende Blasinstrumente, ein wildes regelloses Chaos von Tönen durch Trommeln, Glocken, Menschenstimmen, Tiergeheul; der Anblick von Feuerbränden, von Blitzen. Pompöse Schaustücke, letztere können

[1]) So nach der Constitutio Criminalis Theresiana (1768), dem deutschen allgemeinen Landrechte (1794) 2c. 2c.

zugleich direkt psychisch wirken, „indem man durch die Akteure die Torheiten und Verkehrtheiten der einzelnen Verrückten parodiere.“ Auf den Tastsinn wirkte man, indem in einem finsteren Gemache allerlei „bewegliche und unbewegliche, grauenerregende Gegenstände aufgestellt wurden, Eissäulen, Pelzmänner, Windschläuche, Totenhände, welche den Bart des Kranken streichen“. Auch die Elektrizität mußte herhalten. Heinroth empfahl, in einem dunklen Zimmer galvanische Schläge auf den Irrsinnigen einwirken zu lassen, Bertholon von St. Lazar schrieb speziell vor, bei Tobenden die negative, bei apathischen Kranken die positive Elektrizität anzuwenden.

Was die Beschränkungsmittel anbelangt, so zählt deren zum Beispiel Heinroth in seinem Lehrbuche „Störungen des Seelenlebens“ (1828) nicht weniger als zehn auf. Nicht angekränkelt von Faustschen Zweifeln spricht er es mit rührender Naivität aus, daß „jetzt der Gipfel des Berges erstiegen sei; was im Laufe der Jahrhunderte noch folgen mag, kann nur fortgesetzte Anwendung der bisher gewonnenen Erfahrungen sein“. Als Beispiele seien genannt: der Hornsche Sack, in welchen man die Geistesgestörten mit dem Kopfe voran steckte und welcher dann zugeschnürt wurde. („Das Tragen des Sackes vermindert den Einfluß des Lichtes auf den Geisteskranken“ — schreibt Horn (1818) — „er beschränkt seine Bewegungen, ... er imponiert den Kranken“.) — Ferner das „Gehäuse“ oder „der englische Sarg“, ein schmaler Kasten, in welchen der Irre derart eingepfercht wurde, daß er sich nicht rühren konnte; an der Vorderseite des Schrankes war eine Öffnung angebracht für das Gesicht. „Es dient zur Beschränkung und hauptsächlich zur Beschämung des Kranken, da ihr Gesicht wie das Zifferblatt einer Uhr herausschaut, was einen lächerlichen Anblick gibt.“ — Eine traurige Berühmtheit erreichte die Coxsche Schaukel oder Schwingmaschine [1]) (von Horn 1807 in Deutschland eingebürgert). Vermittels dieses Apparates wurden die Kranken bis 100mal im Kreise gedreht; Erbrechen, Schwindel, endlich Bewußtlosigkeit stellten sich ein. „Wütende Kranke werden hiedurch gebändigt“, versichert mit großer Begeisterung Horn. Hajner ersann das „Hohlrad“, einen Apparat ganz nach Art der Laufräder, wie wir sie in den Käfigen der Eichkätzchen oder weißen Mäuse sehen: bei der geringsten Bewegung des in der Radhöhlung eingesperrten Kranken geriet das Rad in Drehung. Ich erwähne die Autenriethsche Maske, um das Schreien und Brüllen der Kranken zu verhindern, den Zwangsstuhl, von Rush in Pennsylvanien erfunden, &c. &c.

Daneben fehlte es nicht an allerlei ganz kindisch zu nennenden Vorschlägen zu einer Art „direkten psychischen“ Behandlung. Einige solcher Beispiele haben wir ja schon kennen gelernt. Reil zum Beispiel meint, ein Mann, der sich für gestorben hält, soll durch Schimpfreden in Wut gebracht werden, auf daß er seine Rolle als Toter vergesse und erzürnt aufspringe!

---

[1]) Die Grundidee dieses Marterinstrumentes findet sich schon bei dem Arzte Darwin, dem Großvater des berühmten Naturforschers. Es heißt aber, daß Abu Sina (Avicenna) schon 978 einen ähnlichen Apparat ersonnen und bei Irrsinnigen angewendet haben soll. Einer mündlichen Mitteilung des Herrn Dozenten Dr. Senfelder verdanke ich die Kenntnis, daß schon bei Asklepiades von Prusa sich Andeutungen über die Anwendung der Schaukel bei Geisteskranken vorfinden.

In **einem** sind die englischen und deutschen Psychiater dieser Zeit einig: sie können sich nicht einverstanden erklären mit der „ungebundenen Freiheit, welche man in Frankreich vielfach den Tobenden gewährt“ (Jacobi, 1844, „Über die Manie“). Mit dieser ungebundenen Freiheit, welche die deutschen Irrenärzte so sehr erschreckte und welche sie nur aus Pinels Werken kannten (Traité médico-philosophique sur l'aliénation mentale, 1801), stand es in Wahrheit recht schlecht. In einem kleinen Aufsatze, der in dieser Zeitschrift erschienen ist (Medizinisch-Psychiatrisches aus Österreich im Jahre 1809[1]), habe ich unter anderem erwähnt, daß Esquirol, der Nachfolger Pinels, in einem Berichte an das Ministerium klagen mußte: „Die Kranken liegen in Höhlen angekettet, in welchen jene wilden Tiere einzusperren man sich scheuen würde, welche der Luxus der großen Hauptstädte mit so großen Kosten erhält“, und ungemein charakteristisch ist ein Ministerialerlaß (dto. 16. Juli 1819), in welchem es unter anderem heißt, daß es den Oberwärtern verboten sei, mit Ziegenhainern bewaffnet, in Begleitung von Bluthunden die Visite abzuhalten. Zellen ohne Fenster dürfen nicht mehr gebaut werden u. s. f.

Doch damit kämen wir auf ein anderes Kapitel, auf die Geschichte der öffentlichen Irrenfürsorge, das eine gesonderte Behandlung erfordert. Das Eine nur möchte ich bei dieser Gelegenheit wieder ganz besonders betonen und es kann nicht oft genug wiederholt werden, was ich auch in dem eben erwähnten Aufsatze in der „Kultur“ hervorgehoben, daß gerade auf dem Gebiete der öffentlichen Irrenfürsorge auf österreichischem Boden durch Kaiser Josef II. eine für Europa damals vorbildliche Institution geschaffen worden war, welche einen Merkstein in der Geschichte der öffentlichen Wohlfahrtspflege involvierte. Und wie 1784 ein für die gesamte übrige zivilisierte Welt mustergültige Institution der Irrenpflege in Österreich erstanden war, so ist es jetzt wieder Österreich, das durch seine Wohlfahrtsanstalten an der Spitze Europas steht. Und als von England her in den Fünfzigerjahren durch Conolly (1839—1844 Direktor der Irrenanstalt Hanwell) jene große, segensreiche Revolution auf dem Gebiete der Irrenbehandlung, das sogenannte „no-restraint“-System, ihren Lauf nahm und den von Chiaruggi und Pinel angebahnten Reformen endgültig zum Siege verhalf, da waren es wieder österreichische Irrenanstalten (so vor allem die kleine Anstalt zu Hall in Tirol unter Stolz), welche begeistert die neuen Ideen aufnahmen und zur erfolgreichen Durchführung brachten. Ich glaube, daß diese Tatsachen immer wieder verkündet werden müssen, wenn das leidige Klagelied von dem „rückständigen“ Österreich ertönt. Daß man diese Tatsachen nicht kennt oder nicht kennen will, und daß gerade Österreicher selbst vielfach in dieses Klagelied mit einem gewissen Behagen miteinstimmen, das ist leider auch eine „Kuriosität“, aber nicht aus der Geschichte der Psychiatrie.

[1]) Vgl. „Die Kultur“ IX, S. 9—18.

Über Volkstum und Literatur Albaniens.

Von Dr. Josef Vinař.

Die Balkanhalbinsel spielt in Europa die Rolle eines Vulkans, in welchem es fortwährend brodelt und der zeitweise durch einen gewaltigen Ausbruch den Frieden und das Gleichgewicht Europas zu zerstören droht. Es vergeht kaum ein Jahr, ohne daß man aus jenem Wetterwinkel alarmierende Nachrichten zu lesen und zu hören bekäme. Dabei ist jedoch das balkanische Binnenland im allgemeinen sehr wenig bekannt und nur bei Wenigen geht das Interesse für die dortigen Völker so weit, daß sie sich auch um ihre Sprache, ihre Gebräuche und ihre Volksliteratur kümmern. Dies gilt im vollen Maße von den Albanesen.

Das Interesse für dieses Volk wurde in mir während meines Aufenthaltes in Dalmatien wachgerufen. Als ich im Jahre 1902 als Militärarzt nach Zara gekommen war, wurde ich gleich in der ersten Zeit in eine ärmere Familie zu einer kranken Frau gerufen. Ihre Verwandten verständigten sich mit mir korrekt italienisch und kroatisch; untereinander jedoch sprachen sie in einem Idiom, welches mir durch seine Einsilbigkeit und Kürze auffiel. Ich war erstaunt, als ich erfuhr, daß sie albanesisch sprachen. In der Stadt Zara selbst leben zwar wenig Albanesen, aber die Vorstadt Borgo Erizzo (kroatisch Arbanasi), welche sich an die Hauptstadt südöstlich anschließt, ist zum größten Teil von echten Albanesen bewohnt. Sie sind zumeist kräftige, gesunde Leute von hohem Wuchs und dunkler Haarfarbe. Man findet unter ihnen zum Unterschiede von ihren Stammesgenossen in der Türkei sowie von ihren slawischen Nachbarn in Dalmatien keine spezielle Volkstracht, nur die Frauen sind an ihrem schwarzen Anzuge, schwarzen Kopftuch und massiven Schmuckgegenständen (Ohrgehänge, Broschen) aus Gold kenntlich. Man merkt ihnen noch heute ihren orientalischen, feurigen Charakter an, ebenso besteht bei ihnen auch heute noch die Sitte der Blutrache, trotzdem sie im übrigen gute und arbeitsame Leute sind.

Die erwähnte Kolonie datiert aus venetianischer Zeit. Nachdem die Türken die Balkanländer unterjocht hatten, wanderten viele Albanesen in fremde Gebiete aus und siedelten sich zumeist im Königreich beider Sizilien an. In Süditalien, namentlich in den Provinzen Basilicata und Capitanata sowie auch in Sizilien bestehen heute noch zahlreiche albanesische Kolonien. Die Gesamtzahl der im Königreiche Italien seßhaften Albanesen beziffert sich auf ungefähr 200.000. Auch der seinerzeitige Ministerpräsident Francesco Crispi war der Abstammung nach Albanese.

Im Jahre 1726 bewarben sich 16 Familien aus der Gegend von Skutari um Aufnahme in das Gebiet der Republik Venedig. Der Statt-

halter von Dalmatien, Nicolò Erizzo, wies ihnen mit Genehmigung des venetianischen Senats im Südosten von Zara Gründe zur Ansiedelung an und so entstand der Vorort, welcher bis heute den Namen seines Gründers trägt. Den Ankömmlingen war der damalige Erzbischof von Zara, Vinko Zmajvič, mit Rat und Tat behilflich. Die Kolonie wuchs allmählich heran, bekam noch mit der Zeit frischen Zuzug und behielt ihre Sitten und ihre Sprache durch beinahe zwei Jahrhunderte trotz ihrer Absonderung vom Mutterlande und fast ausschließlichem Verkehr mit anderssprachigen Landesbewohnern. Der Konfession nach sind diese Albanesen durchwegs katholisch; der Gottesdienst wird in ihrer Pfarrkirche in kroatischer Sprache gefeiert. Bis vor kurzem konnten sie in ihrer Muttersprache weder lesen noch schreiben und kannten nur das gehörte und das gesprochene Wort. Die amtliche Volkszählung erwähnt keine Albanesen und zählt sie offenbar alle fälschlich als Kroaten. Erst in der Zeit, wo die europäischen Großmächte ihr Augenmerk auf Albanien gerichtet haben, ließ auch Österreich den Albanesen einige Fürsorge zukommen. So wurde an der Volksschule in Borgo Erizzo ein besonderer Lehrer für die albanesische Sprache bestimmt und der Schulbücherverlag fing auch an, albanesische Lehrbücher herauszugeben.

Der erste albanesische Lehrer war Pater Pasko Bardhi, ein Franziskaner aus Skutari, der mit der Zeit auch mein Lehrer geworden ist.

Mehrere Gründe führten mich zum Studium dieser exotischen Sprache. Vor allem waren es der Reiz der Neuheit und ein philologisches Interesse, ferner die Sympathie zu einem kleinen, unterdrückten, in der Geschichte der früheren Jahrhunderte ruhmvollen Volke. Es waren ja eben die Albanesen, welche Sultan Mohammed II., den Eroberer von Konstantinopel, auf seinem Siegeszuge nach Nordwesten aufgehalten haben. Derselbe Sultan sprach sich über den albanesischen Volkshelden Georg Kastriota Skanderbeg folgendermaßen aus: „Wäre dieser Mensch nicht auf die Welt gekommen, so hätte ich die Republik Venedig mit dem Meeresgrunde vermählt, dem Papste den Turban und dem Petersdome den Halbmond aufgesetzt.“

* * *

Die Albanesen zählen ungefähr 1,800.000 Köpfe; diese Anzahl ist zwar nicht groß, aber bei einem kriegerischen Gebirgsvolke immerhin genügend, um dasselbe als bedeutenden politischen Faktor auftreten zu lassen. Das Gebiet Albaniens erstreckt sich vom montenegrinischen Küstenlande bis zum Golf von Ambracia, in die Tiefe vom Adriatischen und Jonischen Meere bis zum Pindusgebirge. Der Bodenbeschaffenheit nach ist dieses Territorium als karstartiges Hochland zu bezeichnen, worin es der Krivoschie und Montenegro gleichkommt mit dem Unterschiede, daß das Land infolge nahezu vollständigen Mangels an Kommunikationen viel schwerer zugänglich ist. Nur in den südlichen Gegenden, entlang den Flüssen und stellenweise der Meeresküste, gibt es ebenen Boden.

Die Albanesen führen auch den Namen Arnauten, sie selbst nennen sich Schkipetaren. Sie leben vermischt mit Serben, Bulgaren, Türken, Griechen und Kutzowalachen. Die Nordalbanesen sind katholisch, die südlichen griechisch-orthodox; im mittlern Teil des Landes leben zumeist Mohammedaner.

Die einzelnen Konfessionen lassen sich nicht geographisch scharf abgrenzen, da das Gebiet einer Religion vielfach in das der andern übergreift.

Die albanesische Sprache ist ein selbständiger Ast des indoeuropäischen Sprachstammes. Sie teilt sich in zwei Abarten, den nördlichen oder gegischen und dem südlichen oder toskischen Dialekt. Am meisten Ähnlichkeit weist sie verhältnismäßig mit den romanischen Sprachen auf. In der Entwicklung blieb das Albanesische ziemlich passiv; es nahm viele fremde Elemente in sich auf, dagegen blieben die Sprachen der Nachbarvölker wenig von ihr beeinflußt. Die Nordalbanesen entlehnten viele Ausdrücke dem Slawischen, die südlichen dem Griechischen. Die Türkenherrschaft brachte eine starke Beeinflussung durch das Türkische und Arabische mit sich.

Die geographische Grenze zwischen den beiden oben erwähnten Dialekten bildet der Fluß Shkumbi. Von den Ansiedlungen sind die in Italien und in Sizilien toskisch; die dalmatinischen Albanesen sprechen gegisch. Auch in Griechenland sind zahlreiche albanesische Kolonien, namentlich in Böotien, Megara, Attika, Argolis, Kaläria und Samis zu finden.

Bezüglich der Abstammung sind die Albanesen offenbar Nachkommen der alten Illyrier; die albanesischen Patrioten, z. B. der gelehrte Schriftsteller Pascha Pashko Vasa, reklamieren als Nationalhelden Pyrrhus, den König von Epirus, Philipp von Mazedonien und Alexander den Großen. Nach der erwähnten Theorie sind die Nordillyrier Vorfahren der Gegen, die Epiroten die Urahnen der Tosken. Die Epiroten standen schon im Altertum unter griechischem Einfluß und wurden zum größten Teile gräzisiert.

Zur Zeit des Königs Agron und der Königin Teuta traten die Illyrier in Berührung mit den Römern, die gezwungen waren, mit ihnen Krieg zu führen, um die adriatischen Gewässer von der Seeräuberei zu säubern. Nach seiner Unterjochung wurde das Land zusammen mit einigen Nachbarländern römische Provinz unter den Namen Illyricum. Aus strategischen Gründen bauten die Römer durch dieses Gebiet eine große Heeresstraße, genannt Via Egnatia aus Dyrrhachium über Thessalonike nach Byzanz.

Bei der Teilung des Römerreiches fiel Illyricum dem Byzantinischen Reiche zu. Im Beginne des Mittelalters hatte es durch die Invasion der neu aufgetauchten Völker viel zu leiden. Es kamen die Gothen, die Avaren; schließlich nahmen den nördlichen und nordöstlichen Teil des Gebietes die Serbokroaten ein, so daß der illyrische Sprachstamm ungefähr auf das heutige Albanien beschränkt blieb.

Die weitere Geschichte dieses Landes ist infolge seiner exponierten Lage recht mannigfaltig und verwickelt. Im 9. Jahrhundert und im Anfang des 10. erstreckte sich das bulgarische Reich bis zur Adria. Aus jener Zeit stammt eine große Anzahl von slawischen Ortsnamen, die sich bis heute erhalten hatten. In der folgenden Periode wechselten die serbische, byzantinische und die neu aufgerichtete bulgarische Oberherrschaft.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bemächtigten sich eines Teiles des Landes die von Süditalien aus gelandeten Normannen. Durch den vierten Kreuzzug nahm die Republik Venedig einen gewaltigen Aufschwung und brachte die Küstenstädte in ihre Gewalt. Das serbische Reich gelangte

auf den Gipfel seiner Macht unter den Zaren Duschan, welcher den Titel König von Rumänien, Slawonien und Albanien annahm.

Eine gewaltige Änderung der Verhältnisse trat am Ausgange des Mittelalters ein. Die Türken gingen unter der Führung Sultan Murads I. über die Dardanellenmeeresenge, nahmen einen großen Teil des oströmischen Reiches ein und machten Adrianopel zu ihrer Hauptstadt. Im Jahre 1398 verloren die Serben ihre Freiheit in der unglücklichen Schlacht am Amselfelde. Die Türken kamen bis an Albanien heran, wo die einzelnen Stämme unter verschiedene Fürstenhäuser zersplittert waren. In Nordalbanien in der Stadt Kroja saß das Geschlecht der Kastrioten. Bedrängt von den Türken trat der damalige Fürst Johann Kastriota den Türken die Hälfte seines Landes ab und übergab dem Sultan seine vier Söhne als Geißeln. Unter diesen befand sich als jüngster Georg, der größte Nationalheld Albaniens. Seine historische Gestalt ist legendarisch verklärt und über seine Person und sein Geschick zirkulieren viele Sagen und Dichtungen. So soll die Mutter Georgs vor dessen Geburt einen sonderbaren Traum gehabt haben. Sie träumte, daß sie einen Drachen zur Welt gebracht habe, der mit seinen Flügeln ganz Albanien bedeckte, seinen Schweif in das Adriatische Meer tauchte, mit dem Kopfe bis Konstantinopel reichte und die Türken mit gierigem Munde verschluckte. Der Vater legte ihr den Traum in dem Sinne aus, daß sie einen Sohn zur Welt bringen werde, der die Türken vernichten und das Vaterland befreien werde.

Wie schon erwähnt, kam Georg als achtjähriger Knabe an den türkischen Hof, wo er mit seinen Brüdern im mohammedanischen Glauben erzogen wurde. Durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit gewann er die Liebe und das Vertrauen des Sultans Murad, der ihn wie seinen Sohn lieb hatte und ihm den türkischen Namen Iskander Beg gab, welcher Name dann in der Form „Skanderbeg“ weltberühmt geworden ist. So hatte Georg Gelegenheit, sich in der Kriegskunst der Türken auszubilden und eine Schule durchzumachen, wie seinerzeit Theoderich der Große oder Philipp von Mazedonien. Murad brachte Georgs drei Brüder um, nur ihn selbst verschonte er in der Voraussetzung, daß er ihm treu und für die empfangenen Wohltaten dankbar sein werde. Den Rest des väterlichen Landes hatten inzwischen die Türken unterjocht.

Aber Skanderbeg blieb im Herzen dem christlichen Glauben treu, während er sich nach außen stets als anhänglicher Sohn des Sultans benahm. Das Vertrauen des Kaisers war so groß, daß er ihm schließlich die Führung eines großen Heeres gegen Ungarn anvertraute. Diesen Moment nützte Skanderbeg klug aus. Nach einer absichtlich inszenierten Niederlage der Türken erzwang er sich vom Vezir einen schriftlichen Befehl an den Kommandanten der Festung Kroja, daß dieser das Kommando der Festung an Skanderbeg zu übergeben habe. Nachdem er nun seine Vaterstadt in seine Macht bekommen, schlug er darin alle Türken nieder und kündigte dem Sultan den Gehorsam. Nach und nach vereinigte er ganz Albanien unter seiner Führung. Umsonst zogen die Türken einigemal mit großen Heeresmassen gegen ihn aus. Skanderbeg bekämpfte sie mit Glück im Bunde mit dem König von Neapel, der Republik Venedig und dem Papste.

Über seine Tapferkeit und Kraft werden wunderbare Dinge berichtet. Schon als Kind soll er aus der Wiege zur Wand gekrochen sein, das Schwert des Vaters genommen und versucht haben, dasselbe aus der Scheide zu ziehen. In den Knabenspielen blieb er immer der Sieger über seine Gefährten. Als Jüngling hieb er einem Auerochsen mit einem Schwertstreich den Kopf ab.

Eines Tages saß Skanderbeg mit seinen Genossen bei einem rauschenden Bach, aß Wildbret und trank dazu einen neunjährigen malvasischen Wein. Da ertönte Donner von den benachbarten Bergen her. Der Held Milo Shini saß gerade neben Skanderbeg. Zu diesem wandte sich der Feldherr und sprach: „Eile, Bruder, hinauf auf den Berg und schau, was da donnert. Wenn es ein Gewitter ist, dann kehre zurück, sind es aber die Türken, dann ruf mich zum Kampf." Milo Shini stieg hinauf und sah ein großes Türkenheer. Er schämte sich, den Skanderbeg zu Hilfe zu rufen und sagte sich selbst: „O, meine Jugend, hast du Herz genug, dich in den Kampf zu stürzen?" Und eine Stimme in seinem Innern antwortete: „Neun Herzen schlagen in meiner Brust, neunhundert Feinde kann ich niederringen." Er fragte seinen Säbel: „Mein treuer Säbel, auf wieviel Feinde reichst du aus?" Und der Säbel gab zur Antwort: „Neun Herzen schlagen in mir, neunhundert Feinde kann ich niederschlagen." Er fragte sein Pferd: „Mein liebes Pferd, wievielen Feinden kannst du standhalten?" Und das Roß erwiderte: „Neun Herzen schlagen in meinem Innern, neunhundert Feinde kann ich niederreiten." Da erhob er die Augen zum Himmel: „Helfe mir Gott und der heilige Paulus!" Er bekreuzte sich und flog wie ein Sperber in einen Taubenschwarm. Wo er hindrang fielen die Feinde rechts und links tot zu Boden. Da stieß er auf einen Gegner, dem das eigene Blut die Augen übergossen hatte. Dieser ließ blindlings einen Pfeil los und verwundete ihn am Arme. Im kritischen Momente erkannte Milo Shini im kampfunfähigen Gegner seinen abtrünnigen Bruder. Anstatt weiterzukämpfen, umarmte er ihn und führte ihn zu Skanderbeg, der auf seinen Freund gewartet hat.

Daraus ist ersichtlich, daß für Skanderbeg und seine Umgebung der Krieg das tägliche Brot war. Aber das fortdauernde Schlachtengetöse machte in ihnen die zarteren Gefühle nicht verstummen. Nebenbei gesagt, zeichnete sich Skanderbeg außer durch körperliche Tüchtigkeit auch durch geistige Fähigkeiten aus. Er beherrschte neben seiner Muttersprache das Lateinische, Italienische, Arabische, Türkische und Serbische.

Als Skanderbeg sich eine Braut suchte, wurde ihm ein neapolitanisches Edelfräulein angeboten. Er schlug es jedoch aus und wählte zur Gattin eine Albaneserin, die Tochter des Arianiten Thopia.

Die Zahl der durch Skanderbegs Hand erschlagenen Türken zählt man gegen dreitausend. Als er endlich zum Sterben kam, berief er seinen Sohn und dessen Mutter sowie die albanesischen Edelleute und riet ihnen eindringlich, nach seinem Tode fest in Liebe und Eintracht zusammenzuhalten. Der Sohn solle mit der Mutter über das Meer ins Königreich Neapel ziehen und, einmal zum Manne herangereift, vom väterlichen Erbe Besitz nehmen. Der sterbende Held wünschte, man möge ihn am Meeresufer bestatten, sein Roß an eine Zypresse binden, seinen Säbel an den Baum hängen und daneben

die Fahne pflanzen. Wenn ein Windstoß komme, würde das Roß wiehern, die Fahne flattern, der Säbel mit Gerassel an den Baum schlagen und die Türken würden dann, von Furcht erfüllt, seine Angehörigen nicht verfolgen.

So starb Skanderbeg in Alessio im Jahre 1467. Nach zehn Jahren bemächtigten sich die Türken dieser Stadt, eröffneten das Grab des seinerzeit gefürchteten Helden und machten aus seinen Gebeinen Amulette, die ihnen Kriegsglück bringen sollten.

Nach dem Tode Skanderbegs nahmen die Venetianer Nordalbanien in Besitz, aber der Ansturm der Türken ließ sich nicht mehr zurückhalten. Im Jahre 1479 fielen Skutari und zu gleicher Zeit auch einige andere Festungen, darunter Kroja, in türkische Hände. Die Albanesen machten öfters verzweifelte Versuche, das Türkenjoch abzuschütteln und suchten mehrmals bei westeuropäischen Großmächten Hilfe, jedoch ohne Erfolg. Nur einige Stämme behielten eine gewisse Autonomie, bei einigen ist sogar die Staatsmacht infolge der Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze völlig illusorisch.

In die nachfolgende Zeit fallen die oben erwähnten Auswanderungen. Die Zurückgebliebenen fügten sich ins Unvermeidliche und nahmen zum Teil auch den mohammedanischen Glauben an. Aus solchen apostasierten Albanesen rekrutierten die Türken oft ihre besten und fanatischesten Soldaten.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts brachte Alipascha von Tepelen noch eine gewisse Vereinigung der albanesischen Stämme zustande.[1]) Der von ihm geleitete Aufstand machte dem Sultan viel zu schaffen, wurde jedoch schließlich niedergerungen und endigte mit der Enthauptung Alipaschas. Auch die späteren Aufstände der Albanesen blieben erfolglos. Bis heute noch bildet das albanesische Volk ein Konglomerat von drei Religionsbekenntnissen, von verschiedenartigen Stämmen, ohne einheitliche Schriftsprache, ohne höhere Schulen und ohne ein festes, alle umschließendes Band. Die albanesische Frage ist also heute sowohl in politischer wie in nationaler und kultureller Beziehung ein Problem für die Zukunft.

* * *

Das Albanesische hat, wie erwähnt, bis jetzt noch keine Schriftsprache. Unter der Türkenherrschaft konnte sich begreiflicherweise keine Literatur entwickeln, und die neuen Versuche einer Pflege der albanesischen Sprache kamen nicht aus dem Lande selbst, sondern aus der Fremde, vorwiegend aus Italien.

Die Phonetik und Darstellung der Laute bietet im Albanesischen einige Schwierigkeiten, da darin verschiedene Laute vorkommen, für die es weder im lateinischen noch im griechischen Alphabet Schriftzeichen gibt. So gibt es z. B. unter den Konsonanten dem Slawischen ähnliche weiche Laute, ferner ein hartes l wie im Polnischen, ein dh und th, welches ähnlich wie im Englischen ausgesprochen wird. Die Vokale werden im Gegischen einfach oder nasaliert gesprochen. Die Schriftsteller mußten sich daher auf die verschiedenste Art aushelfen und so kam es, daß beinahe ein jeder von ihnen seine eigene Orthographie erfunden hat.

---

[1]) Von Lord Byron im II. Gesang des „Childe Harold" besungen.

Die ältesten Arbeiten über die albanesische Sprache sind in der römischen Kongregation „de propaganda fide“ entstanden. Der erste unter den Verfassern albanesischer Sprachbücher war Pater Francesco Blanco, ein Zögling der Propaganda, welcher im Jahre 1635 ein Werk herausgab mit dem Titel Dictionarium Latino-Epiroticum una cum nonnullis usitatioribus loquendi formulis. Dieses Werk ist grammatikalisch-lexikographischen Charakters und in erster Linie für Missionäre bestimmt. Es enthält daher zumeist kirchliche Ausdrücke. Der Verfasser gebraucht das lateinische Alphabet und nur für einige Laute verwendet er griechische Lettern.

Eine ausführliche Grammatik verfaßte Pater Francesco Maria da Lecce. Er war von Geburt Italiener und kam nach Albanien als Präfekt der Missionen. In seinem Werke Osservazioni grammaticali nella lingua Albanese legte er seine durch 25 Jahre gesammelten sprachlichen Kenntnisse nieder. Das Buch erschien im Jahre 1716 in der Druckanstalt der Propaganda in Rom. Die Orthographie darin ist die gleiche wie im Dictionarium Blancos.

Ein bedeutender Schriftsteller von hervorragendem Wissen und auch politischer Bedeutung war Peter Bogdan, Erzbischof von Üsküb und später von Skutari. Sein Hauptwerk, „L'Infallibile Verità della Catholica Fede“, ist zwar in erster Linie ein theologisches Werk, es besitzt jedoch, nachdem es zum Teil albanesisch verfaßt und mit einer albanesischen Lautlehre und einem Wörterbuch versehen ist, auch sprachliche Bedeutung. Der Verfasser war ein hervorragender Sprachenkenner und seine Werke sind zumeist polyglott; er war auch als Historiker tätig.

Von den späteren grammatikalischen Arbeiten verdient hervorgehoben zu werden das Buch „Saggio di grammatologia comparata sulla lingua Albanese“ von Demetrio Camarda. Es berücksichtigt hauptsächlich die toskische Mundart und ist mit griechischen Lettern geschrieben. Der Verfasser ist Anhänger des Panhellenismus und plädiert für die Vereinigung der Albanesen mit den Griechen. Einen besonderen Wert verleiht dem Buche der Anhang, welcher als selbständiger Teil eine reichhaltige Sammlung von albanesischen Volksdichtungen enthält. Das Werk erschien in Prato in Italien im Jahre 1864. Bald darauf ließ Professor Francesco Rossi in Livorno eine Grammatik mit kombinierter lateinisch-griechischer Rechtschreibung erscheinen. Er gab auch ein albanesisch-italienisches Wörterbuch und eine Sammlung albanesischer Volksgesänge in italienischer Übersetzung heraus.

Mit dem Albanesischen befaßten sich namentlich folgende Sprachforscher: Franz Bopp, Vinzenzo Dorsa, Dozen, Kopitar, Reinhold, Jungg, Leake, Xylander, von Hahn, Miklošić, Hellwald, Jarník. Die verbreitetsten modernen Grammatiken sind: das deutsche Buch des österreich-ungarischen Vizekonsuls Pisko, geschrieben in phonetischer Orthographie nach slawischer Art; ferner eine wissenschaftliche Grammatik des Grazer Professor Gustav Mayer, geschrieben mit der in der vergleichenden Sprachwissenschaft üblichen Rechtschreibung. Das erstere Buch berücksichtigt den gegischen, das letztere den toskischen Dialekt. Weiter gibt es eine gute Grammatica della lingua albanese, geschrieben von dem Albanesen Gasparo Jakova Meturi (Rom, 1904). Darin versucht der Verfasser die Einführung einer

einheitlichen Orthographie und einer einheitlichen Schriftsprache auf Grund des skutareser Dialektes. Im Zusammenhang mit den linguistischen Werken sind noch Bibelübersetzungen zu erwähnen, die ja bei allen Völkern in der Literaturgeschichte eine große Rolle spielen. Ein bedeutsames Werk ist die Übersetzung der Bücher des Neuen Testamentes, welche unter der Redaktion des Erzbischofes Gregorius im Jahre 1827 in Korfu erschienen ist. Eine doppelte Übersetzung in gegischer und toskischer Mundart stellte im Auftrage der britischen Bibelgesellschaft Kristophoridis her und ließ sie in Konstantinopel in den Jahren 1872 und 1879 erscheinen. Von geringerer Bedeutung ist die Übersetzung des Matthäusevangeliums, welche über Anregung des Prinzen Lucian Buonaparte Franzesso Rossi und Vincenzo Dorsa im skutareser, kalabreser und sizilianischen Dialekt hergestellt haben (London, 1869—1870).

Die albanesische Originalliteratur zählt einige gute Schriftsteller. Sie beginnt mit Katechismus und theologischen Büchern und steigt bis zur belletristischen Dichtung. Beinahe alle diese Literaturprodukte sind in Italien erschienen. Als erste Verfasser albanesischer Verse werden die sizilianischen Albanesen Nicolò Brancato und Gion Crisostomo genannt. Hoch über sie ragt Giulio Variboba empor, dessen Werke von Gustav Mayer als in jeder Hinsicht klassisch bezeichnet werden. Variboba wurde in San Giorgio Albanese zwischen den Jahren 1725 bis 1730 geboren. Sein „Leben der Jungfrau Maria" ist ein Prosawerk mit poetischem Inhalt, das heutzutage sehr schwer erhältlich ist, aber schon die Auszüge aus demselben, mit denen man in der Literaturgeschichte bekannt wird,[1]) genügen, um uns von der hohen dichterischen Begabung und religiösen Begeisterung des Verfassers zu überzeugen.

In den Arbeiten Franz Anton Santoris (1819—1894) spiegelt sich das politische Leben der sturmbewegten Zeit, in welcher sich die Vereinigung Italiens langsam vollzog. Santori schrieb italienisch und albanesisch. Das Gedicht „Il prigioniero politico" ist italienisch verfaßt, wobei einige albanesische Partien eingefügt sind. Santori schrieb auch einen Roman, „La figlia maledetta", in italienischer Sprache und versuchte sich in einem albanesischen Drama: „Emira", das eine süditalienische Räubergeschichte behandelt.

Der gefeiertste albanesische Dichter ist Girolamo de Rada, der eine vielseitige Tätigkeit als Dichter, Folklorist, Sammler von Nationalliedern und Journalist entfaltet hat. Er wurde im Jahre 1813 in Maki geboren und starb im Alter von 90 Jahren in San Demetrios Corone. Als junger Bursche durchwanderte er die albanesischen Kolonien in Süditalien und sammelte die Nationalgesänge seines Volkes. Die Volkspoesie gab ihm die Inspiration zu Originalwerken. Er trat bald in Korrespondenz mit seinen literarisch tätigen Landsleuten, wie mit Camarda und Santori, und auch mit fremden Schriftstellern, z. B. mit Lamartine. Außer Sammlungen von Volksliedern und folkoristischen Abhandlungen hinterließ er folgende Werke: „Skanderbeg", „Gesänge des Milosao, des Despoten von Skutari", „Gesänge der Seraphina Thopia, Fürstin von Zadrima", und ein italienisches Drama

[1]) Stratigò: „Manuale della Letteratura Albanese".

„Sophonisbe". Er redigierte mehrere Zeitschriften: „L'Albanese d'Italia" (gegründet im Jahre 1848) und später „Fiamurí Arberit" (Die Fahne Albaniens) und war auch politisch tätig. Auf seine Initiative hin trat im Jahre 1895 in Corignano ein albanesischer Nationalkongreß zusammen, an welchem sich sämtliche Kolonien von Italien beteiligten und dessen Resultat die Gründung einer albanesischen Nationalgesellschaft war. Der Zweck derselben ist die Pflege albanesischer Volkskunde, die Herausgabe der italienisch-albanesischen Revue „Ili Albereshevet" (Stern der Albanesen) und die Aufrechterhaltung des wechselseitigen Verkehres zwischen den Kolonien und dem Mutterlande.

Dem Namen nach mögen noch folgende Dichter angeführt werden: Josef Serembe, ein amerikanischer Auswanderer, Vinzenzo Stratigò, der Dichter des Sozialismus, und der sizilianische Lyriker Gabriel Dara. Die bisher genannten Dichter stammten sämtliche aus Italien, eine besondere Erscheinung auf heimischem Boden aber ist Nesim-Bey von Premet, ein Mohammedaner. Er war Lyriker voll orientalischen Feuers, seine Liebesgedichte sind jedoch nicht frei von Perversität. Seine Sprache ist voll von arabischen, türkischen und persischen Fremdwörtern.

Das Wertvollste an der albanesischen Literatur ist die Volksdichtung, deren allgemeine Grundform ein trochäischer Vers mit vier Hebungen und stumpfer oder klingender Endung ist. Die lyrischen Gedichte haben meist Reime; die epischen sind manchmal ungereimt. Camarda spricht die Vermutung aus, daß die Dichtungen der älteren Zeit ursprünglich ohne Reim waren, daß dieser erst in der neueren Zeit nach fremden Mustern eingeführt wurde. Der Gesamtcharakter dieser Dichtungen ist ernst und düster; man möchte fast sagen, die ganze albanesische Poesie sei unter einem finsteren, schwerbewölkten Himmel aufgewachsen. In jeder Dichtung begegnet man traurigen Episoden, überall ist die Rede von Pistole, Gewehr, Handschar oder Galgen. Hier wird der tückische Mord an einem Helden beklagt, dort wird von einem grausamen Pascha erzählt, der gekommen ist, „die jungen Männer abzuschlachten". Vergleicht man die Poesie der Albanesen mit jener ihrer Nachbarn, der Serbokroaten, so bemerkt man einen wesentlichen Unterschied: die serbokroatischen Dichtungen sind heiterer, flotter und besitzen epische Breite, während das albanesische Gedicht derb, leidenschaftlich und von balladenartiger Kürze ist. Die lyrischen Dichtungen sind zum Teile Liebesgesänge, Hochzeits- und Tafellieder, zum Teil Klagegesänge über Verstorbene. Alle sind reich an poetischen Bildern und entspringen einem tiefen Empfinden. Das Mädchen oder die Frau wird mit einer weißen Taube, der Mann mit einem Adler, Falken oder merkwürdigerweise auch mit einer Schlange verglichen. Ein Jüngling gleicht einer schön gewachsenen Zypresse, die Frau einer Weinrebe, die sich liebevoll um die Zypresse windet. Auf dem Grabe des Mannes wächst die Zypresse, auf dem Grabe einer Frau wächst die Weinrebe empor. Die Seele eines Ermordeten setzt sich in Gestalt eines schwarzen Vogels am Grabe nieder, klagt über das angetane Unrecht und ruft nach Rache.

Unter den epischen Dichtungen gibt es kurze Epen oder Balladen; was den poetischen Wert anbelangt, stehen die letzteren höher. Von Helden-

gesängen konnte ich verhältnismäßig wenige auffinden. Verzeichnet sind sie in der im Jahre 1908 in Palermo erschienenen Sammlung des Professors Giuseppe Schirò, Lehrers der albanesischen Sprache an der Universität Neapel. Sie beziehen sich auf Skanderbeg und auf verschiedene Krieger späterer Zeit, z. B. Ibrahim, Mahmud Pascha, Mustafa-Beg, Marco Bozzar, Ali-Pascha von Tepelen usw. Der Geist, der sie beherrscht, ist zum Teil christlich, zum Teil mohammedanisch. Besonders schön ist der Gesang über den Fall Muhammed Paschas, welcher unwillkürlich an Lord Byrons „Childe Harold" (II. Gesang) erinnert. Unter den Balladen, welche ich in Camardas Sammlung vorgefunden habe, verdient an erster Stelle die herrliche Garentina-Ballade genannt zu werden. Ihr Inhalt ist kurz der folgende: Eine Mutter hatte neun Söhne und eine Tochter, namens Garentina, um die sich viele Freier bewarben. Unter diesen befand sich auch ein Edelmann aus einem fernen Lande, der gleich den andern abgewiesen wurde, da sich die Mutter von der Tochter nicht trennen konnte. Konstantin, einer von den Söhnen, redete der Mutter zu, Garentina an den Edelmann zu verheiraten, und gab sein Ehrenwort, die Schwester zur Mutter zurückzubringen, so oft die Mutter es wünschen würde. Bald darauf kamen Kriege und Seuchen über das Land und die unglückliche Mutter verlor alle ihre Söhne, Schwiegertöchter und Enkel im Laufe eines einzigen Jahres. Als der Allerseelentag kam, ging die Mutter in die Kirche, sang ein Klagelied und trauerte besonders am Grabe Konstantins, daß er trotz seines Ehrenwortes ihr in ihrem großen Leid Garentina nicht bringen konnte. In der Nacht öffnete sich das Grab, der Grabstein verwandelte sich in ein Pferd, Konstantin schwang sich darauf und sprengte davon zu seiner Schwester. Er traf sie, wie sie auf dem Felde arbeitete und forderte sie auf, ihm zur Mutter zu folgen. Sie setzte sich zu ihm aufs Pferd und beide ritten zurück. Auf die Fragen der Schwester, warum sein Haar mit Staub nnd Asche bestreut sei, warum ihnen im Orte niemand entgegenkomme, warum im Hause die Fenster verschlossen seien, antwortete Konstantin ausweichend. Vor dem Hause sitzen sie ab, Konstantin schickt die Schwester zur Mutter, geht in die Kirche und legt sich wieder ins Grab. Die Mutter erkannte mit Entsetzen ihre Tochter, und als diese ihr das Vorgefallene berichtet, sinken sie einander in die Arme und sterben beide vor Schmerz und Erregung.

Der Stoff dieser Ballade erinnert lebhaft an Bürgers „Lenore", an Erbens „Brauthemd", Mickiewiczs „Flucht". Sie stammt aus Süditalien und dürfte nach der Vermutung Reinholds aus dem Epirus dahingebracht worden sein, da angeblich bei den nördlichen Griechenstämmen eine ähnliche Ballade verbreitet ist. Von den übrigen Balladen verdienen die „Angelina-Ballade" und „Das Lied vom jungen Konstantin" erwähnt zu werden. In der ersten wird die Rache des betrogenen Geliebten, in der zweiten die Heimkehr des Gatten besungen, der nach neunjähriger Kriegszeit gerade in dem Momente nach Hause kommt, als ein anderer seine Frau zum Altare führen will.

* * *

Der Albanese ist, wie Lord Byron sagt, wild, jedoch nicht ohne Tugend. Er sucht durch Blut das Böse zu rächen, aber er besitzt dabei ein

hohes Ehrgefühl und hält sein Wort. Die Blutrache und die Gastfreundschaft sind die Grundregeln seines sozialen Lebens. Gerade die Angelina-Ballade liefert ein Beispiel dafür, daß auch bei Ausübung der Rache die edleren Gefühle nicht unterdrückt werden: Dimitri schlägt das untreue Mädchen und ihren Verführer nieder, begräbt jedoch ihre Leichen und weint über dem Grabe in der Erinnerung, daß der Mann ein Held und das Mädchen eine Schönheit, weiß wie der Schnee, gewesen.

Wir können die literarischen Bestrebungen des albanesischen Volkes mit Interesse und mit Sympathie verfolgen. In diesem urwüchsigen, unter ungünstigen Verhältnissen zurückgebliebenen Volke wohnt eine Kraft und eine hohe Begabung, welche vielleicht erst in künftigen Tagen einmal zur vollen Entfaltung kommen wird.

Zwei Bilder.

Von Johannes Kraml.

Ein Kreuzbild leuchtet am Waldesrain
Im sinkenden Sonnenrot.
Dort sitzt auf einem verwitterten Stein
Der fahle, träumende Tod.

Er singt ein Lied in den Abendwind
Wie brechender Herzen Schlag,
Wie Stöhnen und Weinen, laut und lind,
Ein Lied in den sterbenden Tag:

„Ob die Nachtigall schlägt und die Sommernacht strahlt
Oder Stürme tosen im Tal,
Ich küsse die Lippen der Menschen kalt,
Ich küss' sie zum letztenmal.

In erstarrenden Augen lese ich oft
Von geheimer, brennender Klag',
Von seliger Sehnsucht, die glaubt und hofft
Einen Morgen und ewigen Tag.

Ich lege die Völker der Erde ins Grab
Und ihre Geschichte dazu.
Es schwebt auf die toten Geschlechter herab
Die feiernde Friedhofsruh'."

In einsamer Kammer ein Kreuzlein steht,
Umflackert vom Kerzenschein.
Dort zittert aus schluchzender Brust ein Gebet
In das Sonnenscheiden hinein.

Und zum Nachtlied des Todes, zum Beten tönt
Der Abendglockenklang,
Vom Frieden, der tröstet und tröstend versöhnt,
Ein traulicher, heiliger Sang.

Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds.

(Jena und Kiel. 1792—1795.)

Mitgeteilt von **Dr. Karl Bugelmann.**

(Schluß.)

II.

Der auszeichnende Empfang, welchen Reinhold in Göttingen fand, ist bekannt; er war ein lautes Zeugnis, daß Reinholds Ruhm weit über die erste Stätte seines akademischen Wirkens reichte. Von dem Strahl dieser Tage fiel ein Abglanz auch auf unsern Gefolgsmann Reinholds, und so nahmen die Größen der Universität keinen Anstand, ihre Namen dem Stammbuche des fremden Studenten einzuverleiben.

Der Philosoph der Göttinger Hochschule, J. G. H. Feder,[1]) hatte vordem die Kantsche Bewegung lebhaft bekämpft; wie er aber hochherzig genug gewesen, den Propagator dieser Lehre jetzt auf das wärmste zu empfangen, so begrüßte er auch (10. April) den Schüler Reinholds, der rasch sein Herz gewonnen, mit fast väterlicher Liebe. „Nihil bonum, nisi honestum", ruft er ihm zu und er gibt dem klassischen Satze die für seine philosophische Richtung charakteristische Erläuterung:

„Nur Sittlichkeit, reiner redlicher Wille, nach bester Erkenntniß, zu thun was recht ist, ist absolut gut, und absolut nothwendig."

„Dieß Eine," sagt er, „sichere" dem lieben Besitzer dieses Buches seine „innigste Liebe und Achtung".

Mit ähnlichem Gedankengange empfehlen sich die Historiker L. F. Spittler und L. Meiners dem freundschaftlichen Andenken des Besitzers des Stammbuchs.[2])

---

[1]) Johann Georg Heinrich Feder, geb. 15. Mai 1740 in Schwerweißach, gest. 22. Mai 1821 in Hannover, war 1768 als Professor der Philosophie nach Göttingen berufen worden und hatte als solcher, im Wesen auf der Grundlage des Wolffschen Systems, lange erfolgreich gewirkt. Sein erfolgloser Kampf gegen die kritische Philosophie (zum Teil in Gemeinsamkeit mit seinem Kollegen Meiners) schmälerte bekanntlich sein literarisches Ansehen; es ist aber um so erfreulicher, aus unserem Stammbuche zu sehen, daß sein Verkehr mit Reinhold trotz dieses Erlebnisses ein ungezwungener war.

[2]) Ludwig Timotheus Freiherr v. Spittler, geb. 11. November 1752 in Stuttgart, gest. daselbst 14. März 1810, hat nach den Studien und akademischen Anfängen in Tübingen von 1778 bis 1797 als Professor in Göttingen gewirkt,

An Ciceros „De Oratore“ knüpft Spittler an mit der Mahnung:

„Was der Mensch säet, das wird er erndten“,

und ebenso weist Meiners die Lebensrichtung mit den klaren Worten:

„Recht handeln, und Wahrheit forschen sind die edelsten Bestimmungen des Menschen.“

Anders ist natürlich der Ausgangspunkt des berühmten Naturforschers Blumenbach.[1]) Wohl greift auch dieser auf ein klassisches Zitat zurück, es ist aber das Werk von Lukrez, „De rerum natura“, dem er seinen Leitsatz entlehnt:

„Natura species ratioque.“

Er tut dies mit den besten Glückeswünschen für den rasch Vorüberziehenden; Humanissimo Kallmann fortunam fautricem et prosperrima quaevis amice precatur et ominatur, so lautet sein verheißungsvoller Ausblick in die Zukunft.

Desgleichen fußt der Mathematiker C. F. Seyffer[2]) auf der Wirk-

---

und zwar zunächst, seinem theologischen Bildungswege entsprechend, für Kirchengeschichte, später für Geschichte überhaupt. Die Anwesenheit Reinholds fällt in die letzte Zeit dieser durch den Erfolg als Lehrer und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Periode von Spittlers Leben; der „Grundriß der europäischen Staatengeschichte“ war damals soeben (1793 und 1794) erschienen, die „Geschichte der dänischen Revolution des Jahres 1760“ folgte bald (1796) nach. Im Jahre 1797 trat Spittler von der ruhmvoll bekleideten Professur zurück, um dem Rufe zu einer staatsmännischen Wirksamkeit in seinem Heimatlande zu folgen. An äußeren Ehren hat es ihm hier, in dem noch während seiner Aktivität neugeformten Rheinbunds-Königreiche, nicht gefehlt; ob nicht an innerer Befriedigung, steht dahin.

Christoph Meiners, geb. 31. Juli 1747 in Warstade im Lande Hadeln, gest. 1. Mai 1810 in Göttingen, war durch seine Lehrer Feder und Spittler in Göttingen zum Lehrfach herangezogen worden und hatte schon 1772 ein Extraordinariat, 1775 das Ordinariat in Göttingen erlangt. Als Vertreter von Philosophie und Geschichte hat er von da an durch fast vier Jahrzehnte an der „Georgia Augusta“ gewirkt und auf beiden Gebieten, namentlich aber auf letzterem, eine ungemein fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entwickelt. Von dem Kampfe gegen die Kantsche Philosophie, welchen er in Gemeinsamkeit mit seinem Lehrer und Freunde Feder in der „Philosophischen Bibliothek“ führte (1788—1791), war schon oben die Rede; der Zeit des Stammbuchs unmittelbar vorausgegangen waren die „Geschichte der Ungleichheit der Stände“ und die „Historische Vergleichung“ des Mittelalters mit dem 18. Jahrhundert.

[1]) Johann Friedrich Blumenbach, geb. zu Gotha 11. Mai 1752, gest. in Göttingen 22. Jänner 1840, dessen Universität er seit 1776 als Professor der Medizin angehört hatte. Zur Zeit unseres Stammbuchs war der Ruhm Blumenbachs als Naturforscher schon ein weit verbreiteter; namentlich das seit 1779 in vielen Auflagen erschienene „Handbuch der Naturgeschichte“ hatte seinen Namen in die weitesten Kreise getragen. Von seinen zumeist genannten Werken ist nur das „Handbuch der Anatomie“ erst später (1805) erschienen.

[2]) Karl Felix v. Seyffer, Astronom, geb. 25. Jänner 1762 zu Bixfeld (Württemberg), gest. 17. September 1822 zu Bogenhausen bei München, war von 1789 bis 1804 Professor der Astronomie in Göttingen, trat unaufgeklärter Weise 1805/06 als „Ingenieur-Geographe“ im Hauptquartier Napoleons in Verwendung und ward sodann nach Bayern berufen, wo er als Direktor der Sternwarte und als Vorstand des statistisch-topographischen Bureaus eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Die vorzügliche Steuerkatastrierung Bayerns soll wesentlich auf ihn zurückzuführen sein.

lichkeit der realen Welt; sein Zuruf — er wählt, es ist dies für Göttingen charakteristisch, die englische Sprache — lautet:

„Chuse what you are;
no other State prefer.
Love prompts to Love, my Dear Kallmann, to you remember Sincereley your's!"

Göttingen wird verlassen, um die Reise nach Kiel fortzusetzen; nur von einer Haltestelle, Celle, gibt uns noch ein Stammbuchblatt vom 17. April Kunde.[1]) F. B. Ramdohr[2]) ist es, welcher hier noch mit dem Satze:

„Non nobis solum nati sumus. Partem Patria vindicat, partem Parentes, partem amici" —

die Rechte der Welt dem einzelnen gegenüber in Erinnerung bringt; das nächste Stammbuchblatt (27. April) führt uns schon nach Hamburg und damit befinden wir uns auch schon in der Mitte des neuen Lebenskreises.

Die Familie Reimarus ist es vor allem, welche Reinhold mit offenen Armen empfängt; der sichtlich schon durch die Schriften des Philosophen angebahnte geistige Zusammenhang verdichtet sich in den Tagen der Ruhepause (die Stammbucheintragungen in Hamburg fallen in die Woche vom 28. April bis zum 5. Mai) zu einem festen Freundschaftsbund und umfaßt mit der Familie Reinholds auch die dem Meister folgenden Schüler.

Zum „Andenken der frohen genußreichen Tage, die Sie mit Reinhold bei uns waren", mit diesem Appell an den jungen Gast gibt Elise Reimarus Kalmann die Mahnung Herders mit auf den Weg:

„Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen, daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres Glück giebt, als im Rathe derselben zu wirken",

und Sophie Reimarus beteuert ihm, „auch die kurze Zeit, die wir mit Ihnen allen zubrachten, wo ich so vieles hörte, so manches lernte, wurzelte sich tief in meine Zukunft ein und wird mir nahe und ferne unvergeßlich

---

[1]) Wie wir aus dem Aufsatze „Aus dem Kreise K. L. Reinholds" ersehen, hat Kalmanns Freund Krüger in einem dem eben Abgereisten durch Meißl nachgesendeten Briefe (vom 31. März) dringend zu einem Besuche zu seiner Familie in Lüneburg eingeladen; ob es dazu gekommen, sagt uns das Stammbuch nicht.

[2]) Friedrich Wilhelm Basilius v. Ramdohr, geb. 1757 zu Drübben im Hoyaischen, gest. zu Neapel am 26. Juli 1822, hatte nach seinen Studien in Göttingen in jungen Jahren (1788) auf Präsentation der Hoyaschen Landschaft eine Stelle als Mitglied des Oberappellationsgerichtes in Celle erlangt, sich aber neben der juristischen Berufsarbeit stets praktisch und theoretisch mit der Kunst beschäftigt. Zur Zeit des Reinholdschen Besuches war sein Werk über das Schöne in den nachbildenden Künsten („Charis") eben erschienen; das scharfe Urteil der Xenien über dieses Werk stand aber damals noch aus. Die Polemik der Romantiker gegen Ramdohrs zweites ästhetisches Werk „Venus Urania" gehört mit diesem noch späteren Jahren an. Seit 1800 beschränkte Ramdohr seine schriftstellerische Tätigkeit auf das juristische Gebiet; im öffentlichen Leben Hannovers nahm er eine hervorragende Stellung ein, bis er 1806 in den preußischen diplomatischen Dienst eintrat. Er starb als preußischer Gesandter in Neapel.

bleiben", indem sie daran passend das Zitat aus Friedrichs „Situationen" [1]) schließt:

„Auf der Stuffenleiter dieses Erdenglückes,
Stehen Freud und Weisheit Hand in Hand,
Jede Lust von Dauer eines Augenblickes,
Ist ein Luftgebild, das kam und schwand.

Alles was Gott schuf, hängt innig in Verbindung:
In die Zukunft strömt die Gegenwart:
Jeder Augenblick, voll weiserer Empfindung
Reisset bald zu Wonnen höh'rer Art";

nur Christine Reimarus begnügt sich mit der Strophe von Salis:

„Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Stützen so viel als ein jeder vermag;
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!
Edeles bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn."

Natürlich fehlen auch die männlichen Mitglieder des Hauses Reimarus nicht. J. A. H. Reimarus huldigt dem Gaste mit dem horazischen Satze:

„Ille potens sui laetusque deget, cui licet in diem dicere — vixi!"

dem wir in diesem Stammbuche schon einmal begegneten, und Hermann Reimarus macht den Schluß mit dem Lob aus Tasso:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an,
Und weis sie fest zu halten,"

dem ersten Zitat aus Goethe, welches in diesem Gedenkbuch erscheint. [2])

---

[1]) Das Zitat entstammt ohne Zweifel der Gedichtsammlung von Karl Julius Friedrich: „Situationen oder Versuche in philosophischen Gedichten" (Leipzig, 1782).

[2]) Die Familie Reimarus, welche hier durch eine Reihe ihrer Glieder zum Wort kommt, ist jene des Arztes Dr. Johann Albert Reimarus, des Sohnes des Verfassers der „Wolfenbüttler Fragmente". Über die hervorragende Stellung, welche dieses Haus im Hamburger gesellschaftlichen Leben einnahm, ist vielfach berichtet worden; wir verweisen daher nur auf K. A. Böttigers Darstellung in den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" (Leipzig, 1838. II. Band); auch über das Haupt des Hauses, Dr. J. A. H. Reimarus (geb. 11. November 1729 zu Hamburg, gest. 6. Juni 1814 zu Ranzau in Holstein), und dessen vielseitige Tätigkeit als Schriftsteller auf naturwissenschaftlichem und philosophischem Gebiete, als Arzt und im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt glauben wir nicht näher eingehen zu müssen. Die geistige Richtung in dieser Familie war wohl eine traditionelle. Elise Reimarus, die Freundin Lessings (1735 1805), ist die Schwester des Arztes; Sophie Reimarus war seine zweite Frau, geb. Hennings, mit der er sich 1770 vermählte; Christine Reimarus j ne Tochter zweiter Ehe, welche, wie wir aus einem der von uns veröffentlichten Briefe Reinholds wissen, im Herbst 1796 den französischen Gesandten bei den Hansestädten, Karl Friedrich Reinhard (gest. 1837 als französischer Graf und Pair zu Paris), ehelichte; Hermann Reimarus der einzige Sohn zweiter Ehe, welcher als Kaufmann starb.

Den Gästen der Familie Reimarus konnte es aber auch nicht versagt bleiben, mit den Freunden des Hauses in unmittelbaren Verkehr zu treten; sie wurden daher während der Hamburger Woche insbesondere in das nahe Hamm geleitet, um Karoline Rudolphi in ihrem Heim zu begrüßen; und die Frucht dieses Besuches ist in Kalmanns Stammbuch in schwärmerischen Blättern niedergelegt.

Karoline Rudolphi[1]) beginnt mit einer Verherrlichung des Gutseins durch folgende Verse:

„Gut, aber schwer ist es, im Krieg
Mit seinen Leidenschaften kämpfen,
Und jedes böse Flämmchen dämpfen:
Hier siegen, ist der schönste Sieg.

Gutsein ist alles — Gutsein heißt:
Nach allem Guten ernstlich ringen,
Die Labirinthe all durchdringen,
Mit stillem unerschrocknem Geist" — — — — —,

und sie sagt dies Kalmann „zum Andenken an die kurzen, aber unvergeßlichen Tage," die sie mit ihm und seiner „trefflichen Gesellschaft gelebt".

Ihr folgen ihr Bruder L. Rudolphi[2]) und Julie Roepert[3]) in ähnlicher Stimmung.

[1]) Karoline Rudolphi, geb. zu Magdeburg am 24. August 1754, gest. zu Heidelberg am 15. April 1811, hatte sich zuerst in einer adeligen Familie Mecklenburgs durch mehrere Jahre als Erzieherin betätigt und dann ein Erziehungsinstitut für Mädchen gegründet, welches sie durch zwei Jahrzehnte mit wechselndem Standorte in der Nachbarschaft von Hamburg führte und 1803 nach Heidelberg verlegte. Zur Zeit unseres Stammbuchs befand sich die Anstalt in dem an Hamburg östlich angrenzenden Vororte Ham; der allen Nachrichten zufolge fortgesetzt gepflegte Verkehr mit der Hamburger Gesellschaft und namentlich mit Klopstock ist bei der Nähe der Wohnorte begreiflich. Gedichtsammlungen der Rudolphi waren damals schon (1781 und 1787) erschienen; ein weiterer Band derselben erschien 1796. Ihr großes Werk „Gemälde weiblicher Erziehung" gehört der Heidelberger Zeit an und hat die 2., 3. und 4. Auflage erst nach ihrem Tode erlebt. Ihr „Schriftlicher Nachlaß", welcher auch ihre Selbstbiographie enthält, wurde lange nach ihrem Tode (1835) von Abraham Voß herausgegeben.

[2]) L. Rudolphi ist der ältere Bruder von Karoline Rudolphi. Wir wissen von ihm weniger als von Karoline. So viel ist sicher, daß er am 18. März 1751 in Magdeburg geboren wurde und nicht gleich der Schwester Autodidakt war; er hatte die Universität Halle als Mediziner besucht und war nach seiner Heimkehr bemüht, die Lücken der Bildung Karolinens durch seinen Unterricht auszufüllen. Von dem elterlichen Hause in Potsdam wurde L. Rudolphi bald durch eine Anstellung an einem anderen Orte getrennt und ebenso wurde die Schwester der Familie durch ihre Stellung als Erzieherin in Mecklenburg entrückt. Als Karoline ihr Institut gründete, vereinigte sich der Bruder, welcher mittlerweile im Campeschen Erziehungsinstitut tätig gewesen und in seiner Schrift „Über die häusliche Erziehung" für die Vorzüge der Erziehung in solchen kleinen Anstalten literarisch eingetreten war, mit der Schwester zu gemeinsamem Wirken. Von 1786 bis 1792 soll L. R. aber außerhalb Hamburgs, vermutlich in der Stellung eines Hofmeisters, und von 1792 bis 1794 als Redakteur bei dem „Hamburger Korrespondenten" tätig gewesen sein; von 1794 bis zu seinem Tode (1798) wirkte er wieder als Lehrer in dem Institute Karolinens zu Ham.

[3]) Julie Roepert ist offenbar eine Tochter jener Familie von Roepert in Trollenhagen, in welcher Karoline von 1778 bis 1783 Erzieherin gewesen war. Als

„Was fester als Bande des Bluts den Menschen mit Menschen verbindet,
Ist gleiche Liebe zu allem, was wahr und edel und gut ist",

beteuert der erstere zur Besiegelung des neu geschlossenen Freundschaftsbundes, und die freudige Ergebung in die Pflicht rühmt die zweite mit den Worten:

„Aus Pflicht schön handeln — nicht der grossen Ordnung vorgreifen; willig und heiter das geworfne Los annehmen; es nach jeder Ordnung und Klasse gerne erfüllen! — bringt uns der höchsten Bestimmung näher."

Als Hausgenossin der Rudolphi schließt endlich noch Elisa von der Recke [1]) sich an, indem sie dem Wohlgefallen an der neuen Bekanntschaft mit folgenden für den Adressaten schmeichelhaften Worten Ausdruck gibt:

„Die größte Freude des wahren Menschen ist, edle Menschen zu finden."

Daß wir im Bannkreis der Reimarusschen Welt stehen, zeigen uns auch noch weitere der Hamburger Blätter.

Wenn der große Mime F. L. Schroeder [2]) den Fremden zur Erinnerung an den 29. April mit den Weisheitsworten Lessings apostrophiert:

„Ah! wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch zu heißen!",

---

Karoline 1783 ihr Institut begründete, vertraute ihr die Familie von Roepert vier Töchter als die ersten Zöglinge an. Eine dieser Töchter R. mag 1794 noch im Institut geweilt haben, da dieses Zöglinge bis zum 21. Jahre umfaßte.

Als die reichhaltigste Quelle über alles, was mit Karoline Rudolphi zusammenhängt, erscheint jetzt die Schrift von Dr. Otto Rüdiger „Karoline Rudolphi, Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin" (Hamburg u. Leipzig, 1903.)

[1]) Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem geb. 20. Mai 1754 in Kurland, gest. 13. April 1833 in Dresden, hatte nach der Trennung ihrer früh geschlossenen Ehe (1776) zumeist am Mitauer Hofe bei ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, gelebt und war nach einem wiederholten Aufenthalt in Deutschland anläßlich des Besuches von Karlsbad (in der Mitte und zu Ende der Achtzigerjahre, dann im Jahre 1791) im Sommer des Jahres 1793 einer Einladung der Herzogin von Augustenburg nach Alsen gefolgt. Als die herzogliche Familie im Spätherbst nach Kopenhagen zog, schlug sie für den ganzen Winter ihren Aufenthalt im Hause der Rudolphi in Ham auf, um im Mai nach Alsen zurückzukehren. In die Abschlußzeit ihres Aufenthaltes in Ham fällt offenbar der Besuch Reinholds im Hause der Rudolphi. Über den weiteren Lebenslauf der Freifrau von der Recke ist ziemlich die jüngste Quelle Brunier, Elisa von der Recke (Bremen 1873).

[2]) Friedrich Ulrich Ludwig Schröder, geb. 3. Nov. 1744 in Schwerin, gest. 3. Sept. 1816 in Rellingen bei Pinneberg. Die Eintragung des großen Bühnenkünstlers in unser Stammbuch fällt in die Zeit seiner zweiten Hamburger Theaterdirektion. Nach der ersten, Epoche machenden Direktion (1771—1780) hatte Schr. von 1781—1785 dem Burgtheater in Wien als Mitglied angehört und dann die Führung der Hamburger Bühne neuerlich übernommen, um sich von ihr am 30. März 1798 wieder zurückzuziehen. Der letzte Direktionsversuch (1. April 1811 bis 31. März 1812) war nur ein vorübergehender und auch erfolgloser; Schr.s Ruhm als Künstler und Bühnenleiter knüpft sich an die frühere Zeit. Die Eintragung in unser Stammbuch entstammt nicht nur dem Gedankenkreise des großen Schauspielers, sondern spiegelt auch deutlich die Richtung des bekannten Großmeisters der Freimaurer wieder.

so ist dies bei dem berühmten Darsteller des Nathan auch sonst begreiflich; Amalie Zagel[1]) schöpft aber direkt aus S. Reimarus die Verse:

„Tugend Ahndung müst' uns äffen;
Oder gute Menschen treffen
Immer gute Menschen an.
Nur des Wandelgangs vom Schauen;
Zelte nur statt Hütten bauen,
Das erschwert des Pilgers Bahn."

Nur die Blätter von J. F. Jünger, Johann Friedrich Schink und Dörtchen Domeier verraten eine solche Beziehung nicht ganz bestimmt, sondern drücken ihre Empfindungen bloß mit harmloser Innigkeit aus.[2]) Daß

[1]) Amalie Zagel war eine bei Reimarus wohnende Nichte, welche später (nach 1799) den Dr. med. Scheel in Kopenhagen heiratete. (Vgl. Rüdiger a. a. O. S. 173.)

[2]) J. F. Jüngers Verse lauten:

„Ein ruhig Herz, bescheiden im Genuß,
Froh bei der Unschuld süßen Freuden,
Nicht klein, nicht zaghaft, wenn es leiden,
Nicht mürrisch, wenn es missen muß;
Dieß Glück wodurch den Frühling seiner Jahre
Man immer ohne Gram von Vorwurf frey genießt,
Dieß Glück, wodurch noch selbst im Schnee der Silberhaare
Uns manches Freudenrößchen sprießt:
Dieß sey allein von uns erkohren,
Sey unser, wenn die halbe Welt
Sich gegen unsre Ruh verschworen,
Sey unser, wenn der Vorhang fällt."

Ob hier Dichtung oder Zitat vorliegt, ist uns unerfindlich; wir sind auch nicht sicher, ob hier (Hamburg, 29. April) der bekannte Schriftsteller J. F. Jünger spricht; denn dieser hatte zu dieser Zeit eben erst seine Tätigkeit als Dramaturg in Wien abgeschlossen. Im Zweifel mögen hier einige biographische Daten über letzteren folgen: Johann Friedrich Jünger, deutscher Roman- und Lustspieldichter, geboren 15. Februar 1759 in Leipzig, gest. 25. Februar 1797, war von einem wenig geordneten Studium der Jurisprudenz zur Schriftstellerei übergegangen, u. zw. zuerst zum Roman, später zum Lustspiel. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Weimar und Leipzig kam er im Jahre 1787 nach Wien und ward daselbst als Hoftheaterdichter angestellt, um dies bis zu dem Wechsel des Hoftheaterbetriebes im Jahre 1794 zu bleiben. Er starb in kümmerlichen Verhältnissen, obwohl seinen Stücken der Theatererfolg nicht fehlte.

Johann Friedrich Schink, geb. 29. April 1755 zu Magdeburg, gestorben 10. Februar 1835 in Sagan, ist uns wohl bekannt. Nach den theologischen Studien in Halle hatte sich Sch. in Berlin der Schriftstellerei zugewendet und war als Theaterdichter 1779 nach Hannover gelangt, ohne daß aber hier seines Bleibens gewesen wäre. Die Achtzigerjahre verlebte er, stets schriftstellerisch tätig, in Österreich, und zwar in Wien und Graz, bis ihn 1789 ein Ruf Fr. Ludw. Schröders als Dramaturg und Dichter an das Hamburger Theater zog. Die Jahre des Zusammenwirkens mit seinem Freunde Schröder, dem er später (1818) ein biographisches Denkmal setzte, scheinen der Höhepunkt seines Lebens gewesen zu sein; in diese Zeit fällt unsere Stammbucheintragung.

Weniger sicher sind wir hinsichtlich Dörtchen Domeiers; wir vermuten nur, daß Johann Gabriel Domeier, geb. zu Moringen in Hannover 25. April 1717, gest. zu Hannover 24. Jänner 1790, welcher um die Mitte des 18. Jahr-

der Eindruck aber ein tiefer war, das spiegelt insbesondere die Eintragung Schinks wieder, welcher seinem Zitate die schönen Abschiedsworte beifügt:

„Kurz waren die Freuden unseres Umgangs, aber Menschen gehn auch abwesend mit einander um. Das tröstet mich. Wir scheiden, ohne uns zu trennen."

Wir kommen nach Kiel, der neuen Stätte von Reinholds Wirken.

Der warme Empfang, der Reinhold bei seiner Ankunft in Kiel zuteil wurde, tritt dadurch in volles Licht, daß auch seinem Anhänger, dessen Spuren wir hier folgen, sich die Pforten der verschiedensten Familien öffneten und daß diesen innige Freundschaftsbande festhielten, als er nach Jahresfrist zu seinem Leidwesen genötigt war, die Hochschule zu verlassen.

Die Blätter unseres Stammbuches geben für dieses rasche Hineinwachsen in die Gesellschaft Holsteins laut redendes Zeugnis.

Karl Niemann [1]) ist es, der den Ankömmling in Kiel zuerst begrüßt (22. Juli), und zwar mit Worten, denen die politische Färbung nicht fehlt.

„Wer frei darf denken, denket wohl!"

lautet der Zuruf und er wird verstärkt durch den beigefügten Wahlspruch:

„Malo periculosam libertatem, quam quietum servitium."

Ein noch deutlicheres Zeichen, wie mächtig die Strömung der Zeit ihre Wellen bis in den Norden Deutschlands getrieben, gibt das folgende Blatt jenes Dozenten, den seine Richtung soeben von der Lehrkanzel verdrängt hatte.

Ungebrochenen Mutes bekennt C. F. Cramer [2]) seinen Wahlspruch:

---

hunderts Gerichtsinspektor in Holstein, später landwirtschaftlicher Deputierter des Fürstentums Göttingen war, ein Ahne von Dörtchen D. gewesen sein dürfte.

Die Eintragungen Dörtchen Domeiers:

„O! der Freuden hat der Schöpfungsvater viele
Seinen guten Menschen ausgesät;
Wer sie pflegt und wartet, hat am Lebens Ziele
Manche schöne Garbe abgemäht"

und Johann Friedrich Schinks:

„Ach! daß die Freude des Lebens so oft nur ein Fremdling ist, der uns in Vorübergehn besucht, und mit einem flüchtigen Kuße wieder entschwindet"

bewegen sich in bekannten Stammbuchgeleisen.

[1]) Die Persönlichkeit Karl Niemanns, offenbar eines Kollegen von K., ist uns nicht näher bekannt; vermutlich war er ein jüngerer Verwandter des Professors August Niemann, dem wir noch begegnen werden.

[2]) Karl Friedrich Cramer, geb. zu Quedlinburg 7. März 1752, gestorben 8. Dezember 1807, hatte in jungen Jahren, fast gleichzeitig mit seinem Vater, dem als Kanzelredner und Dichter geistlicher Lieder berühmten Freunde Klopstocks, Johann Andreas Cramer, eine Professur in Kiel erhalten, u. zw. für klassische und orientalische Sprachen (1775). Weder Amt noch Studienrichtung hinderten ihn aber, an den Kämpfen der Zeit lebhaften Anteil zu nehmen, und die Begeisterung für die französische Revolution, welcher er in verschiedenen Schriften Ausdruck gab, führte zu Konflikten, die schließlich (6. Mai 1794) mit seiner Amtsentsetzung endeten. Mit der Amtsentsetzung war nach der biographischen Skizze Ratjens in der Allg. deutschen Biographie auch der Befehl verknüpft, Kiel zu verlassen. Unsere Stammbucheintragung,

„Gerechtigkeit und Gleichheit!",

indem er ihn unter die gleichgestimmten Verse setzt:

„Nicht Erbrecht nicht Geburt, das Herz macht groß und klein,
Ein Kayser konnte Sclav, ein Sklave Kayser sein,
Und nur ein Ohngefähr gibt zu der Zeiten Schande
Dem Nero einen Thron, dem Epictet die Bande."

Die weiteren Blätter, welche der Schluß des Jahres 1794 noch bringt, sind friedlicher Natur; sie bekunden zum Teile einen freundlichen kollegialen Zusammenhang, zum Teile den Verkehr mit den Spitzen des holsteinschen Geisteslebens.

G. Friedr. Sahlfeldt, Meßner (aus Burg in Süderdithmarschen) und Joh. Friedr. Karl Lindner sind es, die uns in dem ersten Kieler Jahre Kalmanns als Kollegen begegnen; mit einer horazischen Sentenz und einem Zitat aus Fichte im eigentümlichen Vereine begrüßt der erste, welcher aus Jena gefolgt war, den in Kiel Wiedergefundenen, mit einer Mahnung zur Weltklugheit tut es der zweite und mit einer Apotheose der Freundschaft überhaupt schließt der dritte.[1])

---

welche die ungebrochene Gesinnung der Revolutionszeit atmet, deutet aber nach ihrem Datum darauf hin, daß der Ausweisungsbefehl nicht sofort vollzogen wurde; die Übersiedlung nach Hamburg (der Etappe nach Paris) ist wahrscheinlich damals noch nicht erfolgt gewesen.

[1]) Die Eintragungen dieser Gruppe lauten:

„Nil admirari, prope res est una,
Quae possit facere, et servare beatum.
Animum rege: qui nisi paret,
Imperat: hunc fraenis, hunc tu compesce catena."

„Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht — so will er nicht."

G. Friedr. Sahlfeldt.

„Wo weises Widerstreben nicht beßer macht,
Da wird ein kluger Steuermann dem Winde sich ergeben."

Meßner.

„Liebe legten in uns die schaffenden götter; doch weilt sie
Nur wo iugend u. kraft, mädchen u. iünglinge blühn.
Freundschaft schaffen wir selbst; und iünglinge, männer u. greise
Wandeln wir, führt sie uns, muthvoll den dornigten pfad.

Dieser führerin wollen wir treulich folgen, bester freund, und, kann's nicht sein hand in hand, doch mit unverlöschlichem wechselseitigen andenken, den dornigten pfad zum gemeinschaftlichen ziele wandeln."

Joh. Fried. Karl Lindner.

Lindner verstärkt seine Eintragung durch eine Zeichnung von seiner Hand.

In Sahlfeldt finden wir einen der Anhänger Reinholds, die dem Lehrer von Jena gefolgt sind; in Jena hatte er die Adresse vom 23. Juli 1793, welche Reinhold zum Bleiben bestimmen sollte, im Namen der Liv- nnd Kurländer gezeichnet. Er war (nach Oettinger) zu Dorpat am 13. August 1761 geboren, trat in den russischen Staatsdienst und starb als Vizegouverneur von Taurien zu Sympheropol am 26. März 1817.

Bei Meßner haben wir (nach Oettinger) die Wahl zwischen den zwei Brüdern Friedrich (geb. 25. März 1777) und Peter Matthias (geb. 4. August 1768)

Die Personen des zweiten von uns bezeichneten Kreises vertritt das Ehepaar Voß.[1])

Der Dichter der „Luise“ empfiehlt sich (3. Oktober) zur freundschaftlichen Erinnerung mit den sichtlich ihm eigenen Versen:

„Mög' ich im Schooß umbüschter Aun
Mein Eremitengärtchen baun,
Bei armer Kost und stillem Buch
Und Saitenspiel mir selbst genug;
Bis mich mein Genius verjüngt
Zur Schaar verwandter Geister bringt,“

und seine Frau Ernestine fügt das Bekenntnis tief religiöser Empfindung hinzu:

„Der alles weiß, weiß auch das Beste
Zu meinem Besten durchzuschaun.“

Zur vollen Geltung gelangte das Stammbuch hier in Kiel aber erst im Frühjahr 1795, als, wie erwähnt, ein jäher, in seinen Ursachen unbekannter Wechsel in den äußeren Verhältnissen Kalmann zum Abbruch seiner Studien und damit zum Verlassen der liebgewordenen Ostseestadt zwang. Freundeshand war es, welche, wie wir wissen, hier rettend eingriff; der Übergang in die neuen Verhältnisse vollzog sich unter dem Schutze wohlwollenden Waltens. Dieser Übergang war aber doch nicht nur ein schroffer Wechsel der Lebensführung, sondern zugleich ein Herabsteigen in niederere Sphären des Lebens; von den Hochburgen deutscher Wissenschaft mußte sich Kalmann in die Abgeschiedenheit ländlicher Einsamkeit zurückziehen; nur seine Erinnerung, nicht seine Beschäftigung konnte fürderhin dem philosophischen Leben Deutschlands gelten. Von diesem Gedanken war sichtlich der ganze

---

welche beide als Ärzte in ihrer Heimat wirkten und in Bremen starben, der ältere am 22. August 1832, der jüngere am 5. August 1839. Da die Stammbucheintragung von Meßner M. D. (Dr. med.) gezeichnet ist, so dürfte die Persönlichkeit des älteren Bruders die richtige sein.

In Joh. Fr. Karl Lindner vermuten wir einen Vetter von Friedrich Ludwig Lindner, dem Stammbuchgenossen aus Jena, einen Sohn von Johann Gotthelf Lindner, Professor in Königsberg (geb. 1729, gest. 1776), oder von dessen Bruder Gottlob Immanuel Lindner, dem Verfasser einer „Philosophie der religiösen Ideen“ (1734—1808).

[1]) Nach einer unter drückenden Verhältnissen zurückgelegten Jugend war bei J. H. Voß eine glückliche Studienzeit in Göttingen gefolgt, welche durch seine Beteiligung an dem „Hainbunde“ nicht nur biographisch, sondern auch literaturgeschichtlich höchst bedeutsam ist. Nach seiner Verheiratung mit Ernestine Boie (1777) hatte Voß das erste Jahr seiner Ehe als Herausgeber des Musenalmanachs in Wandsbeck zugebracht, war im Oktober 1778 als Rektor nach Otterndorf bei Cuxhaven gezogen und von dort auf Fritz Stolbergs Veranlassung 1782 als Rektor an die Eutiner Schule berufen worden. Aus dieser Stellung trat er 1802 in den Pensionsstand, lebte bis 1805 in Jena und von da bis zu seinem Tode in Heidelberg. Von dem Eutiner Aufenthalt, der uns hier berührt, berichtet der Biograph, daß ihn kleine Reisen in die Nähe öfters unterbrachen; einem solchen Besuche in Hamburg verdankt unser Stammbuch offenbar das Voßsche Gedenkblatt. Es ist dies jene Zeit des literarischen Schaffens von Voß, welche durch das Erscheinen des zweiten Bandes seiner „Gedichte“ und seines idyllischen Epos „Luise“ deutlich gekennzeichnet wird.

große Freundeskreis durchdrungen, welcher Kalmann in Kiel umgab; alle Blätter, welche das Stammbuch im Februar und März 1795 füllen, sind nicht nur von dem Bewußtsein, daß es ein Scheiden für das Leben gilt, sondern auch von dem Gefühle tiefer Wehmut beherrscht.

An erster Stelle müssen wir in dieser Stammbuchgruppe eine Familie nennen, nämlich jene von Professor Ehlers.[1]) Alle Familienglieder vereinigen sich, um in verschiedenen Tönen, aber gleichen Sinnes, dem scheidenden Freunde des Hauses eine Erinnerung für das ganze Leben in seine Heimat mitzugeben.

Mit einer philosophisch-politischen Mahnung für die künftige Lebensführung entläßt vor allem der Vater Martin Ehlers (24. Februar) den jüngeren Freund. Es ist dies folgende Erinnerung an weitestgehende Toleranz:

„Das, was wahr, recht und gut ist, immer lieben und wollen, und nach dem, was wahr, recht und gut ist, immer redlich forschen, ist ein Grunderforderniß zu einem recht guten Menschen.

Allgemeine Denk- und Gewissensfreiheit so sehr für jedes Menschen unveräußerliches Recht erkennen, daß man die Erklärung, anders Denken dulden zu wollen, schon für eine beleidigende Anmaßung hält, ist ein Grunderforderniß zu einem vollkommenen gesellschaftlichen Verein."

Und hieran knüpft der Lehrer die gefühlvolle, den Adressaten auszeichnende individuelle Apostrophe:

„Je mehr ich, lieber Kallmann, überzeugt bin, daß Ihr Verstand und Herz obige Gedanken anerkenne und annehme, desto inniger wünsche ich, daß Sie, indem Sie sie in Ihrem ganzen Leben praktisch werden lassen, auf diesem Lebenswege viel Gutes stiften und für Ihre Person nicht wenig glücklich sein mögen."

---

[1]) Wir schalten hier einige Worte über die ganze Familie Ehlers ein. Martin E. Ehlers, geb. 6. Jänner 1732 in Norterf in der Wilstermarsch (Holstein), gestorben 4. Jänner 1800, wirkte von 1776 an bis zu seinem Tode als Professor der Philosophie an der Universität in Kiel und entfaltete als Lehrer und Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik eine reiche, in den Bahnen Basedows und Campes sich bewegende Tätigkeit. Das Leben in der Familie Ehlers scheint ein besonders inniges gewesen zu sein und Kalmann war nach allen veröffentlichten Briefen dem Hause nahe verbunden. Von den Töchtern heiratete, wie wir schon wissen, Hanna unseren Stammbuchbekannten Pohrt und Jette den nahen Freund Kalmanns, Thibaut; Pohrt und Thibaut scheinen durch Kalmann in das Haus Ehlers eingeführt worden zu sein und die Heirat der beiden war nach den Briefen Thibauts für Ostern 1800 geplant. Ob der Tod des Vaters Ehlers den Termin verrückte, erhellt aus diesen Briefen nicht; keinesfalls geschah es für lange Zeit. In dem letzten Briefe Thibauts (Heidelberg, 17. Jänner 1808) findet sich über die weiteren Schicksale der Stammbuchfreundinnen folgendes: „Meta (Margarete) „lebt seit 4 Jahren bei uns — Mieken (Maria) ist jetzt 5 Jahre an einen herrlichen Mann, den Hardesvogt Tönsen zu Tondern verheiratet; sie hat zwei Kinder und Mutter Ehlers bei sich." — — —

Der Sohn Emil muß zur Zeit der Stammbucheintragung im Beginn seiner medizinischen Studien gestanden haben; den Winter 1798/99 brachte er in Wien, den Winter 1799/1800 in Kopenhagen zum Abschluß dieser Studien zu. Nach seiner Promotion weilte er das Jahr 1801 hindurch in Paris und siedelte sich 1802 als praktischer Arzt in Altona an. Wir kommen auf ihn zurück.

An dieses philosophisch-politische Blatt reihen sich die schlichten, aber von warmer Zuneigung erfüllten Abschiedsgrüße der weiblichen Glieder des Hauses.

Dem Vater Ehlers schließt sich auf dem Nebenblatte des Stammbuchs die Mutter (Helene) mit einem ermutigenden Zuruf an, der sichtlich auf Kalmanns neue Verhältnisse berechnet ist; die Sorge und Hoffnung einer mütterlichen Freundin spiegeln sich deutlich wieder in der schönen Strophe:

„Dem Guten, O! dem raubt die Müh
Des Lebens, seine Kräfte nie;
Sie giebt ihm neue Stärke:
Zu enden seine Werke."

Hieran reihen sich in lieblicher Folge die nachstehenden Verszeilen der Töchter:

(Hanna): „Gleich wie Bienen, aus wohlriechenden Blumen,
Vermischten Necktar saugen,
Also ziehen Menschen, aus der Freundschaft,
Weisheit und Vergnügen";

(Meta): „Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe immer bis ans Grab
Ungetrübt Dein Leben ab";

(Marie): „Freundschaft, ächte, wahre Freundschaft ist die äußerste Anstrengung aller Kräfte, alles Adels der menschlichen Natur";

(Henriette): „O wunderschön ist Gottes Erde
Und wehrt darauf vergnügt zu sein
Drum will ich bis ich Asche werde
Mich dieser schönen Erde freun";

und zwar sämtlich mit freundlichen persönlichen Widmungen. Am bezeichnendsten für alle diese warm empfundenen Eintragungen ist wohl die ungezwungene Beifügung zu der ersten:

„Vergessen Sie nicht im großen Wien, daß im kleinen Kiel, Sie auch noch eine Freundin haben welche Hanna Ehlers heißt."

Mit einer kräftigen Kundgebung schließt der Sohn Emil den Kreis. „Freund", so ruft er, „die Trennung ist das erste Gesetz der Natur, in ihr liegt der Kern zu allen Bildungen — Sie ist die Mutter der Traurigkeit und die Gebährerin der Wonne — Sie erneuert unaufhörlich die Gestalten, und erhält das Ganze in ewiger Jugend"; und er fährt fort:

„Obgleich Nothwendigkeit uns jetzt weit von einander entfernt — so bleibt mir doch der Gedanke an Dich.

Jede Freude, die sich künftig mir darbeut, sei mir Erinnerung; denn so manche Freude theilte mit Dir Dein Emil"

„Unvergeßlich sei uns der 12. Februar", so fügt er zum Schlusse seiner Eintragung (vom 25. Februar) bei.[1])

An die Kundgebung des Hauses Ehlers reiht sich zunächst das Ehepaar Niemann[2]) an mit den Versen aus Withof[3]):

„Alles war von Anfang gut auf Erden,
Alles wird durch Weisheit wieder gut."

und mit besonders herzlicher persönlicher Widmung schließen diesen Kreis F. C. Jensen und M. Jensen[4]), indem sie das seltene Glück reiner Freundschaft mit folgenden schönen Worten feiern:

---

[1]) Der 12. Februar muß jener Tag gewesen sein, an welchem sich die Wendung in Kalmanns Lebenslauf entschied. Am bezeichnendsten hiefür scheint uns folgende Stelle aus einem der späteren Briefe Graf Purgstalls (aus Göttingen, am 15. März 1796) zu sein, welche lautet: „Auch mir war der 12. Februar, auch um Ihretwillen, dies Jahr werther als sonst. Sie wissen es wol nicht mehr, daß es gerade an diesem Tage war, als Thibaut des Morgens zu mir kam, um von Ihrem geänderten Plane mit mir zu sprechen; an demselben Tage sprach ich auch noch mit Ihnen und denselben Tag schrieb ich an meine Mutter und nannte Sie zum ersten Male. An demselben Abend waren wir noch zusammen bei Hollsteins. (NB. Hier ist offenbar die Familie des Grafen Heinrich Holstein-Holsteinburg [1748—1796], welcher seit 1781 mit Fr. Chr. M. Gräfin v. Ranzau-Breitenburg vermählt war, gemeint). Ich wiederhole Ihnen dies, um angenehme Erinnerungen um Sie her zu zaubern . ." Daß ein Vergessen bei Emil Ehlers nicht stattgefunden, dafür haben wir ein mehrfaches erfreuliches Zeugnis. Drei Jahre nach der Trennung in Kiel brachte Emil Ehlers dem Freunde in seiner ländlichen Einsamkeit Grüße aus dem Norden; es geschah dies während der Herbstferien 1798, das ist vor jenem Semester, welches Ehlers seiner medizinischen Studien wegen in Wien verbrachte, und zwar scheint der Aufenthalt in der Steiermark, der in die fröhliche Zeit der Weinlese fiel, ein längerer gewesen zu sein. Im Jahre 1803 folgte die Vermählung von Emil Ehlers mit Rosine Coith, der Tochter des Großhändlers Daniel Coith in Wien. Kalmann wurde zur Hochzeit, wie wir aus einem Briefe von Ehlers und einem unterstützenden Schreiben Purgstalls wissen, dringend eingeladen; ob er der Einladung Folge leisten konnte, ist uns leider nicht bekannt.

[2]) Wir begegnen hier dem Professor August Christian Heinrich Niemann, geb. am 30. Jänner 1761 in Altona als Sohn des Advokaten H. F. N. (gest. 1806), gest. am 21. Mai 1832. Nach den Universitätsstudien in Jena und Göttingen promovierte er in Kiel und habilitierte sich daselbst 1785 als Privatdozent für Statistik und Polizeiwissenschaft, um 1787 zum Extraordinarius und 1794 zum Ordinarius vorzurücken. Seine Lehrtätigkeit blieb bis zum Tode der heimatlichen Universität gewidmet; mehrere Rufe an andere Hochschulen lehnte er ab. Nur an der damals in Kiel neben der Universität gegründeten Forstlehranstalt griff er noch als Lehrer, und zwar mit großem Erfolge ein. Ebenso bekannt wie als Professor war aber Niemann zugleich als einer der fruchtbarsten staatswissenschaftlichen Schriftsteller seiner Zeit, der sich mit der Landeskunde der Heimat sowie mit den Grundfragen der Kameralistik befaßte. In der studentischen Welt wird das Andenken Niemanns unvergessen fortleben, so lange von deutschen Studenten der „Landesvater" in der heute üblichen Weise gestochen wird; denn der Text des „Landesvaters" in seiner heutigen Fassung rührt ohne Zweifel von Niemann her. (Vgl. Hoffmanns v. Fallersleben „Findlinge", Leipzig, 1854, 1. Teil).

[3]) Wir haben hier ein Zitat aus den Gedichten des Polyhistors Johann Philipp Lorenz Withof (geb. in Duisburg 1. Juni 1725 und gest. daselbst 3. Juli 1789). Sein Name ist mit der Geschichte der Universität Duisburg eng verbunden; seine größeren Dichtungen sind schon vor 1747 entstanden, seine erste Sammlung von „Gedichten" erschien 1751.

[4]) F. C. Jensen (geb. zu Kiel am 17. Juli 1754, gest. zu Kopenhagen am 25. März 1827), war Professor der Rechte und, wie wir aus den Briefen Graf

„Nur wenigen ist reine Empfindung der Wahrheit und Freundschaft zu Theil geworden, aber ist es nicht ihre eigne Schuld? Wohl dem, der den Schlüßel zu seinem eignen Herzen fand, und dem andre das ihrige öfnen!“

Daß Kalmann aber auch in den Gesellschaftskreisen außerhalb der Universität ein wohlgelittener Gast gewesen, das bekunden insbesondere die Blätter aus jenem Hause, dessen Name durch den Dichter des unvergeßlichen Burschenschaftsliedes „Wir hatten gebauet“ später jedem deutschen Herzen teuer geworden. Der Vater Lad. Jak. Binzer, königlich-dänischer Obrist und Generalquartiermeister, ist es, welchem wir die Bereicherung des Stammbuchs durch folgende originelle Verse verdanken:

„Hilf Himmel! — ein Ungar gar, und Katholik
— Welch wunderbar Geschick!
Sucht Wahrheit in dem kalten, ketzerischen Kiel,
Und findet da der Wahrheit Freunde viel,
Die mit ihm gehn nach einem Ziel,
Und will daß in sein Buch und Herz
— Nicht blos zu eitlem Tand und Scherz —
Wir unsre Namen schreiben sollen.
Wohlan! wir thun es gern und wollen
Daß Reinholds Lehr' — und Glück und Freude
Ihn überall begleit' und leite;
Daß fern in seinem wärmern Vaterland
Er nimmermehr vergeße
Des kalten Holsteins warmes Freundschaftsband
Und aller Menschen wahres Intereße.“

Zum unwiderleglichen Zeichen, daß hier eine Familienfreundschaft zum Ausdruck gelangt ist, erscheint unter den Versen des Gatten auch die Unterschrift von Frau Louise Binzer, geb. Ericius, die Töchter Sophie und Lotte reihen an das Blatt des Vaters die Zeichnungen von ihrer Hand, welche den Scheidenden an die holsteinsche Landschaft erinnern sollen, und eine Anverwandte des Hauses, Friederike Ericius, erhebt schließlich den Ausblick des Abziehenden in die Zukunft zu dem schönen Glaubensbekenntnis an die Ewigkeit:

Purgstalls und Thibauts wissen, einer der nächsten Freunde Reinholds. Mit ihm und Binzer hatte Reinhold jenen „Entwurf zu einem Einverständnisse unter Wohlgesinnten über die Hauptmomente der moralischen Angelegenheiten“ vereinbart, welcher noch i. J. 1795 zur Versendung gelangte und den von Reinhold 1798 herausgegebenen „Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität“ zugrunde liegt. Wie Reinholds Sohn berichtet (K. L. Reinholds Leben, S. 262), hatte Jensen sich als Dilettant an den durch Kant geweckten philosophischen Forschungen beteiligt, war durch Reinhold für das System Bardilis gewonnen worden und trat nun für dieses in der anonymen Schrift „Briefe über Wahrheit, Gott, Organismus und Unsterblichkeit“ (Kopenhagen, 1803) ein. Später wurde J. als Mitglied der obersten Regierungsbehörde für die Herzogtümer Schleswig und Holstein nach Kopenhagen berufen.

„Gott gab hier den Menschen ein Leben
Voller Mühe, voller Schmerzen,
Damit sie der hohen Seele Werth nicht vergäßen
Und es fühlten, daß über den Gräbern Unsterblichkeit wohnt."

In ähnlichem Verhältnis wie die Familie Binzer[1]) scheint auch das Ehepaar Esmarch[2]) in Holtenau zu Kalmann gestanden zu sein, welches sich seiner freundschaftlichen Erinnerung empfiehlt mit folgenden zarten Worten:

„Wenn nicht die Zukunft unsern Blick verklärte
Nicht leise Ahndung flüsterte, daß wir
Einst Blumen brächen, die die Welt nicht nährte —
Ach — was wär unser Leben hier!"

Wie Wilhelmine Taube[3]) mit diesen Kreisen zusammenhing, vermochten wir nicht festzustellen; um so mehr möge ihre von tiefer religiösen Empfindung erfüllte Eintragung selbst an dieser Stelle für die Schreiberin sprechen. Dieses am 2. März, also noch nicht unmittelbar vor der Trennung dem Stammbuch einverleibte Blatt lautet:

„Es veraltet ieder Wahn dereinst
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Wer sie mit Einfalt sucht, mit Inbrunst liebt
Den tränket sie, dem öfnet sie den Blick,
Den hebt sie über iedes Leiden, schenkt
Geduld im Leben und im Tode Ruh,
Der Dämmrung Ruhe vor dem Morgenroth."

---

[1]) Die Familie v. Binzer war zur Zeit unseres Stammbuches eng mit Kiel verknüpft, denn der Vater, Oberstleutnant, später Oberst v. Binzer hatte daselbst zu Ende der Achtzigerjahre eine Forstlehranstalt begründet, an welcher u. a. auch unser Stammbuchbekannter Professor Niemann wirkte.

In Kiel wurde am 30. Mai 1793 der Sohn August Daniel geboren, der nach zwei Jahrzehnten einer der Führer der Jenenser Burschenschaft wurde und als Dichter des „Stoßt an, Jena soll leben" und „Wir hatten gebauet" in der Geschichte des deutschen Studentenlebens unvergänglich fortlebt; er hat die Familie v. Binzer im späteren Leben bekanntlich nach Österreich verpflanzt.

[2]) Christian Hieronymus Esmarch ist durch die Teilnahme am „Hainbunde" in der Literatur bekannt. Voß bezeichnet in einem Briefe, welcher die Mitglieder des Bundes charakterisiert, Esmarch wohl nur als einen Dilettanten, sagt aber zugleich, daß er die Alten sehr vertraut kenne und für Voß eben den Pindar lese. Daß Esmarch auch ohne dichterische Mitarbeit ein bedeutsames Mitglied des Bundes gewesen, bezeugt ferner die Tatsache, daß bei seinem Abgange von Göttingen (wohl schon 1772) jenes schöne Abschiedslied (von Miller) gedichtet wurde („Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weins"), welches in dem Bunde fortlebte und bei dem Abschiede der Grafen Stolberg im nächsten Jahre auf diese zwei Genossen verändert wurde. (Vgl. Prutz, Der Göttinger Dichterbund, Leipzig, 1841). In seiner Heimat wirkte Esmarch als Justizrat; in Holtenau wurde am 4. September 1792 sein ältester Sohn Heinrich Karl geboren, welcher in dem öffentlichen Leben Schleswig-Holsteins in hervorragender Weise gewirkt hat.

[3]) Daniel Johann Taube war Braunschweiger Hofmedikus, Stadtphysikus in Celle (geboren zu Celle 1727, gestorben daselbst am 8. Dezember 1799); vielleicht gehört Wilhelmine Taube zu dieser Familie.

Wir schließen dieses Bild des Kieler Lebens mit den Blättern dreier Repräsentanten des jüngeren Freundekreises ab, welchem Kalmann an der nordischen Hochschule angehört hatte; es sind dies A. F. J. Thibaut, K. H. F. Hensler und W. F. A. Mackensen, die ersten zwei noch Studenten, der dritte schon Privatdozent.[1])

Thibaut, der nachmals berühmte Pandektist, ist jener Freund, welcher, wie gesagt, bei der Wendung in Kalmanns Schicksalen durch seinen Rat und durch seine Vermittlung bei Purgstall in Kalmanns Lebensgang entscheidend eingriff und nach dem Rückzug desselben in die Steiermark mit ihm noch mehr als ein Jahrzehnt im Briefwechsel stand. Dieser Briefwechsel ist (in den „Preußischen Jahrbüchern") zur Veröffentlichung gelangt; er gibt für die freundschaftliche Gesinnung beider ein rühmliches Zeugnis.[2])

Mackensens Persönlichkeit ist uns gleichfalls durch diesen Briefwechsel bekannt; er starb noch in jungen Jahren bald nach Kalmanns Wegzug und auf seinem Stammbuchblatte findet sich das von Kalmann dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Grabeszeichen.[3]) Wie sehr der Hintritt Mackensens in der heimatlichen Welt als ein schwerer Verlust empfunden wurde, hat in erster Linie kein Geringerer als B. G. Niebuhr bezeugt, der, wie wir schon bemerkten, gleich Kalmann und Thibaut ein Genosse in Mackensens Kreise war.[4])

---

[1]) Ein Vierter dieses jüngeren Freundeskreises fehlt in dem Stammbuche, es ist dies B. G. Niebuhr. Wie fest er aber mit Kalmann verbunden war, zeigen seine Briefe an seine Angehörigen, aus welchen wir hier nur die bezeichnendste Stelle zitieren wollen.

In dem Briefe B. G. Niebuhrs an seine Eltern aus Kiel vom 2. August 1794 heißt es („Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde." Hamburg, Perthes, 1838. I. S. 51): „Wenn ich Ihnen meinen Umgang, d. h. die Freunde, mit denen ich umgehe, vorstellen, oder sie ihnen schildern könnte, Sie würden sagen, ich hätte gut gewählt und würden mich glücklich preisen, daß ich solche in Kiel fand. Von einigen sage ich es selbst, und Sie wissen, daß ich eben nicht überdemütig bin, daß sie besser sind als ich, und von den meisten werden es die sagen, welche uns kennen und nicht Partei sind. Kallmanns Heiterkeit, sein gutes Herz und seine Innigkeit würden machen, daß ich ihn sogar beneiden könnte, wenn er nicht fast noch einmal so alt wäre, als ich."

[2]) Anton Friedrich Justus Thibaut, geboren am 4. Jänner 1772 zu Hameln, gestorben am 28. März 1840 zu Heidelberg. Thibaut hatte 1782 die Universitätsstudien in Göttingen begonnen, war 1793 nach Königsberg gezogen, um Kants Hörer zu werden, und traf 1794 in Kiel mit Kalmann zusammen. Über die Beziehungen beider sowie über Thibauts Jugendjahre in Kiel und seine ersten Professorenjahre in Jena, bezw. Heidelberg geben die von uns in den Preuß. Jahrbüchern veröffentlichten Briefe vollen Aufschluß. („Aus dem Leben A. F. J. Thibauts". B. XLV. S. 469—508.)

[3]) Auch hiebei begegnen wir einer verbreiteten, von Keil a. a. O. bezeugten Stammbuchsitte.

[4]) Wilhelm Friedrich August Mackensen, geboren zu Wolfenbüttel am 4. April 1768, gestorben zu Kiel am 14. August 1798. Mackensen hatte in Göttingen studiert und sich 1795 in Kiel habilitiert; seine schriftstellerische Tätigkeit war von poetischen Jugendversuchen ausgegangen und hatte sich dann auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und Philosophie, und zwar in enthusiastischem Anschlusse an Kant, in fruchtbarer Weise entwickelt, begleitet von den größten Erwartungen seiner Freunde.

Auf die Nachricht von seinem unerwarteten Tode gab Niebuhr in einem Briefe an seine Braut, datiert von London, 28. August 1798 (Lebensnachrichten, I. S. 198),

K. F. H. Hensler war Mediziner, er gehörte offenbar jener Familie an, zu welcher B. G. Niebuhr später in verwandtschaftliche Beziehungen trat und die uns namentlich durch die „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" (Hamburg, 1838—1839) wohl bekannt ist.[1])

Daß die Spur von diesen Dreien in dem Stammbuche nicht fehlen kann, ist selbstverständlich; wir registrieren ihre Eintragungen hiemit mit besonderem Interesse.

Thibaut zeichnet sich noch vor der Entscheidung über Kalmanns Abgang ein (26. Februar); er spricht daher nicht vom Abschied, sondern schöpft nur aus Geßners Vermischten Gedichten einen Hymnus auf den reinen seelischen Genuß der Natur, der hier folgt:

---

nach einer Charakteristik der eigenartigen Persönlichkeit Mackensens tief ergriffen seiner Bewunderung für den Verstorbenen in folgenden zusammenfassenden Worten Ausdruck: „Sein Tod ist ein Verlust für die Nation: seine Werke wären ihr, hätte er länger gelebt, ein Schmuck gewesen."

Das achtungsvolle Urteil, welches über Mackensen trotz aller Eigentümlichkeiten bei dessen Lebzeiten in Kiel verbreitet war, tritt aber auch in den oben angezogenen Briefen Thibauts deutlich zutage. Wir wiederholen hier nur aus dem Briefe vom 15. Oktober 1796, zugleich den Wortlaut berichtigend, die entscheidende Stelle: „Mackensen ist geistreich und interessant, wie vielleicht niemand von meinen Bekannten; er ist edel und gut und besser als hundert andere, die besser scheinen, aber — demungeachtet kann ich mich ihm nicht ganz hingeben. Er ist zu paradox. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Sein Vortrag gefällt hier nicht. Er hat Ideen und Einfälle in Menge, aber es fehlt ihm ganz die Gabe, einen Gegenstand zu zergliedern. — — — — — Dagegen steigt aber sein Ruhm als Schriftsteller immer höher und selbst Schiller hat sich kürzlich nicht geschämt, eine ganze Stelle aus der Abhandlung über das deutsche Nationaltheater — wörtlich abzuschreiben und sie selbst als seine eigene Arbeit dem Publikum aufzutischen." So unangenehm diese Äußerung wegen des Angriffs auf Schiller auch berührt, für das Urteil der Zeitgenossen ist sie höchst bezeichnend. Wir verweisen übrigens auf unsere Ausführungen über diesen Punkt in den Erläuterungen zu Thibauts Briefen (Anm. auf S. 490 u. f.); es ist uns dort zu unserer Freude der Nachweis gelungen, daß an Schillers Namen auch in diesem Falle kein Makel haftet und daß Thibauts Beschuldigung nur Woltmann und auch diesen nicht mit voller Schärfe treffen kann. Die hier einschlägige Schrift Mackensens ist die 1794 bei Albrecht in Wolfenbüttel anonym erschienene Broschüre: „Untersuchung über den deutschen Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: warum gibt es kein deutsches Nationaltheater?" Im Jahrgange 1795 der Horen findet sich nun (V. Stück, S. 15—49) ein „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters" aus der Feder Woltmanns, in welchem allerdings eine Stelle (von S. 45—47) sich, wenngleich als keine wörtliche Entlehnung, doch als eine unverkennbare Benutzung von Mackensens Ideen über den Zusammenhang des französischen Nationalcharakters mit der Blüte der französischen Komödie darstellt. Der Autor dieses Artikels in den Horen wurde von Thibaut bedauerlicherweise mit Schiller, dem Herausgeber der Zeitschrift, verwechselt.

[1]) Daß wir in dem K. F. H. Hensler unseres Stammbuchs jenen Konrad Hensler vor uns haben, welcher in den Briefen Niebuhrs als dessen naher Freund erscheint, ist uns auch nach den Briefen Thibauts klar. Am 15. Oktober 1796 schreibt Thibaut: „Hensler studiert noch immer in Kopenhagen, macht aber dort schon große Kuren. Er wird gewiß ein herrlicher Arzt werden Wenn er doch hierher käme" — — —; am 17. Juni 1797 fügt er bei: „Hensler ist diesen Sommer hier in Kiel, um zu promovieren. Er wohnt mit mir Zimmer an Zimmer und wir haben viele glückliche Stunden miteinander."

„O wie schön bist du Natur! In deiner kleinsten Verzierung wie schön! Die reinsten Freuden misset der, der nachlässig deine Schönheiten vorübergeht, dessen Gemüth, durch tobende Leidenschaften und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet; wo andre mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehen, da lächeln mannichfaltige Freuden um ihn her; ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußsteig wo er wandelt, in jedem Schatten in dem er ruhet; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blume ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endlosen Mannichfaltigkeiten ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannichfaltig und schön, jedes zum besten Endzweck in allen seinen Verhältnissen schön und gut. — Selig, o selig! wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügungen schöpft; heiter ist sein Gemüth, wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein seine Empfindungen, wie die Zephyr, die mit Blumengerüchen ihn umschweben."

Mackensen trägt sich unmittelbar vor dem Abgang Kalmanns von Kiel ein (29. März), er bittet daher den Scheidenden, den treuen Mackensen nicht zu vergessen und wiederholt nur noch die Verse Musarions:

„— — glücklich, wer die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält."

Hensler, welcher sich in dem Stammbuche unmittelbar neben Mackensen und an demselben Tage wie dieser einzeichnet, empfiehlt sich zeitweiliger Erinnerung charakteristischer Weise ebenfalls mit folgenden gleichgestimmten Versen Wielands:

„Vollkommenes Glück ist nicht der Menschheit Loos,
Du gäbst es uns Natur, wenn wirs zu brauchen wüßten.
Dein weisestes Gesetz ist: Laß dich nicht gelüsten! —
Zufrieden ruht in deinem Mutterschooß
Der gute Mensch, vergnügt mit seinem Loos,

Konrad Hensler war ein jüngerer Verwandter der zwei Professoren Hensler (Vater und Sohn), welche zu jener Zeit in Kiel wirkten. Wir fügen zur Beleuchtung der Familienbeziehungen einige Daten über diese Professoren hier bei.

Philipp Gabriel Hensler, geboren den 11. Dezember 1733 in Oldensworth, gestorben den 31. Dezember 1805 in Kiel, hatte sich zuerst dem theologischen Berufe gewidmet und war erst aus diesem heraus in die medizinischen Studien in Göttingen eingetreten. Nach langjähriger Tätigkeit als praktischer Arzt in seiner Heimat erhielt er erst 1784 einen Ruf als Professor der Medizin an der Universität in Kiel und entfaltete als Lehrer und Schriftsteller eine rühmliche Tätigkeit. Er stand durch diese Wirksamkeit sowie durch seine rege Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes im höchsten Ansehen in seiner holsteinischen Heimat und sein Name lebt daselbst als jener einer Zierde des Landes fort.

Christian Gotthilf Hensler, der Sohn, geboren zu Preetz am 9. März 1760, gestorben zu Halle am 24. April 1812, war schon 1786 Professor der Theologie an der Universität in Kiel, fungierte als solcher bis 1811 und privatisierte dann bis zu seinem Tode in Altenburg, beziehungsweise in Halle.

Zufriedner stäts bey mitgetheilter Freude,
Getroster stäts bey mitgefühltem Leid."

Die Trennung von Kiel trat hiemit an Kalmann heran, allein die Beziehungen zu dieser Stadt begleiteten ihn noch auf seiner Reise in die Heimat.

Am 11. April finden wir ihn in Altona; er hatte, wie das Stammbuch zeigt, über eine Woche im Kreise der uns bekannten Hamburger Freunde verweilt und neben der Erneuerung manches der vorjährigen Blätter[1]) wird ihm bei dieser Gelegenheit auch noch von einer Tochter der Kieler Familie Niemann, Frau Johanna Müller, ein letztes Erinnerungsblatt zuteil.[2]) Es sind Zeilen voll Lebensklugheit, welche der den neuen Verhältnissen Zustrebende hiemit von wohlmeinender Seite erhält; die Sorge mancher Kieler Freunde scheint uns herauszuklingen aus diesen hier folgenden Versen:

„Wilst Du nur sicher mit den Menschen leben,
— So suche, wie sie wirklich sind, zu spähn.
Doch soll in Frölichkeit dein Weg mit ihnen gehn,
So halte sie für das, wofür sie Dir sich geben."

Am 27. April treffen wir Kalmann auf einer neuen Reisestation, welche auf der Herreise nicht berührt wurde, nämlich in Hannover. Auch hier haben Kieler Beziehungen den Aufenthalt bestimmt, denn die Schriftzüge von junger Mädchenhand, welche Herders uns schon bekannte Verse („Holde Vergessenheit") eintragen, stammen von Dorette Thibaut, der Schwester des Kieler Freundes, und die Mutter desselben, Antoinette Thibaut, geb. Grupen, bestätigt die Eintragung durch ihre Unterschrift.

Der Zusammenhang mit Kiel findet hiemit sein Ende, aber andere Bande hemmten noch Kalmanns rasche Rückkehr in die Heimat; er vermochte es nicht, sich dem deutschen Universitätsleben endgültig zu entreißen, ohne das alte Jena zum Abschied noch einmal aufgesucht zu haben. Ein Stammbuchblatt vom 17. Mai bezeugt seinen Aufenthalt in der Musenstadt und dieses Datum bezeugt zugleich, daß er hier oder bei Thibauts in Hannover

---

[1]) Es sind durchaus Blätter von Frauenhand, welche eine Erneuerung erfahren.

Sophie Reimarus fügt (18. April 1795) der Eintragung des Vorjahres bei:

„Sie betreten itzt einen schönen Weg; können unter Arbeit, und ländlicher Ruhe, Ihrer Freunde gedenken, die Sie nie vergeßen werden;"

Christine Reimarus schreibt (16. April) bekräftigend:

„Auch Sie wird sicher der Lohn erfüllter Pflicht auf dem Wege Ihres Lebens begleiten. Dies schreibe ich Ihnen ein Jahr später, nach dem mir das was ich Gutes von Ihnen ahndete, zur Gewißheit geworden ist",
und Amalie Zagel ergänzt ihr Blatt durch die Worte:

„Vergeßen Sie unser fleckchen Erde, und der Menschen die darauf wohnen nicht, und glauben Sie, daß wir uns oft noch Ihrer erinnern werden."

[2]) Wir haben den Gatten von Frau Johanna Müller zu ermitteln getrachtet, sind aber zu keinem sicheren Resultate gelangt; am ehesten könnte man an Johann Gottwerth M. denken, welcher (geb. 1743 zu Hamburg, gest. 1828 zu Itzehoe) bis 1783 in Itzehoe Buchhändler war und sich dann als Schriftsteller (namentlich auf dem Gebiete des Romanes) betätigte.

länger verweilt haben muß.[1]) Ein Student aus Lübeck, F. J. Kipp[2]), ist es, der sich dem Andenken des Freundes mit den Versen aus Don Carlos empfiehlt:

„— Gehört die süße Harmonie
die in dem Saitenspiele schlummert, dem Käufer
der es mit taubem Ohr bewacht? — Die Kunst
erkauft man nicht den Silberton zu rufen
und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen
die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen
die Schönheit für ein fühlend Herz —".

Zwei Wochen darauf finden wir Kalmann in Dresden und auch in dieser ihm bis dahin fremden Stadt scheint vorauseilende Nachricht sofort den Weg in die Kreise Gleichgesinnter gebahnt zu haben. Am Abend vor seiner Abreise nach Prag (1. Juni) war dieser Kreis offenbar zum geselligen Abschiede versammelt und von diesem Abend stammen die letzten Stammbuchblätter aus außerösterreichischem Boden.

Krabbe[3]) bittet den Scheidenden, bei der Wiederkehr des 1. Juni einer gemeinsamen Promenade, einer mißlungenen Absicht und der hiedurch veranlaßten Gespräche zu gedenken, und ein künstlerisch veranlagter Teilnehmer des Abends (Baltzer aus Riga) fügt der Zeichnung des Torso als letztes Wort die aus der Wehmutsstimmung ablenkende Mahnung zum Frohsinn bei:

„Das Glück macht nicht alle mal froh, aber Frohsin macht alle mal glücklich."

Am 7. Juni ist Kalmann auf österreichischem Boden, er bewegt sich auf diesem aber zunächst noch in der literarischen Welt.

A. G. Meißner[4]) in Prag ist es, welcher den „Vorbeisegelnden" gastlich aufnimmt und die rasch erkannte Seelenverwandtschaft im Stammbuch mit folgendem Zitat aus Engels Traum des Galilei besiegelt:

---

[1]) Nach einem Briefe Purgstalls scheint Kalmann in Jena erkrankt zu sein.

[2]) Kipp ist uns nicht näher bekannt. In dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel Mereau-Brentano taucht ein Verehrer von Sophie Mereau dieses Namens auf; da diese Beziehungen aber in das Jahr 1798 zu fallen scheinen, so ist die Identität mit unserem Stammbuchfreunde wohl zu bezweifeln.

[3]) Auch hier haben unsere biographischen Nachforschungen versagt: nur so viel scheint uns sicher, daß der Name Krabbe nach Hamburg oder noch weiter nach dem Norden weist. In Hamburg wurde 1805 der Theologe Otto Carsten Kr. (gest. 1873 in Rostock) geboren; in Dänemark war zu Ende des 18. Jahrhunderts Admiral Kr. eine hervorragende Persönlichkeit. Mit der Tochter des letzteren war August Adolf Hennings (1746—1786), der Schwager Reimarus', seit 1780 vermählt. Ein jüngerer Träger des Namens Krabbe (Johannes v. Krabbe-Charisius, geb. 26. November 1770, gest. 23. August 1845) war im 19. Jahrhundert in Kopenhagen als Staatsmann wirksam.

[4]) August Gottlieb Meißner, geb. zu Bautzen in der Oberlausitz 4. November 1753, gest. zu Fulda 20. Februar 1807, hatte in Leipzig studiert und erlangte 1785 eine Professur der Ästhetik und klassischen Literatur an der Universität in Prag, welcher er bis zu seiner Berufung als Direktor des Gymnasiums in Fulda angehörte. Sein großer literarischer Ruf bei seinen Zeitgenossen beruhte auf der reichen Produktion im Gebiete des Romanes und der erzählenden „Skizze", wie er selbst seine kleinen Darstellungen nannte; die Sammlung seiner Werke, welche nach seinem Tode erschien, umfaßte 56 Bände. Alfred Meißner war sein Enkel.

„O sie sind süß, Viviani, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe sind die Bande der Wahrheit!“

Mit diesem Gedenkblatt scheidet der Besitzer unseres Stammbuchs aus der Welt des Geistes, an der er bisher mit allen Fasern seines Herzens gehangen. Und wohl infolgedessen ist das Stammbuch mit dem Eintritt in die neue Stellung fast abgeschlossen, aus dem ganzen weiteren Leben Kalmanns in der Steiermark — es sind dies mehr als 40 Jahre — finden sich nur einige lose Blätter.

Auf der Riegersburg, dem ersten Wohnsitze Kalmanns in Steiermark, weilte nach Jahren (31. Jänner 1801) ein uns unbekannter französischer Besucher (De Loquez aus der Provence) und diesem danken wir die nachstehenden Verse:

„Sans L' amitié, Sans sa douceur,
La vie, helas est importune.
que Sert le rang, et La fortune.
ah! L'on n' est rien que par Le Coeur.
Que je plains L' etre qui S' isole.
il perd Le fruit de ses malheurs
Lorsque L' amitié me Console
je jouis meme de mes pleurs.“

Ein Quinquennium darauf bringt die französische Invasion der Riegersburg militärische Einquartierung von dem Regiment der batavischen Husaren und die fremden Krieger scheiden zu Neujahr 1806 als Freunde des Herbergsvaters; vier Leutnants des Regiments bekunden dies im Stammbuch mit französischen Worten, der fünfte bezeugt dies durch einen holländischen Gruß, zum deutlichen Zeichen, daß auch echte Niederländer unter der Fahne des korsischen Eroberers auf deutschem Boden gestanden.

Sieben Jahre später ist es ein Besuch aus Bayern, nämlich jener des Amtskassiers aus Eichstätt Jakob Biechele, der dem damals vielleicht in Graz wohnenden Stammbuchsführer das letzte Denkmal rasch geknüpfter Freundschaft einträgt. Sein Zitat aus Wielands „Idris und Zenide“:

„Das Freundschaftsbündniß schöner Seelen
knüpft oft der erste Augenblick.
Wenn Andre, eh' sie Freunde wählen,
Was sich dabei gewinnt, erst emsig überzählen,
Vermählet jene schon ein Wort, ein stiller Blick;
gleich Spiegeln stralet Eins des Andern Blick zurück;
sie wählen nicht — sie fühlen sich getrieben,
einander wechselweis zu lieben“

erinnert lebhaft an die schwärmerischen Kundgebungen aus der Jenenser und Kieler Zeit.

Nach vier weiteren Jahren folgt noch eine Eintragung, und zwar die einzige, welche aus der Steiermark selbst stammt. Der Domäneninspektor

F. X. Rigler[1]) ist es, welcher am 2. Juli 1817 sich mit einem gemischten Zitat aus Tacitus und der Heiligen Schrift als Kalmanns warmer Freund bekennt; amicus candore et sinceritate erga te nemini secundus, so lautet des Zeichners eigene Erklärung.

Mit diesem warmen Erguß schließt das Stammbuch. Welche Gründe zu diesem Abschluß führten, darüber sind wir natürlich nur auf Mutmaßungen angewiesen; jedenfalls scheint es uns am richtigsten, diese Gründe nicht in äußeren Verhältnissen, sondern in psychologischen Momenten zu suchen. Die Bescheidenheit der Lebensverhältnisse und die ländliche Abgeschiedenheit ist es unseres Erachtens nicht gewesen, oder wenigstens nicht allein, welche Kalmann an der Anknüpfung neuer Beziehungen hinderten, und auch das spätere Alter hat ihn zur Abgeschlossenheit von der Welt nicht geführt. Wir besitzen ja von Kalmann einen Briefwechsel aus dem letzten Lebensdezennium, welcher von einem mit dem jugendlichen Schauspielerpaare Rettich angeknüpften innigen Freundschaftsverhältnisse Zeugnis gibt.[2]) Nach unserer Auffassung hat Kalmann das Stammbuch als das Denkmal einer abgeschlossenen Phase seines Lebens betrachtet und als ein solches bewahren wollen; mit dem Bilde einer reichen Vergangenheit jenes einer weit ärmeren Gegenwart zu verknüpfen, ist ihm nicht als etwas Erwünschtes, sondern als etwas zu Vermeidendes erschienen.

---

[1]) Franz Xaver Rigler, k. k. Domäneninspektor, geb. zu Hartmannsdorf im Grazer Kreise 18. Mai 1756, gest. 14. November 1831, scheint nach einer amtlichen Wirksamkeit an verschiedenen Orten seine letzte Dienstessphäre 1810 in Graz gefunden zu haben.

Die Eintragung lautet:

„Adulationi foedum crimen servitutis, malignitati falsa species libertatis inest — Incorruptam fidem professis nec amore quisquam, et sine odio dicendus est, sed rara temporum felicitas, ubi sentire, quod velis, et quod sentias, dicere licet. Tacit. lib. I, hist.

Corona sapientiae, timor Domini, replens pacem, et salutis fructum. Ecclest. cap. I.“

[2]) Vgl. den Aufsatz „Julie und Karl Rettichs Beziehungen zu Graz“ in dem VII. Jahrgange (1883) des „Heimgarten“ (Heft 12, S. 905—912).

Die Römer in Afrika.

Von Mfgr. Graf **Peter Vay v. Vaja.**[1])

IX.

Die Auswanderung nach Afrika.

Die Auswanderung nach Afrika kam im eigentlichen Sinne in die Mode. Von den ersten Jahren des Kaiserreiches angefangen, wurde die Zahl derjenigen immer größer, die sich in der fruchtbaren Kolonie niederließen. Außer den einfachen Arbeitern rückten scharenweise die Handwerker und Kaufleute an. Aber es kamen auch in großer Zahl wohlsituierte Bürger aus der Ferne. Mit der Zeit kauften sich sogar die vornehmsten Familien an. Aus den Kreisen der Bureaukratie ließ sich mancher einflußreiche Würdenträger, der Land und Leute liebgewonnen hatte, in den afrikanischen Kolonien nieder.

Ein unbegrenztes Gebiet eröffnete sich der Kolonisation. Jedermann konnte mit leichter Mühe zu Grund und Boden gelangen. Aus den nördlichen zivilisierten Gegenden wurden die früheren Besitzer verdrängt. Tiefer im Innern des Landes sah es dagegen aus, als ob der Pflug niemals den Boden durchfurcht hätte. Anfangs dürften die Verhältnisse ähnlich wie in den Präriefarmen Amerikas gewesen sein. Der Grundbesitzer war mit seiner Familie zugleich auch der Bebauer des Bodens. Sein bescheidenes, primitives ländliches Dasein verfloß in der Einförmigkeit des Werktages.

Im Verlaufe eines Menschenalters gewann die Gegend jedoch ein ganz anderes Aussehen. Die blühende Afrikanische Provinz entwickelte sich. Das ansehen, sich persönlich davon überzeugen, wollte jeder, der nur konnte. Eine Reise nach Afrika wurde bald gewissermaßen eine unentbehrliche Ergänzung der Bildung. In Afrika zu überwintern, an den Ufern des Nils oder an den Gestaden des Mittelländischen Meeres die rauhere Jahreszeit zu verbringen, gehörte genau so zu den Gepflogenheiten der vornehmen Welt wie heutzutage.

Die Menschen des Altertums waren durchaus nicht weniger beweglich als die Kinder unserer Zeit. Auf wem der Druck des Amtes lastete, wen die Wanderlust ergriff, der reiste, und zwar arm und reich ohne Unterschied. Der Internationalismus ist eben keine neue Errungenschaft. Die an den Ufern der Tiber geborenen Maximus, Colonna und Ursi fühlten sich genau so heimisch in Afrika, wie sich die heutigen Massimo, Colonna und Orsini dort wohl befinden.

---

[1]) Vgl. „Die Kultur", XI. Jahrg., Heft 2, Seite 150 ff. und Heft 3 Seite 278 ff.

Den Spuren der Flavius, Lollius, Sabinus und der Sprößlinge der übrigen Familien des Hochadels können wir hier auf Schritt und Tritt begegnen. Die jüngeren Mitglieder der Hocharistokratie versuchten offenbar gern ihr Glück in dem neuen Weltteil. Andere wieder wurden auf einträgliche Stellen hieher ernannt, und ihre Kinder blieben schließlich in der Kolonie ansässig, denn es suchte sowohl der Kaiser für die höheren militärischen Posten wie der Senat für die Stelle des Prokonsuls in Numidien nach Trägern klangvoller Namen.

Diese gewählten Elemente begründeten mit der Zeit den vornehmen Charakter Afrikas. Die Gesellschaft der Kolonie, die vornehme Welt jenseits des Meeres entstand auf diese Weise. Sie verfügte über große finanzielle Kräfte, und wenn ihre Angehörigen nach Rom kamen, fanden sie offene Türen. In demselben Maße, in welchem ihr Reichtum wuchs, stieg ihr Ansehen. Wenn man sich auch hier und dort über den Aufwand der Millionäre jenseits des Meeres lustig machte, so nahm man mit um so größerer Freude ihre Einladungen an. Geht es mit den heutigen Dollarkönigen nicht ebenso? — Es ist nichts neu unter der Sonne!

Wie ähnlich die Lebensverhältnisse Afrikas im Altertum den heutigen sind, ist geradezu verblüffend. Noch auffallender ist die Verwandtschaft zwischen der Denkungsart der Menschen des Altertums und der unserer Zeitgenossen. Wenn wir sie mitten in ihrer Tätigkeit, mitten in ihren Zerstreuungen aufsuchen, erscheint es uns nahezu unglaublich, wie „modern" sie eigentlich sind. Gesellschaftliche Veranstaltungen vor Jahrtausenden muten uns an, als ob sie von unseren Zeitgenossen abgehalten würden. Bis auf die kleinsten Details können wir dort alle jene größeren und kleineren Interessen, Begierden, Empfindungen und Ideale finden, von welchen wir so gerne sagen, daß sie neu oder modern seien.

Wie der angelsächsische, so verfügte auch der römische Kolonist neben einer außerordentlichen Ausbildung und Akkomodationsfähigkeit der Sinnesorgane über ein großes Maß von Lebensklugheit. Dem Spruche »Ubi bene, ibi patria« hätte er noch hinzufügen können, daß er dort, wohin er auswanderte, auch wohl zu leben wünschte. Von einem solchen seltenen Wohlstand und Behagen legen die übrig gebliebenen Reste Zeugnis ab: das beweisen die jüngsten Ausgrabungen.

X.

Die alten Kunstdenkmäler.

Die im Museum von Alaou angehäuften Denkmäler, Steinmetzarbeiten, Bronzegegenstände, Ton- und Glasgefäße, Gold- und Silberarbeiten sind ebensoviele Zeugnisse einstiger Blüte und einstigen Wohlstandes. Unter den einzelnen Kunstwerken finden sich in jeder Beziehung Schöpfungen ersten Ranges. Ein paar Statuen, wie die zu Bulla Regia aufgefundene Viktoriafigur, ein Apollo in Marmor, der mächtige Äskulap, eine Statue des Kaisers Vespasian — um nur einige zu erwähnen — waren ebensoviele hervorragende Werke aus römischen Kunstateliers. Die reich gewordenen Kolonisten hatten offenbar den Ehrgeiz, von den hervorragendsten Kunstwerken der Hauptstadt möglichst getreue Kopien zu besitzen.

Einer der letzten Bronzefunde, der aus der Tiefe des Meeres hervorgeholt wurde und griechischen Ursprunges ist, bezeugt, daß die Handelsschiffe aus fernen Ländern schwer beladen zurückkehrten. Mit der Zeit wurde auch an Ort und Stelle mancher begabte Künstler geboren. Auf dem Gebiete der Architektur zum Beispiel machte sich eine zum mindesten eigenartige, ursprüngliche Richtung geltend, die wir bis zum heutigen Tage leicht unterscheiden können, und die ich geneigt wäre, als „Kolonialarchitektur“ zu bezeichnen.

Als dekorative Künstler und Kunsthandwerker standen sie auf keinem niedrigeren Niveau als ihre römischen Zeitgenossen. Ja als das Kaisertum in Italien immer mehr zu sinken begann und die literarische und künstlerische Betätigung merklich zurückging, — gerade da begann sie sich in Afrika zu größerer Bedeutung zu erheben. Als eines der wirksamsten Hilfsmittel der Eroberungspolitik verbreiteten die Kaiser mit unermüdlicher Energie die nationale Kultur.

Wenn sich Afrika auch im Anfang als ein recht indolenter und träger Schüler erwies, so bemühte es sich mit der Zeit, als es immer größeren Stolz darein setzte, sich Roms Untertan nennen zu dürfen, einen entsprechenden Kulturgrad zu besitzen. Wie es vordem die gute Erziehung erforderte, daß man sich in karthagischer Sprache gewandt ausdrücken könne, so kam jetzt das Lateinische in die Mode. Der Wunsch der Jugend war es, sich in erster Linie die Grammatik anzueignen; in die „Rhetorik“ reisten die meisten nach Rom, gerade so wie die Juristen der heutigen Kolonien sich an den Universitäten des Mutterlandes inskribieren. Daß die Zahl der Hörer aus Afrika eine große war und daß sie sich nicht immer am mustergültigsten betragen haben, das bezeugt am besten das sogenannte Gesetz des Valentianus, kraft dessen jeder, der nicht der akademischen Ordnung entsprechend lebte, „mit Schub“ nach Hause geschickt werden konnte.

Die elegante Ausdrucksweise, der geglättete Stil, mit einem Wort die höhere Rhetorik wurde der Maßstab der Bildung. Gewandt zu reden, öffentliche Vorträge zu halten, gehörte zu den gewöhnlichen Unterhaltungen der gebildeten Gesellschaft. Die temperamentvolle Bevölkerung Afrikas, in der bis zum heutigen Tage sich so viele geborene Redner finden, verbreitete diese Mode rasch. So ist es leicht verständlich, daß kein Beruf häufiger gewählt wurde als der des Volksredners und in erster Linie der des Advokaten. Schon Juvenal konnte sagen, daß Afrika die Brutstätte der Advokaten sei.

Auf dem Gebiete der Literatur haben die Afrikaner weniger geleistet, obwohl sie sich auch in dieser Richtung manch eines unsterblichen Namens rühmen dürfen. Selbst der heilige Augustinus ist, wie wir wissen, in Afrika geboren. Ein ebenso großer Redner wie Schriftsteller, hat er nicht nur den größten Teil seiner Werke auf afrikanischem Boden, sondern in erster Linie auch für die Völker Afrikas geschrieben. Vielleicht kommt es eben daher, daß er, ein seltener Meister der lateinischen Sprache, sich niemals scheut, dort, wo er es am Platze findet, auch lokaldialektische Redewendungen zu gebrauchen.

Von den Dichtern und Schriftstellern der Dekadenz stammen sehr viele aus Afrika. Sogar als Rom schon ganz erschöpft war und nichts produzieren konnte, blieben unter der heißblütigen Bevölkerung der Kolonie noch hervorragende Talente tätig. Was ihre Werke betrifft, so ist es sehr gut möglich,

daß vieles darunter nicht einwandfrei war. Form und Ausdruck ist in gleicher Weise salopp. Die Strophen hinken häufig, die Worte sind hier gewaltsam verlängert, dort verkürzt, aber das schließt nicht aus, daß sie ihren Zeitgenossen großen Genuß bereiteten.

XI.

Dracontius und Apulejus.

Es gibt aber doch zwei Namen unter den afrikanischen Schriftstellern, die weit über die Grenzen ihres Heimatlandes hinaus einen guten Klang hatten: Dracontius und Apulejus. Zur Zeit, als Dracontius seine wohlklingenden Hexameter schrieb, hatte Rom längst aufgehört, über Afrika zu herrschen. Den einst klassischen Boden hatten die Vandalen verwüstet. Die vandalischen Herrscher warfen auch Dracontius ins Gefängnis wegen zweier großer Verbrechen: weil er ein Dichter und weil er ein Christ war. Aber eben diesem Umstande verdanken wir sein Meisterwerk, das „Carmen de Deo". Aus seinen jüngst aufgefundenen Werken gewinnen wir ein klares Bild nicht nur von dem tiefem Gemüte des Dichters, sondern auch von dem Stil und den Tendenzen seines Zeitalters.

Die Märchen des Apulejus haben vielleicht die allertiefsten Eindrücke hinterlassen. Wenige Schriftsteller wurden mehr geehrt und gefeiert als er. In erster Linie hat sich die öffentliche Meinung kaum jemals mit größerem Interesse mit der Person eines einzelnen berühmten Mannes beschäftigt als gerade mit dem originellen Verfasser der „Metamorphoses", der nicht weniger stolz war auf seinen schriftstellerischen Ruhm als überzeugt, daß sich die ganze Welt um ihn kümmere. Als Kind vornehmer, begüterter Eltern erhielt er die denkbar beste Erziehung seiner Zeit. Seinen hervorragenden Geistesgaben hielt eine geradezu klassische Schönheit die Wage. Auf diese Weise ist es verständlich, daß er allenthalben offene Türen fand. Wo er eintrat, dort wurde er verhätschelt, gefeiert. Er reiste viel. Nach dem Vorangehenden zu schließen, ist das nur sehr natürlich. Ein Mensch, der überall Beifall findet, dehnt seinen Wirkungskreis möglichst weit aus. So suchte auch Apulejus die blühendsten Kulturzentren auf. Lange Zeit lebte er in Rom, besuchte aber auch die Kolonien. Er ging nach Griechenland und wohnte eine Zeitlang in Athen. Zum Schlusse heiratete er in Tripolis eine reiche Witwe. — So viel Erfolg zog ihm allseitigen Neid zu. Ein Mann, der über große Fähigkeiten gebot, eine vorteilhafte Erscheinung besaß, sich eine unabhängige finanzielle Stellung gesichert hatte und nach seinem eigenen, persönlichen Geschmacke lebte, konnte der Verleumdung nicht entgehen. Der eine charakterisierte ihn als oberflächlich, der zweite als einen Mystiker, ein dritter als unverläßlich, denn, so viel gesehen zu haben, so viel zu wissen und obendrein so schön zu sein, das konnte nur diesem Hexenmeister gelingen. Allein Apulejus vermochte die Beschuldigung so vieler Sünden durchaus nicht aus der Fassung zu bringen. Wie er selbst sagt, gelang es seinen Gegnern höchstens, zu verhindern, daß er „in seiner Heimat zum Decurio ernannt wurde".

Die Eifersucht und der Neid seiner Mitbürger zwang — wie wir das so oft im Leben beobachten können — Apulejus, sich einen Wirkungskreis außerhalb der Mauern der Kleinstadt zu suchen. So muß man ihnen ganz

besonderen Dank dafür wissen, daß er sich reisend, beobachtend, lernend und so ein möglichst intensiv individuelles Leben führend nicht nur zum glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit, sondern zweifellos auch zu ihrem hervorragendsten Redner entwickelte. Dem Umstande, daß er nicht in Madora Decurio wurde, danken wir es, daß er einen Weltruhm erwarb und seinen Namen unsterblich machte. —

Afrika schenkte der Welt viele bedeutende Männer, deren Namen auch heute noch oft genannt werden. Abgesehen davon, daß man einst vermutete, in jenem fernen, sonnendurchglühten Himmelstrich hätten Cornelius Fronto, der berühmte Freund Marc Aurels, Servilius Silanus, Annius Floras das Licht der Welt erblickt, sind von den großen Söhnen der Kirche außer dem heiligen Augustin, der heilige Cyprian, Tertullian, der bedeutendste lateinische Kirchenschriftsteller vor Augustinus, der heilige Fulgentius von Ruspe, dessen Schüler, Schicksalsgenosse und vielleicht auch Blutsverwandter Fulgentius Ferrandus sowie der dritte dieses Namens, der Grammatiker und Mytholog Gajus Fabius Planciades Fulgentius u. v. a. in Afrika geboren.

Monceaux in erster Linie und außer ihm zahlreiche Gelehrte, welche sich mit den afrikanischen Schriftstellern beschäftigt haben, zollen ihren Talenten viel Anerkennung. Was sie am aufrichtigsten schätzen, ist deren Unmittelbarkeit. Verurteilt wird indes ihre oft in Extravaganz ausartende Geziertheit. Zur Erzielung des Wohlklanges tun sie nicht selten der Sprache Gewalt an. Wenn sie es für notwendig finden, schaffen sie auch neue Wörter. Ihre größte Freude finden sie indessen in der sogenannten Reimprosa.

Aber können wir dasselbe nicht auch von der Literatur der Gegenwart sagen? Hat sich etwa ein Browning oder Swinburne nicht zu ähnlichen Windbeuteleien hinreißen lassen? Oder ein Baudelaire und ein Verlaine, um andere Dekadenten unerwähnt zu lassen? Verdanken die französischen Dekadenten ihre Popularität nicht zum großen Teile ihrem klangvollen, aber ungemein gekünstelten Stile? Die Literatur hat eben auch ihre verschiedenen Lebensalter wie die Nationen und Individuen, wenn sie in ihrer Jugend lapidar, in des Lebens Mittag klassisch, mit Einbruch der Abenddämmerung gesucht, geziert, geschminkt wird. Das können wir, wie bei den meisten Völkern des Erdballs, auch bei dem afrikanischen beobachten.

XII.

Die Welt der Mosaiken.

Beim Studium der reichen Sammlungen des Museums von Alaon werden die größte Überraschung die Mosaiken bieten. Nirgends auf der Welt können wir größere und schönere Formen derselben finden. Manches Stück übertrifft sogar noch die zu Pompei gefundenen. Besonders ein Tritonkopf erfüllte mich mit aufrichtiger Bewunderung: eine unvergleichliche Komposition, die Ausführung meisterhaft. Obwohl die Technik hier beinahe als ein nebensächlicher Faktor erscheint, steht allein schon die Auffassung, der Ausdruck auf einem hohen ästhetischen Niveau.

Die in Afrika gefundenen Mosaiken übertreffen auch in Anbetracht ihrer Proportionen alle, die wir bis jetzt kannten. So ist die bei Soussa ausgegrabene, den Triumph des Neptun darstellende Mosaik von in ihrer Art

einzigen Dimensionen. Die Komposition ist fast durchwegs eine großzügige Schöpfung. Ihren Gegenstand nimmt sie in den allermeisten Fällen aus der Mythologie. Der Olympus oder der Urwald, die Götter und Genien des Meeres und der Wälder sind da alle heraufbeschworen und dargestellt. Nicht geringer an Zahl als die Darstellungen aus der Phantasiewelt sind die Abbildungen des täglichen Lebens. Die Künstler zeichneten, malten und meißelten in Stein alles, was sie sahen, alles, was ihre Aufmerksamkeit erregte. Eine interessantere Illustration dieser untergegangenen Welt ist nicht denkbar. Die zu Bardo, Karthago, Sassi aufbewahrten Mosaiken sind der bunteste Orbis Pictus.

Die meisten dieser Kunstwerke bildeten nicht öffentlichen, sondern Privatbesitz. Noch einmal so viele dienten als Fußböden in den luxuriösen Landhäusern der Reichen. Auf einzelnen sehen wir dort das Kastell der Familie: ein prächtiger, bequemer, einstöckiger Bau. Die beiden Enden krönt je ein massiver Turm, — ein so freundliches, gelbgetünchtes Gebäude, daß es ganz gut heute noch in jedes beliebige Dorf des Alfölds passen würde. Aber die Gutsbesitzer begnügten sich nicht damit, die Herrschaftswohnung mit den kleinen farbigen Steinchen ausklopfen zu lassen, sie ließen auch die Wirtschaft verewigen. Neben dem Stall kauert der Hirt an der Schwelle und seine Herde weidet friedlich. Und wieviele ähnliche intime Szenen sehen wir aus längst entschwundenen Tagen vor unsere Augen gezaubert! Die einstigen Höfe der adeligen Grundbesitzer, ihre Einteilung, ihre Bewohner — in wie neuer Beleuchtung erscheinen sie bei der Prüfung dieser im wahren Sinne des Wortes lebenden Bilder!

Wie wir sehen, waren die römischen Kolonisten gute Landwirte. Sie erwarben nicht nur ausgedehnte Besitzungen oder kauften sie um billiges Geld, sie bewirtschafteten sie auch mustergültig und richteten sie entsprechend ein. In den meisten Fällen bauten sie sogar ihren Verhältnissen entsprechende Villen oder Curien darauf, ausgeschmückt nach der allerneuesten römischen Mode.

Das Landleben war, wie die redenden Bruchstücke erzählen, außerordentlich angenehm. Der Grundbesitzer fühlte sich als ein wirklicher kleiner König. Und er langweilte sich nicht einmal! Zur Unterhaltung machte er Besuche in der Nachbarschaft. Auf manch einer Mosaik sehen wir solch eine ländliche Unterhaltung verewigt. Ein anderer ungemein interessanter und ausgezeichnet erhaltener Fußboden zeigt eine außerordentlich bewegte Parforcejagd. Nur wer im Hortobágy oder im Kiskunság Hasen gehetzt hat, ist imstande, die volle Aufgeregtheit des bewegten Momentes zu begreifen. Zum ewigen Gedächtnis sind nicht nur die Namen der Hunde aufgeschrieben, es ist auch der Pferdejunge nicht vergessen, der ohne Zweifel im richtigen Augenblick den ihm anvertrauten Windhund losgelassen hat, auf diese Weise den Triumph seines Herrn befördernd.

XIII.

Sportsleben.

Das Pferd war, wie zu allen Zeiten so auch bei den Römern, um Buffons Worte zu gebrauchen, der beste Freund des Starken. In Afrika hatte dieser Satz noch eine ganz besondere Bedeutung. Die Ureinwohner waren

seit Menschengedenken berühmte Reiter. Der Berber wurde sozusagen auf dem Pferde geboren. So mancher römische Schriftsteller rühmt ihre vortrefflichen Reiter, die ohne Sattel und Zaum auf den Pferden sitzen. Bis auf den heutigen Tag können wir die berühmten afrikanischen Reiter des Trajan, die in Gallien an seiner Seite gekämpft und in Kleinasien sogar an dem siegreichen Feldzug nach Babylon teilgenommen haben, auf der Trajanssäule in Rom verewigt sehen.

Die Römer verlegten sich bald auf die Pferdezucht. Auf ihren ausgedehnten Besitzungen legten sie Vollblutgestüte an. Sie züchteten Rennpferde, sandten sie von einer Stadt zur andern und ließen sie starten. In Rom gewannen die allerersten Preise in der Regel afrikanische Hengste. Auch die besten Wagenlenker kamen von dort her, gerade so wie heute das englische Pferd und der englische Jockei sich den ersten Platz erobert haben. Zwischen dem heutigen Turf und der einstigen Arena ist die Ähnlichkeit größer, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Zucht edler Rennpferde war geradeso Gegenstand der Spekulation wie bei uns. Wie sehr die sogenannten Sportkreise den heutigen aufs Haar glichen, das können wir sogar noch an kleinen Zügen ihres Aberglaubens ersehen. Kann man doch jene kleinen Zaubermittel aufzählen, die Fetische und Talismane, in denen sie ebensolche untrügliche Mittel sahen wie heute die abergläubischen Leute in einem vierblättrigen Kleeblatt, einem Hufnagel oder einem Strick vom Galgen. Und wenn sich diese Amulette nicht wirksam genug erwiesen, dann ging man noch einen Schritt weiter und schleuderte die gräßlichsten Flüche gegen seinen Partner: der Kutscher möge erblinden, bei einer Wendung herabfallen, die Zügel fallen lassen, er möge nicht imstande sein, den Wagen zu lenken, bat man die finsteren Dämonen der Unterwelt. Zur größeren Sicherheit schrieb man die Imprekationen auf kleine Bleitäfelchen und vergrub sie vor dem entscheidenden Wettkampf tief in die Erde. In der Umgebung der einzelnen Amphitheater und Stadien hat man eine große Anzahl solcher Platten gefunden, deren Inschriften einander in dem gräßlichsten Gefluche zu überbieten suchen. — Doch die Ausnahmen in Ehren: es gab viele Rennstallbesitzer, welche ausschließlich zur Hebung der Pferdezucht starteten. Auch sie haben manches bleibende Denkmal hinterlassen. In erster Reihe müssen wir die in der Umgebung von Hadrumetum gefundenen nahezu vierzehn Quadratmeter umfassende Mosaik erwähnen, welche das Gestüt eines Großgrundbesitzers namens Sorothus darstellt. Die einzelnen wertvolleren Pferde sind vor uns in besonderen Gruppen aufgestellt, zu einigen ist auch der Name hinzugeschrieben. So können wir lesen, daß der eine Hengst auf den stolzen Namen „Patrizius" hörte, während der andere „Dilektus" hieß. An den meisten Schenkeln ist sogar der Stempel zu erkennen, der einen Bienenkorb darstellt.

Ich fühlte mich nach Hause ins Alföld versetzt, so viele verwandte Züge fand ich zwischen der ungarischen Pusta und der afrikanischen Wüste. Die besitzende Klasse gleicht sich in wunderbarer Weise. Wenn die verwandten Züge heute noch so zahlreich sind, um wieviel zahlreicher können sie noch einst in der Feudalzeit gewesen sein? Denn das Verhältnis der Arbeiter zum Grundbesitzer ist möglicherweise bei den Römern geradeso gewesen, wie es einst bei uns war.

G. Boissier hat, indem er sich mit Pompeianus, einem der Großgrundbesitzer Afrikas, beschäftigte, die damaligen agrarischen Verhältnisse in helle Beleuchtung gerückt. Wie wir aus seinen überzeugenden Studien ersehen, verursachte die Arbeiterfrage dem damaligen Grundbesitzer nicht weniger Kopfzerbrechen als dem heutigen. Zur Erntezeit stockte nicht selten die Arbeit. Und die großen Krongüter, die „Saltus", wandten sich in gleicher Weise wie ihre Taglöhner an den Kaiser um Remedur ihrer Beschwerden.

Wenn gleich schwere Tage kamen und kritische Zeiten, so wurden diese doch von zahllosen heiteren Stunden aufgewogen. Wenn wir, unsere Wahrnehmungen zusammenfassend, uns an Ort und Stelle begeben und mit den Menschen verkehren, weist alles darauf hin, daß der Grundbesitzer in Afrika gute Zeiten hatte. Nicht einmal deshalb dürfen wir ihn bedauern, daß er so weit entlegen wohnte. Der Begriff der Entfernung irritierte ihn ebensowenig, wie er uns zum Nachteil gereicht. Die Verbindung mit Rom war verhältnismäßig rasch und regelmäßig genug. Nachrichten langten alle Augenblicke und von allen Seiten ein und die Schöpfungen der Literatur segelten in ganzen Schiffsladungen nach den afrikanischen Küsten. Die Söhne der Kolonie verknüpfte auf diese Weise ein ununterbrochenes gegenseitiges Band mit dem Mutterland, im engeren Sinne genommen mit ihrem Vaterland.

Herz, gedulde dich nur . . .

Von E. Hildebrand.

Herz, gedulde dich nur,
Schon beginnt es zu tagen,
Dämm'rig wird's über der Flur, —
Laß das Bangen und Zagen!

Bist so jung noch und rein!
Laß dich vom Glanz nicht verführen;
Nie soll, was schlecht und gemein,
Dir an die Seele rühren!

Laß dich von Kleinmut nicht
Irren im Höherstreben, —
Vor dir, in Schatten und Licht,
Liegt noch ein ganzes Leben!

Ein Halbvergessener. (Anton Langer.)

Von Dr. **Julius Newald.**

Halb vergessen von der alten, ungekannt von der neuen Generation. Mit Unrecht, denken wir. Denn der Greislerssohn von der Mariahilferstraße, der am 12. Januar 1824 nahe dem Geburtshause Ferdinand Raimunds zur Welt kam, hat an Einbildungs- und an Gestaltungskraft so manchen gefeierten Modeautor von heute überragt. Und wenn man gesagt hat, an den „Hans Jörgel" — an das Blatt wie an seinen Autor — dürfe kein ästhetischer Maßstab angelegt werden, so ist das nur in dem Sinne richtig, daß eine gewisse engherzige, an der Schablone klebende Ästhetik niemals die urwüchsige Eigenart des fingierten Gumpoldskirchener Bauern verstehen wird.

Wenn je ein Wiener Schriftsteller, so war **Anton Langer** bodenständig. „Auf dem Grund" und vom Grund aus hat er Wiener Sprache und Wiener Art gelernt. Die Verhältnisse des Wiener Kleinbürgertums und der arbeitenden Klassen hat kaum einer tiefer durchdrungen, die Wiener Landsleute kaum einer schärfer gezeichnet, — nicht besser und nicht schlechter, als sie waren. Das wienerischeste aller Gymnasien, das zu den Schotten, gab ihm die humanistische Bildung zu einer Zeit, da auch Johann Strauß der Ältere und Nestroy, Bauernfeld und Friedrich Halm, Hamerling und Ferdinand Kürnberger Schüler dieser einst wie heute so hochgehaltenen Lehranstalt waren.

Jus studieren, Beamter werden, — das sollte der Toni nach dem Willen des Papa Fragners. Aber Langer zählte zu jenen, die man geborene Journalisten nennen muß. Als unreifer Jüngling schon hatte er literarische Neigungen gezeigt, literarischen Umgang gesucht. Er wurde Schriftsteller, — daß er bei diesem Brot, ohne andere Anstellung oder Beschäftigung satt werden konnte, ist mit ein Beweis seiner Befähigung und seiner Arbeitskraft. In den einst so beliebten Taschenbüchern und Almanachs, in Bäuerles das Gebiet des Belletristischen damals fast souverän beherrschender „Theaterzeitung" usw. legte er seine schriftstellerischen Erzeugnisse, auch manch formschönes, gedankenreiches Gedicht nieder. In späteren Jahren freilich hat er nur Verse gemacht, um sich über jemand oder über etwas in besonders feierlicher Weise lustig zu machen.

Auch als Rezensent versuchte Langer sich frühzeitig. Das Schreiben über das Theater brachte ihm zum Theater. Eine Zeit lang besaß er mit August Just die Arena in Hernals und übernahm dann die Redaktion der „Komischen Briefe des Hans Jörgel aus Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau". Sie waren 1832 gegründet. Von J. C. Weiß redigiert, erschienen sie in Jakob Dirnböcks Buchhandlung (Herrengasse) mit dem Motto

„Was keiner gerne hört, — die Wahrheit". Wie schon der Titel andeutet, geben sie sich, in Wiener Mundart geschrieben, mit ihrer lokalsatirischen, derb-komischen Tendenz als eine Fortsetzung der einst viel gelesenen Eipeldauerbriefe, die bekanntlich heute für weit mehr gelten als ein Dialekt-Tratschblättchen und die in ihrer besten Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube zur Sittengeschichte Wiens in der Periode der Revolution, Napoleons und des Kongresses darstellen. Freilich, Weiß' Blatt reichte nicht entfernt an sein Vorbild hinan, in welchem Josef Richter und Franz Karl Gewey so ungezählte Proben eines köstlichen Humors, aber auch einer wahrhaft genialen Satire gegeben hatten.[1])

Im Revolutionsjahr hatte der „Hans Jörgel" neben Ebersbergs „Zuschauer" und Böhringers „Geißel" zu jener Minderzahl von Zeitungen gezählt, die schwarzgelb waren bis in die Knochen. Er rettete sich, indes Dutzende von demokratischen und ultrademokratischen Blättern den Oktober 1848 nicht überlebten, in die Zeit der Reaktion hinüber und zählt so heute (er lebt nämlich noch) neben „Wiener Zeitung", „Fremdenblatt" und der „Österreichischen militärischen Zeitschrift" zu den Zeitungsüberresten aus den Tagen des Vormärz.

Mit dem 26jährigen Langer erhielt die Wochenschrift im Frühjahr 1850 eine frische, junge Kraft. Er hat den „Hans Jörgel" durch fast dreißig Jahre nicht nur redigiert, sondern vom ersten bis zum letzten Buchstaben selbst geschrieben; er hat ihn in einer Weise geführt, daß Anton Langer und „Hans Jörgel" für die Wiener identisch wurden. Und dieses Blatt war zu Langers Zeiten eine lokale Wiener Macht, oder sagen wir, ein lokaler Wiener Faktor von Bedeutung.

Es wäre ungerecht, Langer nach dem „roten Büchl" allein zu beurteilen, das während der Sechziger- und Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts in keinem öffentlichen Lokale, nicht in dem feinsten und nicht in dem gewöhnlichsten, fehlte, das an jedem Samstage von Tausenden mit Gier verschlungen wurde. Es würde aber wenig Verständnis für die Wiener Art von einst verraten, wollte man nach gewissem Muster hochmütig auf die „platten Späß", den „groben Volkston", das Herabsteigen zu den niedersten Volksschichten blicken. Der „Hans Jörgel" gehört zum Bilde eines Wien, das heute freilich ebenso verschwunden ist wie so viele seiner alten Häuser. Aber was war er denn? Wodurch wirkte er? Es wäre unnötig, dies den alten Wienern zu sagen, es fällt schwer, dies den jungen zu erklären.

Ein mäßig starkes Heft in Quarto, roter Umschlag mit dem typischen Bilde des hemdärmeligen, schreibenden Gumpoldskirchener Weinhauers. Und in dieser von ganz Wien gekannten Hülle stak zunächst ein politischer Leader, sehr kurz, nicht gar tief, aber fast immer witzig. Zum Schlusse Theaterkritiken,

---

[1]) Zum „Hans Jörgel", der damals nur Oktavformat besaß, erschien allmonatlich ein koloriertes Bildchen, Wiener Typen, Szenen aus dem Wiener Leben u. dgl. darstellend. Manche dieser Illustrationen (deren Originale in meinem Besitze sind) tragen Namen von Klang: Josef Gubig, Kajetan Elfinger u. a. Mit einer langen Reihe ist Johann Matthias Ranftl vertreten, den wir ja den erlesenen Meistern der Alt-Wiener Schule zuzählen. Ja, das Februarheft von 1835 ziert ein „Milchmädchen" von Josef Führichs Hand, der damals noch angewiesen war, im kleinen zu verdienen. Doppelt interessant wird das Stück durch das „Excudatur" jenes Zensors Mayerhofer, der in Schuberts Leben eine so große Rolle spielte.

knapp aber scharf und voll Verständnis zumal für die Vorstadtbühnen. Dazwischen als eigentliches Wesen des Blattes die „Hansjörgelstückeln", nach Wien und der Provinz gesondert. Stadt-, Vorstadt- und Landtratsch, der dem beliebten Redakteur meist überreich zufloß oder den er sich wohl auch selber erfand. „Das gehört in den Hansjörgel", pflegten die Wiener zu sagen, wenn irgendwo ein rechtes Abderitenstückchen verbrochen wurde. Die Hauptsache an diesem volkstümlichen Gerichte war aber immer die Sauce, die der „Herr von Langer" darüber machte. Man muß feststellen, daß diese Tunke den Wienern von damals, die eigentlich noch ein recht harmloses Geschlecht waren, vortrefflich mundete. Uns rückwärts Blickenden aber ist es klar, daß diese Hans-Jörgel-Hefte ein tüchtiges, vor allem aber ein unmittelbares und wahrheitsgetreues Stück Zeit-, Menschen- und Sittenschilderei darstellen. In diesem Sinne kann man den „Hans Jörgel", aber eben nur den Langerschen der besten Zeit (etwa von 1865 bis 1875), neben dem Eipeldauer nennen.

Ein begabter Wiener Künstler, Vinzenz Katzler, lieferte zu den Langerschen Heften monatlich je ein flott gezeichnetes und wirksam koloriertes Bild, — ebenbürtige Ergänzungen und im vollsten Sinne Illustrationen des Textes, die man zu dem Besten rechnen muß, was die Wiener Kleinkunst in jenen Jahrzehnten hervorbrachte. Langer und Katzler haben sich in geradezu unübertrefflicher Weise verstanden und unterstützt. Bequemer ist es heut freilich, diese lustigen Bilder zu durchfliegen, als sich in die dickleibigen Bände des „Hans Jörgel" zu vertiefen. Die Bilder sind sozusagen die Quintessenz dessen, was Langers origineller Geist und unerschöpflicher Witz den Wienern allsamstäglich kredenzte.

Da sehen wir also die Szenen und die Gestalten des Alltagslebens in humoristischer Beleuchtung, bald die „armen", aber wohlgenährten Fleischhauer, bald die schlottrigen Diurnisten, bald die Hausierer in den Gasthausgärten oder die Wäschermädel in den Hängstätten, die groben Wächter vom Grund und die noch gröberen in den Weinbergen, die feschen Fiaker, taxfeindlich damals wie heute, die geschniegelten oder schmierigen Kellner — autochthone Wiener Typen jeder Art und die Einwanderer von der Taborlinie; die ehrsam-massiven Holzscheiber von der Donaulände und die bedenklichen „Strawanzer" von der Schmelz; das Ewigweibliche mit allen Modetorheiten, mit Krinolinen, Chignons und Culs; die Debardeurs vom Sperl und die Nymphen vom Graben, — — und so fort ins Unabsehbare. Zu den steten Klagen über die schlechten Zeiten sind die Bilder der Verschwendung, der Völlerei, der Unterhaltungsgier die richtige Wiener Folie. Ballszenen vom Schwender, vom „Engländer", aus dem „Dianasaal" usw. kehren im Hans-Jörgel eben so häufig wieder wie in weiland Eipeldauer die Bilder aus dem „Apollosaal" und von der „Reduti". Der ganze Vergnügungstaumel der vorkrachlichen, der ganze Katzenjammer der nachkrachlichen Zeit zieht an uns vorbei. Jener ominöse 9. Mai 1873, an dem das Kartengebäude eines volkswirtschaftlichen Aufschwunges zusammenbrach, bildet aber doch nur eine Grenze, die rasch wieder verwischt wurde; und in der unverwüstlichen „Phäakenstadt" tauchen alsbald wieder Backhendel und „Schampus", hübsche Mädchen und Zuckerzeugel auf, dazwischen Landpartieabenteuer und Sommerwohnungsmisere,

Gräberbesuch und Leopoldifeier; die Andacht, wie sie beim Mariabrunner Kirchtag gepflegt wurde und mancherlei Zwischenfälle bei einer Mariazeller Wallfahrt.

Zur Geschichte des Wiener Theaters bilden die Hans-Jörgel-Hefte eine fortlaufende, sehr lehrreiche Chronik. Der Gallmeyer und der Geistinger begegnen wir in der Zeit ihrer Blüte; auch andere Größen der Bretter und des Brettels, die den Wienern (vielleicht nicht immer mit Unrecht) wichtiger erschienen als Politiker und Generäle. Hie und da ein wehmütiger Blick in die Vergangenheit. Raimund und Nestroy ergreifen die Flucht vor „Schafhaxel" und „Eselshaut". „Komm' Ferdinand, solchen Geistern sind wir nicht gewachsen!"

Manche Krähwinkelei, wie sie auch in der Großstadt vorkommt, wird gegeißelt. Die von „St. Wipplingen", die Stadtväter im alten Rathaus, sind eine ständige Rubrik. Daneben sind die modernen Errungenschaften, Tramway und „Pompes-Funèbres", das Bürgerministerium, vor allem aber die Wiener Weltausstellung von 1873 des Hans Jörgels Stolz. Das alles und vieles andere zeichnet Katzler mit Kraft und Stil, bespricht, verhöhnt, bewundert Langer in einem Ton, der nie ermüdend wirkt, in einem Wiener Dialekt, dem selbst die in solchen Dingen besonders kritische Deutsch-österreichische Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler das Beiwort der Meisterschaft zuerkennt.

Langer, aus der geistigen Bevormundung des Vormärz hervorgegangen, hatte als junger Redakteur die Zeiten des Belagerungszustandes und das Dezennium des Absolutismus miterlebt. Er „saß" auch ein oder das anderemal auf kurze Zeit. Zum journalistischen Märtyrer aber war er doch nicht geschaffen. Ein Zeitungsmann von sehr geschickter Hand, der 1848 in Saphirs „Humorist" ein trutziges Barrikadenlied angestimmt, wußte er den Ton, der nach Niederwerfung der Revolution lange Jahre der allein mögliche war, eben so gut zu treffen, wie er später der konstitutionelle Hans Jörgel wurde und sich als liberalen Zentralisten gab. Alles, was Politik ist, stand bei ihm erst in zweiter Linie und die freiheitliche Gesinnung war für seine Zeitung, seine Bücher und Dramen kaum mehr als ein zeitgemäßer Aufputz.

Dem Zeitungsschreiber flicht die Nachwelt keine Kränze. Aber wenn schon die Fülle von Witz, Laune, ungewollter Sittenschilderung und höchster Sprachgewandtheit, wie sie in dreißig Jahrgängen „Hans Jörgel" niedergelegt ist, vergessen werden soll, so verdient wenigstens der Volksromancier und Volksdramatiker Langer ein Blatt der Erinnerung. Auf beiden Gebieten war er von erstaunlicher Fruchtbarkeit; und es soll gar nicht geleugnet werden, daß bei dieser Vielschreiberei manch Banales und manch Minderwertiges mit unterlief. Aber daß die besten seiner Romane — und auch deren Zahl ist schon eine beträchtliche — außerordentliche Erfindung, spannende Führung, durchgearbeitete Charakterzeichnung und meisterliche Schilderung dessen, was wir heute Milieu nennen, zeigen, könnte nur der Neid bestreiten. Sehr richtig sagte Nagl-Zeidlers „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte", die wohl als die erste Langers Wert mit warmen Worten betont: „Wie die Wiener Gegenwart, hielt er die Wiener Vergangenheit in einem treuen Gedächtnis stets zur literarischen Verwertung bereit. In einem Zusammenschluß der Wiener Tageschronik und der Wiener Historie liegt die Eigenart von Langers

Schaffen. Selbst dem Tageschronisten merkt man oft in ganz beiläufigen Bemerkungen, Ausdrücken und Wendungen an, daß er sein Gebiet in allen Schichten seiner historischen Entwicklung kennt". In der Tat schrieb Langer Wiener Geschichte in der Form von sehr lesbaren Romanen. Hatte er in „Dämon Brandwein", in „Junger Herr und alte Jungfer", in „Bankier und Tänzerin" und vielen anderen das Wien seiner Tage geschildert, wie es lebte, genoß und sündigte, geschildert, ohne daß auch nur ein Strich gegen die Wahrheit der Zeichnung verstieß; hatte er bewiesen, daß er die große Welt kenne wie die kleine, daß er den Verbrecherjargon eben so meistere wie die Sprache des wackeren arbeitenden Volkes, wie den „Tschau"-Ton und das aristokratische Näseln, — so hat er in einer gleich langen Reihe von Romanen Wiens Vergangenheit mit Kenntnis und Treue gemalt. Im „Letzten Babenberger" zum Beispiel erhebt er sich zur Kunst eines Walter Scott, ohne die Breitspurigkeit des großen Schotten zu teilen. „Christenmut und Türkenwut", „Die Schweden vor Wien", vor allem aber das in der Pestzeit spielende „Galgenmandl" (wohl sein reifstes Romanwerk) zeugen von gründlichen Studien. Maria Theresia und Josef sind wiederkehrende Lieblingsgestalten. „Die Rose vom Jesuiterhof" zeichnet die Zeit der Rosenkreuzerei und der Jakobinerriecherei. „Die Kassierin vom silbernen Kaffeehaus" führt uns in die liebenswürdigste Periode von Wiens vormärzlicher Literaturblüte. „Madame Totenkopf" macht uns mit dem armen Herzog von Reichstadt bekannt. Der „Tambour von der Mobilgarde" und der prächtige „Alte Naderer" sind lebensvolle Bilder aus dem Revolutionsjahre, und so fort.

Die Neugier packend, vielleicht manchmal ein wenig marktschreierisch, wählte Langer stets die Titel seiner Romane: „Die Schwester von Neudorf", „Ein Grafenkind", „Opfer des Goldes", oder in den Possen „Verfolgte Unschuld", „Der Aktiengreißler" und wie sie alle hießen, diese Legion Langerscher Stücke, die in der Josefstadt und auf der Wieden, im Karl- und im Treumanntheater stets Stürme von Heiterkeit, aber auch Ströme von Tränen entfesselten. Wo sind die Zeiten, da Anton Langer neben O. F. Berg, Berla, Elmar, Friedrich Kaiser und anderen die Wiener Vorstadtbühne beherrschte, — nicht zur Unehre Wiens! Auch von Langers dramatischen Erzeugnissen haben viele einen historischen Kern, so der „Wiener Freiwillige", die vielbejubelten „Zwei Mann von Heß" und der „Judas von anno 9" — eine ganz vortreffliche Komödie, die das tragische Geschick des braven Sattlers Eschenbach behandelt und ein Musterbeispiel des geschichtlichen Volksstückes genannt werden muß. Welcher alte Wiener denkt ohne herzinniges Vergnügen an die „Vereinsschwester" oder an den „Gevatter von der Straße" — mit zwei Glanzrollen der genialen Gallmeyer! Auf der Bühne zeigte Langer dieselben Vorzüge wie als Erzähler: eine nie versagende Erfindung, warmblütige Charakteristik, sichere Beherrschung des Effektes und eine Sprache, die dem Ernsten wie dem Heiteren gleich gewachsen ist, die manchmal derb, aber nie gemein und niemals zweideutig wird . . . .

Langer, der mit körperlicher Schwerfälligkeit, wie sie sich in seinen späteren Jahren einstellte, größte geistige Beweglichkeit verband, wirkte auch als Feuilletonist für verschiedene Wiener Zeitungen, übersetzte Romane von

30*

Sue, Kock, Dumas und Bulwer, schrieb das deutsche Libretto zur einst so viel gefeierten „Madame Angôt" und bewies sich im „Meisterschuß von Pottenstein" als geschickter Singspieldichter. Die materielle Stellung des nur durch eigene Kraft Emporgekommenen war allmählich eine recht behagliche geworden. Die geschäftliche Seite seines Berufs verstand er nämlich unstreitig ebenso gut wie die technische. Die Anpreisung von guten Restaurants und anderen Einkaufsquellen erstreckte sich vom Inseratenteil des „Hans Jörgel" manchmal in den redaktionellen hinein. Die Wiener Wirte usw. wußten, daß das Lob des „roten Büchels", das Tausende wie ein Evangelium betrachteten, wertvoll, daß sein Tadel gefährlich sei. Langer wußte es auch und beide Teile richteten sich darnach. Im „Hans Jörgel" abfällig beurteilt zu werden, war in doppelter Hinsicht peinlich, weil da zum Spotte noch der Schaden kam. Langer hat denn auch, wie man mir erzählte, in späteren Jahren eine strenge Eintrittskontrolle über jene geübt, die zu ihm kamen. Er fürchtete in einem unbekannten Besucher stets einen „verrissenen" Wirt, Fleischhauer u. dgl., der vielleicht kam, um sich handgreiflich zu rächen. Wo Langer in derlei hochwichtigen Dingen das Richteramt übte, hüllte er sich stets in die Toga der absoluten Unbestechlichkeit. Viele Zeitgenossen glaubten ihm die Pose; andere freilich behaupteten, daß zwischen dem Inhalte der Langerschen Kritik und Langers Weinkeller und Speisenkammer oft ein geheimer Zusammenhang bestehe.

Der kleine kugelförmige Mann mit dem trotz aller Verfettung feinen und geistreichen Kopfe war eine bekannte Wiener Figur. Er liebte es, in Hemdärmeln zum Fenster seiner Wohnung hinauszusehen und so seine Volksstudien zu machen. An seiner Vaterstadt, der alten wie der neuen, an Wiens prächtiger Umgebung hing er mit der Liebe des Kenners. Gereist ist er nicht viel. Welterfahrenheit und weltmännische Manieren waren ihm trotzdem nicht fremd. Die Wiener Gemütlichkeit, die er in tausend Hansjörgeleien, in hundert Romanen und Stücken verherrlicht hat, einte sich bei ihm mit einer wienerisch scharfen Zunge und einem unwienerisch starkem Geschäftssinn. Freund eines guten Bissens und eines echten Tropfens, verkehrte er fleißig in renommierten Wiener Weinstuben und Restaurants. Ohne Wirtshaus konnte er nicht leben, auch nicht, als er mit seiner Fallstaff-Figur überhaupt nicht mehr zu Fuße gehen konnte. Endlich warf ihn eine tückische Krankheit hin. Er starb am 8. Dezember 1879 in jenem alten Dreilauferhaus der Wiener Alservorstadt, in dem Ludwig Anzengruber geboren ist. Langer liegt auf dem Zentralfriedhofe begraben.

Nach Oberammergau.

Von Pater **Gaudentius Koch,** Kapuziner.

Schon vor zehn Sommern war es mein Traum gewesen. Doch da ist wieder was dazwischen gekommen, weiß selber nimmer was. Diesmal hatte ich einen besondern Grund, um die Erlaubnis zu dieser Fahrt zu bitten. Schriftwart bei einem verbreiteten Charitasblatt ist ein anstrengender Beruf und das verdient die Erholung. Nun sollte ich es doch einmal sehen, das bedeutendste Schauspiel unserer Zeit, das fortdauernde Abbild der Antike, das christliche Olympia, das ergreifendste, ja das erschütterndste Werk echter, großer, religiöser Kunst, das ruhmbekränzte, unsterbliche Denkmal wahrer Gottesminne aus den schönen Tagen alter Glaubensherrlichkeit.

Im Kapuzinerkloster Sankt Anton in München rüsteten wir gleich nach dem Mittagtisch zur Abfahrt. Am Vorabend war der Schweizerpater Otto vom Pädagogischen Kurs aus Donauwörth eingetroffen.

„Ei, wohin nun die Reise?“ faßte ich ihn.

„Nach Oberammergau.“

„Ich auch.“

„Kennen Sie mich nimmer?“ und er sah mich forschend an.

„Leider nicht.“

„Der Bürkle.“

„Ja, was?“ Jetzt freilich gab's einen kräftigen Handschlag. Seit der Studentenbank hatten wir uns nimmer gesehn und das sind fünfundzwanzig Jahre her.

Gleich nach Tisch feierten wir den Abschied von unsern Mitbrüdern. „Reisen Sie mit Gott,“ sprach der Guardian, „und Gott segne all Ihre Arbeiten!“

Im Hofe regnete es wieder kräftig. Es galt somit, das nächste Tram zu gewinnen zum Hauptbahnhof. Gleich schellte der blaue Wagen die belebte Straße herauf. Und fort ging's mit lautem Gerassel. Und andre Wagen kreuzen mit dem unsern, ein beständig Warnen mit der Tramglocke und die Fußgänger eilen aus dem Weg und Bild um Bild huscht an einem vorüber und endlich ist der Platz vor dem Hauptbahnhof erreicht. „Nach Oberammergau?“ fragten wir die Schaffner in der Halle. Und man wies den breiten Zug von Reisenden nach rechts. Auf dem Starnbergerbahnhof! Und weiter durch Hallen und Höfe. Da standen wir nun auf der freien Bahntreppe in einen dichten Menschenstrom eingekeilt und konnten uns nimmer bewegen. Und doch regnete es wieder stärker. Meine Reisetasche am Boden mußte mir die Beine von einer Seite wenigstens etwas schützen. „Jetzt

stehen wir schon zwanzig Minuten so eingepfercht", sagte mein Nebenmann, ein Herr aus Stuttgart, „so müssen wir Verspätung bekommen." Und immer neue Gruppen drängten von rückwärts aus der Halle hervor. „So wird es fraglich sein," meinte der Schweizerpater, „ob wir auf morgen noch einen Platz bekommen." Doch ich beruhigte ihn; man habe mir schon auf dem Chiemsee gesagt, viele Engländer kämen trotz ihrer Bestellung doch nicht bei diesem Wetter. „O," bemerkte der Herr aus Stuttgart, „wer eine Karte hat, der geht." „Nun," fühlte ich mich sicher, „für mich ist wenigstens eingezahlt." „Mir aber kann's übel gehen," besorgte der Schweizer, „hab' noch nichts bestellt." Und stärker wieder begann der Regen. „Ei, ei!" seufzten wir. Doch die zwei Ladys zur Rechten sprachen jetzt auf einmal deutsch: „Man kann nicht schauen auf das Wetter."

Endlich rückte der Strom von Menschen ein wenig vor. Denn das Gitter war aufgesperrt worden. Doch nur an zwei Stellen, und Mann um Mann mußte dort die Karte erst stempeln lassen. Dann ergoß es sich in Hast den beiden Zügen zu. Nur Doppelzüge fahren nach Oberammergau ab und das wohl alle Stunden an einem Vortag. Das Gedränge nun beim Einsteigen. Die Schaffner versperrten die hintersten Wagen und einige Bedienstete pflanzten sich auf davor, bis die vordersten Wagen sich erst schön gefüllt hätten. Dann fuhr der erste Zug fort.

Wir hatten unsern Platz im zweiten. Pater Otto betete Brevier und an mich war in München eine Reihe Druckbogen eingetroffen, die ich nun im Wagen rasch erledigen konnte. Es war aber kein Leichtes, über dem Knie zu schreiben in dem unruhigen, schütternden Wagen. Einige Blätter der Kochemausgabe. Wie fromm das Gebet ist für die Erschaffung der Sonne: O liebreicher Gott, du wahre Sonne der Gerechtigkeit, ich danke dir tausend und tausendmal für das edle Werk der lieben Sonne, durch die du uns Menschen und allen irdischen Geschöpfen so viel Gutes erweisest. O ihr lieben Engel, die ihr im Himmel wie lauter Sonnen glänzet, helft mir preisen die hohe Allmacht des unendlichen Gottes. — Ach, und draußen regnet es.

Der Starnbergersee! hörte ich die Reisenden sagen, und drüben liegt Schloß Berg, wo Ludwig der Zweite verunglückt ist. Ich hatte zuvor Herrenwörth besucht und das Genie des Königs bewundert. Solche Denkmäler von Kunst und Pracht wird es nirgends mehr geben: sie bleiben die Ruhmeszeugen vom Wittelsbacherhaus.

Weithin zog sich der regengraue See und das Rieseln von oben nahm kein Ende; doch wirkte das Bild nicht ungünstig, denn die düstere Stimmung paßte zum Ernst der Geschichte. Ich verbesserte fleißig an meinen Druckbogen und wie ich das letzte Blatt in den Umschlag schob, da hieß es auch schon: Oberammergau in Sicht! Richtig, man sah den hohen Bühnenbau in der Ferne.

Und der Zug fuhr ein. Der Bahnhof macht den Eindruck eines internationalen Marktes mit seinen riesigen Stangenplakaten. Zum Wohnungsamt! las man hoch in der Weite. Gleich auf der Freitreppe fiel uns im Gewühl ein Jüngling auf mit langen Locken. Na also, ein richtiger Johanneskopf. Und wieder huschte an uns vorüber ein Knabe in bayrischer

Älplertracht, der trug einem Herrn das Köfferchen. Der Junge hatte träumerische Augen und auch das reiche blonde Gelock bis über die Schultern.

Die Straßen von Oberammergau waren belebt, als wären wir auf einem Marktplatz der Stadt. Wir schoben uns zwischen den Massen durch, denn wir wollten gleich zur Wohnungsauskunft, ob denn wirklich keine Karte mehr zu bekommen wäre auf morgen. „Da schauen Sie," sagte Pater Otto auf dem Weg, „daß doch soviel Juden hierher kommen mögen! echte Typen, das ist der dritte, den ich sehe."

„Das können doch keine Juden sein."

„So schauen Sie die Gesichter an."

„Es werden Spieler sein."

„Aber die Züge?"

„Nein, der Ausdruck ist zu schlicht und zu fromm. Das müssen Spieler sein."

Und so war es. Die ganze Überlieferung und Erziehung von drei Jahrhunderten zum Spiel der Passion mag diesem Hohen Rat tatsächlich ein wenig die Linien von Altisrael aufprägen. Und doch ist es wieder nicht ganz das, es ist eben nur das Spiel, das flüchtig die Züge zeichnet und den Ausdruck leiht auf Stunden und Tage.

Gleich bemerkten wir eine Reihe Wagen. „Wollen Sie nach Ettal fahren?" „Nein, aber unsere Taschen möchten wir aufgeben dorthin." „Das geht nicht," kam's zurück; „meine Herrschaften haben selber Gepäck."

Ein andrer junger Mann stellte sich vor: „Nach Ettal?" Wir stellten unsere Frage wie früher. Er wollte die Personen, nicht die Taschen. Na also, fahren wir mitsamt den Habseligkeiten. Hallo! in frischem Trab durch die belebten Straßen. „He, Kutscher, sind Sie auch beim Spiel?"

„Bin bei de römsch'n Soldatt'n."

„Und sonst von Beruf?"

„Bildschnitzer."

„Gut so." Der Bursche hatte einen echten Germanenkopf und Führich hätte ihn wohl zum Grabwächter verwendet. „Hü!" rief er eben, nachdem wieder ein Autl an uns vorbeigesaust war.

Wir unterhielten uns gut mit dem schlichten Menschen. „Daß ihr es aber alle wißt," bemerkte ich ihm, „die Fremden schauen nicht nur auf das Spiel, sondern ebensosehr auf euch, auf das ganze Volk." „Das wird man diesen Leuten nicht erst sagen müssen," meinte Pater Otto. „Wir wissen es," gab der Oberammergauer klug zurück, „man predigt uns das auch so."

Gegen Abend öffnete sich ein Tal. Nebel zogen wie Geister in der Ferne hin. „Das ist die Richtung nach Füssen," belehrte uns der Kutscher, „jetzt schaut dann Ettal bald heraus." Noch einen Bug und aus der Ferne tauchte es empor, die schöne Kuppel über den ausgedehnten, weißschimmernden Klosterbauten. Und sanft stiegen rundum die Waldhügel empor. Es ist wirklich, als glänzte eine kostbare Perle herüber aus smaragdener Fassung. Die Rundkirche mit ihrer Kuppel ist ja schon von außen die Form der Perle und doch ist von innen erst ihre ganze Herrlichkeit.

Alte Bäume ragen vor dem Klostertor. Und echt bayrisch führt vor dem großen Eingang rechts ein Pförtchen über eine ausgetretene Leutestiege

ins Bräustübl. Und die hohen rauschenden Bäume geben dem Schankgarten davor eine gut klösterliche Weihe.

Jetzt betritt man durch einen Tunnel den großen Klosterhof, da ziehen sich die Bauten weitab im Geviert und vor einem ragt die stolze Kirchenfront. In der Tat, eine königliche Abtei. In der Mitte schwingt sich hoch die Kuppel empor und daneben, doch in schönem Abstand, flankieren zwei ansehnliche Türme. Aus der Ferne dahinter lugt ein alter Satteltürm heraus, wie ein ernstes Siegel aus den Tagen Kaiser Ludwigs des Bayern. Ludwig der Bayer hatte hier ein kleines Abbild vom sagenhaften Gralstempel errichten wollen, doch baute er anstatt byzantinisch-romanisch in ernster Gotik. Es hat etwas ätherisch Feines gehabt, das alte Gotteshaus von Ettal. Gegenwärtig ist alles übertragen in Rokoko, doch die Fremden können nur staunen über das Werk.

Der Mönchschor ist für sich eine eigene Rundkirche. Und das ist nun das Auffallende: von der Mitte des Schiffes sieht man wohl den Hochaltar recht gut, und weit von der Seite auch noch, die Mönche dagegen in ihren Stallen sieht man nicht. Der Klang der Orgel sodann in diesen Hallen wirkt wie ein Zauber aus fernem Waldgrund.

Nun rasch zur Pforte. Wir hatten uns leider nicht anmelden können und waren jetzt in Verlegenheit. Doch der freundliche Gastpater sagte: „Für Kapuziner ist immer noch Platz." Und gleich ging er vor uns her, schloß die Tür auf zu einem bescheidenen Remter und der Bruder Hermann brachte eine Erfrischung. Dann wies man uns ein helles Zimmer an.

Beim Abendtisch im Gastflügel begrüßten wir Gäste aus allen Ländern. Der Generalminister der Konventualen war aus Newyork eingetroffen. Wir verbeugten uns tief, als er hereintrat. Einem Franziskaner aus Oberösterreich drückte ich die Hand. Zwei junge Herren stellten sich vor als Prämonstratenser aus Tepl. Ein Bernhardiner von Mehrerau sprach sein unverfälschtes Schwäbisch. Und ein feines Herrchen sagte gebrochen: „Ich bin ein belchischer Jesuite." Er gehe nach Krakau, erzählte er, um polnisch zu lernen, denn in Belgien gebe es viele Polen. — Weltpriester waren da aus allen Gegenden und Laien von jedem Beruf.

Der Abt erschien, grüßte väterlich und begab sich an seinen Platz. Dann begann er das Tischgebet und wir alle sprachen die Psalmverse mit. Der Abt wollte dem Generalminister durchaus den Platz abtreten, doch dieser dankte entschieden, dafür mußte er sich nun zur Rechten setzen.

Uns zwei Kapuzinern gegenüber saßen mehrere Hochschüler der „Austria" von Innsbruck, Rheinländer von Geburt, lauter herzfröhliche Burschen, die uns mit ihrer unverdorbenen Heiterkeit ganz köstlich unterhielten. Sie neckten einen Alten Herren ihrer Verbindung und konnten seine Pfründe nicht genug rühmen. Soviele Schwänke wußten sie, daß ich mich schließlich an meinen Ordensgenossen Pater Otto wandte, er möchte seinen Exerzitienvortrag beginnen, um diesem Bilde voll sonniger Lebensluft die nötigen Schattenzüge nicht vorzuenthalten.

Er räusperte sich schon, und hätten wir ihn nicht noch rechtzeitig in Ruhe abgelenkt, er hätte schließlich eine Kapuzinade begonnen über unser zu lautes Lachen bei Tisch.

Nach Tisch, hieß es, sollten wir uns mit Pater Hilarius besprechen wegen der Schauspielkarten für übermorgen, er mache alles telephonisch von hier aus.

So geschah's. Pater Hilarus riet uns, nur ersten Platz zu nehmen, wir würden es nicht bereuen. Das Mittagessen würde er für uns bestellen in der Pension Schmid. Er hat denn auch alles aufs vollkommenste erledigt. Der Abend brachte mir eine böse Überraschung: ich fand mein Brevier nicht mehr. Und wir suchten überall. „Am Ende haben Sie's im Wagen vergessen", meinte Pater Otto. So mußte ich eins leihen.

Am andern Morgen, Sonntag, feierte ich schon um fünf Uhr das heilige Opfer. Ein jüngerer Bruder geleitete mich zum Hochalter. Da flog mein Blick wie unabsichtlich hinauf zum Gnadenbild und der Eindruck ist mir unvergeßlich. Ich sah ein Madonnengesicht von so feinen Zügen, daß ich die Augen gleich wieder senken mußte, wie um den Eindruck nicht mehr zu verlieren: nicht anders, als wie wenn ich einen Schatz gehoben hätte, den ich nun flüchten müßte.

Später bin ich wieder vor dem Bild gekniet. Die Madonna hält den Knaben stehend auf dem Knie und lehnt sich zurück von ihm, wie um ihn zu betrachten und selig zu sein in ihm.

Ihr Ausdruck ist so vornehm und doch so lauter Liebreiz, daß ich den alten Benediktinerbruder verstand, der mich so glücklich anlachte: „Nicht wahr? Unsere Frau ist aber schön!"

Und hoch oben als Altarblatt ist Mariä Himmelfahrt. Gemalt von Martin Knoller, ein Prachtstück von unserem tirolischen Meister. Und Goldrosen liegen auf dem Marmorgesims darunter und hängen darüber herab, als wenn sie den Engelchören entfallen wären auf dem Siegeszuge in die Heimat.

Den Tag gut auszunützen, unternahm ich im Laufe des Vormittags den Ausflug nach Linderhof. Der Himmel hatte sich aufgehellt und es war erquickend die Wiesenpfade hinab. Wie schwere Diamanten funkelten die Tropfen aus dem Gras. Und dann der Marsch durch den duftigen Wald dahin. Wozu da die weite Fahrstraße? Die Bergzüge weisen ja die Richtung, also kürzen wir ab. Doch wie übel kam ich an: die Ammer hatte die Waldwege zerrissen und zweimal, dreimal durfte ich durch das Wasser waten.

Den Glanz der Königsschlösser laß ich andere schildern: auch Linderhof ist wie ein Märchentraum. Wenn man nun in den Berg hineingeht zur Grotte, so leuchtet es bald blau, bald rot aus einer Seitenhöhle herauf, dann rauschen die Wasser und man gelangt an einen See, ein Schwanennachen liegt darin und in der Ferne schaut man Tannhäusers Hochzeit im Venusberg. Aus hoher Felsenritze aber leuchtet vom Nachthimmel ein Stern.

Zur Vesper war ich wieder in der Abtei und dieser Gottesdienst bleibt mir wertvoll für alle Zeit. Im Chore vorne sangen auf der einen Seite die Mönche, auf der anderen die Singknaben. Im Schiffe sodann war die ganze übrige Schar der Zöglinge. Und alles sang wohlgeübt die Vesperpsalmen mit. Man dachte an die alten Stiftsschulen wie etwa Sankt Gallen, wo die Römischen Kaiser sogar den frommen Weisen lauschten vom alten Choral. Die Fremden in der Kirche waren denn auch Aug und Ohr, und es sagten alle, mit denen ich darüber sprach: „Es war eine schöne Feier."

Am anderen Morgen stand die stattliche Schar von Spielpilgern an der Landstraße unter der Abtei Ettal, vor dem Gasthaus, wo die Autos vorbeisausen von Garmisch her. Der Generalminister war da, mehrere Benediktiner, unter ihnen Dom Hildebrand von Sant Anselmo, ein Pater aus Sankt Bonifaz in München, einige Prämonstratenser, die Reihe Weltpriester, unter ihnen der Direktor vom Deutschen Hospiz in Jerusalem, und Laien eine reiche Zahl. Und eben dröhnte wieder ein Autl daher, der größte Staatsomnibus. Doch gleich war es voll und wir mußten warten. „Nur ruhig," hieß es, „Sie kommen alle noch zum Spiel." Und noch zweimal ging es uns so.

Am Waldgebirge gegenüber zogen die weißen Wolkengestalten hin und in der Abtei läuteten sie zum Konventamt. Und jetzt begann ein Schwarzplättchen in der alten Linde beim Kloster sein schmetterndes Lied. Doch blieb der Himmel trüb. Und beim vierten Wagen endlich kamen wir zu. Wenn es nur schon ginge! Der Benzingeruch, der einem hereinfährt in den Wagen, ist ungenießbar. Doch endlich dreht sich das Ungetüm. Noch mehrere warten an der Straße auf das nächste Autl: wir aber sausen jetzt fort. Die Nebelbilder über der Landschaft ziehen in den mannigfaltigsten Bildungen dahin. Bald sieht man zur Linken in die Talferne hinab, wo Schloß Linderhof im Grunde sich hinbetten mag. Die letzten grünen Bergzüge dämmern nur noch so mythisch herauf, und wenn man das Gebirge so schaut, dann muß man wohl glauben an den Venusberg und Tannhäusers Hochzeit und all die Sagenherrlichkeit.

Doch alles verschwand vor dem Bilde, das jetzt in der Weite vor uns emporstieg. Ein einzelnes Bergstück schob sich über der Ammer drüben gegen uns vor, wie aus der Nebelwelt emporsteigend, und hinter ihm vor drängte sich die Nebelflut, grenzte ihn ab und hob ihn heraus, und jetzt und jetzt steigt zur Rechten von ihm, doch mehr zurück, ein mächtiger Bergkegel auf, ganz jäh, ganz pfeilerartig, und sieh, zur Linken, ebenfalls mehr zurück, ein anderer von gleicher Gestalt, auch pfeilerartig: man hatte deutlich zwei Wächter und in der Mitte von beiden den Berg vor sich, an dessen Fuß sich Oberammergau lagert. Das war doch zu schön, das muß ja eine poetische Erfindung fordern: das sind zwei Memnonssäulen, die wohl tönen werden beim Sonnenaufgang, das sind zwei Cherubim, die da stehen neben Oberammergau als überirdische Wacht. Und jetzt, wie die Nebelbilder so stiegen und sich dehnten, war es, als ob die zwei Wächter ihre Flügel entfalteten, ihre Arme ausbreiteten über das brave Volk, das seinen Ahnen so treu geblieben und das Jahrzehnt um Jahrzehnt sein Gelöbnis gehalten hat durch alle Stürme einer Welt da draußen mit ihrem gottesleeren Herzen voll Zweifel und Unwahrheit.

Die ländlichen Häuser stiegen vor uns auf, schon fuhren wir an den nächsten vorüber. Es empfiehlt, daß überall Blumen über die Fenstergesimse herabhängen. Sieh, auf dem Brunnenstock steht ein Heiligenstandbild; auch das ist echt ländlich und fromm. Und der Kirchturm mit seinem Zwiebeldach lugt über die Häuser her: wir sind schon mitten im Dorf. Da hält das Autel vor dem Wittelsbacherhof. „Wieder die Köpfe von Altisrael," sagte mein Begleiter. Durch das Gewühl des Marktbildes sah man da und dort wieder eine Gestalt mit langen Haaren; doch waren die Leute schlicht

und ländlich gekleidet, echte Dörfler. An den Schaufenstern sahen wir ihre schönen Schnitzereien ausgestellt und über einem Treppenaufgang hieß es: Zur Krippenausstellung. So ist's recht und so soll Oberammergau bleiben.

Da ragte schon das Schauspielhaus. An den verschiedenen Eingängen stehen die Hunderternummern der Sitze, zu denen man da jedesmal gelangen kann. Uns traf es weit nach vorn, wir hatten 335 und 336. Die nächste Pforte, richtig. Der Bau für die Zuschauer ist wie eine hohe Bahnhofhalle und das Gewühl drum herum ist auch ganz so. Wir kommen in das Vorhaus, da braust uns das Stimmengewirr entgegen von den Tausenden, die schon an ihren Plätzen sind. Weit hinauf, Kopf an Kopf. 335 und 336. Durch den engen Gang zurück höher, höher, zur Linken hinüber, da beginnt die Reihe mit 320. Gut so, ich schaue zurück, man übersieht glücklich die ganze Bühne. Während der Zuschauerbau hoch überwölbt ist, liegt die Bühne selber offen draußen. Man hat in der Mitte das Spielhaus, schön wie ein attischer Tempel, mit sanft ansteigendem, breitem Spitzdach. Auf dem Vorhang ist der Moses von Michelangelo gemalt. Hoch oben am Fries ist Jesus als die Zuflucht aller.

Ganz zu äußerst rechts und links schließt eine offene Halle die Bühne ab. Zu diesen Wandelhallen führen schöne Treppen empor. Und an diese Säulenlauben reihen sich offene Bauten an mit echten Palmbäumen neben den Treppenaufgängen. Und jetzt zwischen diesen Palastbauten und dem Tempel in der Mitte sehen wir zu beiden Seiten in die hellen Gassen von Jerusalem mit ihren altersgrauen Mauern und flachen Steinkuppeln. Hoch in die Bühne grüßen Bäume von draußen und aus der Ferne herüber die grünen Hügel der Landschaft. Der Boden der Bühne ist Asphaltgrund, ganz wie eine Stadt es braucht.

Ich hatte noch meinen Bleistift zu spitzen und mußte für den Augenblick aufstehen. Gleich scholl es von weiter zurück mit gebieterischer Stimme herunter: „Sedeat!" Die Leute neben mir sahen betroffen zurück. „Es hat ja noch nichts angefangen!" verteidigte man mich, „dann aber versteht sich's von selbst" „Ist ein anmaßender nordischer Pfarrer," sagte mir Pater Otto, „die Augen hat er ganz heraus." Ich selber hatte mich freilich niedergesetzt, ohne indes zurückzusehen.

Und jetzt beginnen in der Tiefe vor uns, dicht unter der Bühne, die ernsten Weisen vom Orchester. Das Stimmengesums hat plötzlich aufgehört, es ist, wie wenn die Wellen sich glätten auf der See. Die Musik hat etwas Beruhigendes, sie mahnt zur Sammlung und Einkehr. Der Prior von Ettal hatte uns gesagt, im Passionsjahr dürften die Oberammergauer keinen Ball und keinen Tanz abhalten, auch im Fasching nicht, zweitens bevor die Spielzeit eröffnet werde, gingen alle Spieler zu den Sakramenten, und drittens, bevor der Vorhang aufgehe, während die Musik noch spiele, beteten sie drin kniend ein Vaterunser. Das war also jetzt. Und die Musik betete auch, denn diese Melodien flehten um Andacht und waren wie eine Antwort von oben.

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!

Nun treten von beiden Seiten langsam und feierlich Gestalten hervor in farbigen Talaren, Männer und Frauen. Aus den Seitenhallen

kommen sie, steigen herab auf die Bühne und stehen nun still in langer Reihe, so daß sie die ganze Breite der Bühne brauchen. Harmonisch nach den Farben stehen sie geordnet. Da hat die äußerste Gestalt violett, dann kommt orange, dann grünlich, dann ein Himmelblau, jetzt ein Gelb und wieder ein Tiefgrün und so fort. So prangen sie in ihren farbigen Mänteln, auf dem Haupte den Goldreif. Der Chorführer ist ganz in Weiß gekleidet und hält den hohen Stab mit dem Goldknauf. Die Musik hat jetzt in Gesang übergeleitet und nun spricht der Rhapsode in der Mitte den Gruß an die Tausende und legt ihnen die Feier dar. Und schon tritt die Sängerreihe von der Mitte aus zu beiden Seiten etwas zurück, mehr dem Spielhaus zu, so daß sie nun von diesem schief abstehen gegen die beiden Enden der Bühne hin. Und der Vorhang geht auf und aus so manchem Munde hat sich ein leises Ah nicht ganz überhören lassen: wir schauen im lebendem Bilde die Vertreibung aus dem Paradies.

Ich will es gleich sagen. Was die lebenden Bilder betrifft, so sind sie schlechthin tadellos zu nennen, geradezu vollkommen. Da fehlt nichts, weder in der Linienführung noch in der Farbenstimmung; jedes Bild ist ein Kunstwerk und wie reine Musik. Und wieder folgte ein Bild, die Verehrung des Kreuzes, und die Chorsänger verherrlichen es und treten wieder ab.

Dann also beginnt der Einzug Christi in Jerusalem. Man hört weit aus der Ferne her den Jubel und das Singen von Israel, ein Volksfest muß im Zuge sein. Und Kinderscharen kommen und rufen in einem Tone immerfort: „Heil dir, heil dir, o Davids Sohn!" Und die Musik begleitet ihre Weisen und immer mehr Leute kommen, aus fernen Gassen strömen sie hervor und in breitem Zuge wallt es über die Bühne, Gruppe um Gruppe, die eine schöner gebildet als die andere, und immer mehr, der große Tempelplatz ist schon besetzt, ein ganzes Volk sehen wir vor uns. Sie schwingen Palmen, sie streuen Zweige, und hoch aus den Massen ragt auf seinem Reittier der Heiland, der große Wundertäter, der Sohn Gottes selber, dem all der Jubel gilt, dieser Messiastriumph. Und jetzt ist er schon nahe, die erste Schar weicht ihm aus im Vordergrund der Bühne, sie breiten einen Teppich vor ihm her, ungemein malerisch geht es vor sich, und würdevoll steigt er nieder von seinem treuen Tier. Ich weiß nicht, das alles ging so wie von selbst, man sah das Absteigen gar nicht und der Heiland blieb stets hoch aufrecht sichtbar. Und alles ist ausgewichen vor seiner Machtgestalt, ganz allein steht der Herr jetzt im Mittelgrund und vor ihm liegt die Tempelvorhalle offen da, die Händler machen sich breit und lärmen an ihren Wechslertischen und andere mit ihren Schafen und Tauben im Korb. Hoch und herrlich steht der Herr: „Was seh ich hier?" Und seine Stimme ergeht wie die ihres Gebieters, und machtvoll tritt er unter sie: „Ist das Gottes Haus?" Und seine Stimme ist stark und klar und wie Edelmetall aus einer anderen Welt. Und wie Christus nun die Käufer und Verkäufer vertreibt, wie er die Tische stürzt und den Käfig mit den Tauben, das geschieht so würdig, fast hoheitsvoll, ganz anders, als man sonst dergleichen sieht; alles ist zum Malen schön und jeder Zug ästhetisch durchgeführt. Den Taubenkorb hat der Herr wie in Mitleid rasch niedergelegt, das Gitter fällt und

wie auf ein Zeichen flogen die Tauben in schönem Flug hoch herüber in den Zuschauerbau und wieder hinaus in den blauen Himmel über Jerusalem fort.

Über den Christus möchte ich einiges sagen. Wenn einer das spielen kann unter uns, so wird es wohl Anton Lang sein. Ich habe seinerzeit den Christus von Brixlegg achten gelernt, ich habe mit Ergriffenheit dem Darsteller von Inzing zugehört, gewiß, sie vertreten ihre Rollen und verdienen Anerkennung und Ehre; vor dem Mann von Oberammergau jedoch mögen sich alle tief verbeugen. Oberammergau hat aber auch eine dreihundertjährige Überlieferung, Erziehung und Schule hinter sich, und so kann es nicht anders sein, als daß diese Leute eine eigene Gabe mit auf die Welt bringen, sie leben und atmen ganz in der höheren Atmosphäre der Passionsidee, und darum ist denn, was sie bieten und wie sie es bieten, alles Geist und Wahrheit. Ich möchte sagen, Blut vom Evangelium kreist in ihren Adern. Anders kann ich nicht sagen.

Darauf der losbrechende Ingrimm der Synagoge, der Krieg zwischen Priesterschaft und Volk, zwischen dem hoch sich bäumendem Weltgeist und der stillen, frommen Einfalt: doch die Finsternis wollte ihr Recht.

Aus der Hölle herauf stiegen die Geister all,
Die vom Anfang der Welt trotzig sich aufgelehnt.

Und das Vorbild wird entrollt. Die Söhne des Patriarchen Jakob beschließen, ihren jüngeren Bruder Josef aus dem Wege zu räumen. Jetzt folgt die erste Sitzung vom Hohen Rat. Wieder ein wahres Meisterstück. Man denke nur wieder. Der ganze Mittelbau der Bühne ist Ratsaal. Auf ihrem Hochsitz prangen in der Tiefe Annas und Kaiphas, um sie gruppieren sich in doppeltem Halbkreis zu beiden Seiten herab die Sitze der Priester und Schriftgelehrten. Und jeder in anderer Farbe und jede Farbe gestimmt zum Nebenmann und alle Farben eine ernste, ja düstere Symphonie. Und dann der Kaiphas. Eine Gestalt, wie geschaffen zu dieser Würde, eine Stimme, alles überwältigend, wie eine weithin schallende Glocke. Und dieses Selbstbewußtsein des Demagogen, dieses Pochen und Großtun, weil er das Volk hinter sich hat. „Moses! Moses ist unser Prophet und kein anderer.“ Und dieser Annas. Ganz der Typus des selbstsüchtigen jüdischen Priesters, erstarrt in den Überlieferungen des Rabbinertumes, nicht Geist und nicht Wahrheit, doch äußeres Gesetz und Buchstabengerechtigkeit und irdischer Messiasstolz und jetzt ganz die kalte Verknöcherung in Haß und Ingrimm gegen den schlichten Heiland von Nazareth, der gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren war.

Und die Stimme dieses Annas, wie sie ganz fiebert, ganz durchtränkt, durchsättigt ist von unheimlicher Wut. Und wie er seine Leute umarmt, zum Dank dafür, daß sie einstimmen in den Mordanschlag auf den Herrn.

In Kaiphas verkörpert sich mehr die Herrschsucht, die Unabhängigkeit und Ausschließlichkeit des Auserwählten Volkes und in Annas ein unversöhnlicher infernaler Fanatismus. Die Rede von Kaiphas bleibt ein Meisterstück, und Annas wirkt durch seine geheimnisvolle Persönlichkeit wie ein dämonischer Zauber auf den Hohen Rat; sie stehen alle unter seinem Bann, wie unter einer außerirdischen Gewalt.

Es ist sodann ganz treffend, wie die vertriebenen Händler vom Tempel als Ankläger auftreten, wie sie ihren Schaden groß machen und zu Hetzern sich hergeben gegen Jesus von Nazareth. Ja ja, gepriesen sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Mit welcher Spannung alles dem Vortrag folgte, merkte man, wenn wieder eine Seite vom Textbuch fertig war: wie auf Befehl wendeten die Tausende das Blatt um, es war wie ein Rauschen im Hochwald.

Die dritte Vorstellung leitet ein zum Abschied von Bethanien. Der Chor tritt wieder auf. Wir schauen den Abschied Tobias' vom Vaterhaus, und wie eine ländliche Weise tönt es dazu:

Freunde, welch ein herber Schmerz
Folterte das Mutterherz,
Als an Raphaelens Hand
Tobias in ein fremdes Land
Auf Befehl des Vaters eilte.

Und immer die passende morgenländische Landschaft in der Szenerie. Man konnte sich nicht sattsehen. Und erst das Bild der Braut vom Hohen Lied, wie sie den Bräutigam verloren. Und diese traumgleich schöne Landschaft.

Und jetzt die liebliche Szene vom Gastmahl in Simons Haus zu Bethanien. Magdalena erscheint und salbt dem Herrn die Füße. Das geschieht alles so würdig, so schön; man wird ergriffen davon. Und dann muß der Abschied erfolgen. Wir stehen im Garten von Bethanien. Die Palmen wehen im Abendhauch und die Sterne sind wohl schon aufgegangen. Maria mit ihren Freunden nimmt Abschied vom Erlöser: „Liebster Sohn! Mit Sehnsucht eilte ich dir nach, um dich noch einmal zu sehen, ehe du hingehest."

Ist das ein Klang! Diese Maria hat eine Stimme wie tönendes Gold.

Christus: „Mutter, ich bin auf dem Wege nach Jerusalem."

Maria: „Nach Jerusalem? Dort ist der Tempel von Jehova, wohin ich dich einst auf meinen Armen trug, um dich dem Herrn zu opfern."

Christus: „Mutter, jetzt ist die Zeit gekommen, da ich nach dem Willen des Vaters selbst mich opfern soll. Ich bin bereit, das Opfer zu vollbringen, das der Vater von mir fordert."

Maria: „Ach, ich ahne es, was dies für ein Opfer sein wird."

Und der Herr spricht dann: „Meine Seele ist jetzt betrübt. Und was soll ich sagen: Vater, rette mich von dieser Stunde? Doch dieser Stunde wegen bin ich ja in die Welt gekommen."

Und den Lippen der Mutter entschwebt die Klage: „O Simeon, Simeon, ehrwürdiger Greis."

Und sie begehrt noch eins vom Sohn.

Christus: „Was begehrst du, meine Mutter?"

Maria: „Daß ich mit dir in den Kampf der Leiden, mit dir in den Tod gehen darf."

„Und doch kann es nicht sein. Du wirst mit mir leiden, wirst meinen Todeskampf mitkämpfen, dann aber auch meinen Sieg mitfeiern."

Und der Sohn wird mehr als je zum Menschensohn; er küßt die Gute, sein Liebstes auf Erden, noch zum Dank: „Mutter, Mutter! Für die zärtliche Liebe und mütterliche Sorgfalt, die du mir in den dreiunddreißig

Jahren meines Lebens erwiesen hast, empfange den Dank deines Sohnes. Der Vater ruft mich. Lebe wohl beste Mutter."

Man hörte es fast, wie Christus seiner Mutter den Abschiedskuß noch gab. Dann aber ein entschiedenes Sichaufrichten, mit seinen Jüngern schreitet der Herr von dannen, dahin und hinaus in den Abend. Und auf der anderen Seite haben wir Maria mit Johannes und den Frauen, wie sie ihm noch so voll Jammer nachsehen, ihm nochmals einige Schritte nachgehen wollen, er sich aber nimmer umkehrt, und wie sie ihm nun umsonst ihre Hände nachstrecken in die Ferne, Jerusalem zu. Es ist ein Bild gewesen von tiefster Wirkung. Man hörte weit hinauf leises Schluchzen und verhaltenes Weinen.

Es sollte sodann der letzte Gang nach Jerusalem folgen. Wieder kam ein lebendes Bild: Assuerus verstößt Vasthi und erhebt Esther. Und der Chor singt seine Strophen: Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zu deinem Gott! Bald singt ein Tenorist, ein Bariton löst ihn ab und wieder singen alle. Der vortragende Sänger begleitet sein Lied stets mit einigen ruhigen, ästhetisch schönen Gebärden. So recht aus der Seele kommt alles, nun fällt der ganze Chor ein, alle vierzig in der Front, und bald begleitet dieser, bald jener sein Wort mit ernsten, feierlichen Gebärden.

Christus tritt auf mit seinen Jüngern. Gleich sage ich wieder, daß die Jünger nicht schöner hätten stehen können. Sie stehen in Gruppen, die passenden Farben zusammengestellt, jede Gruppe in anderen Farben und in glücklichster Linienführung. Und drüben in der Ferne thront Jerusalem. „Meister sieh', welch herrliche Aussicht!" Der Herr aber spricht ernst: „Jerusalem, Jerusalem, o daß du es doch erkenntest!" Und der Erlöser weint. Er wendet sich einen Augenblick etwas gegen uns zurück und hält die Hand vor die Augen. Doch ist alles so edel und wieder so schlicht und so wahr, so stark und würdevoll, daß man staunt, ob diese Erscheinung wirklich sei oder eben nur Spiel. Der Christus von Oberammergau ist nicht eigentlich weich, ein Ton nur ist weich, sonst ist alles Würde und ragende Größe.

Dann trifft der Heiland Anstalten zum Ostermahl. Und unterdessen begibt sich Judas fort und ein Rabbiner verhandelt mit ihm über den Verrat. Der Judas hatte ein zinnoberrotes Kleid und einen feuergelben Mantel übergeworfen, eine wahre Höllenfarbe von Ansehen.

Vor mir gab jetzt der Amerikanerjunge keine Ruhe mehr. Zwei Damen hatten den Fünzehnjährigen in ihrer Mitte, die ältere zur Rechten konnte seine Mutter sein, die jüngere links seine Schwester. Sie hatten ihr englisches Textbuch, er keines, so hatte er beständig nach links zu wispern und sie zeigte ihm wieder die Stelle im Buch. Dann kam ich wieder mit meinem Pst! Der Bub hat mich etlichemal ganz aus der Andacht gebracht. Doch die Schwester hatte ihn eben wieder angestoßen, nun mußte es wohl wieder reichen auf zehn Minuten.

Auf das Abendmahl hatte ich lange zuvor wirklich Angst gehabt. Vor zwanzig Jahren hat mich ein Freund aus der Schweiz in Innsbruck besucht. Er kam von Oberammergau und war ganz glücklich über das Geschaute. „Nur das Abendmahl," sagte er, „das hat mich nicht befriedigt." Ich hatte sodann vom Tische des Herrn zu Brixlegg einen ungünstigen Eindruck mitgenommen. Die Geste, wie dort der Herr den Jüngern die heilige Hostie

darreichte, war einfach eine wohl geübte Wellenlinie und weiter nichts! So hatte ich Kummer, ob man in Oberammergau das höchste Geheimnis unseres Glaubens würdig darzustellen imstande wäre. Und richtig, es hat meine Erwartung noch übertroffen. Ich meine, wenn irgend auf Erden hohe Würde sich geziemt, so geziemt sie sich der Eucharistie gegenüber. Das Abendmahl von Oberammergau nun war wirklich eucharistisch.

Schon das Vorbild vom Mannaregen und vom Wasser aus dem Felsen war eines Raffaels wert. Das waren Gemälde, wo gleich zwei- bis dreihundert sich zur künstlerisch schönen Gruppe vereinigten. Und gleich nach dem Chorlied geht der Vorhang auf und wir schauen Christus bei der Osterfeier. „Sehnlichst habe ich darnach verlangt, dieses Osterlamm noch mit euch zu essen, ehe ich leide."

Und die Fußwaschung geht vor sich. Und dann das Geheimnis der Eucharistie. Bei der Einsetzung des Abendmahles erhob sich Christus, es war wie eine Weihe über seinem erhobenen Blick, wie Licht fiel es aus der Höhe auf ihn herab. „O Vater, gib deinen Segen!" Er senkt sein Haupt und schweigt einen Augenblick und groß spricht er das Wort: „Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib!" Und aus fernen Himmeln ertönte jetzt ein Singen herüber, ein eucharistischer Preisgesang. Und Christus reicht den Jüngern die heilige Hostie. Das tat er so schön, wie man nach den Rubriken der Liturgie umgeht mit dem Höchsten Gut. Und Johannes neigt sein Haupt und faltet die Hände. Und so reichte der Herr seinen heiligen Leib an alle dar und man hätte meinen mögen, es wäre Wirklichkeit. So übergab der Herr den Kelch mit seinem Blut. Nachdem Johannes davon genossen und gedankt, nimmt er den Kelch ab mit beiden Händen, wie man die Monstranz trägt, und so geht der Kelch von Hand zu Hand. Wie der äußerste Apostel links den Kelch mit dem Blute des Herrn verkostet, erhebt er sich mit diesem Heiligtum und tritt feierlich hinter dem Tisch heraus, um den Kelch hinüberzutragen zu den andern drüben. Während er aber mit dem Kelch langsam in die Mitte kommt, ist schon mit Andacht der Jünger von drüben rechts hier eingetroffen und nimmt den Kelch mit beiden Händen ab, wie man die Monstranz abnimmt, beide wenden sich einwärts gegen Christus und kehren an ihren Platz, der zweite mit dem Kelch an seinen Ort zur äußersten Rechten; so geht der Kelch wieder feierlich von Hand zu Hand, bis auf Christus zurück. Nein, so können nur fromme Katholiken das Abendmahl erfassen und spielen. Ich hielt mir die Hände zum Schutz neben die Augen, legte die Finger über die Brauen vor, daß das grelle Licht von oben und von der Seite mir das Bild nicht störe und ich zitterte vor Ergriffenheit bei diesem Abendmahl. Und der Gesang aus den Höhen dauerte immer noch fort.

Das Tragische steigerte sich jetzt; das Vorbild erinnert uns daran. Josef wird von seinen Brüdern verkauft. Die Verhandlung im Hohen Rate geht vor sich: alles voll Leben und Wahrheit. Dann das lebende Bild, wie Adam sich müht im Schweiße des Angesichts, und wieder wie Joab unter dem Vorwand des Kusses Amasa durchbohrt.

Und nun die Szene vom Ölberg. Diese Trauer des Herrn, dieses Ruhesuchen, diese Hilflosigkeit, es ward so treu alles wiedergegeben wie nur aus der Betrachtung heraus. Dazu der düstere Blauschatten in der Szene.

Sieh, der Herr geht wieder müde am Gefelse hinauf und wirft sich nieder: „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!" Zum zweitenmal steht der Heiland auf und geht ruhesuchend und elend umher und muß die Jünger schlafend finden. Zum drittenmal geht er hin, müde, so müde, tief gebeugt unter seiner Last und steigt empor den Pfad; er wirft sich nieder und ringt die Hände: „Mein Vater, dein Urteil ist gerecht! Siehe, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Doch, Vater, du forderst dieses Opfer. Vater, der Kampf ist heiß. Die Schwere des göttlichen Gerichtes liegt auf mir!" Und wie der Heiland nun niedersinkt: „Mein Vater, es geschehe dein Wille!" da ging eine Rührung durch all die Tausend, man hörte es wieder wie unterdrücktes Weinen. Nun erscheint der Engel und reicht dem Herrn den Kelch zur Todesnot.

Gestärkt von oben erhebt sich der Herr und aufrecht steigt er herab, wieder groß und herrlich tritt er unter seine Jünger. Jetzt beginnt die Stunde der Finsternis.

Aus der Ferne, von weit her kommen sie mit ihren Laternen und im Glanz ihrer Waffen und die Gefangennehmung geht vor sich.

Wenn man den Judas so spielen sieht, so erschrickt man vor ihm. Kein Wunder, was mir die Wirtin vom Seespitz erzählte. Wenn die Engländer ihre Wohnung bestellen, so fügen sie bei: „Aber beim Judas nicht." Deswegen hat der Judas von Oberammergau sein Haus heuer wieder an jemand andern verpachten müssen, daß er doch Leute bekommt in die Wohnung. Beim Christus dagegen möchte halb England Herberge nehmen. Alles wollten sie zahlen, wenn er sie aufnehme, sie hätten das bereits versprochen über dem Kanal: nur bei ihm würden sie wohnen. Er sei aber auch das Muster eines christlichen Hausvaters und habe ein ideales Familienleben. Die Wirtin vom Seespitz hat mir gesagt: „Der Christus von Oberammergau ist wirklich so fromm wie er spielt."

Das vormittägige Spiel war jetzt vorüber und es gab eine Pause von zwei Stunden. Man war wirklich müde und bedurfte der Rast und der Stärkung. Für uns Ettaler war alles schon angeordnet in der Pension Schmid.

Wir machten uns dahin auf und es war wieder kein leichtes, durch dieses Menschengewühl einander nicht zu verlieren. Und doch hatte man beständig auf den Boden zu achten und die Kutte zu halten, denn es war grausam kotig vom beständigen Regen.

In der Pension traf's mich an den Tisch zu vier amerikanischen Damen und mir gegenüber saß der Minoritengeneral. Der ganze Saal war vollbesetzt. Man speiste geradezu vortrefflich für die drei Mark. Als die älteste der Damen mein Glas Limonade sah, meinte sie: „Sie erkälten sich ja den Magen!" Da zeigte ich ihr über den Tisch hinüber den kleinen Finger meiner linken Hand mit dem Gichtknoten vorne beim jüngsten Glied. Da lachte sie laut auf: „Das hab ich auch!" und konnte mir zwei Finger herüberzeigen mit den Gichtknoten daran; sie hatte aber doch das schäumende Bier vor sich. Und eine andere der Damen meinte: „Es gehört zu den Fremden Sünden, in Bayern kein Bier zu trinken." Auch der General aus Rom schien sich wohl dieser Sünde zu fürchten, denn er tat wie alle andern. Dann führte die alte Amerikanerin wieder die Unterhaltung. Sie seien in Bombay gewesen

und hätten dort auch Spaziergänge ins Land hinein gemacht. Da sei ein kleiner Hindujunge gekommen von etwa drei, vier Jahren, mit seinem kleinen Schwesterchen. Der Bub aber war ganz nackt. Nur um den Hals trug er ein Kreuzchen an der Schnur. „Bist du Christ?" fragte ihn die alte Dame. „Ja," sagte er entschieden, „ich bin Jesus Christus und diese" — auf die Kleine zeigend — „ist auch Jesus Christus!"

Nach dem Mittagmahl wollte ich doch das Dorf ein wenig kennen lernen. „Wo ist der Weg zur Kirche?" „Da hinüber, sehen Sie, dort schaut der Turm heraus." Also durch den Völkermarkt hindurch. Gib auf den Habit acht, die Straßen sind einmal zu kotig. Und wieder wird man von links gestoßen und nun gar von rechts her getreten. Aus den Schaufenstern locken köstliche Schnitzereien den Fremden an. Überall die Bilder der Mitwirkenden und verschiedene Bücher, die alle über das Passionsdorf handeln.

Doch da ragt ja der Turm, man geht schon der Friedhofmauer entlang. Viele Leute ergehen sich zwischen den Gräbern. „Dort", erklärt ein Mann seiner Gruppe, „das Grab von Christus Mayr!" Die Christusspieler von Oberammergau sind ein eigen preiswürdig Geschlecht und verdienten wohl ihren eigenen Rang in der Kulturgeschichte.

Und man kommt zum Grabstein des Prälaten Daisenberger. Die Bronzebüste mag ihn gut treffen, denn so geistreich und nicht anders muß dieser Kopf wohl ausgesehen haben. Dem langjährigen Berater, heißt es in erhabenen Lettern am Denkmal, dem verdienstvollen Leiter des Spieles — die dankbare Gemeinde! Und auf der andern Seite: Sein Vorbild sei uns heilig!

Was den jetzigen Passionstext betrifft, so ist er sozusagen die Schöpfung dieses Priesters. Und wer wollte den vornehmen Oratorienstil nicht gut und glücklich nennen! Was aber noch mehr ist, der Mann hat sein Volk mit wahrer Weisheit erzogen für den großen Beruf.

Die Kirche selber ist edles Barock. Wohlhabenheit und Geschmack haben hier ein würdiges Gotteshaus gebaut. Ich setzte mich in eine Bank und betete meine Vesper, so weit ich sie auswendig konnte. Mehrere Geistliche schienen dasselbe zu tun, während viele andere Leute auf- und abgehend die schönen Gemälde besichtigten.

Da dröhnte aus der Ferne ein Kanonenschuß. Also noch eine Viertelstunde bis zum Spiel. Da will und darf man nichts versäumen und macht sich eilig auf. Alle Schichten sieht man hier doch vertreten. Eben gellt der schnarrende Akzent eines Berliners aus dem offenen Kaufladen: „Nee, das mag ich nich!" Wachleute tauchen da und dort auf. Englische Damen trippeln mit hochgehobenen Regenmänteln vor einem her. Da steht ein junger Mann, sieht nach rechts und nach links und schreibt wieder ins Notizbuch. Eben hat er mich erspäht und gleich wird wieder notiert. Jetzt ein Blick in die Höhe, wo das Gewölk sich eben teilt, und wieder merkt er sich's auf. Eine Diakonissin schreitet vorsichtig über den Bürgersteig. Und welche Huttürme jetzt die Straße hinwandeln. Daß ihr sie dann schön abnehmt während des Spiels! Ein Geheimpolizist macht seine Runde. Ich erkannte ihn an seinem schrecklich wissenden und schrecklich forschenden Auge. Er hatte einen leichten Strohhut und schlenkerte mit seinem Stöckchen wieder von dannen. Doch nichts entging ihm auf der Strecke. Paßt auf, ihr Taschendiebe! Doch wie

schön hier in den Hausgärtchen allum die Rosen blühen und die Lilien sich wiegen auf ihren hohen Stengeln.

Richtig, kann nicht mehr lang dauern: ein Lockenkopf, wohl der edle Johannes, geht dem Spielhaus zu. Und wieder die drei Kanonenschüsse, höchste Zeit!

Wir saßen also wieder in der Spielhalle. Und gleich trat der Chor wieder vor:

„O der schaurigen Nacht! Sehet den Heiland an!
Von Gericht zu Gericht wird er umhergeschleppt."

Und das lebende Bild zeigt Michäas den Propheten, wie er einen Backenstreich bekommt, weil er dem König Achab die Wahrheit gesagt. Und Jesus wird Annas vorgestellt und ins Angesicht geschlagen. Die ganze Szene ward mit tiefem Ernst wiedergegeben. Und sie führen den Herrn wieder hinaus. „Ich bin dieses Bösewichts müde," hatte Annas gesagt. Und es soll der Herr zu Kaiphas gebracht werden. Vorbilder helfen beständig mit, die Tragik zu steigern. Naboth wird durch falsche Zeugen zum Tode verurteilt, Job wird von seinen Freunden verachtet.

Die Handlung vor Kaiphas, das war ein Höhepunkt in jeder Hinsicht. Und wie dann Kaiphas aufsteht und triumphiert: „Er ist also einstimmig des Todes schuldig erklärt," das war eine Szene. „Doch nicht ich," verwahrt sich der Hohe Priester feierlich, „nicht der Hohe Rat: das göttliche Gesetz selber spricht das Urteil über ihn. Ihr Lehrer des Gesetzes, ich fordere euch auf, zu antworten. Was sagt das heilige Gesetz von dem, der gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit ungehorsam ist?" Und die Thora wird feierlich verlesen: „Wer hoffärtig ist und dem Gebote des Priesters nicht gehorchen will . . ., der Mensch soll sterben." Und Kaiphas Stimme ertönt wieder in kaltem Hohn: „Was droht das Gesetz dem Sabbatschänder?" Und wieder das Urteil: „Wer ihn entheiligt, soll des Todes sein!" „Welche Strafe verhängt das Gesetz über den Gotteslästerer?" Und immer das Urteil aus Gottes Mund selbst: „Sage den Kindern Israels, ein Mensch, der seinen Gott flucht, steinigen soll ihn die ganze Gemeinde. Wer den Namen des Herrn lästert, der soll des Todes sterben." Und nun der Triumph des Hohen Priesters: „Das Urteil über diesen Jesus von Nazareth ist gesprochen, dem Gesetze gemäß gesprochen."

Und die Trauer wird tiefer und die Töne immer ernster. Die Verspottung geht vor sich, wir zittern bei der Verleugnung Petri, und darauf wird der Herr durch die Halle geführt. O dieser Blick, der den gefallenen Jünger trifft, und ein weher Seufzer hat sich losgerungen aus des Heilands Brust. Man sah das so gut und empfand es so tief. Und dann des Judas Verzweiflung. So etwas muß man sehen; man kann es nicht schildern. Und neue Vorbilder folgen und endlich steht der Heiland zum erstenmal vor Pilatus.

Mich ärgerten wieder die Amerikaner vor mir. Der Junge hatte wieder beständig zu fragen und die ältere Schwester mit ihren gläsernen Augen beugte sich immer wieder zu ihm und zeigte ihm ins Textbuch. Und ich kam wieder mit meinem Pst. Dann sah er wieder zurück wie immer, drehte und schaukelte sich halb verlegen und es hielt wieder für die Szene, auf weiter hoffte ich gar nicht mehr. Nein, den Anstand sollten solche Herrschaften eben noch lernen, bevor sie wieder zurückkehren über das große

Wasser. Dann fragte die jüngere Dame zurück: „Soll ich den Hut abnehmen?“ Beide Frauen hatten ihn am Vormittag schön herunten gehabt und trugen nur ein seidenes Tuch straff über die Haare gebunden, an den Ohren hatten sie je eine Masche geschlungen zur Zierde. „Nein,“ dankte ich, „ich sehe alles.“ Die Fragestellerin hatte ohnehin statt des Hutes nur so eine Art Kappe aus rotgefärbten Binsen, so was wie eine Strohhaube auf. Das lag also ziemlich flach über dem Kopf und stand nicht in die Höhe. Und bald wandte sie sich wieder zurück: „Sehen Sie alles gut?“ „O ja,“ doch da hatte sie aber meine nassen Augen bemerkt, denn auf der Bühne ging die Dornenkrönung vor sich, und nun meinte sie wohl, das wäre ihretwegen und schnell nahm sie den Hut ab.

Und wieder die Handlung vor Pilatus. Eine überaus malerische Gruppierung. Links durch die Seitenhalle hin standen Priester in mannigfaltigen Gruppen und wieder andere ergossen sich schön die Stufen herab. Daran baute sich, mehr der Mitte zu, der offene Palast des Landpflegers über hoher Steintreppe: oben harrte der Römer mit seinem Gefolge, auf der Straße unten stand Christus von Schergen umgeben. Und wieder mehr der Mitte zu, also vor dem Ausblick in die Seitengasse, eine Gruppe der Pharisäer. Sie standen aber so, daß der Torbogen offen blieb und sie die Aussicht da hinein nicht verdeckten, und immer schön nach den Farben geordnet. Und so standen sie in Gruppen dem Palast der Mitte zu, in schönen Gruppen über den Marktplatz und so rechts hin, und drüben dem Hause des Annas zu in schön geordneten Scharen. Wie gesagt, Raffael scheint oft gruppiert zu haben.

Und die Dramatik in diesen Aufzügen, in diesen Reden, diesem Mienenspiel, diesen Gesten. Der ganze Hohe Rat ist da vor dem Statthalter. Und wieder dieses Selbstbewußtsein des Kaiphas, der verbissene Ingrimm des Annas, die pochende Verwegenheit der Priester und das wildaufschnaubende Knirschen unter der fremden römischen Macht.

Da muß ich einen Gedanken vorbringen über die Abbildungen vom Schauspiel. Wenn man die einzelnen Spieler einfach nach den Kostümen wiedergibt, so ist das immer verfehlt. Wer in aller Welt kann dem Sohn Gottes gleichen, wer die Züge tragen von Unserer Lieben Frau? Wenn man dagegen den Abschied Jesu von Maria sieht und den Ausdruck dieser Gesichter, so glaubt man wirklich an die Darstellung. Also nur bei der Szene selber werden diese Gestalten wahr, nicht aber wenn sie sich hinsetzen vor den Photographen. Somit können diese Ansichtskarten der einzelnen Köpfe nur schaden, weil sie die Illusion immer zerstören. Das Spiel muß man sehen, das Spiel, und diese Leute mitten in ihrem Drama, ihren Blick, ihre Mienen, man muß sie hören, man muß sie auftreten sehen und handeln, dann hat man Oberammergau, nie aber von den Bildern der einzelnen. Christus beim Abendmahl, das gibt kein Bild je wieder, oder wie er vor Pilatus steht in seiner Ergebung.

Der Himmel war bis dahin ziemlich heiter geblieben; jetzt aber zogen schwere Wolken über die Bühne hin. Es paßte wirklich so, denn das schreckliche Verhängnis über den Herrn zog näher und näher.

Und schon fielen schwere Tropfen. Und so sang der Chor seinen Jammer und es war wie ein Weinen von oben dazu. Und während sie noch sangen,

hörte man aus der Ferne den furchtbaren Ruf: „Ans Kreuz mit ihm.“ Geführt von den Hohen Priestern wälzen sich jetzt die tobenden Volksmassen heran auf die Vorderbühne, drohend und brandend wie die Wellen vom Sturm, und immer mehr, immer mehr, ein ganzes Volk von etlichen Hundert. Und wieder erhebt sich der Ruf. Kaiphas hat das Losungswort ausgegeben: „Den Barabbas los! Den Galiläer ans Kreuz!“ Und in gräßlichem Echo kommt es zurück: „Den Galiläer ans Kreuz!“ Und so gellt es dahin wie ein Heulen! der Windsbraut. Und dazwischen die dröhnende Stimme des greisen Annas: „Fluch dem, der zu seinem Tode nicht stimmt!“ Und die Priester wiederholen es: „Fluch dem!“ Und die Massen mit ihnen. Und wieder die greise Stimme: „Keinen Anteil soll er haben an Abraham, Isaak und Jakob.“ Und die wütende Menge: „Keinen Anteil an Abraham, Isaak und Jakob.“ Und der Ruf pflanzt sich fort von Gruppe zu Gruppe weithin, von Schar zu Schar, durch das ganze weite Gewoge. Es war schrecklich zu hören, wie es zurückhallte aus den Gassen: „Keinen Anteil an Abraham, Isaak und Jakob.“

Ja, das war der Tag des Volkes Israel.

Der Posten vor Pilatus' Haus hat es längst gerufen: „Aufruhr! Aufruhr!“ Und die Wache ist erschienen. Wie Bildsäulen stehen die römischen Soldaten die Stufen vom Richthaus herab und starren in den Sturm zu ihren Füßen. Doch Kaiphas' schwere Stimme übertönt alles, wie eine mächtige Wetterglocke den Donner über dem Land: „Wir wollen für den Galiläer den Tod.“ Und Pilatus ist erschienen, und die Volksmassen werden zur tosenden, rasenden, alles bezwingenden See. „Wir bringen die Klage gegen dich zum Kaiser, wenn du den Verräter nicht kreuzigst!“ Und in diesen Aufruhr fiel plötzlich ein heftiger Platzregen. Die Priester und viele vom Volk schützten sich unter den Vordächern der Gebäude und unter den Säulenhallen; mitten im strömenden Regen aber mußte der arme Christus stehen und seinen Todesruf vernehmen, vom Asphaltboden spritzte der Regen hoch auf, und sie schrien immer zu: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Und schließlich zerbrach Pilatus den Stab und warf die Stücke über die Steinfliesen herab: „So nehmet ihn hin und kreuziget ihn!“ Und nun Israels Triumph.

Tief ergriffen saßen wir dann alle bei der Szene des Kreuzweges Wie er heranwankte, der die Sünden der Welt tragen muß, wie er auftauchte mit seiner furchtbaren Last, man war wie gebannt bei dem Anblick. Aus der Seitengasse wagt sich Maria vor mit Johannes und den Frauen, und von rechts drüben kommt der Kreuzeszug auf die Vorderbühne hervor. So entwickelt sich die Begegnung überaus gut. Das packte denn auch sichtlich. Sogar die Amerikaner vor mir waren still und hatten nichts zu fragen und nichts zu sagen. Und so verschwand der Zug wieder allmählich in der fernen dunkeln Gasse; die Gruppe der Frauen langsam und traurig nach. Der Vorhang fällt. Und der Chor tritt auf, und sie singen:

„Auf, fromme Seelen, auf, und gehet,
Von Reueschmerz und Dank durchglüht,
Mit uns gen Golgatha und sehet,
Was dort zu euerm Heil geschieht.“

Und bald hört man hinter dem Vorhang die Hammerschläge. Man fährt unwillkürlich etwas auf. Und wie der Chor zurückgeht und der Vorhang sich hebt, schaut man die beiden Schächer am Kreuz erhoben. Das dritte Kreuz mit seinem Opfer liegt noch am Grunde, Schergen mühen sich drum, die letzten Schläge dröhnen und unter den Leidtragenden bemerken wir Maria und Johannes. Und jetzt erheben sie langsam und schwer das Kreuz mit seiner heiligen Last. Das war ausgezeichnet, ein echter Rubens. Und die Gruppe von Maria und den Frauen wechselt, die Schergen lagern sich am Felsen, und das Bild wird wie das beste Gemälde aus florentinischer Schule. Und wenn die Frauen zurücktraten, hatte man wieder das Bild der Beuroner, wo man nur Maria sieht und Johannes unter dem Kreuz. Und jetzt ergingen die Worte des Herrn und der Ruf der beiden Schächer. Endlich das große Wort: „Es ist vollbracht." Und Finsternis fällt donnernd und schmetternd über die Bühne nieder. Es sind schwere Blechrollen mit schwarzem Gewölk, die niederkrachen im Hintergrund, bezeichnend und wirkungsvoll. Und zwanzig Minuten hat der Christus von Oberammergau so am Kreuze hangen müssen.

Darauf wieder eine meisterhafte Darstellung. Die Kreuzabnahme erfolgt wie ein schöner, liturgischer Gottesdienst. Vorerst werden die Schächer gelöst. Stämmige Schergen steigen an den Kreuzen hinan und werfen sich die Leichen auf den Rücken, daß die schlenkernden Arme dem Träger schön über die Schultern fallen, malerisch rechts ein Arm herab und links ein Arm herab, so daß der Kopf der Leiche sich an den Kopf des Trägers lehnt.

Und dann schlingen sie das Tuch ans Kreuz empor, recht schön wieder, wie man's auf Bildern sieht. „Komm, süße, heilige Bürde," ruft Joseph von Arimathäa, „komm auf meine Schultern!" Und langsam und würdig lassen sie den Leichnam Jesu niedergleiten. Oben halten einige und unten stützen mehrere, und Maria breitet die Arme aus nach dem Sohn. Dann setzt sich die trauernde Mutter. Sie legen den Toten vor sie hin und sein Haupt ihr auf den Schoß. Und die Gruppe selber schließt sich zur schönsten Skulptur der Beweinung Christi. Und die Liebfrauenklage beginnt. Das heißt man fromm und künstlerisch schaffen zugleich.

Und wie ästhetisch erfolgte die Grablegung. Welch malerischer Zug, welch ernstes Wandeln unter die Schatten des Gartens hinein, bis der letzte Faltenwurf verwehte!

Und die Wache behütet das Grab und es wird Morgen. Noch unterhalten sich die Soldaten, doch die Stunde ist voll, da beginnt die Erde zu beben, die Krieger erschrecken, aus dem Felsen erscheint in weißem Gewande der Herr, stößt den Stein weg, und tritt hervor: die Wächter schreien auf, stürzen nieder, raffen sich zusammen und entweichen.

Hier hätte man einige Beleuchtungsmittel gewünscht. In Brixlegg und in Inzing haben diese seinerzeit günstig gewirkt und man vermißte das hier. Die Blitzeffekte von Inzing beim Tode des Herrn sind gelungen gewesen, ebenso der Morgenglanz bei der Auferstehung von Brixlegg.

Leider hat die bayrische Regierung dergleichen für Oberammergau verboten, wegen der Feuersgefahr. Nun, wie hier gespielt wird, hätte die

Antike gespielt, und die vollendete Meisterschaft der Spieler muß solch äußere Mittel übersehen lassen.

Als festlichen Ausklang haben wir den Jubel Magdalenens im Garten. Der Auferstandene grüßt sie: „Maria!" und sie singt ihren Dank in alle Höhen: „Er ist auferstanden, er ist auferstanden!" Dann folgt die Schlußvorstellung von der Glorie des Triumphierenden und der Schlußchor mit seinem nichtendenwollenden, siegjauchzenden Alleluja.

Jetzt aber begann, obgleich es verboten war, ein Beifallsklatschen durch all die Bankreihen nach oben und nach unten. Ohne daß man's merkte, riß es einen mit. Und doch wäre das nicht statthaft und doch wäre es ganz gegen die Heiligkeit des Spieles. Nun, die braven Oberammergauer sollen es annehmen als Anerkennung und wohlverdienten Dank.

„Haben Sie's nicht gelesen?" sagte Pater Otto zu mir, „das Klatschen ist verboten." „Ja, hören Sie doch!" Durch all die Tausende ging es noch hin, man klatschte in einemfort. Dann verließ man unter dem Singen des Chores die hohe Halle. Draußen wieder das Volksgewühl. Es regnete stark. Nur schnell zu einem Autl, daß wir trocken nach Ettal kommen!

Mein Genosse Pater Otto jedoch wollte gleich nach München zurück, um am andern Tag sicher sein Kloster in der Schweiz zu erreichen. Wir verabschiedeten uns. Ich dankte für seine liebe Begleitung und die freundliche Unterhaltung; wie hatten wir manch traute Jugenderinnerung aufgefrischt. „Auf Wiedersehen!" grüßte ich. „In der Schweiz einmal!" sagte er.

„Gottes Segen zu Ihrer Lektur!" rief ich.

„Zu Ihrem Schriftstelleramt Gottes Segen!" Und wir trennten uns.

Auf dem Dorfplatz füllte sich ein Wagen nach dem andern. Es hatte unterdessen wieder eingehalten mit dem Regen. Und wieder war ein Wagen voll. „Nein, Hochwürden," sagte ich zu einem Benediktiner, „so könnten wir noch eine halbe Stunde warten."

„Ach was, gehen wir zu Fuß."

Und wir drängten uns durch die Massen durch. „Einen Augenblick bitt ich noch, ich hab' mein Brevier verloren, und melde es an beim Wohnungsamt." Er begleitete mich dahin. Die Dame am Schalter tröstete mich: „Das kommt sicher zurück, einfach nach Ettal?" „Ja, einfach nach Ettal."

Und wir zwei Pilger wanderten die breite Straße hinaus. „Es ist ergreifend gewesen," sagte ich.

„Ich muß es auch sagen, hab' nie so etwas gesehen; es geht mir nichts darüber."

„Nein, das macht niemand nach auf der ganzen Welt," schloß ich.

Wir kamen außer das Dorf. Viele gingen vor uns, viele gingen nach. Wer wollte auch warten, bis er zukäme im Autl. Jetzt aber fauchten sie hinter uns her, eins nach dem andern, und dann die Einspänner. „Was kostet der Einspänner?" rief ich den Kutscher an, der leer an uns vorüberfuhr. „Für jeden a Markl." „Nein, wir gehen zu Fuß." Wir hatten schon bald den halben Weg. Es tutete wieder. Ausweichen. Und vom rasenden Autl spritzte weithin der Kot der Straße.

Aus der Ferne winkten die weißen Gebäudeanlagen von Ettal. Wir kamen müde an.

Beim Nachtmahl im Gastflügel sprachen wir alle mit Freuden über das Geschaute. Besonders lebhaft unterhielten wir uns, als nach dem Regulartisch auch die Klosterpatres zu uns heraufkamen. Ein fremder Professor meinte: „Die Maria ist aber doch etwas jung." „Ja, aber würdig," sagten mehrere. „Gewiß, das ist unbestritten," antwortete er gleich. Der Pater Prior erzählte, die Marien von Oberammergau spielten so zweimal, dann würden sie ja zu alt, und dann gingen sie gewöhnlich ins Kloster. „Ein Beweis," sagte ich, „daß sie ihrer Rolle würdig sind."

„Das sind die Spieler gottlob alle, das heißt," verbesserte er sich und lachte, „bei Judas und dergleichen Rollen nicht mißverstehen! Sie nehmen keinen, der nicht brav ist. Ein Beamter ist im Ort gewesen, der hat sich als liberal erwiesen; darauf haben sie ihn gänzlich ausgeschlossen vom Komitee. Der Seelsorger von Oberammergau ist auch immer Ehrenpräses vom Spiel. Es sind christliche und glaubenstreue Leute, die Oberammergauer," schloß er „und man muß sagen, sie fassen ihre Sache mit Andacht auf und mit Ernst." „Den Eindruck haben wir alle gewonnen," betonte ich, und jeder gab mir recht.

„Und die Musik?" fragte er, „wie hat ihnen die Musik gefallen?" „Man muß sie verstehen aus ihrer Zeit," entgegnete ich, „doch bleibt sie gemessen und ernst." Und der Abt des Klosters gesellte sich später zu uns herüber. „In der Anerkennung," sprach er, „da ist alles vollkommen einig; im Tadel von dieser und jener Kleinigkeit, da gehen sie dann auseinander und widersprechen sich meist. Sonst hört man nur eine Stimme des Lobes."

„Auch unsere Erwartungen sind übertroffen worden," bestätigten wir. Dann ward es Zeit zum Aufbruch. Ich hatte noch meine Komplet zu beten. Nunc dimittis, nun entlässest du, Herr, Deinen Knecht in Frieden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen.

Am andern Morgen fuhr ich im Autl wieder Oberammergau zu, um von dort im Stellwagen die Reise nach Füssen fortzusetzen. Die Post sollte erst um zehn Uhr elf Minuten abgehen. Was tun? Am besten, du gehst in die Kirche. Mein Brevier aber hatte ich verloren. Also ins Pfarrhaus. Der Vikar schenkte mir gottlob soviel Vertrauen und lieh mir sein Buch in die Kirche hinüber.

Im Presbyterium richteten sie eben einen Katafalk her mit viel Blumen und Kerzen. Zwei, drei Ministranten mit hübschen Lockenköpfen gingen hin und her. Eine Frau, die zuäußerst an der Bank kniete, konnte sich nicht enthalten, einen der Jungen, wie er an ihr vorüber mußte, zu umarmen und ihm etwas in die Hand zu drücken. Der Bub konnte recht artig danken. Richtig, jetzt begann es zu läuten. Und bald hörte man sie daherfingen draußen. Eine Grabrede folgte und dann das Benediktus. Alle Achtung vor diesem feierlichen Singen! Wie die Leute dann in die Kirche kamen, gab ich sehr acht auf sie. Sie benahmen sich durchaus würdig und sittsam und das Totenamt wurde schön gesungen. Erbaut verließ ich die Kirche. Wie ich vor dem Wittelsbacherhof wartete, ging ein junger Mann mit einer Kuh über den Dorfplatz; es war der Bursche, der uns nach Ettal geführt. Ich eilte auf ihn zu und fragte ihn wegen des Breviers. „Im Wagen haben Sie es liegen lassen," sagte er, und in seinem Hause konnte ich's eben noch abholen. Dann fuhr der Stellwagen vor. Wir hatten eine gemischte Gesellschaft. Auf

dem Bock neben dem flotten Kutscher saß ein alter Engländer. Er würde uns seinen Platz überlassen haben, wenn wir es gewünscht hätten. „Wenn Sie wallen," sagte er immer, „wenn Sie wallen!" Wir fuhren aus dem Dorf und winkten nach und dankten mit der Hand hinaus. Bald grüßte uns aus der Ferne nur noch der Felsenvorsprung mit der schönen Kreuzesgruppe, die Ludwig der Zweite hatte errichten lassen mit dem Spruch: „Den braven Oberammergauern, die so treu geblieben den Sitten ihrer Väter." Und wieder erhoben sich zur Rechten und zur Linken die zwei Bergriesen, himmlische Schutzgeister, die da Wache stehen über das brave Volk dieses Landes. Jedes im Wagen konnte sich nicht zufrieden genug äußern. „Nein, das bayrische Dorf hat eine größere Bedeutung, als man meint", sagte der Berliner. „O ja," betonte ich, „in Christus findet sich da die ganze Welt." Und glücklich über die schönen Tage fuhren wir dahin, dem fernen Waldgebirge von Füssen zu.

Wenn's dunkel wird.

Von Johannes Hagen.

Wenn's dunkel wird und tiefe Schatten sacht
Herniedergleiten auf die weiten Fluren;
Wenn fern am Himmel wie ein leiser Hauch
Verträumen still die letzten Sonnenspuren;
Dann wandelt's heimlich auch durch Strauch und Baum
Als wie ein duftig schöner Märchentraum.

Wenn's dunkel wird und all der frohe Sang
Hoch in der Krone ruht in Traumes Banden;
Wenn heimlich still aus fernem Seelenland
Vor inn'rem Auge lichte Bilder landen;
O, so verblaßt des Herzens bange Not
Vor der Erinn'rung schönem Abendrot.

Wenn's dunkel wird und nicht ein einz'ger Stern
Hernieder funkelt auf die düstren Auen;
Wenn tiefe Nacht dein Herze bang' umwogt
Und schwere Tränen dir vom Auge tauen;
So hoffe, daß das nächste Morgenrot
Erlösung bringt zum Leben oder Tod.

Media vita.

Von **Paul de Wile.**

Glühend heiß brannte die Augustsonne über Tirols Hauptstadt. Straßen und Plätze lagen öde und verlassen, alles hatte sich in die Wohnungen geflüchtet und die Fenster geschlossen. Die dicke, flimmernde Föhnluft ließ die Berge wie durch ein Vergrößerungsglas nahe gerückt erscheinen und lastete mit dumpfem Druck auf der Stadt, wie ein Verhängnis.

Die Föhnluft, diese große Untugend des sonst so reizenden Inntales, war es auch, die mich hinaustrieb in die Ferne und auf die Höhen, die dem ewigen Schnee entragen. Dort wollte ich wieder aufleben, dort wollte ich an Klippen und Wänden meine Kraft versuchen, dort mein Auge von den Firnkämmen der Schweiz bis zu den Felsenzinnen der welschen Alpen schweifen lassen. So schritt ich denn, trotz der Schwüle, frohen Mutes und beladen mit Rucksack und Seil, gemächlich dem Bahnhofe zu.

Meine Fahrt galt dem Tribulaun, dem herrlichsten Recken der Stubaier Berge. Ich löste eine Karte nach Pflersch und stieg ein. Das Kupee war noch leer. Ich riß alle Fenster auf, um die heiße, eingesperrte Luft hinaus zu lassen, setzte mich in eine Ecke und rauchte. Nicht lange blieb ich allein Ein geistlicher Herr stieg ein und setzte sich mir gegenüber. Mit dem Ausdrucke unverhohlenen Staunens und Interesses betrachtete er eine Weile meine derben Schuhe und den blinkenden Pickel; dann zog er eine Zeitung hervor, wischte sich mit einem blauen Tuche die feuchte Stirn und vertiefte sich in seine Lektüre. Es stieg noch ein alter Herr ein, der sich mit der dem Alter eigenen gemütlichen Umständlichkeit neben mir zurecht setzte und behaglich durch seine goldene Brille die Mitreisenden betrachtete. Kurz vor dem Abgang des Zuges gesellte sich ein junges Mädchen zu uns und nahm neben der Kupeetüre, auf der Seite des Geistlichen, Platz.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Während der Fahrt wurde auch die Hitze erträglicher, doch wenn der Zug an einer Station hielt, lag es wie beklemmende Schwere auf dem kleinen Raum.

Anfangs beschäftigte ich mich damit, die Mitreisenden zu beobachten, was dem Mädchen gegenüber um so leichter möglich war, als sie die Augen fast beständig geschlossen hielt und nur ab und zu zum Fenster hinaussah. Nie sah ich schönere Gesichtszüge. Nur etwas zu bleich schien sie mir — oder trugen daran nur die tiefschwarzen Gewänder Schuld? Wen mochte der Tod ihr entrissen haben? Vielleicht eine Schwester, einen Bruder oder gar die Mutter? Vielleicht war das arme Ding eine Waise, erst seit kurzem — und fuhr nun allein hinein in ein fremdes, feindliches Leben, ohne Stütze, ohne Halt, ohne Liebe!

Und wie oft kleine, unbedeutende Anlässe ernst und nachdenklich stimmen, so vertiefte ich mich in den Gedanken an das Elend und die Vergänglichkeit der Menschen. Ich dachte nicht mehr an die herrliche Bergfahrt, nicht an den ersehnten Naturgenuß und nicht an die Schönheit des Mädchens, — ich dachte an den Tod.

Ich starrte hinaus auf die vorbeifliegenden Felder und Wege, auf die Häuser und Bäume. Kaum aufgetaucht, entschwanden sie wieder. So kommt alles und geht alles. Man hat kaum Zeit, das Leben zu genießen und die Schönheiten, die es bietet. Und die Ironie des Lebens fügt es oft, daß gerade dann das Ende kommt, wenn man im besten Genießen ist.

Da fliegen die Dinge vorbei, da eine schlanke Tanne, dort eine zarte Blume, ein goldenes Ährenfeld, eine morsche Hütte — das ganze Leben gleicht einem Schnellzug, in dem man sitzt und wartet, bis der Schaffner Tod die Endstation ankündigt.

Und man denkt nicht an die Endstation; man freut sich der prächtigen Gegend, der genußreichen Fahrt, man unterhält sich mit den Reisegefährten, — und ist man am Ziele angelangt, so staunt man, daß man nicht früher ans Ende gemahnt wurde. Ich mußte an all die Freunde denken, deren Endstation schon längst gekommen war, die schon lange den Expreßzug des Lebens verlassen hatten. Besonders des einen gedachte ich, der stets auf eine lange Lebensfahrt gehofft hatte, — er fiel in der Vollkraft seiner Jugend einem tückischen Berge zum Opfer. Media vita . . . .

Da begann mir vor dem Tod zu grauen, ich fühlte mich unbehaglich, — wer weiß, ob der klapperdürre Knochenmann nicht in unserem Zuge war?

Ob wohl die meisten Menschen den Tod fürchteten? grübelte ich weiter. Der Priester da mir gegenüber fürchtete ihn gewiß nicht, — der kannte seine Endstation! Und mein Nachbar, der alte Herr? Der mußte sich wohl mit dem Gedanken an das Ende aussöhnen, — er trug ja den Stempel des Todes auf Haar und Antlitz.

Aber das junge Mädchen? Ich sah es wiederum an, lange, lange. Es saß zurückgelehnt da, das feine Haupt auf die Brust geneigt, die Augen geschlossen; es war fest eingeschlafen. Die schlanken, weißen Hände lagen gefaltet im Schoß. Und mir war, als trüge auch dies junge Menschenkind schon den Stempel des Todes im Antlitz; oder war nur ein Schatten des Würgengels auf sie gefallen, als er ihre Lieben holte?

Media vita? — — —

Das Mädchen und ich, wir standen beide im Frühling des Lebens. Werden wir den Sommer sehen? Wird uns ein Herbst und ein Winter beschieden sein? Es kam mir in den Sinn, daß dies vielleicht meine letzte Bergfahrt sei, daß der Tribulaun mir vielleicht das Leben kosten würde, wie so manchem andern schon . . .

Aber da war ich am Ziele. Der Schaffner riß die Kupeetüre auf.

„Pflersch!" rief er und „Pflersch! Pflersch!" hallte es draußen von allen Seiten. Rasch warf ich Rucksack und Seil um, ergriff meinen Pickel und stieg vorsichtig über die Beine des alten Herrn.

Das Mädchen schlief noch immer. In der Eile stieß ich es heftig an.

„Pardon, Fräulein," sagte ich, aber die junge Dame schlief weiter. Da sah ich ihr genauer ins Gesicht. Die Augen waren nur halb geschlossen und wie erstarrt, der Mund leicht geöffnet. — Ein jäher Schrecken durchfuhr mich. Ich rief sie an: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen?" Sie antwortete nicht. Die beiden Herren sprangen auf. Wir versuchten, sie aufzurichten, ihr einen Schluck Kognak einzuflößen, — umsonst.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung; ich riß an der Notleine; Schaffner und Passagiere drängten sich ins Kupee.

Da lag sie, kalt und starr, wie eine verwelkte Frühlingsblume.

Media vita.

Die Nebelprinzeßchen.

Von **Ella Graf.**

Draußen im Walde, da wohnt die Frau Holde mit ihren Töchterlein, den Nebelprinzeßchen. Ihre Gewänder sind weiß wie frischgefallener Schnee und zart und duftig wie Spinnengewebe und weiß und zart und duftig sind sie selbst. Das Getrippel ihrer Füßchen ist lautloser als der scheue Tritt der äsenden Rehe und noch kein Sterblicher hat sie geschaut.

Allmorgendlich, ehe noch die Vöglein erwachen, müssen schon die Nebelprinzeßchen aus den Federn schlüpfen, denn sie haben den ganzen Tag furchtbar viel zu tun und wenn sie nicht zeitig auf sind, so gibt's Schelte. Nachdem sie sich an einem guten Schluck Tau und einem Tröpflein Honig erquickt haben, das ihnen das Bienchen, die gute Muhme, zum Frühstück gebracht hat, huschen sie eilig von dannen, hinaus in den morgenfrischen Wald. Auf dem Haupte tragen sie silberne Krönlein, auf die ihnen die aufgehende Sonne tausend Rubinen malt, und in den Händchen halten sie silberne Krüglein voll süßen Taus, der Frühstücksmilch all der holden Blumenkinder. Nur das älteste Prinzeßchen trägt kein Krüglein; dafür gibt es fein acht, daß beim Verteilen alles ordentlich zugehe und ja kein Blümlein dabei zu kurz komme. Nun könnt ihr euch denken, was das für eine Arbeit ist, ehe alle die hungernden und durstenden Pflänzchen gelabt sind! Damit ist aber oft das Tagewerk der Kleinen noch nicht vollbracht. Wenn nachmittags ein Gewitter aufzieht, so müssen sie schnell hinaus auf die Wiese und all die losen, lustigen Schmetterlinge und Marienkäferchen zu Bett bringen, damit sie nicht naß werden. Und das kostet sehr viel Zeit und Mühe, denn die unartigen kleinen Wichte sträuben sich und wollen nicht in ihre hübschen weichen Blumenbeetchen hinein, — genau so wie die Menschenkinder!

Und so vergeht den fleißigen Nebelprinzeßchen der Sommer, — ein Tag gleicht dem anderen. Einmal ist ihnen aber doch was Besonderes passiert. Da haben sie in aller Morgenfrühe, als ihre Krüglein noch ganz voll waren, am Fuße einer uralten Eiche einen armen jungen Menschen gefunden, der war tot. Weil sie sich gefürchtet haben, so sind sie davon gelaufen, aber dem jüngsten hat der Tote sehr leid getan, weil er so allein im Walde liegen mußte und sich kein Mensch um ihn gegrämt hat, und es hat sich mitleidig über ihn gebeugt und recht bitterlich geweint. Und siehe! wie die hellen Tränentropfen auf sein Gesicht gefallen sind, da ist die Sonne herausgekommen in aller Pracht und die Tränen haben geleuchtet wie eitel Diamanten und das blasse, schöne Antlitz des Toten hat auch geleuchtet vor Freude über das gute Prinzeßchen. Aber da hat es die strenge älteste Schwester gerufen und im eiligen Lauf ist ihm der zierliche Schuh im Dorngebüsch hängen geblieben. Und es hat sich nicht getraut, ihn loszureißen, weil es sonst sein Krüglein verschüttet hätte, und so ist es betrübt hinter den anderen dreingeschlichen.

Als die Menschen den Toten dann gefunden haben, so haben sie die Tränentropfen auf seinem Gesicht für Tautropfen gehalten und gar nicht weiter angeschaut; freilich, was verstehen auch die Menschen davon! Sie haben nur in seinen Taschen herumgekramt, „um seine Identität festzustellen", wie der dicke Gerichtsdiener gesagt hat, und haben gar nicht bemerkt, daß aus dem Schuh des Prinzeßchens eine wunderliebliche Blume geworden war die wir Frauenschuh nennen. Sie war so fein und zierlich wie das Prinzeßchen selbst und silberweiß und lila, nicht purpurn und golden wie der Pantoffel, den die Frau Königin Titania einmal im Zorn nach ihrem Herrn Gemahl geworfen hat, als er sehr spät und etwas angeheitert von der Schenke „Zum Glühwürmchen" nach Hause gekommen ist. Der Herr Oberon hat zwar nicht gern, daß man darüber spricht, aber das redet sich so herum in der Feenwelt.

Aber die Schuhbänder — denn die Nebelprinzeßchen haben auch Schuhbänder, die sie viel ordentlicher zumachen als die Menschenkinder — sind in den Dornen abgerissen und an einem schönen Herbsttage als Sommerfäden durch die klare, blaue Luft geflogen; da hat sie ein Sonntagskind gefangen, dem haben sie die Geschichte erzählt. Und so habe ich sie erfahren.

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Prof. H. v. Arnim, Wirkl. Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, äußert in der „Deutschen Revue“ (Juliheft 1910, „Antinomien der Schulreform“) seine Ansicht über Wesen und Wert der sogenannten „klassischen Bildung“. Bei den radikalen antihumanistischen Schulreformern herrsche noch immer ein fundamentales Mißverständnis des humanistischen Bildungsideals; sie übersehen, daß heute niemand mehr die unsinnige Behauptung vertritt, der Höhepunkt menschlicher Betätigungsmöglichkeit sei von den Griechen und Römern bereits erreicht worden. „Der Humanist von heute behauptet nur, daß das Studium der griechisch-römischen Kultur aus ihren Originalwerken auch in der Gegenwart noch mit Erfolg benutzt werden könne, um die Jugend zu vertieftem Verständnis des Menschenlebens zu erziehen.“ Dabei brauche man den klassischen Unterricht weder als unerläßliche Vorbedingung für den Erwerb höchster Geistesbildung, noch als ein für alle Zukunft beizubehaltendes Unterrichtssystem anzusehen. Die drei neunklassigen Mittelschultypen — humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — müssen als prinzipiell gleichwertig bezüglich der Allgemeinbildung und geistigen Reife ihrer Absolventen anerkannt werden, wenngleich die jungen Leute nicht für alle Fächer des Hochschulstudiums eine gleich zweckmäßige Vorbildung mitbringen. Es sei zu wünschen und zu hoffen, daß diese Gleichwertigkeit der drei Schultypen noch lange bestehen werde; wenn aber das humanistische Gymnasium unterginge, so würde das Realgymnasium es nicht lange überleben: „Wenn der vollausgebildete Humanismus des Gymnasiums in unserer Kultur keine Rolle mehr spielen wird, dann wird auch der schwächere des isolierten Lateinunterrichtes am Realgymnasium sich nicht zu halten vermögen. Diese Entwicklung wird sich vielleicht einst vollziehen. Aber ihre Zeit ist noch nicht gekommen.“ Professor Arnim kommt sodann auf die sogenannten Reformanstalten zu sprechen, die in den oberen Klassen eine Gabelung in mehrere Kurse eintreten lassen und somit den Vorteil bieten, daß sie den Schüler erst in vorgeschrittenem Alter vor die Wahl des Bildungsweges stellen. Bei diesem System, das die Entwicklung der Individualität auf Kosten der Allgemeinbildung fördert, müsse die durchschnittliche Allgemeinbildung etwas sinken; auch sei es für die meisten Menschen vorteilhafter, die Berufswahl erst dann zu treffen, wenn sie durch vielseitige Durchbildung einige Selbsterkenntnis erworben haben; jedenfalls eigne sich der Typus der Reformanstalten nicht zur Generalisierung, doch sei sein Bestehen neben den anderen wünschenswert. Überhaupt sei „die Anstellung aussichtsvoller pädagogischer Experimente“ nach Kräften zu fördern, denn daß die bestehenden Schulen veraltet und rückständig sind, könne nur durch das Schaffen von etwas Neuem, Lebensfähigem bewiesen werden. Der Verfasser tadelt

in seinen weiteren Ausführungen die Ansicht, daß die Aufgabe der Mittelschule in erster Linie in der Vorbereitung zum Hochschulstudium bestehe. Die Mittelschule könne sich Auswahl und Abgrenzung ihres Lehrstoffes nicht von den Fakultäten vorschreiben lassen, vielmehr müsse die Hochschule sich in ihrer Unterrichtsmethode dem geistigen Niveau anpassen, bis zu dem die Mittelschule in planmäßigem Lehrgang ihre Zöglinge fördern kann. Ein Mangel der Mittelschule aber sei es, daß ihre Gesamtorganisation es unmöglich macht, in einem Gegenstande schneller fortzuschreiten als in einem andern, daß die Freiwilligkeit und Freudigkeit des Lernens zu wenig zur Geltung kommt. Antinomien der Schulreformbestrebungen sieht Arnim in den Gegensätzen zwischen körperlicher und geistiger, zwischen formaler und materieller Bildung, zwischen rein gedächtnismäßig angeeigneten Kenntnissen und durch Verstandesarbeit nebenher erworbenem Wissen. Bemerkenswert sind seine Äußerungen über das von „modernen" Pädagogen so getadelte Auswendiglernen: „Die technisch richtige, nicht übermäßige Inanspruchnahme des Gedächtnisses wirkt keineswegs schädigend auf den Geist. Wo sich schädliche Wirkungen dennoch zeigen, da liegt der Grund in Fehlern des Aneignungsverfahrens. . . . . Verderblich ist das Memorieren nur, wenn es mißbräuchlich auf Gegenstände angewendet wird, die ihrer Natur nach nur durch Verstandesfähigkeit wirklich angeeignet werden können." Nachträglich ist das gedächtnismäßig erworbene Wissen dann in Funktion zu setzen und in die aktiven geistigen Prozesse hineinzuziehen. „Denn Kenntnisse, mit denen er nichts anzufangen weiß, pflegt ein gesunder Geist bald wieder abzuschütteln." — Was die oft beklagte „Schwierigkeit" der Mittelschule betrifft, so müsse sie erhalten bleiben, damit das Aufsteigen nur der Tüchtigsten zu leitenden Stellungen verbürgt sei, aber sie müsse so beschaffen sein, daß die Schüler an ihr stark werden und ihre Kräfte entwickeln können. Zum Schluß weist der Verfasser auf die den nationalen Charakter der Erziehung betreffende Antinomie der Schulreform hin und erinnert daran, daß sicherlich noch niemand ein schlechter Patriot geworden, weil er auf der Mittelschule fremde Sprachen gelernt, daß es aber anderseits sehr zweifelhaft ist, ob durch übermäßige Ausdehnung des deutschen Sprach- und Literaturunterrichtes die Freude an der vaterländischen Literatur und die Beherrschung der Muttersprache so sehr gesteigert werde, wie es die Schulreformer dieser Richtung hoffen.

Interessante Details über das älteste uns erhaltene literarische Denkmal des Germanentums bringt Privatdozent Glaue (Gießen) in der „Deutschen Rundschau" (36. Jahrgang, Heft 8: „Aus einer verlorenen Handschrift der Goten"). Unter verschiedenen Pergament- und Papyrusbruchstücken, die in Schûkh 'Abâde in Ägypten, in der Nähe der Trümmer von Antinoë, gefunden worden waren und im Juli 1908 in den Besitz der Gießener Universitätsbibliothek gelangten, befand sich nämlich eine vierseitige Pergamenthandschrift, deren eine Seite ursprünglich zirka 22 Zentimeter breit und höchstens 31 Zentimeter hoch gewesen sein muß; von den vier Seiten ist aber nur je ein Sechstel erhalten. Auf zwei Seiten fanden sich Abschnitte aus der lateinischen Bibelübersetzung, und zwar Verse aus dem Evangelium Lucä (Kap. 23 und 24), auf den beiden anderen Seiten vermutete man Stücke der koptischen Literatur. Bei näherer Untersuchung aber stellte Glaue fest, daß er gotische Buchstaben vor sich hatte. Es war von vornherein anzunehmen, daß es sich auch hier um Stücke der Bibelübersetzung handelte, doch war der Inhalt schwer zu erkennen, da nur die Enden der Zeilen, oft nicht einmal ganze Worte, erhalten waren. Mit Hilfe der lateinisch geschriebenen Seiten jedoch, zu denen die gotischen

die Fortsetzung bilden, ließ sich konstatieren, daß man es mit den Versen Lukas 23, 11—14, und 24, 13—17 zu tun hatte, folglich mit Resten der Bibelübersetzung, die unter den bisher gefundenen gotischen Fragmenten noch nicht vorhanden sind; selbst im Codex Argenteus, der die Übersetzung des Ulfilas enthält, fehlen diese Stücke. — Der besondere Wert, der dem Funde dieses gotischen Handschriftenfragmentes zukommt, liegt darin, daß er in Ägypten gemacht wurde, denn: „Soviel Ägypten, dieses zur Erhaltung von Altertümern prädestinierte Land, auch schon im Laufe der letzten Jahrzente erschlossen hatte, daß es uns auch Reste unserer germanischen Vergangenheit schenken würde, hätte man doch nicht vermutet." Es ist daher von Interesse, der Frage nachzugehen, wie dieses Fragment nach Antinoë kam und ob dieser eine Fund zu der Annahme berechtigt, daß dort noch mehr Gotisches erhalten geblieben sei. Glaue macht nun darauf aufmerksam, daß sich im vierten Jahrhundert in Ägypten germanische Truppen — Vandalen, Juthungen, Franken, Quaden, Chamaven, Alemannen — nachweisen lassen. Da einzelne Truppenabteilungen aus Christen bestanden, mußte die Regierung, als sie den Bund mit der christlichen Kirche immer fester schloß, auch an die geistliche Versorgung der christlichen Soldaten denken. Glaue erinnert daran, daß z. B. die gotischen Truppen, die 427 Karthago besetzten, ihren Bischof bei sich hatten. Der gemeine Soldat wird wohl nur ausnahmsweise haben lesen können und schwerlich Bücher mit sich herumgeschleppt haben; kaum anders wird es mit den vornehmen Germanen, die in Ägypten hohe militärische Stellungen einnahmen, gewesen sein. Wahrscheinlich aber ist es, „daß ein Geistlicher, der mit germanischen oder gotischen Truppen nach Ägypten kam, dorthin die Heilige Schrift, der er den Predigttext entnahm, aus der er im Gottesdienst vorlas, die er zu eigenem Studium benutzte, mitgebracht habe." Glaue spricht jedoch noch von einer anderen Möglichkeit. Er bringt die aus der Kirchengeschichte des Theodoret bekannte Tatsache in Erinnerung, daß im vierten Jahrhundert mehrere dem Kaiser Valens mißliebige Geistliche nach Antinoë verbannt wurden, — kann nicht einer von ihnen eine gotisch-lateinische Bibel als kostbares Kleinod seines Glaubens mitgenommen haben? Schließlich ist noch zu erwähnen, daß bei der Anziehungskraft, die das ägyptische asketische Mönchtum damals ausübte, auch wohl ein frommer Gote als Mönch in eines der berühmten Klöster von Antinoë eingetreten sein und die Bibelübersetzung mitgebracht haben kann. — Während Ulfilas für seine gotische Übersetzung des Neuen Testaments den griechischen Text benutzte, ist die Übersetzung der neuaufgefundenen Handschrift nach einer lateinischen Vorlage gearbeitet. Die bereits vorhandenen lateinischen Bibelübersetzungen unterzog nun im Jahre 382 der hl. Hieronymus einer durchgehenden Revision, aus der die im ganzen Mittelalter allgemein gebräuchliche lateinische Bibel, die Vulgata, entstand. Diese Bibelausgabe des hl. Hieronymus fand aber nicht sogleich den Beifall aller, sondern es regte sich eine Opposition, die besonders auch von einigen schriftgelehrten Goten vertreten worden sein wird. Es ist nämlich ein Brief des hl. Hieronymus an zwei gotische Bibelkenner, Sunja und Frithila, erhalten, der in den Jahren 403—405 geschrieben sein muß und die Antwort auf ein Schreiben bildet, in dem Sunja und Frithila Einwendungen gegen die Übersetzung verschiedener Bibelstellen durch den hl. Hieronymus erhoben und ihre eigenen textkritischen Grundsätze darlegten. Sunja und Frithila sind daher mit größter Wahrscheinlichkeit als die Verfasser der gotisch-lateinischen Bibelübersetzung anzusehen, auf die in der Einleitung zu dem Codex Brixianus, einer in Brescia aufbewahrten lateinischen Bibelhandschrift, Bezug

genommen wird. Die kritische Ausgabe der gotisch-lateinischen Bibel ist in dem ersten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts entstanden, nachdem die Goten unter Alarich wieder in das ihnen angewiesene Illyrien zurückgekehrt waren, bevor sie im Jahre 408 zum zweiten Male gegen Rom aufbrachen. In dem neuen Fragmente liegt also ein Rest von einer Abschrift der gotisch-lateinischen Bibel vor, die bald nach der Entstehung der kritischen Ausgabe des Sunja und Frithila verfertigt sein muß. Jedenfalls muß die Handschrift im Anfang des fünften Jahrhunderts verfaßt worden sein. Ein eigenartiges Schicksal war diesem ältesten uns erhaltenen literarischen Monument des Germanentums beschieden: es mußte über das Mittelländische Meer wandern, um anderthalb Jahrtausende in Ägyptens Boden zu ruhen und dann erst wieder auf germanischen Boden zurückzukehren.

Zur Erinnerung an den 100. Todestag des „Spaziergängers nach Syrakus" plaudert Anton Schlossar in der „Österreichischen Rundschau" (Bd. XXIII, Heft 5) über „Johann Gottfried Seume in Wien". Es war im Dezember 1801, als Seume, der nach einem etwas abenteuerlichen Lebensgange als Korrektor in der Verlagsbuchhandlung G. J. Göschen in Grimma Anstellung gefunden hatte, seine Fußreise nach Italien antrat. Nach zwanzigtägiger Wanderung über Dresden, Aussig, Prag, Iglau und Stockerau traf er am 26. Dezember in Wien ein, wo er „an der Barriere", also an der Linie, von den Zollbeamten einer eingehenden Visitation unterzogen wurde. Sogar seine Taschen wurden durchsucht und seine Bücher durchblättert. Man fand bei ihm jedoch nichts Verdächtiges außer einigen Empfehlungsbriefen, die ihm abgenommen wurden, weil er durch die Beförderung geschlossener Schreiben die Postvorschriften verletzt hatte. Er mußte überdies einen Dukaten und einiges Silbergeld als eventuelle Strafe erlegen. Nach einigen Tagen wurden ihm Briefe und Geld zurückgestellt, letzteres jedoch — zu seinem großen Ärger — nicht in Goldmünze, sondern in „neuen blechernen Zwölfkreuzerstücken". Das erste, was Seume an der Kaiserstadt unangenehm auffiel, war der Straßenlärm und das schnelle Fahren der Wagen. In einem seiner Briefe aus Wien heißt es: „Das Gerassel der Wagen dauert vom ersten Hahnenschrei bis nach Mitternacht ununterbrochen donnernd fort und der Fußgänger ist vorzüglich abends in der Gegend der Burg nicht sicher, etwas gerädert zu werden. — In Wien mehr als anderswo nehmen die Fuhrleute im Wagen wie auf dem Bocke durchaus keine Notiz, daß außer ihnen noch etwas Menschenähnliches auf der Straße sei." — Zu den Persönlichkeiten, die Seume während seines fast zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Wien aufsuchte, gehörten die beiden Dichter Frh. Josef v. Retzer und Josef Franz Ratschky, beides Hofsekretäre, ferner der Schweizer Geschichtsschreiber Johannes v. Müller, seit 1793 Staatsrat in Wien und zur Zeit des Seumeschen Besuches Kustos der Hofbibliothek; dann der geistvolle und menschenfreundliche Graf Karl v. Harrach, der ihm schon von früheren Besuchen in Leipzig und Weimar bekannt war, der wegen seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen bekannte Graf Moriz v. Fries und der Phrenologe Dr. Franz Gall, dessen Vorträge gerade damals durch einen kaiserlichen Kabinettsbefehl verboten worden waren und der Seume eine Verteidigungsschrift zur Begutachtung vorlegte. Auch den berühmten Maler und Galeriedirektor Johann Heinrich Füger, dessen Werke er sehr hoch schätzte, lernte Seume persönlich kennen; er besuchte den Künstler in seinem Atelier und schrieb nachher: „Wer in den Zimmern eines solchen Mannes Langeweile hat, für den ist keine Rettung." — Natürlich kümmerte der Reisende sich auch um die

Wiener Theater, und zwar besuchte er vor allem das „Nationaltheater“ in der Burg, wo ihm Brockmanns Darstellung des „Regulus“ von Collin großen Genuß gewährte, während er über den weiblichen Teil der Truppe wenig Günstiges zu sagen fand; besonders ärgerte es ihn, daß man die Rolle der ersten Liebhaberin einer Dame gab, „die mit aller Ehre Äbtissin in Quedlinburg oder Gandersheim werden könnte“. Im Kärntnertortheater gab es italienische Oper und Ballett; beides genügte den Ansprüchen Seumes nicht. Von den Vorstadttheatern würdigte er nur das Theater an der Wien seines Besuches und ließ sich dort durch Schikaneders Darstellung des „Tyroler Wastel“ viel Vergnügen bereiten. Die Freimütigkeit der Äußerungen auf jener Bühne, die offene Verurteilung der „Nationalnarrheiten der Wiener Reichen und Höflinge“, setzte ihn in großes Staunen. Dagegen fand er in den Kaffee- und Wirtshäusern eine auffallende Vorsicht: überall warnte man ihn vor Aufpassern, vor den „Unsichtbaren“. Das trübe Wetter, das während des Wiener Aufenthaltes herrschte, veranlaßte Seume zu dem Sprüchlein: „Vindobona, quia dat vinum bonum; Danubius, quia dat nubes.“ Nachdem er auf der „italienischen Kanzlei“, wo er sich den Paß für Italien verschaffen mußte, tüchtig ausgefragt worden war, verließ Seume am 10. Januar 1802 die Kaiserstadt an der Donau, bis zur „Spinnerin am Kreuz“ von seinem bisherigen Reisegefährten, dem Maler Veit Hans Schnorr v. Karolsfeld, begleitet. Schnorr hatte vorgehabt, mit nach Syrakus zu wandern, später aber die Reise als zu gefährlich aufgegeben. So zog denn Seume wohlgemut allein dem Süden zu, um nicht ganz ein Vierteljahr nach seinem Abmarsch aus Wien, am 30. März 1802, Syrakus zu erreichen. Die Freuden und Leiden dieser Wanderung hat er in seinem bekannten „Spaziergang“ eingehend geschildert. Wenige Jahre nachher, am 13. Juni 1810, ereilte ihn der Tod in dem Badeorte Teplitz, wo er Heilung von schwerer Krankheit gesucht hatte.

Einige recht beachtenswerte Bemerkungen über das mehr und mehr diskutierte Wahlrecht der Frauen enthält der Aufsatz „Nicht Frauenstimmrecht — Frauenrat“ von N. Bemold in der „Österreichischen Rundschau“ (Band XXIV, Heft 1). Vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus, meint der Verfasser, müßte man den Frauen gleich bei der nächsten Wahl den Stimmzettel in die Hand geben, aber der Wesensunterschied der beiden Geschlechter läßt das politische Frauenstimmrecht für unsere heutigen europäischen Staaten zweckwidrig erscheinen. „Denn nicht um geradlinige Durchführung des Grundsatzes der politischen Rechtsgleichheit handelt es sich, sondern um die Zweckmäßigkeit für die Gesamtheit.“ Fast überall ist das Staatsleben noch immer ein erbitterter Kampf großer Parteien, ein Durcheinanderwogen feindlicher Interessen, die vom Staat Hilfe für sich und Abwehr für den Gegner verlangen. Die Mehrzahl der Frauen würde sich wahrscheinlich sehr bald sträuben, in diesem unerquicklichen Kampf mitzutun, oder, falls ihnen die Ausübung des Stimmrechtes zur Pflicht gemacht würde, „unbesehen so stimmen, wie die nächststehenden Männer es wünschen“. Diejenigen aber, die sich mit Passion in die Wahlbewegung stürzen, würden schwerlich veredelt zurückkehren. Es kommt noch dazu, daß den Frauen im allgemeinen das Gesamtinteresse ferner liegt als den Männern: die ungebildete Frau hat keine Zeit und keinen Sinn dafür, die gebildete aber „ist viel mehr Individualistin als der durch Pflichten aller Art mit der Außenwelt verbundene Mann, der immer einen gewissen Zusammenhang mit der Praxis des Gesamtlebens bewahrt“. Anderseits neigt die Frau, da sie impressionabler ist als der Mann, zum Radikalismus jeder Art; ihr versöhnender Einfluß zeigt sich nur

dann, wenn es sich um ihr nahestehende Personen oder ihr am Herzen liegende Sachen handelt. „Überhaupt wird ja im weiblichen Denken das Verhältnis zu Personen leicht das dominierende und es zeigt sich immer wieder, daß Frauen dem Eindruck einer anziehenden Individualität, und zwar nicht etwa nur einer männlichen, sondern auch einer weiblichen viel mehr unterliegen als die Männer.“ Damit wäre der Politik natürlich nicht gedient. — Die Ausschließung der Frauen vom politischen Stimmrecht bedingt jedoch keineswegs, daß die Frauen überhaupt nicht gehört werden sollen. Man kann ein Gegner des aktiven, aber ein Anhänger des passiven Frauenwahlrechtes sein. Warum sollte eine kluge, erfahrene, gebildete und beredte Frau, die sich redlich für öffentliche Interessen einsetzt, zum Beispiel nicht in die Volksvertretung gewählt werden können? Außer den allgemeinen Staatsinteressen, deren Vertretung die Frauen bisher stillschweigend den Männern überließen, haben sie auch spezielle Interessen, die zu beurteilen sie kompetent sind. „Sie verlangen, daß die Rechte der bürgerlichen Ungleichheit zwischen Mann und Frau verschwinden, sie erheben Schutzansprüche, sie wollen gehört werden, wenn es sich um Wohnungs-, Erziehungs-, Kinderfürsorge- und Unterstützungsangelegenheiten handelt, an denen sie lebhafteren Anteil nehmen und oft auch nehmen müssen als die Männer, und gewiß wird es für die Gesamtentwicklung nützlich sein, wenn die Frauen auch in Sachen mitreden, die das Familienleben und sogar das Leben der Männer selbst betreffen, beispielsweise in der Temperenzfrage, in der in den australischen Wahlen ihre Stimmen sich als entscheidend erwiesen.“ Um den Frauen die Möglichkeit zu geben, über Fragen solcher Art mit Autorität ihre Meinung zu sagen, schlägt der Verfasser vor, einen „Frauenbeirat“ zu schaffen, der gewisse Angelegenheiten zu beraten und Anregungen und Gutachten abzugeben hätte. Trotz der Heftigkeit, mit welcher der Kampf um das Stimmrecht von einer Minderheit der Frauen geführt wird, ist nicht zu erwarten, daß die Rolle, die die neue Zeit der Frau zuweist, eine politische werden könnte; „das eine jedoch wird die Frauenstimmrechtsbewegung bestimmt erwirken, daß bei der Gesetzgebung das Wort der Frauen nicht mehr wird übergangen werden können, daß ihnen die Mitarbeit am Staatsleben nicht dauernd versagt bleiben wird.“

In der Monatschrift „Die Tat, Wege zu freiem Menschentum“ (II, Heft 3) schreibt August Horneffer über mancherlei „Kämpfe im Protestantismus“. Er wirft den liberalen protestantischen Theologen vor, daß es ihnen an unbedingter Wahrhaftigkeit, an männlichem Opfermut und an Klarheit der Weltanschauung fehle, daß sie den Begriff „Religion“ verengert und verkleinert, der Religion die Grundlage genommen haben, denn jeder Religion müsse eine klare Weltanschauung zugrunde liegen, sie müsse „Dogmen“ bilden, „das heißt die Ergebnisse der Wissenschaft und Philosophie zu einem religiösen Weltbild zusammenfassen“. Der heutige Protestantismus sei zur Hälfte historische Wissenschaft, zur andern Hälfte Mystik. Religiös genommen stehe das mittelalterliche Christentum turmhoch über der „geflickten und löcherigen Christlichkeit unserer Tage. Denn damals war die Religion der Ausdruck des ganzen Menschen und strömte daher eine unwiderstehliche, vereinheitlichende und gemeinschaftsbildende Kraft aus“. — Ein solches Bekenntnis aus der Feder eines protestantischen Verfassers — der im übrigen die liberalen Protestanten auffordert, neue Thesen auszuarbeiten und dem heutigen Empfinden anzupassen, den Kultus umzugestalten und ähnliche Heldentaten nach Luthers Beispiel zu vollführen, — ist ebenso interessant wie seine Schlußbemerkung, daß es unter

den protestantischen Pfarrern „klägliche Gestalten“ gibt, „vollkommene Nullen, an Charakter wie an Geist“.

„Die besonderen Aufgaben des Religionsunterrichtes in der Gegenwart“ bespricht Schulrat Dr. W. Bürgel in der Monatschrift „Der „Schulfreund“ (1910, Heft 9). Zu diesen Aufgaben rechnet er vor allem den apologetischen Unterricht, durch den die Kinder vor Irrlehren und Irrtümern gewarnt werden müßten, wie man sie in der Naturgeschichtsstunde vor giftigen Pflanzen, Beeren, Schlangen ꝛc. warnt. „Der Sache nach soll Apologetik in der Schule betrieben werden, aber nicht der Form nach, populäre Apologetik, ohne alle theologische Kunstausdrücke, nicht abstrakt, sondern konkret und aus dem vorangegangenen Unterricht verständlich.“ Bei manchen Angriffen muß man das Falsche vom Wahren sorgfältig sondern: „Entwicklung darf man zum Beispiel nicht schlechthin in Abrede stellen, kirchliche Mißstände früherer Zeiten nicht einfach ableugnen; hier gilt es vielmehr, den Schülern begreiflich zu machen, daß solche Argumente nur mit großer Einschränkung zuzugeben sind und keineswegs die katholische Glaubenswahrheit zu widerlegen vermögen.“ Bürgel lenkt sodann die Aufmerksamkeit der Religionslehrer auf die Anstrengungen der Sozialdemokraten, die Jugend für ihre Ideen zu gewinnen und sogar die Schulkinder zu beeinflußen. Schon 1891 sei auf dem sozialistischen Parteitage in Erfurt der Beschluß gefaßt worden, „mehr als bisher das Augenmerk darauf zu richten, daß eine Jugendlektüre zustande komme, die in unterhaltender Weise, dem Wesen der Kindheit entsprechend, den Geist und das Fühlen der Jugend zugunsten des Sozialismus weckt und bildet.“ Und seit jenem Parteitage ist in der angedeuteten Richtung eifrig gearbeitet worden; den Kindern des Proletariats wird die Religion aus dem Herzen gezogen, während sie noch die Volksschule besuchen. Da sei doch wohl kein Zweifel, daß die Kinder durch den Religionsunterricht gegen die an sie herantretenden Irrlehren gewappnet werden müssen, zum Beispiel durch eingehende Behandlung der vom Sozialismus bekämpften Lehre vom Eigentum, von der Autorität, der Ehe ꝛc. Den Kindern muß eine sichere gegen künftige Erschütterungen gefestigte Überzeugung von den Grundlagen der sozialen Ordnung vermittelt, es muß ihnen die Liebe zu den sozialen Tugenden der Arbeitsamkeit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Selbstbeherrschung eingeflößt werden, und um sie vor den in erschrecklicher Weise überhandnehmenden Gefahren der Unsittlichkeit zu schützen, ist ihr Wille zu stärken und zu festigen, denn nur ein starker Wille „ist ein fester Damm nicht nur gegen die moralischen Gefahren, sondern auch gegen die Verführungen, welche der Jugend von seiten des Unglaubens und des Radikalismus drohen“.

Ein ähnliches Thema behandelt St. von Dunin-Borkowski S. J. in dem geistvollen Artikel „Der Religionsunterricht an den Gymnasien“, in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (1910, Heft 6). Ziel und Aufgaben des katholischen Religionsunterrichtes sind zwar durch den katholischen Glauben eindeutig gefaßt und bestimmt, führt der Verfasser aus, indes zwingt die Not der Zeit, einiges immer wieder ausdrücklich zu betonen, was der Knabe und Jüngling in früheren, frömmeren Tagen gleichsam unbewußt einatmete. „Man muß ihn, besonders heute, in der übernatürlichen Welt heimisch machen, ihn zum Gehorsam- und zur Pietät gegen die Kirche erziehen, man muß die krankhafte Verzückung in die Sphären des modernen Kultur- und Wissensparadieses durch Aufdeckung der Weisheit ehrwürdiger Überlieferungen und der Schätze alter Kulturen ernüchtern,

das Fieber anmaßenden Selbstbewußtseins und hochmütiger Selbstherrlichkeit durch die kalte Berührung mit den eisernen Grenzen unseres Wissens abkühlen und in der Ohnmacht der unerbittlichen Abhängigkeit und allseitigen Unbeholfenheit des Knaben, ja des Jünglings, austoben lassen. Aber bei alldem darf der Religionslehrer das moderne Denken und Empfinden nicht übersehen." Nicht als eine Sammlung beengender Gesetze, unverständlicher Formeln und äußerer Zeremonien darf sich dem Schüler die übernatürliche Welt darstellen, sondern als Krone und Abschluß alles dessen, was es an Schönheit und Idealen gibt. — Der Verfasser untersucht sodann die Möglichkeit der Einordnung des Religionsunterrichtes unter die anderen Lerngegenstände und erklärt, was das genaue Abfragen in den einzelnen Unterrichtsstunden betreffe, das nach Meinung anderer der Erhabenheit des religiösen Stoffes nicht anstehe, so bekenne er seinerseits sich frei „als verhärteter Ketzer". Denn: „Akademische Vornehmheit langweilt den echten Jungen. Die prosaische Schreckgestalt des Examinierens ist doch noch erträglicher als die aus köstlichster Schulgemütlichkeit geborene Unwissenheit." Er befürwortet auch ganz entschieden „den pädagogischen Skandal eines offen zur Schau getragenen Notenbüchleins", ohne seine Hochachtung vor jenem Lehrer zu verhehlen, der ohne diesen Behelf gleich gute Erfolge erzielt. „Die katholische Religion auf der Mittelschule ist und bleibt ein Lehrfach, erhabener als alle andern, seelenbildender als alle anderen, freudenerweckend und herzerwärmend, aber doch auch ein Fach für Kopf und Gedächtnis, ein Kind der Schule; als Lehrgegenstand teilt sie die Pflichten und Rechte, die Leiden und Freuden, die Zucht und den kleinen pedantischen Einschlag der übrigen Fächer." In bezug auf die Wechselbeziehung zwischen Religionsunterricht und den übrigen Lernstoffen, auf die Konzentration des gesamten Unterrichtes, wie sie von gewiegten Pädagogen gefordert wird, sei vor der rein äußerlichen Wechselbeziehung zu warnen. „Es gibt aber dennoch eine groß gedachte Konzentration. Sie stellt zum Beispiel die geläuterte Wahrheit israelitischer Überlieferungen dem sagenhaften Aberglauben des übrigen Orientes gegenüber. Sie verfolgt den göttlichen Funken des Gottsuchens und der Gotteserkenntnis in der Volksseele aller Zeiten. Sie hebt das Weltbild, das der Welterlöser schuf, vom heidnisch-jüdischen Hintergrunde ab, auf dem sich die Schlachten der verzweifelnden Dekadenz mit der Sehnsucht nach Welterlösung abspielten. Sie enthüllt die Schätze der Weisheit und der Schönheit, welche Gottes Vorsehung im Schoße des Heidentums ansammeln ließ, um sie der Braut seines Sohnes als Morgengabe zu schenken. Aus den Werkstätten echter Konzentration gehen farbenprächtige Gemälde hervor. Die Kirche erhebt die Kunst zur Höhe ihrer Ideale, die Kirche erzieht die Völker zur Gesittung und zur Liebe. Der dichterische Genius holt aus den Kunstschreinen des Christentums seine Licht- und seine Schreckgestalten, seine höchsten Motive und sinnigsten Symbole." So bieten alle Fächer Anhaltspunkte zu fruchtreifer Konzentration, doch darf über dem Forschen nach solchen Wechselbeziehungen die Hauptsache, der innere Zusammenhang der Glaubenslehren selbst, nicht vergessen werden. Die innere Konzentration „darf sich durch den außerordentlichen Reichtum des Glaubensschatzes nicht verleiten lassen, die göttlich-einfachen Linien des dogmatischen Domes durch prunkvollen Schmuck zu verdecken. Klare Einsicht in den Grundriß des übernatürlichen Kunstwerkes, die Fähigkeit, die wichtigsten Einzelheiten ohne Verwirrung einheitlich zu überschauen, — das ist das Lehrziel. Aber diese Glaubenserkenntnis und der Wahrheitsbesitz ist dennoch nicht Endziel und Selbstzweck. Sie sollen zur Vereinigung mit Gott und zur Gottesliebe führen. Ein rein

intellektualistischer Unterricht im Glauben ist einseitig." — Von den allgemeinen Erörterungen zum Lehrbuch der Religion übergehend, konstatiert P. Dunin-Borkowski die herrschende Übereinstimmung darüber, daß der Religionsunterricht sich nicht zum Theologiestudium ausweiten, das Lehrbuch kein Auszug aus einer gelehrten Dogmatik sein dürfe; der Religionsunterricht ist kein Theologiekurs. Die Knaben sind daher auch nach Möglichkeit mit dogmatischen Kunstausdrücken zu verschonen. Was Auswahl und Verteilung des Lehrstoffs betrifft, so lobt der Verfasser die auf österreichischen Gymnasien übliche Einteilung, in der vierten Klasse, als Vorbereitung auf die Apologetik in der fünften, das Leben des Herrn ausführlich durchzunehmen. Er empfiehlt aber auch, noch einen Schritt weiterzugehen und unmittelbar vor dem Eintritt in die Apologetik Apostel- und Kirchengeschichte zu behandeln. Heutzutage begegnet der katholische Student im Alltagsleben dogmengeschichtlichen Fragen, deren Feinheiten ehemals nur den Fachmann beunruhigten. „Man muß ihm annehmbare Antworten zurechtlegen auf die Fragen nach dem Priestertum und dem Meßopfer im 2. Jahrhundert, nach der ältesten Bußordnung, nach dem Dreifaltigkeitsglauben der Kirche vor der Nizänischen Kirchenversammlung. Unter den dogmengeschichtlichen Ergänzungen der Glaubenslehre sind gerade diese drei Fragen — von den Gegenständen, welche in der Kirchengeschichte immer und überall zur Sprache kommen, sehen wir natürlich ab — wohl die brennendsten. Auch ihre Lösung bringt die von uns empfohlene kirchengeschichtliche Einleitung; allerdings behandelt man sie besser nicht vor der Apologetik, sondern an Ort und Stelle in der Glaubenslehre. Diese oder gar andere mit den Religionsstoffen lose zusammenhängende Fragen breit un-ausführlich zu behandeln, wäre allerdings ein bedauerlicher Mißgriff. Niemals darf man die der Jugend so nahe liegende Täuschung unterstützen, als wäre sie bereits zu den Tiefen der Wissenschaft vorgedrungen." Trotzdem sei es notwendig, wo nötig die steilen Pfade der Erkenntnis mit den Schülern zu erklimmen und besonders das Verhältnis des menschlichen Geistes zur Umwelt sowie das des Individuums zur Gesellschaft klarzustellen. Zur Beantwortung solcher Fragen bietet in Österreich der Unterricht in der philosophischen Propädeutik Gelegenheit, wo das aber nicht der Fall ist, hat der Religionsunterricht nachzuhelfen. So wird er, richtig erteilt, zu einer hohen Schule des Lebens.

Welch großes Arbeitsgebiet für „Die Katechese in Bosnien" noch unbebaut daliegt, schildert P. Anton Puntigam S. J. in den „Christlich-pädagogischen Blättern" (1910, Nr. 3). Die eigentliche Katechetin ist dort vielfach noch die Mutter: sie lehrt das Kind beten, bringt ihm die notwendigsten Katechismuswahrheiten bei, bereitet es zur ersten Beicht und zur ersten heiligen Kommunion vor und führt es dann zum Pfarrer, der es prüft. Eine solche Prüfung haben die Kinder auch vor jeder Osterbeicht zu bestehen; ja selbst Erwachsene müssen nach uralter Sitte vor der Osterbeicht eine Religionsprüfung ablegen. — Mit den katholischen Schulen sieht es in den neuen Reichslanden noch sehr traurig aus; es gibt deren in Bosnien und der Herzegowina nur 32 gegen 69 serbische und 1033 türkische konfessionelle Schulen. Die Regierungsschulen sind interkonfessionell und Schüler wie Lehrer gehören dort den verschiedensten Konfessionen an. Der große Priestermangel in Bosnien läßt den Verfasser den Gedanken aussprechen, ob in Dörfern, wo weit und breit keine Schule und keine Kirche ist, nicht Laien als Katechisten angestellt werden sollten. In solchen weltentlegenen Ortschaften kann nur selten jemand lesen und schreiben; 80 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. — Das bosnische Volk ist kindlich

fromm und für Religionsunterricht sehr dankbar. P. Puntigam erzählt zum Beispiel von einem 25jährigen Manne, der ihm einst nachlief und ihn unter vielen Entschuldigungen bat, ihm seine täglichen Gebete hersagen zu dürfen; er habe nur von seiner Mutter beten gelernt und wüßte nun gerne, ob er auch richtig bete. Nach erhaltener Erlaubnis machte der Mann wie ein Kind das Kreuz, faltete die Hände und sagte seine Gebete mit rührender Einfalt her. Die Versicherung des Paters, daß er gut und richtig bete und dereinst auch seine Kinder so beten lehren könne, erfüllte den Mann mit der größten Freude. — Noch weniger als für die Schulkinder geschieht in Bosnien bisher für die schulentlassene Jugend in katechetischer und überhaupt erziehlicher Hinsicht. „Und doch wäre die Rettung der Arbeiterjugend neben der Heranbildung von gut katholischen Studenten eines der dringendsten Bedürfnisse der bosnischen Katholiken, die gegenüber den ‚Serben' (45 Prozent) und Türken (33 Prozent) eine kleine Minderheit (22 Prozent) darstellen und auch als arbeitende Klasse mit der einheitlich organisierten Sozialdemokratie schwer konkurrieren können. Zudem erfordert das Eindringen der modernen Kultur unbedingt einen gründlicheren Religionsunterricht, Organisation und Schulung der katholischen Jugend, die in den Städten den größten Gefahren ausgesetzt ist." P. Puntigam, der sein Leben bereits seit 18 Jahren der bosnischen Jugend weiht, arbeitet nun daran, in Sarajevo ein katholisches Jugendheim, besonders für Studenten und Lehrlinge, zu gründen. Es handelt sich um ein ganz bescheidenes Heim, das hauptsächlich aus einem größeren Saal und einem Garten bestehen soll. Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit der bescheidenen Bitte, dem „jüngsten und ärmsten Kinde des Hauses Habsburg, dem bosnischen Kinde" zuliebe ein Bausteinchen für das projektierte Heim zu spenden.

Die „Wissenschaftliche Beilage zur Germania" (1910, Nr. 28) gibt einen Vortrag wieder, den Prinz Max, Herzog zu Sachsen, über „Die Bedeutung der griechischen Sprache und Kultur für das Reich Gottes" gehalten hat. Unter griechischer Sprache versteht der Redner, wie er von vornherein erklärt, „das wirkliche Griechisch, nicht die ganz unglaubliche Aussprachsweise desselben, welche man uns im Abendlande auf den Gymnasien lehrt. . . . Wenn man mit dieser Art und Weise einem wirklichen Griechen entgegentritt, so lacht er einem ins Angesicht und erkennt nicht einmal, daß das seine Sprache sein soll, die angewandt wird". Als ein reiner Stubengelehrter, ohne die Wirklichkeit der Dinge zu kennen, habe Erasmus von Rotterdam auf Grund eines Systems diese falsche Aussprache aufgebracht; derjenige, dem es einmal gelingen wird, sie wieder zu beseitigen, werde ein Wohltäter der Menschheit sein, denn „was nutzt uns ein Griechisch, welches kein solches ist und uns keinen Vorteil bringen kann?" — Das wirkliche Griechisch nun, mit seiner wunderbaren Bildungsfähigkeit, sei wie geschaffen für Christentum und Theologie. Auch alles menschlich Schöne und Große ward in dieser Sprache geschrieben, noch ehe sie religiöse Bedeutung bekam, bedienten sich ihrer doch die größten Dichter der Menschheit sowie die gefeiertesten Geschichtsschreiber und Philosophen. — In geistvoller Weise führt der Redner sodann aus, wie es nach den Plänen des Ewigen die Aufgabe des Reiches Alexanders des Großen war, die griechische Sprache zur Weltsprache zu machen, denn: „Eine Sprache mußte Weltsprache werden, damit die göttliche Offenbarung Weltoffenbarung sein könne". Bald machte sich dann die Übertragung des Alten Testamentes in die Weltsprache notwendig: es entstand die Septuaginta, die weiter gedrungen ist als der hebräische

Text. „Jesus Christus und seine Apostel haben die Heilige Schrift des Alten Bundes niemals nach einem andern Text als nach dem der Septuaginta zitiert, wie alle Bücher des Neuen Bundes beweisen. Ebenso hat fast die gesamte christliche Kirche Jahrhunderte hindurch unter der ausschließlichen Herrschaft der griechischen Bibel gestanden. Alle Kirchenväter haben nach ihr zitiert bis zum vierten Jahrhundert. Auch die ältere lateinische Bibel war aus ihr übersetzt. Der heilige Hieronymus war der erste Lateiner, der als ein sehr gelehrter und sprachkundiger Mann auf den hebräischen Text zurückging und seine spätere Übersetzung unmittelbar aus diesem und nicht aus der Septuaginta anfertigte." Trotzdem zitierten die Kirchenväter auch nach seiner Zeit vielfach noch nur nach der Septuaginta. — Die Wirksamkeit der griechischen Sprache für das Reich Gottes in den letzten Jahrhunderten vor Christo war nur eine Vorbereitung auf ihre noch viel größere Wirksamkeit im Christentum. „Griechische Sprache und römisches Reich sollten nach dem Plane der göttlichen Vorsehung zugleich dem Evangelium dienen. . . . Die Einheit des Reiches und die Einheit der Sprache, der griechischen, zugleich erleichterten den Aposteln bedeutend ihr Werk. . . ." Sobald sie sich an die Heidenvölker wandten, mußten sie sich, falls nicht irgend eine besondere Mundart in Betracht kam, des Griechischen bedienen. „So kam es denn auch, daß die Apostel oder Apostelschüler die Schriften des Neuen Bundes in derselben Weltsprache abfaßten, eben weil die Kirche bereits für alle Völker bestimmt war." So genießen denn die Griechen den einzigartigen Vorzug, die Sprache des Evangeliums zu besitzen, und sie sind nicht wenig stolz darauf, so stolz, daß sie allen Bestrebungen zur Übertragung des Neuen Testamentes in das jetzige Hellenisch feindlich gegenüberstehen, ja diese Bestrebungen als eine empfindliche Verdemütigung ihres Nationalgefühles auffassen. Als zum Beispiel die jetzige Königin von Griechenland vor einigen Jahren eine solche Übersetzung zu verbreiten suchte, damit das Evangelium dem Volke, dessen Dialekt vom klassischen sehr verschieden ist, zugänglicher sei, entstand unter den Studenten von Athen nahezu ein Aufruhr. — Die Kirchenväter und das ganze Altertum gebrauchten das Griechische, um das Evangelium zu erklären, und im weitaus größten Teile des römischen Reiches fand der christliche Gottesdienst in griechischer Sprache statt. „In Rom scheint man wohl häufig den Gottesdienst ganz griechisch, manchmal aber auch teilweise griechisch, teilweise lateinisch gehalten zu haben. Daraus mag sich die noch heute in der Papstmesse erhaltene Sitte erklären, daß die Epistel und das Evangelium in den beiden Sprachen, auf griechisch und lateinisch, vorgetragen werden, weil eben die römische Gemeinde früher beide Bestandteile aufzuweisen hatte, solche, welche lateinisch, und solche, welche griechisch sprachen." — Auch nach der Teilung des Reiches, nach welcher im Abendlande das Lateinische herrschend wurde, fuhr die griechische Sprache noch eine Zeit hindurch fort, einen bestimmenden Einfluß im Christentum auszuüben. Vor allen Dingen wurde die christliche Theologie in der griechischen Hälfte der Kirche festgelegt: „Die dogmatischen Formeln für die heiligsten Wahrheiten des Christentums wurden griechisch ausgedrückt." Auch auf den allgemeinen Kirchenversammlungen des Altertums, die ja alle im Morgenlande, in der Nähe der Kaiserstadt, abgehalten wurden, ward in griechischer Sprache verhandelt. „Die wichtigsten Gesetze, welche im kirchlichen Leben grundlegend geworden sind, sind daher in griechischer Sprache abgefaßt." Ebenso blieb der griechische Einfluß auf den Gottesdienst bestehen; der wunderbar erhabene Gottesdienst der griechischen Kirche beeinflußte alle Liturgien. Nicht weniger tonangebend waren die Griechen in der Erforschung der Kirchengeschichte — war

doch Eusebius von Cäsarea der Vater der Kirchengeschichte — und in der Sammlung von Heiligenlegenden, in der sie einen Bienenfleiß entwickelten. Ihnen allein verdanken wir die Erinnerung an viele heilige Märtyrer und das Gedächtnis an die Helden des Glaubens und der Tugend. Wahrscheinlich ist der Fleiß im Kopieren alter Handschriften ebenfalls aus dem Morgenlande auf die Mönche des Abendlandes übertragen worden. „Man könnte noch hinzufügen, wieviel die Griechen für die Ausbreitung des Christentums getan, wie sie dasselbe nach Anthiopien, Armenien, nach dem Kaukasus, nach der Krim und den Gegenden nördlich des Schwarzen Meeres, zu den Goten, zu den Bulgaren und Serben und in das ungeheure russische Reich übertragen haben. Endlich haben sie die Aufgabe von der Vorsehung gehabt, durch ihr Reich im Osten bis zum Ende des Mittelalters die Vormauer und der Wall des Christentums zu sein, das Vordringen des Mohammedanismus und der Barbarei aufzuhalten. Sobald dieser Wall gefallen ist, ist auch flutartig die Welle des Verderbens über die christliche Welt hereingebrochen." — Aus der Betrachtung der großen Aufgabe der griechischen Sprache und Kultur im Reiche Gottes ergibt sich für jeden, der der griechischen Sprache mächtig ist, die Pflicht, die Schätze, die uns in dieser Sprache überliefert sind, sich anzueignen und andern mitzuteilen. „Und schon aus diesem Umstande allein geht hervor, daß die Kenntnis der lateinischen Sprache für einen gebildeten Christen nicht genügt, sondern daß das Griechische in vieler Beziehung noch weit wichtiger ist als das Lateinische."

Daß die diplomatische Niederlage Rußlands in der österreichisch-serbischen Frage des Jahres 1909 den deutschen Bewohnern der russischen Ostseeprovinzen indirekt zum Nachteil gereicht, zeigt Alfred von Hedenström in dem Artikel „Die Lage des baltischen Deutschtums" in den „Süddeutschen Monatsheften" (1910, Juliheft). Die relativen Freiheiten, die den Deutschen im Zarenreich nach der russischen Revolution gewährt wurden (Gewissensfreiheit, Pflege kultureller Sonderart, Unterricht in der Muttersprache) und die ein schnelles Aufblühen verschiedener deutscher Vereine zur Folge hatten und in kaum zwei Jahren die Gründung von 44 deutschen Schulen ermöglichten, diese Freiheiten erscheinen seit etwa einem Jahre wieder bedroht. Noch ist zwar nichts Positives geschehen, jedenfalls aber ist „die von der konservativen Richtung genährte Hoffnung auf eine Begünstigung des baltischen Deutschtums durch die siegende Reaktion schon jetzt, und wie es scheint endgültig, in bitterster Weise getäuscht. Nicht nur die Auslassungen der konservativen Presse, sondern auch Regierungsmaßnahmen weisen darauf hin, daß trotz aller Leiden und Lehren der Revolution die Russifizierungspolitik im Baltikum wieder aufgenommen werden soll." Einen Rückhalt finde diese Politik eben an der nationalen Empörung über Deutschlands Verhalten in der serbischen Frage. „Der alte Deutschenhaß ist wieder entflammt und wird sich nach den Erfahrungen früherer Zeit nach der Seite des schwächsten Widerstandes richten, das heißt gegen das baltische Deutschtum. In einem unterscheidet letzteres sich scharf von seinen Stammesgenossen im Innern des Reichs. Es ist kein in die russische Volksmasse hineingesprengter Splitter, der leicht entfernt oder assimiliert werden kann, es ist ein historisch gewordenes Ganzes, das sich vertragsmäßig dem russischen Reich unterworfen, an dessen Aufbau in westeuropäischem Sinne es in vergangenen Zeiten mitgearbeitet, dem es die Treue immer gewahrt hat. Es bildet somit einen kleinen, besonderen Teil des russischen Weltreichs, das zu erhalten ebenso Pflicht der Balten wie seiner Begründer ist. Notwendig für die Erhaltung des Staates ist jedoch nach

Ansicht des russischen konservativen Imperialismus die Vernichtung volklicher und kultureller Eigenart in allen Grenzländern. Als loyale Untertanen, die zu sein sie vorgeben, sind demgemäß die Balten verpflichtet, ihr eigenes Grab zu schaufeln. Sie werden es nicht tun, denn sie erblicken die Kennzeichen einer modernen Großmacht nicht in sklavischer Einförmigkeit, sondern in freier Vielheit, die durch gemeinsame staatliche und wirtschaftliche Interessen zu einem festen Ganzen verbunden ist."

„Die erste katholische Negerzeitung in Deutsch-Ostafrika" konnte — so berichten „Die katholischen Missionen" (Juniheft 1910) — zu Anfang dieses Jahres zu erscheinen beginnen. Sie wird in der Druckerei der katholischen Mission Dar es-Salam durch zwei Missionsschwestern auf einer kleinen Handpresse gedruckt, erscheint einmal im Monat und heißt „Rafiki-yangu", das heißt „Mein Freund". Das Blatt ist in der Landessprache geschrieben und wird von Bischof Thomas Spreiter selbst redigiert. Die Herausgabe einer katholischen Monatschrift erwies sich als Bedürfnis, da bisher für die mehr als 25.000 katholischen Schulkinder und die erwachsenen Katholiken an Belehrungs- und Unterhaltungslektüre nichts vorhanden war, während von protestantischer Seite reichlich für Bücher und Zeitschriften gesorgt wurde. — Über Mangel an allgemeinem Interesse für eine katholische Presse in den Missionen klagt P. Drouart de Lezey (ebenda, Juliheft 1910), der sich schon seit längerer Zeit um die Beschaffung katholischer Bücher und Zeitungen für Japan bemüht. Leider ist ihm der Versuch, eine deutsche Verlagsfirma für seine Pläne zu gewinnen, bisher nicht geglückt. Die einzige katholische Verlagsanstalt in Tokio, Sansheisha, die vor zwölf Jahren begründet wurde, ist nichts weniger als glänzend gestellt und wird sich auf die Dauer gegen die fast erdrückende Konkurrenz nicht halten können. Sie gibt zwei japanische katholische Zeitschriften heraus, eine für Erwachsene, die andere für Kinder, außerdem verschiedene Broschüren apologetischen und polemischen Inhaltes; auch verkauft sie jährlich zirka 8000 bis 10.000 französische und englische Bücher. Doch was ist das alles gegen die in Japan erscheinenden nichtkatholischen 2800 Blätter und zahllosen Broschüren? In diesem Stimmengewirr von Lehren und Meinungen, Ideen und Irrtümern sich wirksam Gehör zu verschaffen, ist keine Kleinigkeit.

Welch erfreulichen Aufschwung „Die katholische Presse in Brasilien" in neuer Zeit nimmt, berichtet P. Petrus Sinzig O. F. M. in Kausens „Allgemeiner Rundschau" (VII, Nr. 26). Die Presse ist in Brasilien noch einflußreicher als anderswo; sie ist im allgemeinen nichts weniger als katholikenfreundlich. Unter den Tagesblättern existiert kein katholisches Blatt in der Landessprache, dem Portugiesischen, wohl aber einige in deutscher Sprache. Um nun die katholische Presse zu fördern, regte P. Sinzig ein festes Zusammengehen aller katholischen Blätter, etwa 70 an der Zahl, an und gab dadurch den Anstoß zu mehreren bedeutsamen Aktionen. Vor allem wurde ein „Allgemeiner Preßverein" auf religiöser Grundlage gebildet, der in Gruppen von beliebig vielen Mitgliedern zerfällt; jede Gruppe muß monatlich 10 Milreis (zirka Mk. 12·50) aufbringen, gleichviel, ob ihre einzelnen Mitglieder viel oder wenig zahlen können. Das Geld wird an die „Zentralstelle der katholischen Presse" abgeliefert. Diese Zentralstelle besteht aus fünf Mitgliedern und hat eine große Verantwortung zu tragen: sie versorgt die verschiedenen Blätter mit guten Beiträgen, bemüht sich, tüchtige Redakteure heranzubilden, unterstützt verarmte Journalisten, gründet oder fördert neue Zeitungen und sorgt für gute Volksbibliotheken, um die es in Brasilien noch sehr schlecht bestellt ist. Denn den Ver-

legern, denen nur der geschäftliche Standpunkt etwas gilt, ist es ganz gleich, welcher Art Werke sie herausgeben. Da verpflichtet sich denn die Zentralstelle, dem Verleger mehrere hundert Exemplare abzunehmen, falls zum Beispiel statt der projektierten Herausgabe eines unsittlichen Romans ein von ihr gewähltes Buch in brasilianischer Sprache veröffentlicht wird. — Der Zusammenschluß der katholischen Zeitungen und Zeitschriften unter Leitung der Zentralstelle ist bereits zur Tatsache geworden und zeigt sich als sehr nützlich und notwendig. Um die Sache nach erprobten Grundsätzen auszubauen, ist ein Mitglied der Zentrale, eben der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes, nach Deutschland entsendet worden, wo er die betreffenden Preßorganisationen an Ort und Stelle studieren soll. — Vom 31. März bis 3. April 1910 tagte in Petropolis der I. Kongreß der katholischen Journalisten Brasiliens, der von einem rührigen Komitee musterhaft vorbereitet war.

Das Thema des fliegenden Menschen, das in der Sagenwelt aller Erdteile eine bedeutende Rolle spielt, beansprucht in unseren Tagen der Flugmaschinen und Luftschiffe ein besonderes Interesse. Daher hat Dr. Richard Hennig in der „Sonntagsbeilage Nr. 21 zur Vossischen Zeitung Nr. 235" in einem lesenswerten Artikel verschiedene „Sagen von fliegenden Menschen" zusammengestellt und besprochen. Er weist nach, daß außer den allgemein bekannten Volkssagen von Dädalus und Ikarus und von Wieland dem Schmied eine ganze Reihe anderer Sagen dieser Art besteht, von denen die altbabylonische vom fliegenden Etana wohl die allerälteste sein dürfte. In Europa lassen sich außer bei den Griechen und den alten Deutschen auch bei den Briten Flugsagen nachweisen, in Asien sind sie besonders unter den Chinesen und Japanern verbreitet, in Amerika wissen die im nordwestlichen Kanada ansässigen Krisindianer sowie einige südamerikanische Indianerstämme von fliegenden Menschen zu erzählen, in Afrika entdeckte Stanley bei den Negern im Nordwesten des Viktoriasees eine Sage von einem Krieger, der in die Luft aufflog und von oben Steine auf die Feinde schleuderte, und auf der Insel Neuseeland existiert eine originelle, in Verse gekleidete Flugsage. Bei den meisten der aufgezählten Sagen handelt es sich darum, daß der Mensch sich künstlich gefertigte Schwingen anschnallt oder die Haut eines Vogels samt den Flügeln überstreift. Dr. Hennig macht auf diesen Umstand besonders aufmerksam, „weil bemerkenswerter Weise auch die sämtlichen wirklich historisch nachweisbaren, ältesten Flugversuche, wie sie im 9., im 11., 12., 13., 15., 16. Jahrhundert, vereinzelt auch noch in den folgenden Jahrhunderten, bis zu den Tagen Berblingers, des ‚Schneiders von Ulm', stattfanden, immer wieder und wieder die gleiche, dem naiven Gemüt zunächst selbstverständlich erscheinende und nächstliegende Methode der künstlichen Nachahmung des Vogelfluges versuchten, wie sie auch jene Sagen als ausführbar annahmen." Um so bemerkenswerter ist es, daß einige wenige Sagen trotzdem bereits von künstlich konstruierten Flugapparaten berichten: von geschmiedeten Vogelflügeln oder gar — wie das in einem Kalmückenmärchen der Fall ist — von einem großen, aus Holz erbauten Vogel, in dessen Innenraum der Luftschiffer durch eine Tür eintritt und der durch eine innere Vorrichtung nach oben oder unten, nach rechts oder links gelenkt werden kann. Anklänge an die emportreibende Wirkung heißer Luft glaubt Hennig in einer Sage der Karolinenbewohner zu finden: der Gott Oulefat entzündete ein großes Feuer und wurde durch den Rauch zum Himmel emporgetragen. — Hennig hält es für wahrscheinlich, daß sich bei näherer Nachforschung noch viel mehr Flugsagen finden ließen als die von ihm erwähnten. Die

menschliche Phantasie hat sich eben in allen Teilen der Erde mit der Möglichkeit des Fliegens beschäftigt, lange bevor ein kühner Geist sich zum Versuche entschloß, diese Phantasien in die Wirklichkeit umzusetzen. Es wäre aber auch nicht unmöglich, daß eine oder die andere Flugsage auf historischem Hintergrunde aufgebaut ist, daß sie die Erinnerung an einen aufsehenerregenden Flugversuch bewahrt hat. „Da die historisch nachzuweisenden Bestrebungen, durch angebundene Vogelflügel den Menschen zum Fliegen zu befähigen, schon recht frühzeitig in nicht ganz geringer Anzahl und an sehr verschiedenen Stellen der Erde auftauchen, darf jene Annahme aus Gründen des Analogieschlusses nicht ganz von der Hand gewiesen werden."

* * *

Die Damenakademie vom hl. Kreuz in Freiburg (Schweiz) schloß mit dem 22. Juli 1910 das sechste Jahr ihrer Wirksamkeit. Die Zahl der Hörerinnen betrug in diesem Studienjahre 53. Der Herkunft nach verteilen sich die Damen auf Deutschland, Italien, Österreich, Russisch-Polen, England und die Schweiz, darunter befinden sich auch einzelne Mitglieder von Lehrkongregationen. Die wissenschaftlichen Fortbildungskurse an der Akademie vom hl. Kreuz haben einen doppelten Zweck: erstens den Kandidatinnen des Lehramtes an höheren Mädchenschulen die entsprechende wissenschaftliche Berufsbildung zu bieten, und zweitens eine weitere wissenschaftliche Ausbildung denjenigen Damen zu verschaffen, welche nicht die Fachprüfung für das höhere Lehramt zu bestehen wünschen oder welche sich hiezu noch nicht endgültig entschlossen haben, welche aber in einzelnen, ihrer Geistesrichtung vorzugsweise entsprechenden Wissensgebieten ihre Kenntnisse zu erweitern und durch methodisches Studium zu vertiefen gedenken. Im abgelaufenen Studienjahre wurden die Vorlesungen und Übungen in der Akademie gehalten von 19 Professoren der Universität Freiburg, 3 Professoren anderer Institute und 2 akademisch gebildeten Lehrerinnen. Sie umfaßten die folgenden Gebiete: Religionswissenschaft, Philosophie, Pädagogik, deutsche, französische, italienische, englische, polnische Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie, Botanik, Zoologie, Mathematik, Physik, Chemie. Die innere Leitung der Akademie besorgen die Schwestern von Menzingen. Zu den Diplomprüfungen über die mit dem 22. Juli endenden Fachkurse haben sich 17 Akademikerinnen gestellt. Die Prüfungen haben in den abgelaufenen Jahren im ganzen recht erfreuliche Resultate ergeben und den Beweis für die stille, aber energische Studienarbeit der Akademie geleistet. Das Wintersemester 1910/11 beginnt am 18. Oktober. (Nähere Auskunft erteilt die Direktion der Akademie vom hl. Kreuz, Pérolles, Freiburg.)

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.